

PSYCHOLOGIE DER SPRACHE

Von

Dr. FRIEDRICH KAINZ

Professor an der Universität in Wien

Erster Band

Grundlagen der allgemeinen Sprachpsychologie



1 . 9 . 4 . 1

FERDINAND ENKE VERLAG STUTTGART

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1941 by Ferdinand Enke, Publisher, Stuttgart
Printed in Germany

A. Oelschläger'sche Buchdruckerei, Calw

Vorwort

Die Sprachpsychologie, deren erster Band hier vorliegt, ist aus Vorlesungen erwachsen, die ich seit mehreren Jahren an der Universität Wien zur Einführung in die Fragestellungen und Verfahrensweisen der genannten Wissenschaft gehalten habe. Es lag wohl im Sinn des seit etwa zwei Jahrzehnten besonders regen Interesses für sprachtheoretische Anliegen, daß diese Vorlesungen lebhaftem Anteil begegneten und mir aus Hörerkreisen mehrfach der Wunsch entgegengebracht wurde, ich möchte das dort Vorgetragene in Druck herausgeben. Dieser Aufforderung komme ich hiermit nach, da mir ein wahrhaft großzügiges Anerbieten des Verlags F. Enke dazu die Möglichkeit bietet.

Die äußere Form dieser freien Vorträge beizubehalten, den Stil des gesprochenen Wortes im Druck nachzuahmen, schien mir pedantisch; wohl aber legte ich Wert darauf, die innere Form dieser akademischen Lehrveranstaltungen nicht zu zerstören: der einführende Charakter sollte bewahrt bleiben, das Grundlagenmäßige und Enzyklopädische der Vorlesung, desgleichen und vor allem ihre pädagogische Haltung. Es galt, durch das ganze Buch gewisse systematische Leitgedanken hindurchgehen zu lassen, die tragenden Probleme nicht nur aufzuweisen, sondern von mehreren Seiten zu beleuchten, selbst um den Preis von Wiederholungen, deren pädagogischer Wert ja nicht gering ist. Dabei wurde Bedacht genommen, die hier vorzutragende Sprachpsychologie mit allen in Betracht kommenden Nachbarwissenschaften und Grundlagendisziplinen in engste Verbindung zu setzen: nicht nur mit sämtlichen Richtungen und Teilgebieten der allgemeinen Psychologie sowie mit der allgemeinen und geschichtlichen Sprachwissenschaft, der Linguistik und Philologie, sondern auch mit Ethnologie, Kulturkunde, Gesellschaftslehre, Anthropologie, genetischer Zoologie, Paläobiologie, Prähistorie, sodann mit der Sprachpathologie und deren medizinischen Grundwissenschaften (Neurologie und Psychiatrie), vor allem aber mit der in unseren Tagen zu solch bedeutsamer Höhe gelangten ontozentrischen Sprachtheorie, deren Ergebnisse hier mit aller Einläßlichkeit zur Grundlegung einer in manchen Zügen neugesehenen Sprachpsychologie ausgewertet wurden. Vergleicht man das hier Gebotene mit den Werken der klassischen Sprachpsychologie, wie sie etwa durch

Wundts Monumentalwerk vertreten wird, so dürfte wohl deutlich werden, daß gerade durch das Heranziehen bestimmter bislang nicht genügend verwerteter Grundlagenwissenschaften manch neuer und verheißungsvoller Forschungsweg erschlossen wird, obgleich nicht alle der aufgewiesenen Möglichkeiten bis zu Ende verfolgt werden konnten.

Erstrebt, wenn auch sicherlich nicht völlig erreicht, ist ein gewisser totaler Charakter der vorliegenden Sprachpsychologie. Diese nach Möglichkeit universale und umfassende Ausrichtung ist das äußere Gegenstück zu der inneren Wesenshaltung: der bewußt und streng festgehaltenen ganzheitstheoretischen Einstellung. Damit sowie mit dem ständig wirkenden Ehrgeiz, die Grundlagen möglichst trag- und bestandfähig aufzuführen, sind als unvermeidbare Folgerungen gewisse Wesenszüge in Anlage und Durchführung der Arbeit verbunden, auf die im Vorwort hingewiesen werden muß. Mehrfach war unsere Darstellung genötigt, das im engeren Sinn sprachpsychologische Themengebiet zu verlassen und in die Bereiche sprachwissenschaftlicher und -philosophischer, etwa sprachlogischer und -ästhetischer Erwägungen überzugreifen, desgleichen die sprachpsychologischen Erörterungen durch denk-, kultur- und entwicklungspsychologische Forschungsarbeit zu ergänzen. So etwa im Abschnitt über das Wesen der Sprache, wo es eine Reihe sprachpsychologischer Grundeinsichten mit den Mitteln einer ontozentrischen Sprachtheorie zu erwerben und zu sichern galt.

Das vorliegende Buch ist der Beginn eines mehrteiligen Werkes, über dessen Anlage und Gliederung hier einiges Vorbereitende gesagt werden muß. Der den ersten Band füllende erste Teil errichtet in einer Wissenschaftslehre der Sprachpsychologie die methodischen und thematischen Grundlagen der genannten Disziplin, außerdem sucht er durch die Beantwortung der Fundamentalfragen nach Wesen, Leistung und Ursprung der Sprache sichere Ausgangserkenntnisse für die weitere sprachpsychologische Forschungsarbeit zu gewinnen. Als zweiter Teil folgt eine vergleichende Sprachpsychologie. Die Sprache des Kindes, der Primitive, der Apathiker und Dementen, die Verständigungssysteme der Tiere erfahren hier einläßliche Betrachtung, desgleichen Zeichengefüge einfacherer Art (Gebärden- und Tonsprache) sowie die Minimum- und Reduktionsformen der Vollsprache. In einem anschließenden genetischen Teil werden allgemeine Gesetzlichkeiten der Sprachentwicklung vorgeführt, zugleich wird die Ursprungsfrage neuerdings aufgegriffen und durch eine auf dem Weg vergleichender Betrachtung gewonnene Zusammenschau der Abbauerscheinungen gefördert. Der in mehrere Unterabschnitte gegliederte dritte Teil beschäftigt sich mit den Anliegen der angewandten Sprachpsychologie, und zwar folgenden: 1. dem differentiellpsychologisch-charakterologischen Problembereich. Das Verhält-

nis zur Sprache ist ein vielsagender Test, der — wie etwa die Arbeitsweisen der Heerespsychologie unserer Tage zeigen — mit Gewinn zu individualdiagnostischen Zwecken herangezogen werden kann. Auch die Typologie der Personalstrukturen vermag von hier aus weitgehend gefördert zu werden. Der zweite Unterabschnitt befaßt sich mit den forensischen Anwendungen sprachpsychologischer Forschung, vor allem mit den Problemen des Verhörs, der (Zeugen-)Aussage und den sprachpsychologischen Beiträgen zur Tatbestandsdiagnostik, die ja insgesamt nicht lediglich als juristische, sondern auch als (sprach-)psychologische Anliegen zu gelten haben. Thema des dritten Teilkapitels sind die medizinisch-ärztlichen Anwendungsmöglichkeiten der Sprachpsychologie: Logopädie, Sprachneurologie, Apathiker- und Taubstummenunterricht; die nichtärztliche Heilpädagogik sprachabnormer und -pathologischer Erscheinungen schließt sich an. Sprachpsychologische Kenntnisse sind aber nicht nur für die Heilmaßnahmen, sondern auch schon für die Feststellungs-(Explorations)methoden wichtig. Man denke an die zur Ermittlung der Schwachsinngrade und weiter der Intelligenz überhaupt ausgebildeten Tests (Bourdonprobe, Masselontest usw.), bei denen die Sprache eine Rolle spielt. Im Anschluß daran soll einiges Grundsätzliche über die Verwendung solcher die Sprache in ihren Dienst nehmenden Tests gesagt werden. Desgleichen bietet sich hier Gelegenheit zur Erörterung sprachlicher Fehlleistungen (Versprechen, Verschreiben usw.), die ein interessantes sprachpsychologisches Problem darstellen, obgleich man ihre Bedeutung für tiefenpsychologische Diagnostik nicht überschätzen darf. Das der normalen Sprachpädagogik gewidmete vierte Kapitel sucht Folgerungen für den Sprachunterricht zu gewinnen; es beschäftigt sich mit den Grundfragen des Spracherwerbs und der Sprachvermittlung; insbesondere mit dem Problem des fremdsprachlichen Unterrichts. Als Einleitung dient diesen vier Abschnitten unserer angewandten Sprachpsychologie eine Darstellung des psychophysischen Vorgangs beim Sprachgebrauchen (Sprechen und Sprachverstehen, Lesen und Schreiben), da man das hier wirksame zentrale und peripherische Geschehen in seiner normalen Beschaffenheit kennen muß, wenn man die noch innerhalb der Streuungsbreite des Normalen möglichen Varianten sowie die pathologischen Abweichungen richtig erkennen und bewerten will, desgleichen wenn es pädagogische Maßnahmen zu treffen gilt. Den letzten Teil bildet die spezielle Sprachpsychologie. Hier kommen die Beziehungen zwischen Sprache und Volksgeist zur Erörterung. Das Verhältnis zwischen Sprachpsychologie einerseits, Volks- und Rassenpsychologie andererseits wird sowohl grundsätzlich klargelegt, als auch am Fall einer Psychologie der deutschen Sprache exemplifiziert. Es soll zu zeigen versucht werden, inwiefern die Sprache als Erzeugnis und Ausdruck der Struktur einer

völkischen Psyche gelten kann, wie eine nationale Eigenart und Wesenheit sich in ihr formbedingend auswirkt. Neben den in den vorhergehenden Teilen mehrfach zur Geltung gebrachten völkerpsychologischen Gesichtspunkt tritt hier der volkpsychologische und -charakterologische. Thema ist die seelische Grundstruktur des deutschen Volkes und deren schöpferische Bekundung im Bereich des Sprachlichen.

Dieser vorschauende Rechenschaftsbericht über die zu behandelnden Gegenstände und Aufgaben läßt wohl schon deutlich werden, daß unsere Sprachpsychologie nicht nur um weitgehende Universalität und Vielseitigkeit bemüht ist, sondern auch gewisse Ergänzungsleistungen zu vollbringen sucht, indem sie vor allem solche Fragenbereiche zu bearbeiten unternimmt, die in den bisherigen sprachpsychologischen Werken entweder gar nicht oder bloß recht stiefmütterlich behandelt worden waren. Umgekehrt wird anderes, was zulängliche Behandlung bereits erfahren hat, hier minder einläßlich dargestellt. Zu diesem letzteren Problemkreis gehört: das Gesamtgebiet der psychologischen Grammatik, die Psychologie des Laut- und Bedeutungswandels sowie die Psychophysiologie des zentralen und peripherischen Geschehens beim normalen und pathologischen Sprech- und Verstehensvorgang. Es konnte sich eben nicht darum handeln, gewisse Leistungen, die in den Standardwerken von Wundt, Dittrich, Paul, Gabelentz, Gutzmann, Gardiner, Delacroix, Pillsbury-Meader, Havers usw. aufs eingehendste und in mancher Hinsicht kaum überbietbar erbracht worden sind, nochmals in Angriff zu nehmen. Wichtiger schien es mir, die zahlreich vorhandenen Lücken auszufüllen. Natürlich erfahren die soeben genannten Themen auch hier ihre Behandlung: ohne ihre Erörterung wäre eine Sprachpsychologie ja heillos unvollständig und würde zudem der Aufgabe einer Einführung nicht genügen. Aber diese bisherigen Hauptprobleme der Sprachpsychologie sind hier nicht in den Mittelpunkt gerückt und außerdem erscheinen sie zumeist in neuer Einbettung. Die Raumzuweisung an die einzelnen Teilabschnitte richtet sich nicht nur nach pädagogischen Erwägungen, sondern auch nach der Tatsache, welches Ausmaß an Erörterungen ihnen bislang zuteil geworden ist. So werden etwa die zur Genüge behandelten Primärfunktionen der Sprache minder eingehend dargestellt als die sogenannten sekundären.

Die erstrebte Vielseitigkeit der Berichterstattung über vorhandene sprachpsychologische Forschungsarbeit machte es nötig, im wissenschaftstheoretischen Kapitel eine Reihe von Erscheinungen anzuführen, die als gleichwichtig oder auch nur gleichberechtigt anzusehen, ich weit entfernt bin. Die Mannigfaltigkeit der vorgeführten Verfahrensweisen und Gesichtspunkte darf nicht darüber täuschen, daß ich eine Einheit der Sprachpsychologie für möglich und nötig halte, daß ich ein Nebeneinander verschiedener gleichwichtig genommener „Richtungen“ ebenso ablehne wie

ich das damit im Zusammenhang stehende Krisengerede für überflüssig erachte. An dieser einheitlichen Neuausrichtung der Sprachpsychologie wird die deutsche Forschungsarbeit mit den für sie maßgebenden Gesichtspunkten entscheidend beteiligt sein: das ist mir völlig klar. Meine persönliche Stellungnahme zu diesen Anliegen wird — nachdem der erste Band die undankbarere Aufgabe des Errichtens der Vorwerke zu übernehmen hatte — der einer Psychologie der deutschen Sprache gewidmete Schlußabschnitt bringen. Dort wird manches zu leisten sein, was hier notgedrungen noch aussteht. Es wird gezeigt werden, daß Sprachpsychologie nicht nur in der Beschreibung der beim Sprachgebrauchen ins Spiel tretenden Bewußtseinserlebnisse zu bestehen hat, sondern eine verstehende Deutung dieser Erlebnisse und damit eine Sprachdeutung geben muß. Schließlich werden die Aufgaben einer deutschen Sprachpsychologie methodisch zu erörtern und sachlich durchzuführen sein.

Zur Anlage des vorliegenden Buches und der übrigen Teile darf vielleicht noch gesagt werden, daß hier Bericht und Darstellung mit ausgedehnter eigener Forschungsarbeit verbunden sind. Wenn die letztere nicht so augenfällig zur Geltung gebracht wurde, als dies möglich gewesen wäre, so lag dies vor allem daran, daß Gründe des Raums hier weitgehende Zurückhaltung erforderten. So mußte ich etwa zu meinem Bedauern das gesamte Protokollmaterial meiner eigenen sprachpsychologischen Experimente unveröffentlicht lassen, da es den Umfang der Bände weit über das zulässige Ausmaß aufgeschwellt haben würde. Mit kurzen Hinweisen auf eigene Arbeit habe ich mich überall dort begnügt, wo diese sich mit minder zentralen Anliegen der Sprachpsychologie beschäftigte. Denn das muß gleichfalls erwähnt werden: die erstrebte enzyklopädisch-vielseitige Grundhaltung ist keine *Handbuch-Enzyklopädie*. Ich mußte manche Fragestellung, manches Forschungsergebnis unerwähnt lassen, um die tragenden Grundeinsichten in eingehender Erörterung herausstellen zu können und hier mit Beispielen nicht sparen zu müssen.

Die Vollendung des Gesamtwerks nach Möglichkeit zu fördern, wird meine wichtigste Aufgabe sein. Das Manuskript des folgenden Bandes liegt im wesentlichen fertig vor. Es kommt in Druck, sobald mir die Beendigung eines wissenschaftlichen Kriegseinsatzes Gelegenheit gibt, letzte Hand anzulegen.

Zum Schluß noch meinen aufrichtigen Dank allen denjenigen, die das vorliegende Buch durch sachliche Auskünfte oder durch Mithilfe bei der Korrektur gefördert haben sowie dem Herrn Verleger, dessen tatkräftiger Anteil das Erscheinen des Werks ermöglichte.

Wien, November 1940.

Friedrich Kainz

Inhaltsverzeichnis

	Seite
I. Hauptstück: Wissenschaftslehre der Sprach- psychologie	
A. Wesen, Ziele und Aufgaben der Sprachpsychologie	1
1. Einleitung	1
2. Zur Wesensbestimmung der Sprachpsychologie	4
3. Völkerpsychologie der Sprache	12
4. Irrige Meinungen	15
5. Die verschiedenen Seiten der Sprache	18
6. Die Sprachpsychologie im System der gesamten Sprachwissen- schaft	24
7. Das Forschungsgefüge der Sprachpsychologie	27
8. Wissenschaftstheoretische Rechtfertigung	31
B. Arbeitsrichtungen und Verfahrensweisen	34
1. Vorbemerkungen	34
2. Erlebnispsychologische Methoden	35
a) Selbstbeobachtung und Fremdbeobachtung	35
b) Experimentelle Sprachpsychologie	38
3. Verhaltenspsychologische Methoden: der Behaviorismus	53
4. Sprachpsychologie vom Gegenstand her	59
a) Allgemeines	59
b) Psychologische Grammatik	60
c) Zum Abschluß des ersten Hauptstücks	65
II. Hauptstück: Das Wesen der Sprache	
A. Die Zeichennatur der Sprache	67
1. Das Problem der Definitionen	67
2. Vorläufige Zusammenfassung	72
3. Über Zeichen im allgemeinen	75
4. Die Besonderheit der Sprachzeichen	79
5. Versuche und Beobachtungen	90
B. Der Aufbau des sprachlichen Zeichensystems	92
1. Vorbemerkung	92
2. Der Laut	93
3. Das Wort	97

	Seite
4. Flexion und grammatische Formmittel	100
5. Wortgruppen	105
6. Zur Syntax im allgemeinen	106
7. Wort und Satz	109
8. Das Wesen des Satzes	112
9. Das Ganze und die Teile	115
10. Einiges aus der Sprachpathologie	119
11. Wort und Satz in genetischer Hinsicht	121
C. Sprache und Anschauung	125
1. Die Fragestellung	125
2. Die Anschaulichkeitslehre	125
3. Widerlegung der Anschaulichkeitslehre	126
4. Dichtersprache und Anschauung	131
5. Philologische Gegengründe	134
6. Experimentaluntersuchungen	137
7. Die Verhältnisse bei den Eidetikern	140
D. Sprechen und Denken	142
1. Fragestellungen und Standpunkte	142
2. Experimentelles	146
3. Pathologische Erfahrungen	147
4. Entwicklungsgeschichtliches	151
5. Sprache und Denkökonomie	155
6. Sprache und abstrakte Begriffe	158
7. Sprachfreies Denken	162
8. Ein vermittelnder Standpunkt	165
III. Hauptstück: Die Leistungen der Sprache	
A. Die primären Sprachfunktionen	172
1. Die dialogischen Sprachfunktionen	172
a) Allgemeines	172
b) Überblick über die Funktionstheorien	174
c) Psychologische Zuordnungen	176
d) Die Kundgabe	179
e) Die Auslösung (der Appell)	182
f) Bericht und Information	183
2. Die monologischen Sprachfunktionen	185
a) Allgemeines	185
b) Der Ausdruck	187
a) Zur Begriffskritik	187
β) Entwicklungspsychologisches	189
γ) Zur Psychologie von Ausdruck und Kundgabe	193

	Seite
δ) Zur Psychologie des Fluchens	195
ε) Randerscheinungen des Sprachlichen	197
ζ) Zur Psychologie der Interjektion	205
c) Der innere Appell	212
d) Sprache als Denkhilfe und Bewußtseinsstütze	215
B. Die sekundären Sprachfunktionen	219
1. Begriff der sekundären Sprachfunktionen	219
2. Die ästhetische Sekundärfunktion	222
3. Die ethische Sekundärfunktion	224
a) Die Fragestellung	224
b) Grammatisches	224
c) Euphemismus und Litotes	226
d) Die Höflichkeitssprache	231
e) Sprachliche Lügenerscheinungen	232
f) Der linguistische Skeptizismus	234
g) Sophismen, Doppel- und Hintersinn	235
h) Vergleich und Metapher	238
i) Die Hyperbel	241
j) Ästhetische Rücksichten	244
4. Das magisch-mythische Verhältnis zur Sprache	245
a) Allgemeines	245
b) Sprache, Mythos, Religion	246
c) Sprach-Tabu	248
d) Decknamen	251
e) Gesellschaftliche Tabu-Erscheinungen	255
5. Die logisch-alethische Sekundärfunktion	258
a) Allgemeines	258
b) Zur Kritik der Sprache	261
 IV. Hauptstück: Die Entstehung der Sprache 	
A. Zur Frage des Forschungsverfahrens	267
B. Psychologie und Sprachursprungsforschung	270
C. Die Sprache als Superstruktur	274
D. Sprache als motorisches Geschehen	278
E. Sprachfunktionen und Sprachursprung	280
F. Die Beschaffenheit der Urlautgebilde	286
G. Elementargedanken der Sprachentstehung	292
H. Überleitung zu vergleichend-psychologischen Untersuchungen	298
Exkurs: Sprachursprungstheorien der generellen Normal- psychologie	302
J. Paläopsychologie der Sprachanfänge	309

	Seite
1. Vorbemerkungen	309
2. Paläobiologisches (Die physische Menschwerdung)	312
3. Paläopsychologisches (Der geistige Aufstieg der Menschheit)	319
4. Die Sprachursprungslehre der Paläoanthropologie	323
5. Zur Sprache der Anthropoiden und Hominiden	327
6. Monogenese oder Polygenese	334
7. Exkurs über Gleichförmigkeitserscheinungen	340
Anmerkungen und Schrifttumsnachweise	345
Sachverzeichnis	366

Wissenschaftslehre der Sprachpsychologie

A. Wesen, Ziele und Aufgaben der Sprachpsychologie

1. Einleitung

Die als „Sprache“ bezeichnete Tatsache unseres psychischen (seelisch-geistigen) und kulturellen Lebens ist so vielseitig in das Gefüge der Bekundungen unseres Menschentums verflochten, daß sie von mannigfachen Gesichtspunkten betrachtet zu werden vermag und verschiedene Standpunkte es ermöglichen, über sie sinnvolle Aussagen zu machen. Sie ist Gegenstand mehrerer Wissenschaften geworden, deren Zuständigkeitsbereiche und Zielsetzungen es zu klären gilt, sowie man es unternimmt, im Sinne wechselseitiger Erhellung und Kontrastabhebung die Aufgaben einer von diesen zu bestimmen. Über diese Dinge herrscht keine völlige Klarheit, und so erscheint es denn angezeigt, ihnen in einläßlicher wissenschaftstheoretischer Erörterung auf den Grund zu gehen. Das soll im folgenden geschehen.

Da kann man vielleicht den Einwand hören, was es denn hier viel zu überlegen und zu definieren gäbe. Sprachpsychologie sei einfach die Anwendung psychologischer Probleme und Methoden auf die Sprache. In diesem Sinn bestimmt J. Wagner¹⁾ die Sprachpsychologie als Übertragung psychologischer Fragestellungen auf die Problematik der Sprachwissenschaft. Er rechnet sie einer ersten Gruppe innerhalb der angewandtpsychologischen Teildisziplinen zu, bei denen es sich um Anwendung der Psychologie auf Kulturgebiete handelt, die selbst der seelischen Wirklichkeit angehören. Damit tritt die Sprachpsychologie in eine Reihe mit Religions-, Moral-, Kunst-, Kultur- und Sozialpsychologie. Diese Definition besagt indes zu wenig. Als tautologische Begriffsbestimmung erhält sie ihren Aussagewert erst von den Sinnerfüllungen, die man den zentralen Begriffen „Sprache“ und „Psychologie“ zuteil werden läßt, wobei außerdem noch zugesehen werden müßte, ob durch deren Verbindung eine eigenartige, bestandfähige und selbständige wissenschaftliche „Gestaltqualität“ herauskommt, ob auf diesem Wege gegenüber dem von anderen mit der

Sprache beschäftigten Wissenschaften erbrachten Einsichtsgewinn neue Erkenntnisse erworben werden können. Gehört der psychologische Aspekt zu denjenigen, unter welchen sich die Sprache *fruchtbar bearbeiten läßt* oder versagt sie sich ihm? Tatsächlich glauben manche Linguisten das letztere, so etwa B. Delbrück²⁾ und K. Voßler³⁾.

Dazu gilt es nun Stellung zu nehmen. Zunächst einmal sei gesagt, daß diese Skepsis verwunderlich erscheinen muß. Denn die Sprache — wie immer man sie definieren mag — ist doch jedenfalls *eine Erscheinung* innerhalb des menschlichen Geistes- und Seelenlebens, ein Tatbestand, dessen Ursprung, Wesen und Gesetzlichkeit im Bereich des Psychischen liegen. Beim Sprachgebrauchen (Sprechen und Verstehen) sind doch wesentliche psychische Funktionen und Dispositionen im Spiel, außerdem bestehen sicherlich enge Zusammenhänge zwischen Sprechen und Denken, Sprachverständnis und apperzeptiven, assoziativen und reproduktiven Vorgängen. Und weiter ist die Sprache die spezifisch menschliche Geistes- und Kulturerrungenschaft, die an sämtlichen übrigen Geistestätigkeiten und Kulturleistungen maßgebend und schöpferisch beteiligt ist. Das wird auch von den meisten Sprachwissenschaftlern zugegeben. Die Äußerungen der genannten Forscher sind daher weniger als sachliche Einwände gegen die Psychologie und die von hier aus erfolgende Bearbeitung der Grundfragen des Sprachlebens, denn als Ressentimentbekundungen gegen die Leistungen bestimmter Psychologen aufzufassen.

Die eben erwähnten Zusammenhänge machen deutlich, daß man Sprachpsychologie von zwei Zielsetzungen aus betreiben kann: in bezug auf die Sprache sowie in bezug auf die Psyche und die Wissenschaft davon. Man kann die Sprache mit psychologischen Forschungsmitteln bearbeiten, um gewisse Seiten an ihr zu erfassen, die auf andere Weise nicht zu bewältigen sind. Hier handelt es sich um eine erweiterte Erkenntnis der Sprache, eine Ausdehnung des Blickfelds durch Einbeziehen des psychologischen Aspekts. Die Linguistik vermag sich nicht alles dessen zu bemächtigen, was an und in der Sprache tatsächlich vorhanden ist. Denn sie hat es ja ausschließlich mit den Sprachgebilden, der Sprache als Ergon zu tun; dem sprechenden Menschen, der Sprache als Tätigkeit, Energieia und psychophysischem Vorgang wird sie nicht gerecht, desgleichen nicht den seelischen Hintergründen, die hinter der Sprache und dem sprachlich formulierten Denken stehen⁴⁾. In den Erscheinungen des Laut- und Bedeutungswandels, den Analogiebildungen, den Kontaminationen, Assimilationen usw. wirken sich psychologische Gesetzmäßigkeiten aus, die es zu kennen gilt, wenn man diese sprachlichen Phänomene verstehen will. Nun könnte man freilich sagen: was der Sprachwissenschaftler übrig läßt, verwaltet der philosophische Sprachtheoretiker. Da sich indes neben die allgemeine Philosophie eine Psychologie mit eigenen Methoden, Grundbegriffen und

Verfahrensweisen zu stellen vermag, so wird auch auf dem Sondergebiet der Sprache die Rechtslage keine andere sein, auch hier wird neben der Sprachphilosophie eine Sprachpsychologie eigene Zielsetzungen für sich in Anspruch nehmen können, was unschwer zu erweisen ist. Somit bleibt die Sprachpsychologie — wohlgemerkt, hier liegt der Ton auf dem Bestimmungswort — als berechtigtes wissenschaftliches Unterfangen in Geltung. Betont man das Grundwort — Sprachpsychologie — so hat man den zweiten der möglichen Aspekte. Hier wird die Sprache nicht deshalb psychologisch betrachtet, um über sie selbst Aufschluß zu gewinnen, sondern in diesem Fall ist sie für den Psychologen bloß Gegenstandsgebiet, das er zur Gewinnung von außersprachlichen (d. h. nicht in erster Linie auf Sprachliches bezogenen) Einsichten benutzt. Nicht die Sprache als solche ist hier wichtig, sondern von dieser Schöpfung des menschlichen Geistes aus will man Aufschlüsse über diesen selbst erhalten. Das ist in vielen Fällen ohneweiters möglich. Denn — um ein Wort von Gabelentz⁵⁾ zu gebrauchen — in der Sprache beruht alles auf psychologischen Ursachen und gewährt Rückschlüsse auf solche. Seit langem hat eine anthropologisch interessierte Psychologie und Philosophie von der Sprache als dem innersten und kennzeichnendsten Erzeugnis des Menschen auf dessen Sonderartung gegenüber den anderen Lebewesen zu schließen versucht. Aber auch für speziellere Anliegen bildet die Sprache das geeignete Ausgangsgebiet. So macht sich etwa der Psychologe das Verhältnis von Begriff und Vorstellung an den experimentell untersuchbaren Beziehungen klar, die zwischen Sprache und Anschauung bestehen. Jeder Denkpsychologe, der sich über Begriffsbildung und die Gesetze des geordneten Denkverlaufs informieren will, muß sich wie der um Wesen und Leistung des Gedächtnisses bemühte Reproduktionspsychologe auf dem Weg sprachpsychologischer Versuche den ihm wichtigen allgemeinpsychologischen Sachverhalten zu nähern suchen. Noch andere Auswertungen der Sprache sind möglich. So kann man etwa die Sprache als charakterologischen Test verwenden und von ihr aus auf Temperament und Charakter des Sprechenden schließen. Hier haben wir Indizien und Symptome, auf die sich nicht nur die populäre Psychognose des Alltags, sondern auch die Wehrmachtspsychologie unserer Tage stützt, für deren ausdruckspsychologische Bemühungen die Sprache als Quelle und Testmaterial wichtig wird. Tonfall, Sprechmelodie und -rhythmus, Wortwahl und -fügung usw. sind bedeutsame Ausdrucksformen, von denen aus sich etwas über die psychische Struktur des Subjekts sagen läßt, wie z. B. Rieffert⁶⁾ überzeugend darzutun vermochte. Bei diesen Schlüssen von objektiven geistigen Gebilden auf das sich mit ihrer Hilfe ausdrückende Subjekt handelt es sich um physiognomische Deutungen im Sinne H. Freyers⁷⁾. Echtheit oder Unechtheit einer Aussage, eines Berichts, eines Bekenntnisses

vermag von Seite des Sprachlichen mit Erfolg geprüft zu werden. Als Beispiele für derartige Zielsetzungen seien die Arbeiten von H. Fuchs⁸⁾ und A. Busemann⁹⁾ genannt. Auch in anderer Hinsicht gibt die Sprache Aufschluß über psychische Zustände. Ein Studium der Sekundärempfindungen, Synästhesien und Analogien der Empfindungen wird als wichtiges Material die Metaphern der Sprache heranziehen müssen.

Um es zusammenzufassen: die Sprachpsychologie will der Sprache als psychischer Tatsache in ihrer Bedeutung für den Organismus gerecht werden. Sie will über Wesen, Leistung, Ursprung und Entwicklung der Sprache Aufschlüsse gewinnen, indem sie zusieht, welche psychischen Kräfte in ihr wirksam sind. Lediglich auf die Prozesse und Vorgänge im Bereich des Psychischen kommt es ihr an, nicht auf die zeichenhaften Gebilde als solche (Phoneme, Worte, Formmittel, Syntaktisches), die zum Zweck der Verständigung aufgeboten werden. Für die um allgemein seelenkundliche Fragen bemühte Sprachpsychologie ist die Sprache in erster Linie Quellenmaterial. Selbstverständlich sind Verbindungen der beiden Zielsetzungen möglich, ja bei einem Psychologen von umfassendem Interesse wird eins ins andere greifen. In der Sprache spiegelt sich die Vorstellungswelt eines Menschen. Daher kann man von lexikalischen Beständen aus etwas über den geistigen Besitz eines Individuums und der hinter ihm stehenden Sprach-(Volks-)gemeinschaft erfahren, umgekehrt vermag die Kenntnis der Gesetzlichkeit des Vorstellungslebens Aufschlüsse über bedeutungspsychologische Fragen zu gewähren. Im Wandel der Wortbedeutungen bekunden sich die Gesetze der Veränderung der Vorstellungen, wie sie unter Einfluß der wechselnden Assoziations- und Apperzeptionsbedingungen zustandekommen.

Manchmal überschneiden sich sprach- und allgemeinspsychologische Themenbereiche. So ist — wie S. Fischer¹⁰⁾ hervorhebt — die Frage nach den Gesetzen des verständnisvollen Erfassens einer Rede ein sprachpsychologisches Anliegen, zugleich aber ein solches der Denkpsychologie; denn das Erfassen des Sinnes einer Sprachfügung ist ein Denkprozeß. Das Sprechen eines Wortes, also gleichfalls ein Vorgang, dessen Erhellung der Sprachpsychologie zukommt, setzt die Aktualisierung von Gedächtnisdispositionen der Wortvorstellung voraus, ein Erlebnis, auf dessen Behandlung die allgemeine Psychologie den gleichen Anspruch erheben darf.

2. Zur Wesensbestimmung der Sprachpsychologie

Bevor wir daran gehen, die Aufgaben der Sprachpsychologie im einzelnen darzulegen, sehen wir uns einige der im Fachschrifttum gegebenen Wesensbestimmungen der Sprachpsychologie und die dort vorgenommenen Themenzuweisungen an. Geschichtliche Interessen liegen uns dabei fern. Wie sich die modernen Standpunkte seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert entwickelt haben, zeigen verschiedene Arbeiten, von denen ich meine

Schrift¹¹⁾ über die Sprachpsychologie der deutschen Romantik sowie den Aufsatz von O. Dittrich¹²⁾ „Sprachwissenschaft und Psychologie“ erwähne.

Nach Ph. Wegener¹³⁾ ist die Sprachpsychologie ein Teil der Sprachbiologie, der Wissenschaft vom Sprachorganismus. Sie bildet das Gegenstück zur Phonetik, deren Gegenstand die physiologische Faktorengruppe der Sprachtätigkeit ist. Genauere Bestimmungen gibt Wundt¹⁴⁾ in seiner programmatischen Schrift „Sprachgeschichte und Sprachpsychologie“. Beide im Titel genannten Disziplinen behandeln verschiedene Forschungsaufgaben; keine von ihnen kann die andere ersetzen oder entbehren. Der Psychologe braucht das von der historischen Linguistik erarbeitete Tatsachenmaterial und der Sprachgeschichtler kann auf die psychologische Deutung nicht verzichten. Denn die Ursachen, welche die geschichtliche Entwicklung der Sprache bestimmen, sind psychische Kräfte, und sowie der Linguist zu einer inneren Geschichte der Sprache hinstrebt, also zu einer ursachmäßigen Deutung der Gründe der einzelnen Entwicklungsvorgänge, muß er psychologische Argumentationen in seinen Dienst stellen. In noch höherem Maß bedarf der Psychologe der Sprache (und damit der Ergebnisse der Sprachwissenschaft), so etwa, wenn es sich darum handelt, eine haltbare Psychologie der zusammengesetzteren geistigen Vorgänge zu schaffen. Die Sprachpsychologie darf nicht lediglich darin bestehen, daß die Erkenntnisse der Psychologie auf die Sprache angewendet werden, wie das die Angehörigen der Herbart'schen Tradition taten; weit wichtiger ist die andere Zielsetzung, daß die von der Sprachwissenschaft festgestellten Tatsachen für psychologische Erkenntnisse ausgewertet werden. Wundt betont, daß er in seiner Sprachpsychologie die Gesetze der elementaren Assimilationen, Assoziationen usw. aus den sprachlichen Erscheinungen selbst erschlossen habe.

Sein sprachpsychologisches Hauptwerk¹⁵⁾, über dessen völkerpsychologische Methode noch zu reden sein wird, behandelt die Sprache nicht so sehr psychologisch-funktional mit Rücksicht auf die beim Sprachgebrauchenden Individuum ins Spiel tretenden Vorgänge, sondern gibt eine Linguistik vom gemeinschaftspsychologischen Gesichtspunkt. Es wird gezeigt, wie sich die für alles Sprechen wesentlichen psychischen Funktionen und Dispositionen in Aufbau und Entwicklung der Sprache äußern mußten. Die Struktur der Sprache — und keineswegs bloß ihr zentraler Aufbau, den er merkwürdig stiefmütterlich behandelt — vom psychologischen Aspekt aus betrachtet, ist sein Thema. Neben einer Entstehungs- und (was für seinen Evolutionismus die Hauptsache ist) Entwicklungslehre der Sprache gibt er eine sehr vollständige psychologische Grammatik und eine Bedeutungslehre. Am Anfang steht eine allgemeine Theorie der Ausdrucks-

bewegungen und Affektäußerungen, dann folgt eine Theorie der Gebärdensprache. Dieser schließt sich die Erörterung der Sprachlaute an, wobei behandelt werden: Stimmlaute im Tierreich, Sprachlaute des Kindes, Naturlaute der Sprache und ihre Umbildung, Lautnachahmungen in der Sprache. In einem Kapitel über den Lautwandel sucht er die von der Sprachwissenschaft festgestellten lautgesetzlichen Änderungen psychologisch zu erklären. Kontakt- und Fernwirkungen der Laute werden auf die sich hier bekundende psychophysische Gesetzlichkeit gemustert. Unter dieser Zielsetzung werden in umfangreichen Abschnitten Wortbildung, Wortformen, Satzfügung und Bedeutungswandel betrachtet; ein sprachgenetisches Kapitel bildet den Schluß.

Schüler Wundts und Werkfortsetzer seiner sprachpsychologischen Interessen ist O. Dittrich¹⁶). Von ihm haben wir ein großes Werk „Grundzüge der Sprachpsychologie“, das aber trotz seines gewaltigen Umfangs nicht über „Einleitung und allgemeinspsychologische Grundlegung“ hinausgediehen ist. Wir greifen aus seiner übereinläßlichen Methodenlehre nur wenige Sätze heraus. Die Psychologie, deren Gegenstand Bewußtseinsvorgänge jeder Art sind, zerfällt u. a. in Individual- und Gemeinpsychologie. Die Sprachpsychologie ist ein Teil der letzteren, denn die sprachlichen Erscheinungen sind durch das Zusammenleben der Individuen bedingt. So wie der Sprachpsychologe die ihm zufallenden Tatsachen erklären will, muß er indes auf die allgemeinen Entwicklungsgesetze des individuellen Bewußtseins zurückgreifen. Die Aufgabe der Sprachpsychologie wird folgendermaßen bestimmt: „Die Sprache als eine menschliche, bzw. tierische Leistung unter anderen solchen Leistungen in ihrer Bedingtheit durch die psychophysische Organisation und Wirksamkeit der sprachlich tätigen Individuen so darzustellen, daß dabei der Weg vom Auszudrückenden zum Ausdruck, vom Ausdruck zum Eindruck, von da zur dispositionellen Erhaltung bzw. zur Veränderung oder zum Untergang alles dessen im vollen Umkreis der (Mehr-)Individual- und der kosmischen Organisations- und Wirksamkeitsbedingtheit eingehalten werde“. In einem kleinen Buch der Folgezeit¹⁷) „Die Probleme der Sprachpsychologie und ihre gegenwärtigen Lösungsmöglichkeiten“ führt er eine früher begonnene methodische Neuorientierung der Sprachpsychologie weiter. Diese ist nicht nur eine psychologische Teildisziplin, sondern ebenso sehr ein legitimer Teil der Sprachwissenschaft, woraus sich für sie bestimmte Folgerungen ergeben. Mit seiner Einteilung des sprachpsychologischen Gegenstandsbereichs ist er ohne Nachfolge geblieben. In den Vordergrund der Thematik stellt er die von ihm so bezeichneten phylontogenetischen Probleme. Dieser Name erklärt sich so. An dem sprachlichen Grundphänomen brauchen grundsätzlich nur je zwei Individuen beteiligt zu sein; immerhin ist damit bereits der Keim zur Beteiligung einer größeren Masse (*φύλον*) von Individuen

gelegt, aber andererseits ist dabei noch die Tätigkeit des Einzelindividuums (*δν*) ersichtlich. Hieher gehören die Probleme des Sprachverstehens, der Spracherlernung sowie das Zentralproblem der übereinstimmenden Bedeutung der dem Sprechenden und dem Angesprochenen zur Verfügung stehenden Worte. Zur ontogenetischen Problematik gehört dasjenige am Sprechvorgang, wobei der Sprecher von der Mitwirkung des Angesprochenen unabhängig ist. Bei der phylogenetischen Problematik handelt es sich um die Massenwirkungen im Bereich des Sprachlichen, ferner um das Verhältnis des Sprachusus zur individuellen Sprechfähigkeit.

Die Sprachpsychologie des Ohrenarztes und Logopäden H. Gutzmann¹⁸⁾, die sich in theoretischer und methodischer Hinsicht wenig Gedanken macht, führt zunächst die Eingangspforten der Sprache vor; sie zeigt, auf welchen Wegen die sprachlichen Perzeptionen zustandekommen. Dann wird der Weg verfolgt, wohin die Perzeptionen der Lautsprache geleitet werden, welche Spuren (Remanenzen) sie hinterlassen, wo sich diese lokalisieren, wie sie sich gegeneinander abtrennen und architektonisch aufbauen. Sodann werden die Wege erforscht, auf denen von inneren Anstößen her (Anstößen, die jenem inneren Aufbau ihre Entstehung verdanken) Erregungen erfolgen, die wieder die Sprechwerkzeuge in Bewegung setzen.

Als Ganzes durchaus abzulehnen ist ein anderes Werk der medizinischen Sprachpsychologie: die „Psychologie der Sprache“ des Logopäden E. Fröschels¹⁹⁾. Die eigentlich sprachpsychologischen Teile wurden von anderen Verfassern geschrieben (Dittrich und Wilhelm), die sich bei dieser Gelegenheit auch nicht ausgezeichnet haben. Ein Abschnitt über die Kindersprache ist fast zur Gänze Referat, noch mehr ist es das völkerpsychologische Kapitel. Am selbständigsten ist Fröschels noch in seiner Aphasielehre. Hier werden die methodischen Voraussetzungen einer Zusammenarbeit der normalen und der pathologischen Sprachpsychologie und die sich aus einer solchen ergebenden Möglichkeiten gemustert. Aufgabe der normalen Sprachpsychologie ist es, die Gesetzmäßigkeit der sprachschaffenden Seele zu erforschen und die Anlässe zu studieren, die zum Sprechen führen. Auch spezielleren Aufgaben hat sie zu genügen. So hat sie etwa das Zustandekommen von Wortbedeutungen zu untersuchen, indem sie sich in die Seele des Wortschöpfers versenkt: welchen seelischen Regungen verdanken bestimmte Wortinhalte ihre Entstehung?

Eine Methodenlehre der experimentellen Sprachpsychologie gibt S. Fischer²⁰⁾ in seinem Beitrag zu Abderhaldens Sammelwerk „Die Methoden der Individualpsychologie der Sprache“. Unter diesem im Titel verwendeten Ausdruck versteht er die Lehre von den seelischen Vorgängen im normalen und erwachsenen Menschen, die beim Geben von sinnvollen Zeichen einerseits, beim verständnisvollen Auffassen solcher Zeichen andererseits auf-

treten. Themen der Sprachpsychologie sind nach ihm aber nicht nur die psychischen Geschehnisse der gewöhnlichen Rede, sondern auch die im Bereich des Normalen liegenden Störungen beim Sprechen (Versprechen). Außerdem gehören hieher die psychischen Vorgänge, auf denen die Entwicklung der Sprachen beruht. An speziellen Aufgaben werden behandelt: Lautwahrnehmung, Sprachverständnis, Struktur des Wortbilds, Entstehung der Wortbedeutung, Wortvorstellung, Satzbildung usw.

An der „*Psicologia della lingua*“ von F. Ravizza^{20a}), die sich weitgehend an Wundt anschließt, ist vor allem das Geschick bemerkenswert, mit welchem hier der Themenkosmos des deutschen Monumentalwerks auf einige Hauptanliegen sprachpsychologischer Betrachtung zurückgeführt wird. Im Abschnitt „*La rappresentazione verbale*“ wird das normale und pathologische Geschehen beim Sprechen und Verstehen behandelt; eine Struktur- und Bildungslehre der Sprache (*Formazione*) legt besonders auf die Entwicklungsbeziehungen Wert, die von vorsprachlichen Expressivlauten (*suoni primitivi, grido, interiezioni primarie*) zu den Worten der eigentlichen Sprache führen, ferner auf die verschiedenen Arten der Lautgebärden (*gesti fonetici imitativi — gesti fonetici indicativi, suoni rappresentativi — suoni imitativi*). Den Abschluß bilden drei kurze Kapitel, in denen die Psychologie des Laut- und Bedeutungswandels sowie der Syntax erörtert wird (*Mutamento fonetico, mutamento di significato, psicologia della sintassi*).

Sehr brauchbar ist das amerikanische Werk „*The Psychology of Language*“ von W. B. Pillsbury und Cl. L. Meader²¹). Hier findet sich folgende Definition: „*The psychology of language is a special aspect of general linguistics, in which stress is laid principally on the mental processes involved in speech*“. Das mit einem gemäßigten Behaviorismus durch mannigfaltige Beziehungen verknüpfte Buch bewegt sich in den Bahnen einer „*Biolinguistik*“ und gibt eine durch die genannten Standpunkte bereits angedeutete psychologische Interpretation gewisser Urstatsachen des Sprachlebens. Außer einem methodischen Einleitungsabschnitt, der sich um die Einordnung der Sprachpsychologie in das System der Sprachwissenschaft bemüht, finden sich elf Hauptabschnitte, in denen folgende Themen behandelt werden: der am Sprechgeschehen beteiligte Nervenapparat, die Sprachorgane, die beim Sprechen und Hören beanspruchten Sinnesorgane, die in Betracht kommenden geistigen, ferner die motorischen Prozesse, die Entstehung der Sprache, die Wege der sprachlichen Perzeption (Hören und Lesen), Sprechen und Denken (Wort und Bedeutung), geistige Voraussetzungen der Sprache, Lautwandel, Syntax.

Wollte man sich zu der Definition bekennen, Sprachpsychologie sei dasjenige, was die maßgebenden Sprachpsychologen treiben, so wäre mit der im vorhergehenden gegebenen Musterung einiger Hauptwerke der Fachlite-

ratur zweifellos ein erster Überblick erreicht über Wesen und Gegenstand dieser Wissenschaft, ein Überblick, der allerdings der Ergänzung bedarf. Eine solche wird alsbald gegeben werden. Aber die Sprachpsychologie wird ja nicht nur von den Fachpsychologen oder den Philosophen gemacht; auch die Philologen und Linguisten haben an ihr entscheidenden Anteil. Und da ist es nun interessant zu sehen, welche Meinung die Sprachwissenschaftler von unserer Wissenschaft haben. Hier müssen wir uns gleichfalls auf einige vielbesagende Proben beschränken. An erster Stelle sei H. Pauls²²⁾ berühmtes Buch „Prinzipien der Sprachgeschichte“ erwähnt, ein in allem Sprachwissenschaftlichen vorzügliches Werk. Der Verfasser ist psychologisch sehr interessiert und billigt seelenkundlicher Betrachtung breiten Raum zu. Dabei ist uns verhältnismäßig unwichtig, daß es eine recht verstaubte Assoziationspsychologie Herbart'scher Prägung ist, die wir hier am Werk finden. Schwerer fallen gewisse noch zu erörternde methodische Unklarheiten über Rolle und Zuständigkeit der Psychologie im Bereich sprachlicher Forschung ins Gewicht. Zunächst ist Paul davon überzeugt, die Psychologie müsse „die vornehmste Basis“ aller Kulturwissenschaft sein, da das Psychische der wesentlichste Faktor in aller Kulturbewegung ist. Er bemüht sich, die allgemeinen Bedingungen darzulegen, unter denen die psychischen und physischen Faktoren, ihren eigenartigen Gesetzen folgend, zu einem gemeinsamen Zweck — in unserm Fall der Ausbildung der Sprache — zusammenzuwirken vermögen. Im Verlauf dieser Betrachtung werden die Tatsachen der Sprachentstehung, -entwicklung, -spaltung, -struktur, der Wortbildung, der Urschöpfung, der Analogie, der Ausdruckssparsamkeit, der Funktionsveränderungen, Bedeutungs-differenzierung, der sprachlichen Gruppenbildungen, des Laut- und Bedeutungswandels usw. unter psychologischem Aspekt gemustert und aus psychischen Motiven erklärt. Das Merkwürdige ist nun, daß diese solcherart ausgerichtete „Prinzipienwissenschaft“ weder Philosophie noch Psychologie, sondern Geschichte sein soll. Paul sieht sich zu dieser widerspruchsvollen Behauptung genötigt, um seinem Dogma zu genügen, es gäbe nur eine einzige wissenschaftliche Betrachtung der Sprache, nämlich die geschichtliche. Sprachwissenschaft = Sprachgeschichte, so lautet die These, die er nicht nur gegen zahlreiche seiner linguistischen Kollegen durchführt²³⁾, sondern auch gegen sich selbst. Denn sein eigenes Buch ist nach Dittrichs²⁴⁾ Erweis mit vielen seiner Sätze ein Protest gegen die genannte Ausgangsthese. Paul will des aber nicht Wort haben, und im Verlauf einer kämpferischen Auseinandersetzung zweifelt er sogar die Möglichkeit einer Sprachpsychologie an, einer Wissenschaft also, der er selbst wertvollste Bereicherungen zukommen ließ.

Könnte man dieses Werk, das viele scharfsinnige psychologische Beobachtungen und Argumentationen enthält, gleichwohl lediglich prinzipien-

wissenschaftlich vertiefte Geschichte sein will, als Historisierung der Sprachpsychologie bezeichnen, so wäre das Buch eines andern Linguisten als Psychologisierung der Sprachgeschichte anzusprechen. Es sind dies die „Principes de linguistique psychologique“ von J. van Ginneken²⁵). Hier verstärkt sich der auch bei Paul vorhandene Zug auf das Allgemeingesetzliche zu dem Bestreben, die Sprachentwicklung aus wenigen psychologischen Grundsätzen abzuleiten. Die Linguistik wird von vornherein psychologisch aufgefaßt. „La linguistique est . . . la recherche des causes plus profondes de tous les phénomènes linguistiques dans leur devenir intime“. Das einzig Wirkliche an der Sprache ist der Sprechakt, der psychophysische Sprachvollzug. „Un phénomène linguistique n'a une existence concrète qu'au moment où la personne qui parle ou qui écrit s'exprime et que l'interlocuteur ou le lecteur comprend“. Die Psychologie allein vermag zulängliche Antworten auf gewisse Grundfragen des Sprachlichen zu geben. „Elle explique et donne des raisons exactes de ce que les langues sont, de la manière dont elles naissent et changent“. Damit sind Wesen, Entstehung und Entwicklung der Sprache als die Hauptprobleme der psychologischen Linguistik gefaßt. Eine weitgehende Psychologisierung der Sprachbetrachtung findet sich desgleichen in dem sehr einflußreichen Werk F. de Saussures²⁶) „Cours de linguistique générale“. Auch hier die These: die Sprache ist kein Wesen, sondern eine Tätigkeit, die nur in den sprechenden Subjekten existiert. Gegenstand der Sprachwissenschaft sind die Betätigungen des menschlichen Sprachvermögens. Es handelt sich also darum, die Kräfte aufzusuchen, die jederzeit in allen Sprachen wirksam sind, und die allgemeinen Gesetze abzuleiten, auf die man alle speziellen Erscheinungen der Geschichte zurückführen kann. „Im Grund ist in der Sprache alles psychologisch, einschließlich ihrer materiellen und mechanischen Äußerungen wie die Veränderungen der Laute“. Hatte Wundt die Sprache dadurch psychologisch zu bewältigen versucht, daß er sie unter die *Ausdrucksbewegungen* einordnete, so findet der Schweizer hier einen neuen Ansatz, indem er als erklärenden Oberbegriff den des *Zeichens* zur Geltung bringt. Damit wird die Sprachwissenschaft in eine erst zu schaffende Disziplin — de Saussure nennt sie *Semeologie* — eingereiht, die „das Leben der Zeichen im Rahmen des sozialen Lebens“ mit kollektivpsychologischen Mitteln untersucht. Zeigt somit die Semeologie, worin die Zeichen bestehen und durch welche Gesetze sie beherrscht werden, so hat — in Ergänzung dazu — die Sprachwissenschaft klarzumachen, inwiefern die Sprache ein besonderes System in der Gesamtheit der semeologischen Erscheinungen ist. Das sprachliche Zeichen, das nicht einen Namen und eine Sache, sondern eine Vorstellung und ein Lautbild vereinigt, läßt außer der sozialpsychologischen noch eine individualpsychologische Betrachtung zu, die den Mecha-

nismus der Zeichen in dem sie gebrauchenden Einzelwesen untersucht. Innerhalb der Sprachforschung wird ein diachronischer und ein synchronischer Aspekt unterschieden. Jener ist Angelegenheit des Linguisten, der sich mit dem Historischen und Entwicklungsmäßigen an der Sprache befaßt; dieser ist Aufgabe des Psychologen. Die synchronische Sprachbetrachtung beschäftigt sich mit den logischen und psychologischen Verhältnissen, welche zwischen den ein System bildenden Gliedern bestehen, so wie sie von dem nämlichen Kollektivbewußtsein aufgenommen werden.

Von de Saussure sind starke Wirkungen ausgegangen. Zahlreiche moderne Sprachtheoretiker wie Ch. Bally, A. Sechehaye, H. Delacroix, K. Bühler — um nur einige zu nennen — haben von ihm mehr oder minder nachhaltige Anregungen empfangen. Die Einflüsse des psychologischen Denkens auf die Sprachwissenschaft sind übrigens nicht bloß dort, wo allgemeine und grundsätzliche Fragen bearbeitet werden, sondern auch in speziellen Teildisziplinen, wie etwa Syntax oder Sprachästhetik und Stilistik, festzustellen, wofür als Beispiel die „Grundlegung der Stilistik“ von E. Winkler²⁷⁾ angeführt sei. Hier wird die genannte Disziplin bestimmt als die Wissenschaft von den seelischen Werten (Gefühlen, Gemütsdispositionen usw.) der sprachlichen Gebilde. Eine erklärende Satzlehre, welche die syntaktischen Erscheinungen psychologisch aus ihren seelisch-geistigen Triebkräften und Bedingungen abzuleiten und zu verstehen sucht, bringt das ausgezeichnete Buch von W. Havers²⁸⁾.

Faßt man die Ergebnisse dieses Abschnittes zusammen, so zeigt sich, daß die Vertreter verschiedener Richtungen in Psychologie und Sprachwissenschaft über Wesen und Aufgabe der Sprachpsychologie ziemlich einer Meinung sind. Die Aufzählung von Beispielen hätte noch vermehrt werden können, ohne daß das Ergebnis ein anderes geworden wäre. Naturwissenschaftlich ausgerichtete Positivisten und geisteswissenschaftliche Psychologen, Behavioristen und Erlebnispsychologen, Vertreter einer mehr rationalen und einer vorwiegend experimentellen Richtung in der Psychologie, Mediziner und Kulturwissenschaftler — sie alle stimmen in der Themenzuweisung im wesentlichen überein. Und wenn — wie das bei der Gegenüberstellung von Individual- und Völkerpsychologie in der Sprache deutlich wird — manchmal auch verschiedene Ausschnitte des sprachpsychologischen Aufgabenkreises in den Vordergrund der Beachtung treten, so hat das nichts zu sagen, weil dabei der für das eigene Interesse zurücktretende Sektor doch im Prinzip als wesenhaftes Forschungsanliegen anerkannt bleibt. Auch die Linguisten geben die Wichtigkeit einer solchen Betrachtung der Sprache zu, selbst dann, wenn sie sich über die methodische Einordnung der Sprachpsychologie in das System der Sprachwissenschaft nicht im klaren sind. Von summarisch-oberflächlichen Einwänden gegen die Möglichkeit einer allgemeinen Sprachpsychologie, wie sie

gelegentlich vorgebracht werden (der Aufsatz „Völkerpsychologie“ von A. Sch r ö e r^{28a}) sei hier als Beispiel genannt) braucht keine gesonderte Kenntnis genommen zu werden, da die hier zu hörenden wenigen und unzulänglichen Argumente durch das von uns Gesagte bereits widerlegt sind.

3. Völkerpsychologie der Sprache

Eine geschlossene Tradition sprachpsychologischer Forschung setzt in Deutschland nicht vor dem dritten Viertel des 19. Jahrhunderts ein. Vorher herrschte, soweit die mächtige historisch-genealogisch-vergleichende Sprachwissenschaft das überhaupt zuließ, im Bereich der theoretischen Sprachbetrachtung eine ziemlich einseitige logische Systematik, in der Hegelsche Gedankengänge nachwirkten. Dieser Logizismus wird dann verhältnismäßig rasch abgelöst durch eine ganz bestimmte psychologische Einstellung, die in ihrer Grundkonzeption gerade durch die Sprache, diese zweifellos gemeinschaftsbedingte seelisch-geistige Leistung, maßgebende Einflüsse erfahren hat. Dies ist die sogenannte Völkerpsychologie. Die breite Tradition der damals einsetzenden psychologischen Sprachbetrachtung beginnt somit als Völker-, nicht als Individualpsychologie der Sprache, diesen letztgenannten Fachausdruck in der früheren Bedeutung, also nicht im Adlerschen Schulsinn verstanden. Die 1860 gegründete „Zeitschrift für Völkerpsychologie“ wird alsbald das Sammelbecken für die neue Forschungsarbeit. Auch die sich an Comte anschließende französische Soziologenschule muß hier genannt werden. Für sie ist die Sprache eine Kollektiverscheinung, die wie jede höhere geistige Tätigkeit nicht am Individuum allein studiert werden kann. Die Individualpsychologie, die sich an den psychischen Funktionen des modernen Kulturmenschen ausrichtet, vermag diesen Kollektiverscheinungen weder in ihrem Sein noch ihrer Entwicklung gerecht zu werden: hier muß eine gemeinschaftspsychologische Betrachtungsweise helfend und ergänzend eingreifen. Auf ihren Gipfel gelangen diese Bestrebungen durch Wundt; wenn er auch Programm und Grundbegriffgefüge nicht unabgewandelt übernimmt, so muß er doch als ein Fortsetzer dieser Überlieferung angesehen werden. Die Vps. bemüht sich um die Zergliederung der aus der geistigen Wechselwirkung einer Vielheit entspringenden Erscheinungen. Ihre Aufgabe ist die Untersuchung derjenigen psychischen Vorgänge, die der allgemeinen Entwicklung menschlicher Gemeinschaften und der Entstehung gemeinsamer geistiger Erzeugnisse von allgemeingültigem Wert zugrundeliegen. Dazu gehört die Sprache. Obwohl sie in engen Beziehungen zu gewissen Erscheinungen des Einzelbewußtseins steht, ist sie doch wie Mythos, Sitte, Recht und Kunst an das gesellschaftliche Leben gebunden. Der isolierte Einzelmensch würde nie zur Schaffung einer Sprache gelangen. In ihrem

Wortschatz ist Vorstellungsbesitz und Begriffsbestand der Gemeinschaft niedergelegt und ihr Formensystem ist ein Spiegel des herrschenden Denkstils.

Forscht die Individualpsychologie nach den beim Produzieren und Rezipieren von Sprachgebilden in der Seele des Menschen vorgehenden Prozessen, so fragt die Vps. in erster Linie darnach, welche psychischen Vorgänge die Änderungen und Weiterentwicklungen der Laute, Formen und Bedeutungen in den Sprachen bewirken. Freilich sind diese Anliegen mit völliger Schärfe nur in der Theorie auseinanderzuhalten. Denn auch dasjenige, was für die Entwicklung eines konkreten Sprachsystems als wirkendes Moment in Frage kommt, hat seinen Anfang genommen in bestimmten Spracherlebnissen eines Individuums, die sich dann auf andere Angehörige der Sprachgemeinschaft übertragen, weil für diese Neuerung eine gewisse Bereitschaft bestand. Die Scheidung zwischen den beiden Richtungen ist als heuristisch-methodischer Grundsatz nützlich, weil dergestalt Dinge zum Problem werden, die sonst nicht genügende Beachtung erfahren, aber übertreiben darf man diese Gegenüberstellung nicht. Vor allem darf keine der beiden Richtungen die gesamte sprachpsychologische Arbeit für sich in Anspruch nehmen wollen. Wenn daher W u n d t eine Zeit lang der Ansicht ist, Sprachpsychologie sei nur als Vps. möglich, so bekennt er sich damit zu einer unhaltbaren Einseitigkeit, gegen welche die nun ihrerseits übers Ziel schießende Gegnerschaft denn auch nicht ausgeblieben ist. Übrigens ist er in merkwürdiger Selbsttäuschung befangen, wenn er meint, den völkerpsychologischen Aspekt rein und folgerecht durchgeführt zu haben: die Leitgedanken der Volks- und Gemeinschaftsseele spielen nur in der Einleitung eine entscheidende Rolle, wogegen sie bei der Durchführung weitgehend zurücktreten, ganz abgesehen davon, daß er mehr eine ethnologisch ausgerichtete Primitivenpsychologie als eine echte Völkerpsychologie gibt. Außerdem finden sich im Lauf der Arbeit mehrfach Formulierungen, die das eingangs Gesagte mildern. So heißt es etwa am Schluß des Kapitels über die Entwicklungstheorie der Sprache, seine gesamte Sprachpsychologie suche die sprachlichen Erscheinungen zu verstehen als Funktionen des menschlichen Bewußtseins, in denen die fundamentalen Gesetze der Entwicklung dieses Bewußtseins zum Ausdruck kommen. Damit kann sich auch derjenige einverstanden erklären, der den Begriff der Volksseele ablehnt.

Die Annahme einer sprachschaffenden Volksseele legt die Auffassung nahe, die Sprache habe außer- und überhalb der konkreten Einzelpsychen einen gesonderten Existenz- und Wirkungsraum, innerhalb dessen sie sich nach eigenen immanenten Gesetzen zu entwickeln vermöge. Das ist unrichtig. Die Sprache hat Wirklichkeit nur in den Vollzugsakten der Sprechenden und Schreibenden Individuen.

Mit allem Nachdruck hat das H. Paul²⁹⁾ betont. Ihm dreht sich alles darum, die Sprachentwicklung aus der Wechselwirkung abzuleiten, welche die Individuen aufeinander ausüben. Dabei muß festgehalten werden, daß alle rein psychische Wechselwirkung sich nur innerhalb der Einzelseele vollzieht. Für die Sprachtheorie kann es — und das ist nun Pauls unberechtigte Einseitigkeit — nur eine individuelle Psychologie geben. In der Auseinandersetzung mit Wundt (Vorrede zur 4. Auflage) heißt es: Nach W. erfolgten die Veränderungen der Sprache durch Veränderungen in der Volksseele, nicht durch solche in den Einzelseelen. Jede Veränderung des Sprachgebrauches, wie sie die Sprachgeschichte zu verzeichnen pflegt, ist schon das Ergebnis mannigfacher Sprech- und Hörbetätigungen vieler Individuen. Gegenstand für den Psychologen ist nun nicht dies Ergebnis, sondern die einzelnen Vorgänge, die es schließlich herbeiführten, sind es.

Damit trifft Paul indes nicht Wundts wahre Meinung, die sich ihm schließlich herausgebildet hat, und schon gar nicht unsere heutige Ansicht über diese Dinge. Was den Laut- und Bedeutungswandel, die Änderungen im Formensystem einer Sprache u. ä. bewirkt, sind Vorgänge in den Einzelpsychen, die indes in dieser Art ihres Soseins und Ablaufens nur durch Wechselwirkung der Individuen zustandekommen. Sie spielen sich in den Einzelpsychen ab, aber Bedingung ihres Seins ist die Gemeinschaft. Der Begriff der Gemeinschaftsseele ist nicht in dem Sinn wörtlich zu nehmen, daß es sich hier um einen realen Erlebnisbereich für eigenartige psychische Vorgänge handelte, wohl aber ist er eine brauchbare Metapher zur Kurzbezeichnung für jene besondere Wirksamkeit, die von der Gemeinschaft auf ihre einzelnen Träger ausgeübt wird. Zweifellos ist die vor den Individuen vorhandene und sie überlebende Sprache eine soziale Wirklichkeit, die auf eine überindividuelle Gesamtheit gemeinschaftlicher Vorstellungen gegründet ist. Man kann also wohl sagen, der völker- und kollektivpsychologische Gesichtspunkt sei insofern berechtigt, als er untersucht, inwieweit die unzähligen konkreten Sprachvollzugsakte einander durchdringen, modifizieren, hemmen, aufheben, verstärken und welche Ergebnisse aus diesem Hin und Her erwachsen.

Neuerdings besteht — allerdings weniger bei Psychologen als bei philosophisch eingestellten Sprachwissenschaftlern — starke Bereitschaft, gewisse Leitgedanken der Völkerpsychologie in ihrer orthodoxen Form wieder aufzunehmen. Dafür kann L. Weisgerber³⁰⁾ als Beleg dienen. Gegen ihn wendet sich nachdrücklich A. Sechehaye³¹⁾, allerdings mit Gründen, die ihrerseits starke Kritik nötig machen. Jedenfalls ist eine gemeinschaftspsychologische Sprachbetrachtung, wie sie durch die Völkerpsychologie angeregt wurde, ein unaufgebbares Anliegen der Sprachpsychologie. Kurz erwähnt sei, daß sich bei W. Hellpach³²⁾ eine neue Sinn-erfüllung des Begriffs Vps. durchsetzt, wo das erreichte ist, was Wundt über seiner Zusammenschau der gemeinschaftsbedingten Leistungen zu geben unterließ. Hier wird die Volkheit als psychologische Kategorie ge-

faßt und die Sprache als eines der Urgüter des „Volks als geistiger Gestalt“ entsprechend ausgewertet.

4. Irrige Meinungen

Eine Wissenschaftslehre der Sprachpsychologie hat in kritischer Mitarbeit mit den bereits vorhandenen Theorien und wissenschaftlichen Leistungen ein zulängliches Methoden- und Themenprogramm aufzustellen. Dabei wird sie nicht nur aus dem Vertretbaren und Anzuerkennenden, sondern auch aus den begangenen Fehlern lernen können. Im folgenden seien daher einige charakteristische Fehlansichten über Wesen und Leistungen der Sprachpsychologie herausgegriffen und gesondert durchgesprochen, ob schon auch sonst Gelegenheit genommen werden wird, unhaltbare Ansichten abzulehnen.

Zu dem gesicherten Erkenntnisbesitz der Psychologie, aber auch der Linguistik von heute gehört folgende Einsicht. Die Ursachen der sprachlichen Veränderungen liegen nicht in der Sprache als solcher — deren geheimnisvolles Eigenleben, das sie zu einer Art Naturorganismus machen sollte, nicht existiert — sondern lediglich in den sprechenden Menschen. Das gilt nicht nur für den Satzbau und den Stil der Redefügung, wo man das noch am ehesten zuzugeben bereit wäre, sondern auch für die Lautbildung und die Lautlehre. Die Lautgesetze wirken nicht als blinde, unwiderstehliche Naturkräfte. Die im Sinn einer idealistischen Neuphilologie tätigen Romanisten von heute führen die Lautwandlungen im Bereich des Französischen, den Übergang vom musikalischen zum expiratorischen Akzent u. ä. auf geistige Triebkräfte zurück.

Die gegenteilige Ansicht herrschte bis ins beginnende 20. Jahrhundert. Noch Gabelentz³³⁾, der sich dabei auf Schleicher beruft, aber ebensogut zahlreiche andere Kronzeugen anführen könnte, vertritt sie, wobei er verschiedene methodische Folgerungen für die an sich von ihm hochgeschätzte psychologische Betrachtung der Sprache zwar nicht direkt ausspricht, aber doch nahelegt. Er sagt allerdings, das wichtigste Moment im Sprachleben sei das Psychische, aber über das Geltungs- und Wirkensausmaß dieser psychischen Kräfte ist er im Unklaren. Er billigt ihnen nur einen begrenzten Ausschnitt zu: den Bereich der Analogiebildungen. Im Bereich des Lautwandels dagegen soll blinde a-psychische Mechanik, reine Naturgesetzlichkeit herrschen, deren Aufweis die Sprachforschung nach Schleichers³⁴⁾ programmatischer These mit der Naturwissenschaft in eine Reihe stellen soll. Diese Scheidung von lautmechanischen und psychologischen Motiven und Gesetzen geht durch das ganze Werk von Gabelentz, dessen Sprachtheorie sich damit zum symbolischen Vertreter der damals in der Linguistik allgemein herrschenden Ansicht macht.

Die scharfe Gegenüberstellung der Hauptfaktoren innerhalb der Sprachentwicklung ist wohl vornehmlich durch eine prägnante Antithese Osthoffs veranlaßt, der 1879 einen Vortrag über ‚das physiologische und psychologische Moment in der sprachlichen Formenbildung‘ hielt.

So war man früher geneigt, der Psychologie nur einen Teil des Sprechvorgangs als ihr Gebiet zuzuerkennen. Heute weiß man dagegen, daß ihr das Ganze des Sprechgeschehens als legitimer Gegenstandsbereich zugehört. Unter den Forschern, die dieser Meinung weniger durch Methodenprogramme als durch praktische Arbeit zum Sieg verhalfen, nimmt K. Voßler einen wichtigen Platz ein. Umso verwunderlicher ist es, in dem an psychologischen Betrachtungen so reichen Werk dieses großen Romanisten, der somit der psychologischen Schulung einen nicht geringen Teil seines geistigen Rüstzeugs verdankt, wahre Haßausbrüche gegen die Sprachpsychologie zu finden. Er sei damit festgehalten als Repräsentant einer allerdings nur kleinen Forschergruppe, die gegen die Sprachpsychologie allerhand schnöde Worte findet, um die eigene, oft weitgehende Abhängigkeit von ihr nicht zugeben zu müssen. Da heißt es denn bei Voßler³⁵⁾: Psychologie und Sprachwissenschaft haben mit einander nichts zu tun. Dem Sprachforscher ist bei Erklärung seiner Phänomene der Psychologe nicht vonnöten, der indes umgekehrt aus Sprache und Sprachforschung allerhand lernen kann. Aber, wenn die Psychologie „schon bei uns bitteln geht, so soll sie sich nicht den Anschein geben, als schenkte sie uns was oder als stände sie in Tauschhandel mit uns“.

Aber nicht nur von den Gegnern, auch von ihren Freunden droht der Sprachpsychologie manche Gefahr. So etwa durch die Überschätzung, die O. Külpe³⁶⁾ ihr zuteil werden läßt. Nach ihm ist die Sprachpsychologie diejenige Disziplin, welche die gesamte theoretisch-prinzipienwissenschaftliche Ergänzung der Sprachwissenschaft zu bilden vermöge. Ich glaube, das geht zu weit. Die Sprachpsychologie ist eine wichtige Teildisziplin innerhalb der mit der Sprache beschäftigten Wissenschaften, aber ebensowenig, wie sie sich zur Lehrmeisterin der Linguistik machen will, darf sie den Anspruch erheben, die gesamte systematisch-prinzipielle Forschungsarbeit von sich aus bestreiten zu wollen. Wenn der Positivismus solchen Ehrgeiz hegte, so forderte er durch derartigen übertriebenen Geltungsanspruch nur berechnete Gegnerschaft heraus. Man wird vielmehr mit G. Ipsen³⁷⁾ neben die Sprachpsychologie eine philosophische Strukturtheorie der Sprache stellen können. Eine solche objektive, überpsychologische Theorie der Sprache, wie sie bereits im Sinn der Kulturphilosophie Diltheys entworfen worden ist, wird die Tatsache des Zeichens als kategoriale Grundform des objektiven Geistes zu begreifen und sie in den seelischen Kreislauf des Verstehens einzubeziehen haben. Die Sprachpsychologie stellt die Tatsachen und Gesetze des Bewußtseinslebens fest,

so weit sie in der Sprache zum Ausdruck kommen, aber damit sind noch lange nicht alle Fragen gelöst, mit denen ein philosophisch-prinzipielles Interesse an die Sprache herantreten kann. Man vergleiche dazu die Abgrenzung von Sprachphilosophie und -psychologie bei H. A m m a n n³⁸⁾ und meine³⁹⁾ Einordnung der Sprachpsychologie in das Gesamtsystem der Sprachphilosophie.

Unbefriedigend ist auch die Themenzuweisung, die J. S t e n z e l s⁴⁰⁾ „Philosophie der Sprache“ an unsere Wissenschaft vornimmt. Ihr Gegenstand sind zunächst die unbewußten, der Willkür und Freiheit entzogenen Bereiche der Psyche, in denen sich ein Teil der sprachlichen Vorgänge abspielt. Außerdem hat sie noch eine Reihe von Spezialanliegen. So haben die von der physiologischen Psychologie ausgebildeten feinen Beobachtungsmethoden die Phonetik in ihrem Streben, die einzelnen Laute in ein System von geordneter Mannigfaltigkeit zu bringen, zu unterstützen. Ein anderes der Probleme, die er der Sprachpsychologie zuweist, weil nur die „spezifisch psychologische Beobachtungsmethode“ sie zulänglich erforschen kann, ist folgendes. Im sinnhaften Ausdruck, der Verknüpfung der Worte zu höheren sprachlichen Gebilden walten Gesetzmäßigkeiten, die außerhalb der freien Sinnintention stehen und doch für deren Ausdrucksmöglichkeit im Leben der Sprache von Bedeutung sind, die Assoziationsgesetze. Selbst wenn man einen Begriff der Psychologie statuiert, für den die echte, also nicht sinnentsprungene Assoziation die Grenze des Psychischen bedeutet, so ist für die Sprache dieser Begriff besonders wichtig: denn gerade die unbefangene Würdigung der psychologischen, an die Sprache gewandten Arbeit, enthüllt wieder eine Grundantinomie des Sprechens: Sprache transzendiert nämlich in jedem Augenblick den Bereich des gemeinten Sinns und steht immer zugleich unter der grundsätzlich anderen Gesetzmäßigkeit der psychophysischen Sphäre, aus der sie entspringt, und der sie sich nie entziehen kann. Hier ist die Assoziationskraft zunächst die Zubringerin des Ausdrucksmaterials und die objektive, als diese bestimmte Einzelsprache werdende, seiende und vergehende Sprache ist ohne die naturhaften psychophysischen Fundamente nicht denkbar.

Es sind also nur bestimmte Teilprobleme der beim sprachlichen Ausdruck wirkenden psychischen Prozesse, die S t e n z e l der Sprachpsychologie zuweist: Lautanalyse, Betrachtung der im Unterbewußten verlaufenden Ausdrucksgewinnung mit Hilfe der Assoziation, schließlich die psychophysischen Fundamente der Sprache, wobei dieser letzte, an sich vielbesagende Terminus von S t e n z e l methodisch nicht in seiner ganzen Reichweite ausgewertet wird. Themenzuweisungen wie die eben gegebene sind somit unzulänglich⁴¹⁾; denn — um das Grundsätzliche immer wieder zu betonen — die Sprachpsychologie ist nicht eine Wissenschaft, die einige Teilprobleme an der Sprache behandelt, aus dem Gesamtbereich ein paar bestimmte Spezialfragen herausgreift, sondern sie ist — unbeschadet ihrer Einordnung in das Gefüge der die Sprache bearbeitenden Wissenschaften — eine verfahrensmäßig selbständige Disziplin, welche die gesamte Sprache unter eigenem Aspekt und mit eigener Methode erforscht, eben unter dem der Tätigkeit des sprechenden Menschen, des psycho-

physischen Vorgangs. Sprache als Sprechen, das ist das erste und zentrale Thema der Sprachpsychologie. Damit ist der Übergang zu den folgenden Erörterungen gefunden, wo diese ersten Feststellungen näher auszuführen und zu begründen sein werden.

5. Die verschiedenen Seiten der Sprache

Was ist also „Sprache unter psychologischem Aspekt“? Offenbar wäre damit der Gegenstand der Sprachpsychologie in zulänglicher Weise bestimmt, sowie angegeben zu werden vermöchte, welche sonst unbemerkt bleibende Seite der Sprache dann erfaßt wird, wenn man diese komplexe Tatsache unter dem genannten Gesichtswinkel und mit den Methoden, die dessen Korrelat sind, betrachtet. Die besondere psychologische Thematik erfassen wir, wenn wir Begriff und Tatsache der Sprache einer phänomenologischen Analyse unterziehen und im Anschluß daran eine Musterung der mit der Sprache beschäftigten Disziplinen vornehmen. Jede von diesen durch den gemeinsamen Ausgangsgegenstand geeinten Wissenschaften erblickt von ihrem Standpunkt aus etwas anderes an der Sprache, und so leistet jede einzelne einen unausschaltbaren Beitrag zu einer Gesamtheorie der Sprache, wie sie in einer Synthese aller dieser Sonderaspekte zu sehen wäre. Die spezielle Aufgabe der Sprachpsychologie wurde in erster Näherung bereits bestimmt. Sie besteht in der systematischen Erfassung alles dessen, was sich im seelichen Erlebnisbereich beim Verwenden und Verstehen von Sprache abspielt. Somit ist die Sprachpsychologie die Lehre von den einzelseelischen Funktionen bei den sprachlichen Vorgängen und den gemeinpsychologischen Modifikationen derselben. Mit den Ausdrücken „Sprechereignisse“ und „Sprechhandlungen“ ist das sprachpsychologische Zentralthema zur Genüge angegeben; Gegensatz dazu sind die objektiven „Sprachgebilde“, mit denen sich einerseits die Linguistik, andererseits eine ontozentrische, gegenstandstheoretische Strukturlehre der Sprache befaßt. Den in diesem Zusammenhang von A. Reichling⁴²⁾ eingeführten Fachausdruck „Sprachereignisse“ halte ich nicht für glücklich. Der erste Leit- und Modellsatz einer anthropologischen Psychologie könnte lauten: „Das Individuum ist tätig und handelnd“. Das Handeln des menschlichen Individuums, sein Funktionieren im Sinn bestimmter Tätigkeiten ist auf jeden Fall ein Anliegen der Psychologie; somit ist es auch die Sprache als Handlung.

Die Berechtigung der Aufspaltung des sprachtheoretischen Themenbereichs in einen psychologischen und einen gegenstandstheoretischen Teil ergibt sich aus dem Wesen der Sprache. Diese kann einmal betrachtet werden als stets erneute Tätigkeit der sich der Sprache bedienenden Individuen, das anderemal als objektiver Kulturbereich, als bereitliegendes

Gefüge von Zeichen und sachbedeutenden Darstellungssymbolen, als vorhandene Leistung des objektiven Geistes einer Volksgemeinschaft, wobei es auf die Aktualisierung durch den sprechenden Menschen zunächst nicht ankommt. Wer, um sie zu lernen, an eine fremde Sprache herantritt, erkennt alsbald Vorhandensein und Wirken der Sprache als eines objektiven Tatbestandes. Auch der seine Muttersprache im allgemeinen frei und zwanglos Gebrauchende merkt oft genug den Widerstand, den diese Sprache als geschichtlich nun einmal so gewordene Schöpfung aller individuell-subjektiven Sprechwillkür entgegensetzt; er spürt es, wie sie sich im phonologischen Bestand, im Wortschatz und in den morphologisch-syntaktischen Ordnungsgesetzen als ein Objektives, Über-Aktuelles, über den jeweiligen konkreten Sprechleistungen Stehendes zu erkennen gibt. Die Sprache als objektives Kulturwerk ist ein Gefüge von Lautgebilden; der einzelne Sprecher hat sich weitgehend der immanenten (konventionellen) Gesetzlichkeit dieser Bedeutungsträger und Formmittel zu fügen. Das Sprechen ist eine in der Gesamtpersönlichkeit verankerte spezifisch menschliche Tätigkeit, wobei sich der Sprecher des genannten Systems von potentiellen Verständigungsmitteln bedient, um seine seelisch-geistigen Zustände zu äußern und mitzuteilen. Der psychophysische Akt des Sprechens ist eine differenzierte, wohlumschriebene Leistung, eine eigenartige Lebensbetätigung; dabei natürlich kein für sich existierender Aktivitätsbereich, sondern ein unselbständiger Bestandteil persönlichen Lebens. Ebenso ist die zum Sprechen führende Angelegenheit — metaphorisch als Sprach„trieb“ und Sprach„vermögen“ bezeichnet — keine selbständige Einzelkraft oder -fähigkeit, sondern eine tief in der personalen Gesamtentelechie eingebettete Disposition.

Stets von neuem hat man sich um die begriffliche Fassung der genannten Zweiheit im Bereich des Sprachlichen bemüht und eine Reihe von dualistischen Antithesen zu deren Erfassung ausgebildet. Diese Entgegensetzungen beziehen sich im wesentlichen auf die Zweiheit von Sprache als objektivem linguistischem Tatsachenbereich und psychophysischer Vornahme, von subjektentbundenen (dafür weitgehend intersubjektiv festgelegten) und subjektbezogenen Erscheinungen. Hier ist schon der Wortschatz interessant, den die Sprachen selbst zur Bewältigung dieser fundamentalen Zweiheit ausgebildet haben. Da haben wir etwa engl. *language* (Sprache) und *speech* (Sprechen, Redeleistung, Rede); franz. *langue* und *parole* (oder *discours*); lat. *lingua* und *sermo (oratio)*; griech. *γλώσσα* und *λόγος*; schwed. *språk* und *tal*; arab. *lisān* (=lingua) und *kalām* (=oratio). Zweifelhaft erscheint mir diese Gegenüberstellung im Holländischen. A. H. Gardiner⁴³) nennt in einer analogen Aufzählung die Ausdrücke *taal* und *rede*, wogegen ich in Anschluß an G. Royen⁴⁴) der Meinung bin,

die sprachtheoretisch fruchtbare Gegenüberstellung laute dort *spraak* und *taal*.

Gardiner führt mit Bezug auf diese Antithesen folgendes aus: „In all these languages the equivalent of ‚language‘ serves as a collective name for an organized system of knowable linguistic facts, and the equivalent of ‚speech‘ is a nomen actionis for the activity of which the most evident symptoms are articulation and audibility.“ — Daß mit diesen Dualismen indes noch nicht alles erfaßt ist, wird aus der Tatsache klar, daß daneben andere Gegenüberstellungen möglich sind. H. Ammann⁴⁵⁾ weist auf zwei Bedeutungen des Wortes Sprache hin, von denen die eine gegenüber dem bis jetzt festgestellten etwas Neues bringt. Er stellt die beiden Sinnerfüllungen des Wortes „Sprache“ gegenüber, wie sie im Französischen durch *langage* und *langue* auseinandergehalten werden. Damit wären bereits drei Bedeutungsabschattungen des Wortes „Sprache“ aufgewiesen, was deutlich macht, daß eine dualistische Antithese zur Erfassung der hier vorhandenen Inhalte noch nicht ausreicht. Tatsächlich sind einflußreiche Sprachtheoretiker zu einer Dreiteilung fortgeschritten, de Saussure⁴⁶⁾ vor allem. Er spaltet die Tatsache „Sprache“ auf in die Aspekte *langage*, *langue*, *parole*. *Langage* ist ihm dabei die Sprache im allgemeinen, die Fähigkeit des Menschen, eine Sprache zu schaffen. *Langue* ist die konkrete Einzelsprache, Konventionssystem einer nationalen und ‚sozialen Gemeinschaft; ein System unterschiedlicher Zeichen, die unterschiedenen Vorstellungen entsprechen. *Parole* ist das Sprechen, das Ausüben der Sprache. Die Sprache an sich, die menschliche Rede (*langage*) ist zugleich physisch und psychisch, gehört ferner sowohl dem individuellen wie dem sozialen Gebiet an. Die Sprache im Sinn von *langue* ist dagegen ein Ganzes in sich. Sie ist ein System, das virtuell in den Gehirnen der Angehörigen der Sprachgemeinschaft existiert. Das Sprechen dagegen ist im Gegensatz dazu ein individueller Akt des Willens und der Intelligenz, bei welchem zu unterscheiden sind: 1. die Kombinationen, wodurch die sprechende Person den Code der Sprache in der Absicht anwendet, ihr persönliches Denken auszudrücken; 2. der psychophysische Mechanismus, der ihr gestattet, diese Kombination zu äußern.

Diese Scheidungen sind sachlich berechtigt, obgleich die Zergliederung nicht bis ans Ende geht. Problematischer ist die Benennung, da der Ausdruck *parole* doppelsinnig ist und nicht nur den Sprechakt, sondern auch das gesprochene Wort, den Ausspruch bezeichnet. Tatsächlich haben von hier aus schwerwiegende Mißverständnisse ihren Ursprung genommen.

Die zweifellos verdienstliche Scheidung de Saussures ist berühmt geworden und hat auf die Sprachtheoretiker der verschiedensten Nationen und Traditionen eingewirkt. Mit Bezug auf sie sagt A. H. Gardiner⁴⁷⁾ lobend von dem Schweizer: „This scholar stands almost alone in making a clear distinction between speech and language“. Demgegenüber ist es ein Akt geschichtlicher Gerechtigkeit darauf hinzuweisen, daß eine sehr ähnliche Aufspaltung schon vorher bei Gabelentz⁴⁸⁾ anzutreffen ist, wobei die Ergebnisse dieser Zergliederung für den Aufbau eines Systems der Sprachwissenschaft, d. h. für die Themenzuweisung an die einzelnen Teildisziplinen wichtig werden.

Er unterscheidet hier: 1. Sprache als Gemeingut der Menschen, als Sprachvermögen, d. h. die allen Völkern inwohnende Gabe des Gedankenausdrucks durch Sprache; 2. Sprache als Gesamtheit bereitliegender Ausdrucksmittel (Sprache eines Volks); 3. Sprache als Erscheinung, als Redeleistung. Damit ist im wesentlichen die spätere Scheidung de Saussures vorweggenommen, wenn auch nicht sämtliche Begriffsumfänge und -inhalte mit den analogen des Schweizer übereinstimmen.

Wie de Saussure, der in mancher Hinsicht auf ihn von Einfluß war, kommt auch K. Bühler zunächst⁴⁹⁾ zu einer Dreigliederung des Begriffs Sprache. Mit dem Singular die Sprache meint man: 1. Sprachgebilde, 2. Sprechhandlungen, 3. den Sprachzeichenverkehr der Menschen. Später⁵⁰⁾ schreitet Bühler zu einer Viergliederung fort, seine „Sprachtheorie“ stellt ein Vierfelderschema auf, das die vier Momente am Gesamtgegenstand der Sprachwissenschaft (Sprechhandlung, Sprachwerk, Sprechakt, Sprachgebilde) in zwei sich kreuzenden Dichotomien zusammenfaßt. Übersichtlicher noch unterscheidet der Pariser Kongreßvortrag⁵¹⁾ vier Hauptsätze der Sprachtheorie: 1. Funktionen der Sprechhandlung: damit beschäftigt sich das Organonmodell der Sprache; 2. Aufbau der Sprachgebilde: das ist Gegenstand des Strukturmodells; 3. Sprechverkehr des Alltags (Sprache als Verkehrsmittel); 4. Sprachwerk (Werke, die in der Sprache errichtet sind).

Zu einer Viergliederung der Bedeutungsmomente am Gesamtbegriff „Sprache“ kommt dann auch H. Delacroix⁵²⁾, indem er einen der Punkte de Saussures weiter aufspaltet. Dessen Scheidung scheint ihm noch nicht ganz zulänglich. „Je crois qu'il faut distinguer entre le langage et la langue et séparer plus nettement encore... le parler ou la formulation verbale de la parole proprement dite.“ Seine Aspekte sehen demnach so aus: „1. Le langage proprement dit, c'est-à-dire la fonction humaine qui construit ou permet d'utiliser le système de signes appuyé sur des notions ordonnées par des relations, en quoi consiste toute langue. Toutes les langues... obéissent à certaines exigences fondamentales de la pensée et de la structure mentale de l'homme... 2. La langue, ensemble de conventions linguistiques qui correspond à un niveau d'esprit... Elle préexiste à l'individu... Elle est l'œuvre d'un groupe social... 3. Le parler ou la formulation verbale, c'est-à-dire le sujet parlant dans son maniement de la langue et sa soumission aux exigences du langage. Tout ce qui, dans la langue, n'est que latent et virtuel, passe à l'acte dans la conscience individuelle... 4. La parole, qui n'est pas autre chose que le mécanisme psychophysique qui permet au sujet parlant d'extérioriser le système linguistique. La parole est un système auditivo-moteur. Elle est du point de vue moteur la coordination de l'expiration, de la phonation, de l'articulation. Elle est du point de vue auditif le mécanisme de l'audition verbale. Elle est la synergie du système auditif et du système moteur.“

Zu seiner Viergliederung kommt Delacroix, indem er den Saussureschen Terminus *parole* weiter aufspaltet, d. h. indem er innerhalb der konkreten Sprachvollziehung und -verwirklichung einen innern psychischen und einen äußern akustisch-motorischen Vorgang unterscheidet. Dabei war auf ihn das Beispiel Harold Palmers⁵³⁾ von Einfluß, der innerhalb des Phänomens *speech* (worunter er die Gesamtheit der bei der Verständigung zwischen zwei Individuen ins Spiel tretenden Vorgänge verstand) eine geistige und eine physische Tätigkeit auseinanderhält. Außerdem bestimmten

ihn gewisse klinische Erfahrungen mit Aphasiepatienten zu der genannten Trennung, als nämlich die „innere Sprache“ bei weitgehender Zerstörung der äußeren erhalten sein kann. Daraus leitet Delacroix die Unabhängigkeit der *formulation intérieure* von der *formulation extérieure* ab. Zu dieser letztangeführten Aufspaltung ist folgendes zu bemerken. Zweifellos besteht hier eine sachliche Differenz, aber sie ist unseres Erachtens nicht groß genug, um eine so einschneidende Trennung zu rechtfertigen, zumal über ihr andere wichtigere Scheidungen unbeachtet gelassen werden. Besser wäre es, innerhalb der Sprechhandlung (*parler*) einen „äußern“ (physischen, peripherischen) und einen „innern“ (psychischen, zentralen) Geschehensteil anzusetzen und den Terminus *parole* (Ausspruch, Wort) für etwas Objektives aufzusparen, wie wir es tun wollen. Damit sind wir bei der von uns vorzuschlagenden Aufteilung, die durch die bislang zur Kenntnis genommenen Ansätze nicht entbehrlich gemacht wird^{52a}).

Mit dem deutschen Ausdruck „Sprache“ sind vier verschiedene Sachverhalte bezeichnet, die wir zunächst einmal durch Beispielsätze deutlich machen wollen. 1. Die Sprache ist ein auszeichnendes Merkmal des Menschen. 2. Die deutsche Sprache gehört der indogermanischen Sprachfamilie zu. 3. Er hat infolge eines Schlaganfalls die Sprache verloren. 4. Lessing führt als Kritiker eine scharfe Sprache. Wir unterscheiden demnach: 1. Die Sprache als solche und an sich, Sprache als Idee, als Sprachfähigkeit, die ein Vorrecht des menschlichen Geistes, der Vernunft ist. Sprache in diesem Sinn ist das generelle „Vermögen“ des Menschen, sich mit Hilfe artikulierter akustischer Symbole zu verständigen, ist die allgemeine Fähigkeit, sich eines Zeichensystems nach bestimmten, auch bei anderen Individuen voraussetzenden Verknüpfungsregeln zu bedienen. 2. Die konkreten Einzelsprachen (deutsche, italienische Sprache), die bestimmten Verständigungssysteme, welche an Volks- und Kulturgemeinschaften gebunden sind, die historischen und nationalen Abwandlungen des allgemeinmenschlichen Themas ‚Sprache schlechthin‘. Hier handelt es sich um geschichtlich gewordene Gefüge von diakritischen Lautzeichen (Phonemen), grammatischen Formen, syntaktischen Verknüpfungsregeln und lexikalischen Sinn-einheiten, die mit all dem als allgemeinverbindliche Regeleinheit des von Menschen einer bestimmten Volksgemeinschaft Gesprochenen und damit weiter als Voraussetzung jeder konkreten Sprech- und Verstehensleistung fungieren. 3. Das Sprechen, der Sprechakt als Vollzug einer psychophysischen Tätigkeit und Handlung, die lebendige Rede als Vorgang, die (Einzel-)Sprache in lebendiger Erscheinung, in ihrer wirklichen Verwendung jeder Art, als Verständigungsmittel im sozialen Verkehr oder als bloßer Ausdruck von Vorgängen unseres Innern. 4. Der Ausspruch, ferner die Art und Weise, wie in einem Sprachwerk das Sprachmaterial

verwendet ist (Diktion). Hieher gehört das bestimmte gesprochene und gehörte Redestück, das bestimmte sprachliche Ereignis als Resultat eines Vorgangs. In diesem Sinn gebraucht man synekdochisch den Ausdruck „Wort“: „Von dem großen Staatsmann X. stammt das Wort . . .“ Zugleich ist damit, wenn von der schönen oder geistreichen Sprache eines Dichters die Rede ist, diese letzte Bedeutungsabschattung gemeint, die damit auch den Sinn von „Ausdrucksweise“ erhält.

Diese zunächst garnicht sprachpsychologischen Erörterungen wurden angestellt, weil sich von hier aus die Möglichkeit ergibt, die schon früher mehrfach aufgeworfene Frage zu beantworten, was denn nun eigentlich der Gegenstand der Sprachpsychologie sei, ob sie über einen solchen verfüge, dessen Bearbeitung in gleich zulänglicher Weise von keiner andern Wissenschaft geleistet zu werden vermöge. Der erstgenannte Aspekt des umfassenden Begriffs „Sprache“ ist Thema der philosophischen Sprachtheorie und jener an die grundsätzlichen Fragen rührenden Disziplin, die als allgemeine Sprachwissenschaft oder als Prinzipienlehre der Sprachgeschichte bezeichnet wird. Der zweite Aspekt liefert das Hauptthema der Linguistik. Wenn deren Vertreter das Lautsystem einer gegebenen Sprache, ihren Wortschatz und ihren Satzbau untersuchen, so sind es — nach Bühler⁵⁴) — Sprachgebilde, von denen die Rede ist. Die Linguisten behandeln ein einzelnes Verständigungssystem für sich (Anglisten z. B.) oder verwandte Gruppen und Sprachfamilien (Germanisten, Romanisten usw.) oder die geschichtlich-genealogischen Zusammenhänge zwischen zahlreichen Einzelsprachen (historisch-vergleichende Sprachwissenschaft). Punkt vier setzt einen Forschungsgegenstand, dessen Bewältigung das Anliegen bestimmter philologischer Disziplinen ist (Literaturgeschichte, angewandte Stilistik). Ihr Thema sind die Beschaffenheiten von Sprachwerken. Gegenstand der Sprachpsychologie ist dann die unter Punkt drei angegebene Bedeutungsprägnanz des Begriffs Sprache; die Sprachpsychologie hat also zu erfassen, was an Akten und Prozessen im sprechenden und sprachverstehenden Individuum vorgeht. Die Sprechereignisse, die der Psychologe im Gefüge des sinnvollen Verhaltens der Menschen vorfindet, werden von ihm als Handlungen einer wohldefinierbaren Art oder Klasse bestimmt, deren Gesetzlichkeit es festzustellen gilt.

Damit wäre das primäre und zentrale Thema der Sprachpsychologie angegeben. Zweifellos aber bestehen außerdem noch sekundäre Themen. So wird etwa auch die Sprache im Sinn von Sprachfähigkeit einer psychologischen Bearbeitung bedürfen und eine solche ermöglichen. Ferner ist die Sprache als Korrelat der Vernunft und als Erzeugnis der bestimmten Geistigkeitsstufe des Menschen ein Gegenstand genetisch- und vergleichend-

psychologischer Forschung. Und es ist weiter nicht einzusehen, warum der Psychologe, nachdem die Sprechvorgänge und ihre seelisch-geistigen Voraussetzungen geklärt worden sind, nicht auch die Sprachgebilde auf die in ihnen wirksame psychische Gesetzmäßigkeit ansehen soll, ähnlich wie de Saussure eine „linguistique de la parole“ für ein mögliches Thema erklärt hat.

6. Die Sprachpsychologie im System der gesamten Sprachwissenschaft

Mit den letzten Ausführungen des vorigen Abschnitts ist schon dargestellt worden, daß es möglich ist, die Sprachpsychologie in ein Gefüge sprachwissenschaftlicher Forschungsarbeit einzubauen; welche Stellung ihr darin zukommt, ist in allgemeinstem Umriß auch schon angegeben worden. Das gilt es nun näher auszuführen. Wenn H. Paul betont, die Sprachwissenschaft könne nur als Einheit sein und bestehen, so kann man das ruhig gelten lassen: der Begriff der Einheit, als unitas multiplex verstanden, schließt ja Gliederung und zusammengefaßte Vielheit nicht aus. Sagt man indes, diese Einheit beruhe darauf, daß nur eine einzige Methode am Werk und möglich sei, die historische, so muß dem nachdrücklich widersprochen werden. Neurologen und Psychiater gewinnen als klinische Aphasieforscher wichtige Einsichten in Wesen, Leistung und Entwicklung der Sprache, ohne in Pauls Sinn historisch eingestellt zu sein. Zentrale Sprachdefekte und -störungen als Realaufösungen des menschlichen Sprachvermögens erbringen gegenüber den historischen Sprachanalysen der Linguisten etwas Neues. Aber auch in anderer Hinsicht sind Ergänzungen des historischen Ausgangspunktes möglich und nötig. Wenn man die Sprachwissenschaft nach den Sachkapiteln der Grammatik einteilt in Lautlehre (Phonetik), Formenlehre (Morphologie), Satzlehre (Syntax), Bedeutungslehre (Semasiologie), so sind alle diese Teilgebiete unter historisch-genealogisch-vergleichendem Methodengesichtspunkt zu betreiben, wengleich die Reichweite des historischen Ausgriffs sehr verschieden sein kann. Anders ist es, wenn die allgemeinen Gesetze der Wortbildung, der Bedeutungsentwicklung und des Lautwandels studiert werden sollen. Hier hilft der rein geschichtliche Standpunkt nichts mehr, hier muß auf die Gesetzmäßigkeit der menschlichen Geistbekundungen zurückgegriffen werden, wie sie uns nicht nur von sprachlichen, sondern auch von anderen Auswirkungen her bekannt ist. Die Assoziations-, Apperzeptions- und Reproduktionsgesetzmäßigkeit, für deren Erkenntnis die Sprache zwar eine wichtige, aber keineswegs die einzige Quelle ist, vermag sprachliche Problematik zu erhellen.

Die Sprachgeschichte selbst arbeitet mit Aufspaltungen ihres Arbeitsgebiets, indem sie innerhalb der eigenen Forschung einige selbständig gewordene Wissenschaften hat emporkommen lassen. Wir greifen eine davon

heraus, um zu zeigen, daß der historische Aspekt u. U. auf ein Minimum zusammenschrumpfen kann, und daß daneben der psychologischen Betrachtung wesentliche Aufgaben vorbehalten bleiben. Die Sprachzeichen bestehen aus einem Lautkörper und einem Bedeutungsgehalt. Beides wird für sich zum Thema wissenschaftlicher Betrachtung gemacht, und zwar einer so ausschließlichen, daß daneben alles andere zurücktritt. Diejenige linguistische Teildisziplin, die den Faktor des Sinnlich-Wahrnehmbaren an den akustisch-motorischen Sprachzeichen zum Gegenstand ihrer Betrachtung macht und den Sinn der sprachlichen Gebilde unbeachtet läßt (einklammert), ist die *Phonetik*. Von ihr kann man wirklich nicht mehr behaupten, daß sie eine historische Wissenschaft sei. Sie ist vielmehr seit Jahrzehnten zur experimentellen Naturwissenschaft mit physikalischen und physiologischen Methoden geworden, die komplizierteste elektroakustische phonographische und phonometrische Apparaturen, Röntgenstrahlen u. a. mehr in ihren Dienst nimmt⁵⁵).

Sie untersucht im Gesamtbereich des akustisch Perzipierbaren die Beschaffenheit derjenigen lautlichen Hervorbringungen, die als sinnvolle Zeichen (oder als Elemente solcher) dienen. Indem der Phonetiker die akustischen Phänomene als solche sowie ihre Hervorbringung durch den menschlichen Stimmapparat untersucht, durchforscht er mit dem Physiker und Physiologen sämtliche physikalisch-physiologische Erscheinungen von der Stimmgabel und der Lippenpfeife bis zu den komplexen Organstrukturen des menschlichen Stimmapparats. Aber — und das ist nun das Interessante für uns — sobald der Phonetiker etwas herausbringen will, was nicht nur die Physik und Physiologie, sondern die Sprachwissenschaft angeht, muß er die Psychologie zu Hilfe rufen. Sehr richtig sagt Bühler⁵⁶), der Phonetiker dürfe über seinen physikalisch-physiologischen Zielsetzungen nicht vergessen, daß die Vollendung seiner Wissenschaft über die Psychologie führt. Gegenstand der Phonetik kann nur sein, was ins Sprachbewußtsein fällt. Aus der vieldimensionalen und kontinuierlichen Mannigfaltigkeit der mit dem Stimmapparat erzeugbaren Laute verwendet jede Sprache nur eine abzählbare Menge wohlcharakterisierter Elemente und Komplexe. Die Grundsätze solcher Auswahl und Bevorzugung sind, sobald es sich um die allgemeinsten Probleme einer übereinzelsprachlichen Lauttheorie handelt, aus den Gesichtspunkten einer Erlebnispsychologie zu gewinnen. Handelt es sich dagegen um das System konkreter Laute, die von bestimmten Einzelsprachen als diakritische Zeichen mit Signalwert in ihren Dienst gestellt werden, dann ist die Phonologie und die historische Lautlehre dafür zuständig.

Dieses eine Beispiel, bei dem wir es hier bewenden lassen wollen, macht deutlich, daß jede der mit den allgemeinen Tatsachen des Sprachlebens beschäftigten Disziplinen irgendwie mit der psychologischen Betrachtung der Sprache verknüpft sein muß. Auch wer nicht der Ansicht ist, die Sprachpsychologie sei die fundamentale und einzige Prinzipienwissenschaft für den Historiker, wird doch zugeben, daß sie für diesen wichtige Erklärungsprinzipien, problemkonstituierende Leitbegriffe und wertvolle Anregungen

für kategoriales Sehen enthält, daß ihr daher ein legitimer Platz im Gefüge der im weitesten Sinn sprachwissenschaftlichen Disziplinen zukommt.

Über dieses System selbst nur wenig. Bei der Betrachtung der einzelnen Kulturbereiche und Bekundungsgebiete des objektiven Geistes läßt sich eine historische und eine systematisch-prinzipielle Forschungseinstellung trennen. Man kann z. B. die Kunst daraufhin betrachten, wie die einzelnen Schöpferpersönlichkeiten und ihre Werke chronologisch aufeinander folgen. Daneben ist eine andere Forschungseinstellung möglich, die metahistorisch und prinzipiell ausgerichtet ist und darnach fragt, was Kunst sei, in welchen Anlagen und Bedürfnissen des menschlichen Geistes sie wurzle, welche Gesetze in dem Schaffen und Genießen von Kunst aufzuweisen seien. Diese Zweiheit der Einstellungen läßt sich auch auf die Sprachforschung übertragen und demnach unterscheiden wir: 1. die historische Sprachwissenschaft (wobei die Einteilung in deskriptive, genealogische und vergleichende Richtungen nur eine verschiedene Akzentverteilung bedeutet); 2. die prinzipiell-systematische Sprachforschung. Im Bereich dieser Disziplinen, zu denen ferner Lautphysiologie und philosophische Sprachtheorie gehören, hat die Sprachpsychologie ihren Platz. Sind die Angehörigen der ersten Gruppe vor allem beschreibend und idiographisch eingestellt, so tragen die der zweiten in stärkerem Maß erklärenden und nomothetischen Charakter. Es sind die Gesetzmäßigkeiten des menschlichen Bewußtseins und Seelenlebens, aus denen die Sprachpsychologie die Erscheinungen der Sprache erklärt, wobei es ihr möglich ist, für diese selbst wieder gewisse Gesetzmäßigkeiten der Entstehung und des Ablaufs festzustellen.

An solchen Systementwürfen für die Sprachwissenschaft fehlt es in der Literatur nicht. Nur zwei davon seien angeführt. Das einläßlichste, freilich auch bis zur völligen Unübersichtlichkeit aufgegliederte Systemprogramm stammt von O. D i t t r i c h⁵⁷⁾, dem wir nur die Hauptgesichtspunkte entnehmen. Seine „Übersicht der sprachwissenschaftlichen Disziplinen“, zerfällt diese in drei Hauptteile: I. den morphologischen Teil, wobei es sich um eine allgemeine Zeichenlehre handelt; II. den chronologisch-topologischen Teil, wohin die Sprachgeschichte gehört; III. einen rationellen Teil, dessen ätiologische Disziplinen-gruppe durch die selbst wieder mannigfach aufgegliederte Sprachpsychologie gebildet wird. — P i l l s b u r y und M e a d e r⁵⁸⁾ unterscheiden innerhalb der Sprachwissenschaft folgende Zielsetzungen: *general linguistics* (Allgemeine Sprachwissenschaft), *comparative philology*, *linguistic paleontology*, *systematic grammar*, *historical grammar*. In die allgemeine Sprachwissenschaft fallen *phonetics* und *semantics*. Deren Entsprechungen auf dem Gebiet der *special grammar* sind *phonology* und *semasiology*. Die Sprachpsychologie scheint in dieser Einteilung nicht auf als gruppenbildendes Merkmal, wird aber erwähnt und in der bereits angeführten Weise definiert. Sie wird — was mit unserer Auffassung sachlich übereinstimmt — als Teil der allgemeinen Sprachwissenschaft betrachtet, deren Wesen und Aufgabe bestimmt wird als „investigation of the nature of the language processes as such“.

7. Das Forschungsgefüge der Sprachpsychologie

Bis jetzt war immer nur von „der“ Sprachpsychologie die Rede, die damit — was in erster Näherung zweifellos anging — in methodischer und thematischer Hinsicht als homogene Einheit gefaßt wurde. Genauere Betrachtung läßt in den hier möglichen und tatsächlich verfolgten Zielsetzungen weitgehende Differenzierung erkennen. Die vorhandene Vielheit wird überschaubar, wenn man die Methodenaspekte der allgemeinen Psychologie als Ausgangspunkt der Musterung verwendet.

Spricht man von Psychologie schlechthin, so meint man damit die generelle Normalpsychologie, deren Gegenstand das gesunde Seelenleben des erwachsenen Kulturmenschen ist. Gegenstück dazu ist die Sprachpsychologie ohne weitere Bezeichnung. Ihr Thema ist dasjenige, was sich beim Normalmenschen an Sprechvorgängen feststellen läßt: also der psychophysische Vollzug der Sprache beim gesunden Kulturmenschen. Das vorgegebene Gefüge von Phonemen, lexikalischen Bedeutungseinheiten und syntaktischen Fügungsregeln wird im Sprechakt des Individuums neu aktualisiert und zum Ausdruck eines psychischen Meinens gemacht, wobei ein überaus komplexer Vorgang des Zusammenwirkens von determinierenden Tendenzen, Denkakten, Assoziations- und Reproduktionsleistungen, gehörmäßigen, motorischen, kinästhetischen Teilprozessen usw. ins Spiel tritt. Das normale Funktionieren dieser Teilvorgänge klarzulegen, ist Aufgabe dieses allgemeinsten grundlegenden Teils der Sprachpsychologie. Ihre Nachbarwissenschaften sind Gehirnanatomie und -physiologie einerseits, Lautphysiologie und experimentelle Phonetik andererseits, an jene grenzt sie bei ihrer Untersuchung der zentralen Vorgänge beim Sprachgebrauchen, an diese, wenn sie das peripherisch-motorische Geschehen des äußern Sprechakts betrachtet.

Neben den Normalaspekt tritt der pathopsychologische, genetische und vergleichende, neben den generellen der differentielle und individuelle (im charakterologischen Sinn), neben die Erforschung der Vorgänge im einzelseelischen Bereich stellt sich die kollektiv-, gemeinschafts- und völkerpsychologische Betrachtung. Die Pathopsychologie der Sprache behandelt die Vorgänge des Sprechens und Verstehens innerhalb des gehemmten, abnormalen und kranken Seelenlebens, zunächst, um diese als solche kennen zu lernen, sodann aber auch in der Absicht, dergestalt auf dem Weg des Kontrastes einiges sonst Unerfaßbare über die Normalvorgänge zu erfahren. Die abnormen Sprechvorgänge sind aufschlußreiche Variationen des ordnungsgemäß verlaufenden Geschehens. Abbau-, Ausfalls-, Rückbildungs- und Auflösungserscheinungen dieser Art werden vornehmlich für Entwicklungsbetrachtungen fruchtbar, vermögen indes auch die deskriptive Bearbeitung der generellen Tatbestände zu fördern. Jeder, der

sprachpsychologisch experimentiert hat, weiß, wie schwer es ist, von den Vpen Aussagen über sprachliche Elementarsachverhalte zu erlangen, weil diese zufolge allzugroßer Vertrautheit so rasch ablaufen, daß eine zulängliche introspektive Erfassung kaum möglich ist. Hier bietet nun das traurige Naturexperiment der Aphasie verschieden abgestufte Erschwerungen des allzu glatten Normalverlaufs. Die ganze Fülle der notwendigen Bedingungen des Sprechens ist aus dem normalen Seelenleben kaum analytisch zu erfassen, weil dieses — wie Stenzel⁵⁹) richtig bemerkt — gerade zufolge seiner unerhörten Vertrautheit so schwer zu durchdringen ist. Der Ausfall der einen oder andern Komponente dagegen beleuchtet wie ein Schlaglicht ganze Gewebe ineinandergreifender Faktoren und hat völlig neue Seiten zu erkennen ermöglicht, von der Rolle der beteiligten Organe beim Sprechen, über die beanspruchten zentralen Bereiche, die hier nötigen Koordinationsleistungen usw. bis zu den Formen der sprachlichen Begriffsbildung, des Wortgedächtnisses usw. hinauf.

Vermag eine Pathopsychologie der defekten und erkrankten Sprache (der Apathiker) und der Sprache der Geisteskranken brauchbare Aufschlüsse über das normale Verhalten zur Sprache zu liefern, so wird umgekehrt die Normal-sprachpsychologie auch für den medizinischen Pathopsychologen wichtig. Wer die nach Apoplexien und Kopfschüssen häufigen motorischen Aphasien richtig beurteilen und weiterhin durch logopädische Einflüsse (Übungsbehandlung) bessern will, muß die psychische Struktur des normalen Sprachverhaltens genau kennen. Auch genetische Betrachtungen sind für eine volle Erkenntnis der Sprache unentbehrlich. Denn ein Gegenstand ist ja erst dann restlos begriffen, wenn man nicht nur weiß, was er ist und leistet, sondern auch, wie er entstanden ist und sich entwickelt hat. Sprachursprungsfragen sind daher nicht nur ein sprachphilosophisches, sondern zugleich ein eminent sprachpsychologisches Problem, bei dessen Bearbeitung die Psychologie allerdings die genetischen mit den vergleichenden Methoden verbinden muß. Die Untersuchung der Kindersprache belehrt uns über die Ontogenese und erlaubt — gestützt durch andere Verfahrensweisen — einige vorsichtige Rückschlüsse auf die Phylogenese. Solche Unterstützung gewähren Betrachtungen von Geistesleben und Sprache der Naturvölker (rezenter Primitiver) sowie die Tierpsychologie, die uns mit der Struktur eines sprachlosen Bewußtseins bekanntmacht, denn die sogenannte Sprache der Tiere ist keine eigentliche und volle Sprache. Auch die Beschäftigung mit vorsprachlichen und vor-lautsprachlichen Zeichensystemen ist fruchtbar: hierher gehören die kaufmännischen Code-Einrichtungen, Flaggensignalbücher, heraldischen Zeichensysteme, ferner Gebärdensprachen aller Art. Neben die originär gewachsenen Sprachen der Primitiven muß eine Betrachtung jener Minimum-, Notbehelfs-

und Reduktionssprachen treten, wie sie von Farbigen zum Zweck des Verkehrs mit Weißen ausgebildet wurden (Beach-la-Mar, Pidginenglisch, Mauritiuskreolisch usw.), ferner die Neustrukturierung bereits hochausgebildeter Sprachen zum Zweck vereinfachter Sprech- und Verstehensleistungen (Afrikaans, Basic-Englisch). Es ist ein interessantes sprachpsychologisches Problem, was bei diesen Reduktionen als entbehrlich preisgegeben (und zwar auch in welcher Reihenfolge es preisgegeben wird) und was als unumgänglich nötig beibehalten wird. Im gleichen Sinn vermag eine Untersuchung neugebildeter Kunstsprachen (Volapük, Ido usw.) zu wirken, so verfehlt alle diese Experimente auch an sich sind. Welche Aufschlüsse dann die Betrachtung der sprachlichen Sonderentwicklung bei taubblinden und hörstummen Kindern zu liefern vermag, wird im Verlauf unserer Arbeit mehrfach zu zeigen sein.

In diesen Fällen dient die Untersuchung des Abweichenden und Abnormalen dazu, das Allgemeingesetzliche herauszuarbeiten und durch den Kontrast zu erhellen. Das nämliche ist der Fall bei der differentiellpsychologischen Methodik und ihrer Anwendung auf die Tatsachen des Sprachlebens. Diese Richtung lenkt ihre Aufmerksamkeit auf kennzeichnende zwischenmenschliche Unterschiede innerhalb des Sprachgebrauchs. Dadurch dient sie einerseits der Feststellung des Normalen, das hier wie überall kein ausdehnungsloser Punkt, vielmehr eine Strecke mit beträchtlicher Variationsbreite ist, sodann aber auch einer Bestimmung der aufweisbaren typischen Varianten und der auch hier nicht fehlenden Gesetzlichkeit. Das Verhältnis der einzelnen Menschen zur Sprache ist nicht in allen Fällen völlig gleich, und die vorhandenen Unterschiede sind nicht nur wichtige Belege für die Abweichungen, welche die generelle und normale Gesetzlichkeit der Spracherscheinungen noch zuläßt, sondern in der Regel auch vielbesagende Symbole für Typenpsychologie und Charakterologie. Als Beispiel diene das Verhältnis von Sprache und Anschauung. Bei verbalimaginativen, visuellen, eidetischen und synästhetischen Personen wird es ein engeres sein als bei mehr intellektuellen, abstrakten, desintegrierten. Auch die Beziehung zwischen Sprache und Denken weist Varianten typenpsychologischer Art auf. Solche Abwandlungen gibt es in bezug auf die Sprache und die bei deren Verwirklichung ins Spiel tretenden psychischen Vorgänge in nicht geringer Zahl, und nur wer die hier mögliche Streuung, die unter- und übernormalen Leistungen kennt, bewertet die normalen richtig.

Die sprachpsychologischen Interessen lassen sich über den differentiellen Gesichtspunkt dann noch weiter ins Spezielle vortragen. So können im Sinn einer an individuellen Leistungen interessierten Ausdruckspsychologie die Einstellungen bestimmter Einzelpersönlichkeiten psychographisch-indi-

vidualdiagnostisch untersucht werden, oder es kann eine Einzelsprache als kennzeichnende Schöpfung einer konkreten historischen Volksindividualität auf ihre Sondergesetzlichkeit hin Betrachtung erfahren. Ich schlage für die zweite Zielsetzung den Ausdruck „spezielle Sprachpsychologie“ vor, muß dabei aber darauf hinweisen, daß diese Bezeichnung bereits von O. Dittrich⁶⁰⁾ in anderem Sinn gebraucht worden ist. Im Gegensatz zur allgemeinen Sprachpsychologie, die die elementaren Grundfragen behandelt, geht die spezielle Sprachpsychologie nach ihm unter Zuhilfenahme differentiell- und pathopsychologischer Gesichtspunkte auf konkretere Fragen ein (etwa die Auflösung der lebendigen Rede in semantodeiktische, semantische und deiktische Bestandteile). Für unsere Auffassung gehören auch diese Probleme noch zur allgemeinen Sprachpsychologie, soweit es sich dabei um Erscheinungen handelt, die in allen Sprachen und bei allem Sprechen möglich und aufweisbar sind. Für uns endet die allgemeine Sprachpsychologie dort, wo der nomothetische Bereich verlassen wird und Annäherungen an den idiographischen stattfinden. Mit der Sprache befaßt sich auch der Logopäde und der Psychopathologe der Sprache, obgleich der zu behandelnde Stotterer als Angehöriger der deutschen Sprachgemeinschaft deutsch stottert und ein bestimmter Verbalamnestischer sich deutscher Worte nicht entsinnen kann.

Sprache ist in allen Fällen das Werk einer Gemeinschaft, und so muß neben den individualpsychologischen Aspekt (dieses Wort hier im Wundtschen Sinn verstanden) ein kollektiv- und völkerpsychologischer treten, von dem ja schon die Rede war. Die Sprache ist dem Individuum nicht angeboren oder einfach überliefert, sondern muß von ihm neu erworben und in Form individueller Sprechakte ausgeübt und verwirklicht werden; dabei ist der individuellen Initiative eine bestimmte Bekundungsmöglichkeit gegeben, was Ansatz für allerlei Umgestaltungen wird. Gleichwohl hat der einzelne Mensch seine Sprache nicht kraft seiner Individualität und durch eigene Schöpfung, sondern besitzt sie zufolge seiner schicksalhaften Zugehörigkeit zu einer Sprach- und Volksgemeinschaft. Auch die eigenwilligste und spontanste seiner aktuellen Sprachverwirklichungen steht unter dem gemeinsamen Strukturgesetz, das andere Sprecher in gleicher Weise bindet. Das Individuelle der einzelnen Leistung ist wirksam überlagert von überindividuellen Prinzipien. Diese Wechselwirkung zwischen individueller und gemeinschaftsbedingter sowie -gebundener Leistung ist von der Gemeinschafts- und Völkerpsychologie zu untersuchen. Ihr Gegenstand ist die Gesamtheit von Wirkungszusammenhängen, die auf Grund menschlichen Verhaltens, vermittelt durch aktuell und strukturell Seelisches zwischen dem Strukturorganen Sprache und der Sozialstruktur Gemeinschaft stattfinden⁶¹⁾.

8. Wissenschaftstheoretische Rechtfertigung

Die gesamten bisherigen Erörterungen standen im Dienst einer wissenschaftstheoretischen Rechtfertigung der Sprachpsychologie. Sie wurde vollzogen durch den Aufweis eines eigenen und eigenartigen Gegenstands, der von keiner anderen Betrachtungsweise in gleicher Art betreut zu werden vermag, sodann durch kritische Auseinandersetzung mit gegenteiligen Ansichten. Stünde uns für derartige Diskussionen mehr Raum zur Verfügung, so wäre es ganz aufschlußreich zu zeigen, wie sich die Argumente der Anzweifler sprachpsychologischer Forschungsarbeit in wesentlichen Punkten widersprechen und damit aufheben. Indes mag es mit dem bereits Vorgebrachten sein Bewenden haben. Wir fassen hier lediglich das Gesagte zusammen und ergänzen es durch einige Beispiele und nähere Ausführungen.

Die Sprachpsychologie als Akt- und Funktionenlehre der Sprache befaßt sich mit dieser, soweit sie als psychophysische Tätigkeit erscheint. Ihr Arbeitsgebiet sind die psychischen Funktionen und Dispositionen, die hinter den gleichfalls in ihrer Gesetzlichkeit betrachteten Akten des Sprachgebrauchs stehen und damit an Ausbildung und Entwicklung der Sprache maßgebend beteiligt sind. Die Tatsache Sprache läßt eine psychologische Betrachtung nicht nur zu, sondern fordert diese ihrem Wesen nach gebieterisch. Da eine solche aber von keiner anderen Wissenschaft geleistet werden kann, ist damit die Rechtfertigung des Bestandes einer Sprachpsychologie dargetan. Es kann natürlich sein, daß der Linguist zum Psychologen in die Schule geht, um die sprachpsychologische Forschungsarbeit, so weit sie ihm nötig erscheint, im eigenen Wirkungskreis zu leisten. Der Fall ist oft genug verwirklicht worden, und es ist dabei zu ersprießlichen Ergebnissen gekommen. Aber dadurch, daß der Linguist gelegentlich zum Sprachpsychologen wird, ist die Grenze zwischen den beiden Wissenschaften noch nicht aufgehoben. Ihr Vorhandensein läßt sich vielmehr auch dort gut zeigen, wo Sprachwissenschaft und -psychologie die nämlichen Gegenstände bearbeiten, z. B. die Frage des Lautwandels.

Eine brauchbare Bestimmung von Fröbes⁶²⁾ vermag hier als Ausgangspunkt zu dienen. Bei der Behandlung der Sprache sucht die Psychologie die allgemeinsten Gesetze, insoweit sie aus Eigenschaften des Geistes erklärt werden können, nicht die von allerlei Zufälligkeiten der Entwicklung abhängigen Einzeltatsachen. Die Sprachänderungen, wie etwa Laut- und Bedeutungswandel, kommen daher nur hinsichtlich ihrer allgemeinsten Gesetzlichkeit als sprachpsychologische Probleme in Betracht. Wo der Germanist die germanische und ahd. Lautverschiebung mit den Ausnahmen des Verrenerschen Gesetzes, wo der Romanist den Übergang des Vulgärlateinischen zum Französischen auf die im konkreten Fall wirksam gewordenen Anlässe ansieht, während ihm die diesen historischen Erscheinungen zugrunde-

liegenden Prinzipien vergleichsweise unwichtig sind, betrachtet der Sprachpsychologe die genannten Vorgänge lediglich als Beispiele eines allgemeinen Gesetzes, als konkrete Auswirkungen einer im Sprachleben stets von neuem zur Geltung kommenden Triebkraft; ihm seinerseits sind die einmaligen, so nicht wiederholbaren Zuspitzungen gleichgültig.

Ein Beispiel für die beiderseits in Dienst genommenen Argumentationen soll das deutlich machen. Im Ausgang des Mhd. werden die langen Monophthonge *i*, *iu* (= *ü*), *û* zu *ei*, *eu*, *au* diphthongiert. Wie erklärt der Germanist diesen Sachverhalt? Zunächst stellt er den Ausgangspunkt dieses Lautwandels fest. Da er ihn im Bayrisch-Österreichischen findet, sieht er weiter zu, ob nicht die Sonderbedingungen dieser Grenzmark (lautliche Beeinflussung von nichtdeutschen Völkern her) dort die Umfärbung der genannten Selbstlaute bewirkt haben könnten, und weiterhin, ob die soziologischen Vorbedingungen dafür gegeben waren, daß dieser einzelne Stamm seine Aussprachegewohnheit auf das ganze deutsche Sprachgebiet oder doch wesentliche Teile desselben auszudehnen vermochte, d. h. ob dem genannten Stamm damals besondere Geltung zukam. Das ist etwa der Gedankengang des Germanisten H. Naumann⁶⁸).

Anders würde hier der Sprachpsychologe argumentieren. Zunächst würde er darauf hinweisen, daß die ständige Neuerzeugung von Lauten für allerlei allmähliche und unmerkliche Änderungen und Verschiebungen im Bereich des Artikulations-, Phonations- und Intonationsmäßigen den Ansatzpunkt bildet, daß diese winzigen individuellen Verschiedenheiten durch Gemeinsamkeiten altersmäßiger (Generationenproblem!), bildungsmäßiger, sozialer usw. Art gewissermaßen zusammengeballt wurden, so daß nach einiger Zeit die neuen Aussprechergebnisse von der früher herrschenden Aussprache deutlich abgerückt erscheinen konnten. Man kann hier ferner auf die Psychophysiologie des Sprechvorgangs und die bei Aussprache des betreffenden Lautes in Betracht kommende Spielraumbreite der normalen Artikulationen verweisen oder man kann das Prinzip der Lautvermischung zur Erklärung heranziehen, d. h. die Lautänderung unter Einfluß benachbarter Laute (progressive und regressive Assimilationen); schließlich können Wortvermischungen, Kontaminationen unter Einfluß assoziativ naheliegender Wörter den ersten Anstoß für solche Wandlungen gebildet haben und für einen sogenannten springenden oder plötzlichen Lautwechsel kann ein Akt des Versprechens Ausgangspunkt gewesen sein. Auch auf die Wirkung von Affektzuständen und die von ihnen ausgehende Beeinflussung der Aussprache und Betonung wäre vom Psychologen bei Erörterung solcher Dinge hinzuweisen. Die geschichtlichen Sonderbedingungen, unter denen die Deutschen der Ostmark im 12. und 13. Jahrhundert standen, sind ihm als solche gleichgültig, wichtig wäre dem Psychologen bei Gelegenheit des genannten Beispiels vor allem die Feststellung, daß das individuelle Sprachorgan Laute einer Fremdsprache zu verändern pflegt, daß aber auch der entgegen-

gesetzte Fall nicht ganz selten ist: Fälle von Zweisprachigkeit führen die Möglichkeit einer gegenseitigen Beeinflussung der Artikulationsgewohnheiten vor. So wird denn vom hic et nunc des konkreten Falles sofort auf eine Reihe allgemeiner Gesetzmäßigkeiten übergegangen, die ihre Fruchtbarkeit als Erklärungsprinzipien stets von neuem bekunden und wahrscheinlich auch im vorliegenden Fall brauchbar sein werden. Sollten sie es nicht sein, so wäre damit noch nichts gegen die Gesetze gesagt, die vielleicht hier durch individuelle historische Gegenkräfte außer Wirkung gesetzt wurden. A. Höfler⁶⁴⁾ bemerkt mit programmatischem Nachdruck, die exakte psychologische Hypothese bleibe nützlich und unvermeidlich, auch wenn ihr in einzelnen Fällen geschichtliche Bestätigung versagt wäre.

Die Sprache als wichtige Bekundung und Schöpfung des menschlichen Geistes- und Seelenlebens ist ein Thema, auf dessen Bearbeitung der Psychologe nicht verzichten kann, selbst wenn die Ergebnisse seiner Forschungsarbeit für den Sprachwissenschaftler bedeutungslos und unverwendbar sein sollten. Daß dies indes nicht der Fall ist, hat eine lange Arbeitstradition, haben zahlreiche ausgezeichnete Werke, in denen linguistisches Material mit psychologischem Geist durchdrungen wird, längst erwiesen. Was der Völkerkundler und Linguist W. Schmidt⁶⁵⁾ von dem Werk J. van Ginneken's rühmt, daß in ihm eben durch Heranziehen der Psychologie neue Problemstellungen und -lösungen erreicht worden seien, könnte mit nicht minderem Recht von einer großen Anzahl anderer Arbeiten behauptet werden. Psychologische Erwägungen vermögen zu fruchtbaren Leitmotiven sprachgeschichtlicher Forschungsarbeit zu werden, die sich als brauchbare heuristische Prinzipien verwenden lassen oder in anderen Fällen dem Linguisten den Blick schärfen für Dinge, die ihn sein konkretes Sprachmaterial vielleicht nicht mit der nötigen Deutlichkeit bemerken läßt⁶⁶⁾.

Das wäre die theoretische Rechtfertigung der Sprachpsychologie. Aber auch eine praktische ist möglich. Daß Psychiater und Logopäde beim Erkennen, Beurteilen und Heilen von Sprachdefekten und -erkrankungen der Sprachpsychologie bedürfen, wurde schon gesagt. Ebenso aber hat der Taubstummenlehrer, der Heilpädagoge, dann aber auch jeder Sprachlehrer in gewissen Ausmaßen die Unterstützung durch die Sprachpsychologie nötig. Desgleichen vermag die forensische Psychologie und damit die Praxis der Rechtspflege durch eine sprachpsychologische Erörterung der Probleme von Verhör und (Zeugen-)Aussage wesentliche Förderung zu erfahren.

Die Sprache ist ein Gebiet, auf dem Einsichten von höchster theoretischer Dignität zu gewinnen sind, und die theoretische Rechtfertigung der Sprachpsychologie ist durch den Umstand gegeben, daß sie hier Erkenntnisse zu erbringen vermag, die keiner anderen wissenschaftlichen Bearbeitung der Sprache zugänglich sind. Die Sprache ist aber außerdem

eine Lebensstatsache von größter praktischer Bedeutung, und da die (angewandte) Sprachpsychologie in der Lage ist, verschiedene Ergebnisse für praktische Auswertung bereitzustellen — und das in weit höherem Maß als z. B. die geschichtlich-vergleichende Sprachwissenschaft — erweist sie sich damit zugleich als lebensbrauchbare, weil „anwendbare“ Disziplin.

B. Arbeitsrichtungen und Verfahrensweisen

1. Vorbemerkungen

Hauptthema der Psychologie sind Bewußtseinstatsachen, seelisch-geistige Ereignisse, Vorgänge und Zustände: psychische Erlebnisse, kurz gesprochen. Der Erlebnisaspekt steht somit als erster und vor allem maßgebender im Mittelpunkt psychologischer Forschungsarbeit. Nun hat man, um die Einseitigkeit der subjektiven durch objektive Methoden zu ergänzen, daneben einen Verhaltens- und einen Werkaspekt angesetzt, Von jenem aus wird das sinnvolle Benehmen der Individuen gemustert, von diesem das Gebiet ihrer Leistungen und Hervorbringungen. Obwohl damit sicherlich fruchtbare Blickrichtungen der Psychologie genannt und gekennzeichnet sind, kann doch kein Zweifel darüber bestehen, daß sie sich an wissenschaftlicher Dignität mit dem erstgenannten Aspekt — der das Wesen der Psychologie als selbständiger Wissenschaft ausmacht und begründet — nicht messen können. Denn auch die objektive Verhaltensforschung muß letzten Endes auf das Erleben bezogen bleiben, sonst haben wir eine unpsychologische Reflexologie oder einen Behaviorismus, der mit Psychologie kaum noch etwas zu tun hat. Die russische und amerikanische Forschungstradition liefern hier Beispiele zur Genüge. Und wo „Psychologie vom Gegenstand her“ betrieben wird, etwa wo man die Wahrnehmungsvorgänge vom Objekt her beleuchten will, da muß die Beziehung auf das Erleben besonders sorgsam gewahrt bleiben, wenn ein Ausgleiten in Physik vermieden werden soll. Der Kunstwissenschaftler, der die Psychologie der künstlerischen Schaffungsvorgänge von den Schöpfungen her erhellen will — was an sich ein durchaus gangbarer Weg ist — läuft Gefahr, zum objektiven Kunstwissenschaftler zu werden, sobald nicht auch hier die Rücksicht auf das Erlebnis- und Vorgangsmäßige alles andere leitet und bestimmt.

Das alles wird auch für die Sprachpsychologie wichtig. Sie hat zu erforschen, welche psychischen Erlebnisse bei den sich der Sprache bedienenden Individuen vorhanden sind, wie sie sich in sinnvolles Benehmen umsetzen, in ihm zum Ausdruck kommen und inwieweit sich daher umgekehrt vom Verhalten aus auf die zugrundeliegenden Bewußtseinsvorgänge schließen läßt. Endlich ist zuzusehen, welche Korrelationen

bestehen zwischen Erlebnissen und Verhaltensweisen der sprechenden Individuen einerseits und den vorliegenden Äußerungen als objektiven Sprachwerken sowie den einzelsprachlichen Zeichengefügen als Schöpfungen des objektiven Geistes einer Volksgemeinschaft andererseits. Dabei kann vom psychologischen Erlebnisbestand aus auf das Linguistisch-Sprachliche und umgekehrt vom sprachlichen Gebilde und Gefüge auf die seelischen Zuständlichkeiten des sich hier bekundenden Sprechers, weiterhin auf die psychische Struktur der sprachschöpferischen Volkspersönlichkeit geschlossen werden (Sprache als individual- und volkscharakterologischer Test).

Im folgenden wird dargelegt, welche Verfahrensweisen die einzelnen Richtungen in ihren Dienst stellen, desgleichen soll an Hand kennzeichnender und typischer Arbeitsproben gezeigt werden, was an Einsichten auf den verschiedenen Wegen zu gewinnen ist. Zur Erforschung der Sprech-erlebnisse dient die Selbstbeobachtung des Psychologen sowie die von ihm vorgenommene Fremdbeobachtung, außerdem das experimentelle Hervorrufen der hier in Betracht kommenden Bewußtseinsvorgänge, die systematisch variiert und an einer Reihe verschiedener Vpen untersucht werden. In den Dienst der Verhaltenspsychologie tritt die Anwendung der vom Behaviorismus ausgebildeten Methoden, wobei besonders die Beobachtungen der in tierischen Gemeinschaften zu findenden Steuerungsleistungen des Verhaltens der Gemeinschaftsmitglieder wichtig werden. Auch hier sind Experimente möglich. Ihr Ertrag darf freilich nicht überschätzt werden. Immerhin liefern die Versuche aus der P a w l o w s c h e n Tradition zum Nachweis des bedingten Reflexes einige indirekte Ergebnisse für die Sprachpsychologie¹⁾. Andere im weiteren Umkreis behavioristischer Zielsetzungen angestellte Tierversuche — z. B. Experimente mit hypophysektomierten Ratten und die Exstirpationsversuche des amerikanischen Physiologen K. S. L a s h l e y²⁾ — sind für das Problem der Sprachlokalisationen und die Theorie der zentralen Vorgänge beim Sprechen und Verstehen zumindest mittelbar von Bedeutung. Die Forschungsarbeit im Sinn des dritten Aspekts wird vornehmlich die psychologische Interpretation von Sprachwerken (Texten aller Art, Dichtungen, Briefen, Tagebüchern, Aussprüchen) auf ihre charakteristische Ausdrucksweise hin in ihren Dienst stellen, ferner die kritische Reflexion über Sprachgebilde, wie sie uns das von der Sprachwissenschaft erarbeitete grammatisch-sprachgeschichtliche Material liefert.

2. Erlebnispsychologische Methoden

a) Selbstbeobachtung und Fremdbeobachtung

Jene — die sogenannte Introspektion — ist die Hauptmethode der allgemeinen wie der Sprachpsychologie; eine Methode, die eine entsprechende

Auswertung des auf andere Weise Festgestellten sowie einen wesentlichen Teil der anderen Methoden, der Experimente vor allem, allererst möglich macht. Selbstverständlich wird sie sich über zufällig-unabsichtliche Gelegenheitsintuitionen zu systematischer und aufmerksamer Innenschau erheben müssen. Der Psychologe muß feststellen, was in ihm selbst an innerlich-unmittelbar Erfahrbarem vorgeht, wenn er spricht oder Redeleistungen verstehend aufnimmt. Diese erlebten Eigenerfahrungen, bei deren Gewinnung man sich nicht auf das Geratewohl verlassen wird, bedürfen dann sorgsamer Untersuchung und der Ergänzung und Kontrolle durch sekundäre Methoden. Die Hochschätzung, die diese in naturwissenschaftlich ausgerichteten Zeiten erfahren, darf indes dafür nicht blind machen, daß die Introspektion die Grundlage unseres Wissens um seelische Vorgänge ist. Was Sprache ist und leistet, das weiß ich zunächst aus meinen eigenen Innenerlebnissen beim psychophysischen Vollzug der Sprache. D. h. ich erfahre es, wenn ich meine Aufmerksamkeit auf die sonst in naiver Selbstverständlichkeit vorüberrollenden Vorgänge richte und sie zergliedere. Die Wichtigkeit der Introspektion kann man gar nicht überschätzen: tiefdringende sprachpsychologische Einsichten sind möglich geworden auf Grund eigener Spracherfahrungen und des introspektiv vermittelten Wissens um diese. Auch die Experimente sind zum großen Teil auf systematische Selbstbeobachtung gegründet; nur beobachtet hier nicht der Forscher selbst, sondern die Vp., deren Introspektion vom Vl. vor zweckvoll variierte Aufgaben gestellt wird, etwa im Sinn analytischer und synthetischer Reihen³). Noch in anderer Hinsicht wird die Introspektion für das Experiment wichtig. Wenn der Psychologe gewisse sprachliche Elementarsachverhalte experimentell untersucht, so kann er das nur, weil er um die zu erforschenden Dinge introspektiv wenigstens in Form von Ausgangsregulativen bereits Bescheid weiß. Andernfalls wäre schon jede zweckentsprechende Versuchsanordnung unmöglich. Dieses primäre Bescheidwissen leitet dann auch die einzelnen Beobachtungsschritte, auch bei solchen Experimentatoren, die es nachher verleugnen. Das naturwissenschaftliche Experiment scheint exakter, namentlich dann, wenn allerhand komplizierte Apparate dabei eine Rolle spielen. Hier wird jedoch vergessen, daß „Exaktheit“ niemals eine absolute Bestimmung sein kann, sondern immer in der Relation zu etwas besteht. Exakt ist die dem jeweiligen Forschungsgegenstand und Erkenntnisziel angemessene Methode. Deswegen fällt es uns doch nicht ein, die Problematik einer ausschließlich auf Introspektion des betreffenden Forschers gegründeten Sprachpsychologie und die Schwierigkeiten dieses Verfahrens verkleinern zu wollen. Wer nur sich selbst beobachtet, läuft Gefahr, seinen Typus zu verabsolutieren oder gewisse individuelle Varianten für Allgemeingültiges zu nehmen. Da ihm die Möglichkeit einer Ausweitung ins

Generelle und einer kritischen Nachprüfung der Ergebnisse fehlt, schreibt er streng genommen nur seine eigene Sprachpsychologie. Die Schwierigkeiten der Introspektion liegen dann vor allem in folgendem. Das psychische Geschehen beim Sprechen und Verstehen ist dermaßen mechanisiert und damit so wahrnehmungsflüchtig, daß die Introspektion an faßbaren psychischen Vorgängen so gut wie nichts vorfindet. Außerdem sind uns diese Dinge so überaus vertraut, weshalb auch kritische Forscher bei deren Erörterung es kaum für nötig finden, den introspektiven Blick gesondert auf sie zu richten. Da schiebt sich dann leicht eine Theorie an die Stelle der Beobachtung. Daraus ist es zu erklären, daß die psychologische Beschaffenheit gewisser elementarer Verstehensvorgänge lange Zeit hindurch unentdeckt blieb, obgleich die Introspektion zu deren Erfassung völlig ausreicht.

Ein Beispiel⁴⁾. Für die englischen Assoziationspsychologen besteht das Sprachverstehen darin, daß das optisch oder akustisch wahrgenommene Wort die zugeordnete Sachvorstellung mit einer gewissen inneren Anschaulichkeit ins Bewußtsein hebt. An dieser Feststellung war indes mehr Theorie als innere, auf Selbstbeobachtung gegründete Erfahrung beteiligt. Man sieht das aus der Betroffenheit, die sich der einzelnen Denker bemächtigt, wenn sie einmal einen Blick auf die inneren Tatsachen werfen und dann etwas ganz anderes finden als das theoretisch Erschlossene. In solchen Fällen liefert die gelegentliche Introspektion treffende Einwände gegen die Theorie. Hobbes⁵⁾ z. B. weist nach, daß beim Sprechen und Verstehen ein deutlicher Vorstellungsmangel vorhanden ist, den er aus der Übung und ihrer mechanisierenden Wirkung erklärt. Ferner beobachtet man sich beim Auffassen von Sprachbegriffen, die Unvorstellbares bezeichnen, sowie beim Verstehen negativer Sätze und gelangt von hier aus zu einer gelegentlichen Kritik der herrschenden Lehre vom Sprachverstehen. Ähnliche Einwände gegen die sensualistische Theorie erhebt Reid⁶⁾ vom Standpunkt des Konzeptualismus: Wenn Pope sagt: „Das eigentliche Studium des Menschen ist der Mensch“, so erfasse ich den Sinn des Gesagten völlig, obschon ich mir dabei weder einen weißen noch einen schwarzen Menschen vorstelle. Ich kann ferner recht wohl begreifen (*conceive*), daß etwas unmöglich ist, aber die Einbildungskraft kann mir kein unmögliches Ding vorstellen.

Daß diese sehr brauchbaren Introspektionsergebnisse nicht schon damals zu richtiger Würdigung der betreffenden psychischen Vorgänge führten, lag nicht an einer Unzulänglichkeit der Selbstbeobachtung, sondern im Gegenteil daran, daß man ihr zu wenig vertraute und ihre richtigen Einblicke sofort durch tatsachenferne Spekulation überwuchern ließ. Die oft ausgewertete Arbeit von Th. A. Meyer⁷⁾ hat lediglich auf Grund von Introspektionsergebnissen das Verhältnis von Sprache und Anschauung in einer Weise bestimmt, daß den nachfolgenden Experimentatoren nur noch Gelegenheit zu einigen Ergänzungen und typologischen Auflockerungen blieb.

Die Selbstbeobachtung bedarf indes wegen ihrer bereits gekennzeichneten Mängel der Kontrolle und Kritik. Wichtige Ergänzungen liefert hier die

Fremdbeobachtung, die das sprachliche Verhalten und Erleben anderer zu erfassen sucht. Auch sie kann über gelegentliche Feststellungen hinaus systematisiert und zur Lösung bestimmter Aufgaben verwendet werden: etwa wenn sich ein Lehrer das Ziel setzt, die Verlegenheits- und die Affektäußerungen seiner Schüler zu beobachten, vielleicht auf ihren Unterschied zu den intellektuell gesteuerten Aussageleistungen. Neben die feststellende Beobachtung kann hier die Befragung treten, die von der kasuistischen Gelegenheitsfrage bis zur kompliziert ausgebauten Erhebung (Enquête) reicht. Hier ist die Befragung maximal systematisiert; ein Fragebogen mit wohlwogenem Text wird in den Dienst dieser Aufgabe gestellt. Gut ist es, wenn die Antworten auf ein Mindestmaß von fragender Aufforderung erteilt werden, da Fragen auch bei vorsichtigster Fassung meist schon etwas Präjudizierliches an sich haben. Ich habe vor einigen Jahren einen Vortrag im Wiener Rundfunk über Sprache und Anschauung gehalten, wobei ich die verschiedenen Typen in ihren Erlebnisformen kurz kennzeichnete. Daraufhin erhielt ich eine Fülle von Zuschriften, ohne diese Antworten irgendwie beeinflußt zu haben. In ihnen schilderten mir meine Zuhörer ihre Art des Erlebens von dichterischen Bildern usw.

In den Dienst der Fremdbeobachtung von Sprechleistungen können auch allerhand technische Einrichtungen treten: Mikrophon, Kymograph, Oszillograph, Schallplatte usw. Die Verwendungsmöglichkeit dieser Apparate geht von den Anliegen der Lautphysiologie und experimentellen Phonetik bis zu komplizierten Entwicklungsfragen. So hat das Wiener psychologische Institut die Lalläußerungen von Kleinkindern auf Schallplatten festgehalten, woraus allerhand Aufschlüsse zu gewinnen waren, wie sie das einfache Hören nicht ermöglicht⁸). Dergestalt konnte z. B. das erste Auftreten des Dentals als Zeigelaut (Brugmanns⁹) *to*-Deixis) exakt bestimmt werden. In allen diesen Fällen handelt es sich nicht um experimentales, sondern lediglich um instrumentales Verfahren im Dienst einer systematischen Fremdbeobachtung.

b) Experimentelle Sprachpsychologie

Die Möglichkeiten des Experiments im Rahmen der sprachpsychologischen Forschungsarbeit dürfen weder unter- noch überwertet werden. Vor der Überschätzung, zu der positivistische Zeiten beträchtliche Neigung zeigten, hindert uns das Wissen um den Sachverhalt, daß die experimentelle Forschungsarbeit wesentliche Neuerkenntnisse nicht zu liefern vermochte, sondern auf Sicherung, Ergänzung, Einschränkung, Differenzierung und typologische Auflockerung der introspektiv gewonnenen Ergebnisse beschränkt blieb. Gleichwohl wäre es falsch, auf das Experiment verzichten

zu wollen. Gewisse elementare Tatsachen des Sprachlebens können ohne planmäßige Versuche nur ungenügend erforscht werden; denn an der Wahrnehmung, die wir stündlich an den gesprochenen Worten vollziehen, läßt sich ohne experimentelle Hilfsmittel nicht viel konstatieren. Versuche wie z. B. die mit erschwerten Wahrnehmungsbedingungen arbeitenden, können zwei andere Erkenntnisquellen zum Fließen bringen: die systematische Selbstbeobachtung, sodann eine indirekte Beobachtung der in der Auffassung liegenden Fehler¹⁰⁾. Die für die Sprachpsychologie in Betracht kommenden Versuche ordnen sich vor allem in die Gruppe der Feststellungsexperimente ein, obwohl auch den sogenannten Darstellungsexperimenten (Baade¹¹⁾) bei der Klarlegung „verhüllter“ psychischer Leistungen, zu denen auch das Sprachverstehen gehört, eine gewisse Bedeutung zukommt.

Das Feststellungsexperiment ist in allen seinen Abarten (Reaktions-, Eindrucks-, Ausdrucks-, Leistungsexperiment) für die Sprachpsychologie ausgewertet worden. Wie man sprachpsychologische Versuche anstellt, was alles dabei zu berücksichtigen ist, zeigt die Methodenlehre S. Fischers¹²⁾ mit solcher Einläßlichkeit, daß hier lediglich auf sie verwiesen zu werden braucht. Wir ordnen unsere Musterung der vorhandenen experimentellen Arbeit nach sachlichen Gesichtspunkten, aufsteigend vom Elementarsten (dem Laut, der Lautwahrnehmung) zu höheren Struktur- und Leistungseinheiten der Rede.

Einige Anregungen über den Einbau der experimentellen Psychologie in den Aufgabenbereich der phonematischen Lautforschung gibt L. Hjelmslev¹³⁾. Darauf sei indes nur hingewiesen. Die Laute können untersucht werden: 1. nach ihrer Wirkung auf den Hörer, 2. nach ihrer objektiven Beschaffenheit; dabei ist der Einzellaut sowohl auf seine Für-sich-Qualitäten als auch auf seine Einordnung in Lautzusammenhänge hin anzusehen.

Die ästhetische und Gefühlswirkung einzelner Laute und Lautverbindungen untersucht Th. Ziehen¹⁴⁾. Es kam ihm dabei auf die rein euphonischen Erträge an; seine Vpen sollten Vorstellungsanknüpfungen nach Möglichkeit vermeiden. Das erwies sich indes als fast ganz unmöglich: an der euphonischen Gefühlsbetonung ist stärker als das musikalisch-akustische Material der Bereich der sprachlichen Assoziationen beteiligt. Eine analoge fremdsprachliche Untersuchung stammt von Roblee und Washburn¹⁵⁾.

Die Beschaffenheit der einzelnen Laute in Bezug auf Intensität, Schallhöhe, Schallcharakter und Stimmhöhe wird von H. Ruederer¹⁶⁾ experimentell erforscht. Im Vordergrund steht indes auch bei ihm das Lautwahrnehmungserlebnis, wengleich darüber eine Betrachtung des Lautlichen vom Gegenstand her nicht zu kurz kommt. Hier ergibt sich eine Reihe von Spezialcharakteren jedes Lautes, die für den Aufbau der Schallbilder im Bewußtsein des Hörenden wichtig werden. Mit der objektiv-physikalischen Struktur der Vokale und Konsonanten beschäftigen sich mehrere Arbeiten von Stumpf¹⁷⁾. Aus den hier erbrachten

zahlreichen und schönen Experimentalergebnissen sei nur ein Begriff herausgehoben, der in anderen Zusammenhängen für uns noch Bedeutung erlangen wird, der Begriff des Formanten. Darunter versteht Stumpf innerhalb des Gesamtumfangs eines Konsonanten diejenige Strecke, die für seine Eigentümlichkeit am entscheidendsten ist. Damit erweist sich der Formant als das physikalische Korrelat jener signalmäßig ausschlaggebenden Stellen der Laute, der lautlichen Diakritika, die man heute als Phoneme bezeichnet.

Mit den Fragen der akustischen Sprachwahrnehmung (der Perzeption des Lautlichen) hängen die Probleme des Wort- und Sprachverstehens eng zusammen und bei deren Erörterung wird von den sachlichen Erträgen der in dieser Hinsicht angestellten Versuche noch eingehend die Rede sein müssen. Hier nur einiges Vorläufige über Methode usw.

H. Gutzmann¹⁸⁾ untersucht die sprachlichen Perzeptionen an Hand sinnloser Silben, wobei er u. a. das Verhältnis von Vokal- und Konsonantenfehlern ermittelt. Von den in einer Silbenreihe enthaltenen Vokalen wurden 8,1%, von den Konsonanten 38% falsch aufgefaßt. Das Erfassen eines Lautes innerhalb eines Lautzusammenhangs wird nach Fischer am besten bestimmt nach der Häufigkeit, mit der der Laut falsch gehört wird. W. C. Bagley¹⁹⁾ untersucht das Problem der Konsonantenauffassung nicht von den durch die Vp. gemachten, sondern von den nicht bemerkten Fehlern aus. Er bietet sinnvolle Worte mit gewissen Auslassungen und Entstellungen akustisch dar und findet dabei die Regel, daß der Verstümmelungswert eines Konsonanten um so kleiner ist, je vokalähnlicher dieser ist. Auf das richtige akustische Auffassen eines Wortes ist das Verstehen seiner Bedeutung von Einfluß. Diesen Einfluß der Bedeutung versuchte Bagley zahlenmäßig festzuhalten. Er bietet seine verstümmelten Worte teils isoliert, teils im Satzzusammenhang dar; innerhalb dessen wiederum am Anfang, in der Mitte und am Ende. In der Endstellung werden sie am häufigsten richtig aufgefaßt.

Hier ist aber zu bedenken, daß die reine Gehörswahrnehmung stets durch reproduzierte Elemente in der Richtung sinnvoller Gebilde ergänzt wird. Das geschieht schon bei der Darbietung sinnloser Silben; bei Verwendung sinnvoller Worte ist die Gefahr noch weit größer. Dann läßt sich überhaupt nicht mehr unterscheiden, wieviel akustisch wahrgenommen und was durch kombinierende Ergänzung hinzugefügt wurde: das ungenau perzipierte, aber verstandene Wort wird noch während der akustischen Auffassung in Richtung des Seinsollenden korrigiert. Wo es also darauf ankommt, die akustische Perzeption als solche experimentell zu erfassen, muß mit sinnlosem Material gearbeitet werden.

Das tun außer Gutzmann noch K. Kroiss²⁰⁾ und zum Teil G. Neuert²¹⁾, außerdem G. Ipsen²²⁾, der seine methodisch sehr exakte Versuchsarbeit mit sinnlosen Lautgebilden in den Dienst der Erforschung des Erlebnisses der Wortform stellt. Seine Versuche reihen sich in die mit P. Ranschburgs²³⁾ Experimenten über die Bedingungen der Aufmerksamkeit geschaffene Tradition. An die dort erbrachten, unter dem Namen „Ranschburgsche Hemmung“ bekannt gewordenen Feststellungen schließen sich Versuche von A. Aall²⁴⁾ an, wo die Ranschburgschen Versuchsanordnungen den sprachpsychologischen For-

schungsanliegen angenähert werden. Wenn da der experimentelle Nachweis erbracht wird, daß auch im Fall vollständigen Erkennens homogene Sinneshalte schlechter gemerkt und reproduziert werden als heterogene, so ist damit eine psychologische Erklärung für eine Reihe wohlbekannter linguistischer Sachverhalte geliefert. Aall verweist hier auf den in vielen Sprachen nachweisbaren Ausfall der Reduplikation gewisser Formen, ferner darauf, daß man leichter eine völlig neue Sprache als zwei verwandte Dialekte lernt. Diese Sachverhalte stehen in Zusammenhang mit den Tatsachen der Assimilation und Dissimilation, zu deren Erklärung sie wesentliches beizubringen vermögen. Die Beziehung solcher Versuche zu bestimmten Problemen der Sprachpsychologie wird durch einen Vortrag F. Kruegers²⁵⁾ unterstrichen, der über eine experimentelle Untersuchung der induktiven Wechselbeziehungen zwischen den Teilen in lautlichen Komplexen berichtet. Seine Versuche erhellten vornehmlich die Wirkung zweier gleicher oder ähnlicher Elemente innerhalb eines mehrheitlichen Ganzen auf die sinnliche Auffassung, das Erkennen, das Wiedererkennen und Behalten. Was da an gesicherten Beobachtungen und quantitativen Bestimmungen vorliegt über erleichterte und erschwerte Auffassung, läßt sich zusammen mit den zugehörigen Ergebnissen der Sprachgeschichte auf Gesetzmäßigkeiten von viel allgemeinerer Geltung zurückführen. Hier kommt vor allem eine gewisse Gestaltungsgesetzlichkeit in Frage.

Von den geschilderten Anregungen geht die Arbeit Ipsens aus. Gefragt wird, wie der Ausfall identischer Zeichen in zusammenhanglosen Ganzen zu erklären sei, ferner wird Vorgang und Verlauf der Auffassung untersucht. Dargeboten wurden (jeweils 0,1 sec. lang) sinnlose Kombinationen von je sechs Buchstaben, wobei der Buchstabenbestand jedes einzelnen „Wort“-Typus permutiert wurde. Die Vpen hatten eine Wiedergabe der ihnen vorgeführten Gebilde zu liefern; die dabei gemachten Fehler wurden auf ihre Ursache hin betrachtet. Dabei trat deutlich hervor, daß sich die Auffassung nicht beliebig nach allen möglichen Seiten ändert, sondern bestimmte Richtungen bevorzugt werden. Die einzelnen Gebilde sind keine bloßen Summen ihrer Elemente, vielmehr richtige Gestalten mit ausgezeichneten Stellen. Öfters werden in der Auffassung und der nachfolgenden Reproduktion die Schwierigkeiten der dargebotenen Lautgebilde assimilatorisch vereinfacht: aus *osnnzn* wird *onns*, *dsngxn* ändert sich zu *dnngx*. Desgleichen lassen sich an diesem künstlichen Laboratoriumsmaterial klare Kontaminations- und Dissimilationserscheinungen beobachten. Identische Zeichen hemmen sich häufig: solche Störungen werden durch Dissimilation beseitigt. Diese besteht in einer lautlichen Gliederung und Umgestaltung von Wörtern, die vornehmlich durch gewisse gleiche Elemente allzu einförmig sind. An den dargebotenen Lautkomplexen wirken sich ferner Tendenzen zur phonetischen Einheitsbildung aus, vor allem werden phonetische Härten und Sprünge beseitigt. An diesem so einfachen Material wird die Modellgesetzlichkeit deutlich gemacht, nach welcher in der linguistischen Realität Lautänderungen erfolgen.

In diesen und ähnlichen Versuchsanordnungen geht es um die experimentellpsychologische Sicherstellung gewisser psychischer Tendenzen, die in ihren Auswirkungen den Linguisten seit langem bekannt sind. Es handelt sich dabei um die in verschiedenen Sprachen weitgehend übereinstimmenden allgemeinen Gesetzmäßigkeiten, die der lautlichen Entwicklung zugrundeliegen. Von ihnen sagt H. Delacroix²⁶⁾ u. a.: „Ces actions

générales dépendent pour une bonne part de facteurs psychiques, de la structure de la conscience et de la répartition de l'attention. L'assimilation, la dissimilation, la métathèse nous montrent que la figure du mot aperçu dans son ensemble influe sur la prononciation des tranches successives du mot". Die hier bloß angedeutete Gestaltgesetzlichkeit kommt in verschiedenen deutschen Arbeiten gut und faßbar heraus.

Die im Sprechvorgang liegenden Gründe und Bedingungen lautlicher Kontaktwirkungen wurden von H. Werner und E. Lagercrantz²⁷⁾ experimentell untersucht. Hier wurden auf künstlichem Weg durch häufiges Sprechenlassen sinnloser Silben unter verschiedenen Akzentuierungsbedingungen Lautverschiebungen erzeugt. Wurden zweisilbige Worte, in denen der jeweilige Anfangsmittlaut das Zentrum der Struktur bildete, zweipflig gesprochen, so bestand die Tendenz, die Eigentümlichkeit der zentrierenden Laute sicherzustellen oder zu verschärfen: es kam so zu differenzierenden Dissimilationen. Wurden sie eingipflig gesprochen, so wurde der andere Bestandteil, vor allem der entsprechende Konsonant angeglichen; es setzt sich vom Zentrum aus eine einheitliche Färbung des Wortes durch (Assimilation). Bei beschleunigtem Sprechen werden die für die Struktur des Wortes minder wesentlichen Elemente angeglichen oder zum Schwinden gebracht. Über Wundts Theorie der lautlichen Kontaktwirkungen hinaus führt folgende Einsicht. Bei Lautverschiebungen darf man nicht lediglich an die Wirkungen der einzelnen Laute auf einander denken, sondern muß auch die Gesetze der Gesamtfolge in Betracht ziehen. Jede Art innerer Bindung auch bei mehrsilbigen Wörtern begünstigt die Assimilation, weil es das Prinzip der weniger gegliederten Figur ist, sich durch Totalqualitäten zu äußern. Hier ist gleichfalls die Auswertung gestalttheoretischer Leitgesichtspunkte für die Sprachpsychologie wichtig.

In diesen Zusammenhang gehören dann auch die Versuche von J. Stoll²⁸⁾, die sich zwar in erster Linie mit Schreibfehlern beschäftigen, indes für die Psychologie des Sprechvorgangs gleichfalls wichtig werden, da die Sprechfehler einer ähnlichen Gesetzlichkeit unterliegen. Als psychologische Ursachen der wichtigsten Schreibfehler ergaben sich: die größere Sprachgeläufigkeit des fälschlich eingeführten Gliedes, die Ranschbürgsche Hemmung gleicher und ähnlicher Elemente, die Perseverationstendenz und die Wirkung von reproduktiven Nebenvorstellungen. Von hier aus vermögen die Vorgänge beim Versprechen und damit bestimmte Erscheinungen des Lautwandels Aufhellung zu erfahren. Die experimentelle Untersuchung dieser Dinge vermittelt Aufschlüsse über die Ursachen der kombinatorischen Lautänderungen und der Berührungswirkungen der Laute. Im Gegensatz zu Wundt, der die regressive Assimilation durch ein Vorseilen der Aufmerksamkeit, die progressive durch eine Beharrungstendenz der eben wirklichen Sprechbewegungen erklärt, folgert Stoll aus seinen Versuchen, daß in beiden Fällen Perseverationen vorliegen, sei es von dem schon gesprochenen oder von dem schon jetzt vorgestellten späteren Laut ausgehend. Dissimilationserscheinungen werden dadurch erklärt, daß bei benachbarten gleichen Lauten die Aussprache schwieriger ist, zufolge der Hemmung gleicher Laute.

An die bisher erörterten Probleme schließt sich die Untersuchung des Wortverständnisses. Was erlebt man beim Verstehen eines Wortes, wenn die Laute zulänglich akustisch aufgenommen sind? Ein Wort ver-

stehen, heißt den vom Sprecher damit verbundenen und gemeinten Sinn erfassen. Die Hauptschwierigkeit liegt hier darin, daß die Vp., der man einzelne geläufige Worte mit der Aufforderung darbietet, sich nachher über den Vorgang des Verstehens zu äußern, in der Regel nicht mehr sagen kann, als daß sie das Wort eben verstanden hätte, Sinn und Bedeutung zugleich mit der Darbietung dagewesen seien. Der Prozeß läuft zu rasch ab, als daß er sich einprägen und durch rückschauende Betrachtung erfassen ließe. Es müssen daher Bedingungen gefunden werden, die eine Erschwerung und Verlangsamung des Prozesses bewirken. Man darf sich ferner nicht mit der schlichten Zielsetzung — die gerade wegen ihrer Schlichtheit so schwer erreichbar ist — begnügen, ein gehörtes oder gelesenes Wort solle einfach verstanden werden, sondern muß der Vp. ein scharf umrissenes Thema stellen und den Verstehensvorgang künstlich verzögern. Die ersten Versuche ließen das alles noch vermissen. Ferner wurde nicht genügend geschieden zwischen dem, was sich auf Grund angeregter Assoziations- und Reproduktionsleistungen im Bewußtsein der Vp. an das Wort an schloß und demjenigen, was das Verstehen dieses Wortes aus machte, notwendig zu ihm gehörte.

Ribot²⁹⁾ meinte diese Sonderung dadurch zu vollziehen, daß er der Vp. keine Zeit zu längerem Nachsinnen ließ. Das genügt aber noch nicht. Eine Möglichkeit, diese Scheidung halbwegs sicher durchzuführen, ist bloß dort gegeben, wo Hören und Verstehen nicht zusammenfallen, wo wir das Wort hören oder lesen, ohne mit ihm zunächst etwas anfangen zu können, bis uns seine Bedeutung plötzlich aufgeht. Dazu kam es aber in den Versuchen Ribots nie, offenbar weil seine Reizworte zu vertraut waren. Er hatte 14 Hauptwörter von konkretester bis zur abstraktesten Bedeutung geboten: von *chien* und *animal* aufsteigend zu *cause* und *infini*. Daher behaupteten seine Vpen, die Worte verstanden zu haben, ohne daß sie außer dem akustisch-optischen Wortbild irgendwelche andere Inhalte im Bewußtsein gehabt hätten. Damit ist zweifellos der Normalfall des alltäglichen Sprachverstehens getroffen. Denn hier kommt es fast nie zu einem vollentwickelten Bedeutungserlebnis, sondern man begnügt sich mit dem Bekanntheitscharakter (Notal, Fidental) der geläufigen Worte.

Einige methodische Verbesserungen erbrachten die Versuche von A. Messer³⁰⁾. Er bot im Achschen Kartenwechsler³¹⁾ Worte dar, und die Vp. hatte die Aufgabe, sofort das ihr auf das Lesen oder Verstehen des Reizwortes hin einfallende Wort auszusprechen, oder einen Gegenstand zu nennen, der mit dem durch das Reizwort bezeichneten Objekt zu einem Ganzen gehört, oder einen untergeordneten Begriff anzuführen. Dabei trat gelegentlich jene erwünschte Verlangsamung des Prozesses ein, so daß Hören und Verstehen des Wortes zeitlich auseinanderfielen. Diese Ablaufshemmungen stellten sich unter folgenden Voraussetzungen ein: Fremdartigkeit des Wortes, Verlesen des Reizwortes, seine Vieldeutigkeit, das Stattfinden einer bloß automatischen Reaktion auf Grund verbaler Assoziation, schließlich Ermüdung der Vp. Diese Verzögerungen, die bei Messer noch mehr Zufallsertrag als Ergebnis sinnvoller Versuchsbedingungen waren, wurden von späteren Denkpsychologen methodisch erzeugt.

Deutlicher treten die Bewußtseinsinhalte und -vorgänge beim Wortverständnis hervor, wenn man fremdsprachliche Worte darbietet, wie dies G. v. Wartenstein³²⁾ tut. Das zugehörige deutsche Wort kann akustisch oder visuell oder als Gedanke auftreten, meist zusammen mit seinem Aussprechen, seltener vorher. In der Zwischenzeit stellen sich Bewußtseinserlebnisse der Bekanntheit oder des Zweifels, des Suchens usw. ein. Das Bewußtsein der Bedeutung erschien manchmal schon während des Lesens des lateinischen Wortes, bisweilen erst während des Einfallens des deutschen Wortes oder auch erst nachher, woraus sich die Unabhängigkeit zwischen Wortvorstellung und Bedeutungswissen folgern läßt. Es läßt sich ferner scheiden zwischen der Bewußtseinslage der Bedeutung des einzelnen Wortes, der Bewußtseinslage der Zusammenhanges- und der Satzbedeutung. Mit wachsender Geläufigkeit des assoziativen Zusammenhanges nimmt die Zahl der begleitenden und eingeschobenen Vorstellungen und sonstigen Bewußtseinsvorgänge ab, an die Stelle des „vermittelten“ tritt das „unmittelbare Übersetzen“.

Nur kurze Erwähnung mögen an dieser Stelle die Untersuchungen der Wortvorstellungen finden, d. h. der verschiedenartigen Gedächtnisbilder beim Reproduzieren von Worten, da die hier aufweisbaren Reproduktionstypen für das allgemein sprachpsychologische Interessengebiet nur als peripherische Erscheinungen in Betracht kommen, wie die Arbeiten von Müller³³⁾, Segal³⁴⁾ und Sybel³⁵⁾ dartun, während andere Untersuchungen zwar direkt für uns wichtige Gegenstände bearbeiten, aber trotz gelegentlicher Versuche streng experimentelle Methoden vermissen lassen, wie die Arbeiten von Stricker³⁶⁾ und Dodge³⁷⁾. Letzterer berichtet über die Sprechbewegungsbilder, die bei bestimmten Veranlagungstypen beim lauten und inneren Sprechen den Worten vorhergehen und auch bei intensiver Denkarbeit auftreten. Diese von akustischen Gedächtnisbildern wohl zu scheidenden motorischen Lautvorstellungen, die niemals reine Innervationsgefühle sind, sondern Reproduktionen von Bewegungs-, Berührungs-, Druck- und Vibrationsgefühlen, ein Inbegriff der durch das Aussprechen dieser Worte bedingten sensomotorischen Vorstellungen, sind von der Unversehrtheit der peripheren Endorgane unabhängig; Dodge erwies das durch eine Kokainanästhesierung von Zunge, Gaumen und Lippen, die keine Störung der motorischen Wortvorstellungen im Gefolge hatte. Mit diesem wichtigen Beitrag zur Typologie des Wortvorstellungserlebnisses werden die Feststellungen Charcots und Ballets^{37a)} über die Auswirkungen der Vorstellungstypik beim Sprechvorgang bedeutsam ergänzt und weitergeführt.

Auch Begriffsbildung und Entstehung der Wortbedeutungen sind experimenteller Bearbeitung zugänglich und die Denkpsychologen haben gerade hierin eine wichtige Aufgabe gesehen. Die zur Lösung dieses Problems ins Werk gesetzten Experimente bieten den Vpen unbekannte Gegenstände und Lautgebilde dar, wobei den Vpen die Aufgabe gestellt ist, diese als Namen der Gegenstände zu erfassen. Auf diesem

Weg ist es möglich, die Bedingungen festzustellen, unter denen das sinnfreie Lautgebilde zum sinnvollen Bedeutungsträger wird. Hier wird also die bedeutungserlebnismäßige Seite der sprachlichen Urschöpfung experimentell untersucht; denn unter Urschöpfung verstehen wir mit H. Paul³⁸⁾ das uranfängliche Zusammenknüpfen von Laut und Bedeutung.

Musterbeispiele für Erkenntnisbemühungen dieser Art sind N. Achs³⁹⁾ Versuche über die Begriffsbildung, wo die psychologischen Bedingungen für die Entstehung der Wortbedeutungen erforscht werden. Ach bot je zwei gleich große, aber verschieden schwere Würfel, Pyramiden und Zylinder dar; eine zweite Gruppe umfaßte die nämlichen stereometrischen Gebilde, nur waren sie alle kleiner. Alle großen und schweren Körper waren mit dem Wort *gazun* beschriftet, alle großen und leichten mit *ras*, auf den kleinen schweren stand *taro*, auf den kleinen leichten *fal*. Diese sinnlosen Lautkomplexe sollten im Verlauf der Versuche zu Allgemeinamen für die betreffenden Körper werden. In einer ersten Periode wurden die Assoziationen zwischen Wort und Figureneigenart gestiftet. In der darauf folgenden Versuchsphase waren die Beschriftungen entfernt: die Vpn erhielten die Aufgabe, aus den vorliegenden Körpern alle *gazun* usw. herauszusuchen. In einer Prüfperiode wurde dann festgestellt, inwieweit die vorher sinnlosen Worte durch ihre funktionelle Verwendung innerhalb der Versuchsanordnung für die Vpn tatsächlich eine Bedeutung erlangt hatten. Die leicht gelingende Beantwortung von Fragen wie „was ist schwerer, *gazun* oder *taro*?“ zeigte, daß die anfangs sinnlosen Lautgebilde für die Vpn signifikativ geworden waren. Die Charakteristik der für den Aufbau der funktionellen Entstehung von Objektvorstellungen sowie für die Ausbildung des Wortsinnes und das Werden der darstellenden Wortfunktion maßgebenden psychischen Vorgänge ist nicht nur von denkpsychologischem Interesse, sondern geht die Sprachpsychologie gleichfalls an. Auch die Entlastungsfunktion der Sprache kommt hier gut heraus. Ist eines der zunächst sinnlosen Worte zum bedeutungsvollen Namen geworden, so braucht sich die Vp. nicht mehr alle Einzelexemplare und -eigenschaften der Angehörigen einer bestimmten Figurengruppe zu vergegenwärtigen: der sprachlich benannte Begriff enthält vielmehr in einer komplexen Objektvorstellung die gemeinsamen wesentlichen Teilinhalte.

Mit Hilfe einer der Achschen verwandten Experimentalmethodik untersucht O. Niemeyer⁴⁰⁾ die Entstehung des Satzbewußtseins und der grammatischen Kategorien. Sinnfreie Lautgebilde werden unter dem Zwang zur Verständigung für die Vpn zur Sprache, indem in dieser Zwangslage die Lautkomplexe die Bedeutung eines Darstellungsmittels erhalten. Indes steht hier nicht die Begriffsbildung (Namenwerdung) im Vordergrund, sondern das Arbeiten mit syntaktischen Beziehungen. Gedanklich-sprachliche Gliederungs- und Strukturierungsvorgänge, wie sie im Satz ihren Ausdruck finden, werden durch das planmäßig geleitete Handhaben eines selbstgeschaffenen Sprachmaterials einfacher Bauart mit besonderer Deutlichkeit herausgestellt. Die hier gelieferten Beiträge zur Aktgeschichte des Satzes führen wesentlich über das durch unkontrollierte Alltagserfahrung vermittelte schematische Wissen um die Psychogenese des Satzes hinaus, wie es in früheren Satztheorien eine Rolle spielte. Ziemlich gleichzeitig mit Ach sucht S. Fischer⁴¹⁾ durch eine Verbindung von Selbstbeobachtungs- und Leistungsexperiment die Frage zu klären, wie es möglich ist, daß ein Lautgebilde die Darstellung eines Gegenstandes übernehmen kann, also zum Namen wird. An ihn schließt sich D. Usnadze⁴²⁾ an, dessen eigene Fragestellung aller-

dings eine andere ist. Ihn interessieren die psychischen Prozesse, die ins Spiel treten, wenn man einen sinnlosen Lauthaufen zum Namen erhebt. Er bietet seinen Vpen eine Liste sinnloser Lautkomplexe und nacheinander sinnlose gezeichnete Figuren mit dem Auftrag, zu der jeweils gezeigten Figur eines der Lautgebilde herauszusuchen, das als Name für die Figur passend erscheint. Unter den Motiven, die bei einer solchen Erhebung eines Lautkomplexes zum Sinnträger eine Rolle spielen, tritt ein gewisses emotionales Moment besonders hervor. Bestimmte Lautgebilde wirken ähnlich wie ein bestimmter Gegenstand auf das Gefühl und werden deshalb als passende Bezeichnung für diesen erlebt. Für eine ungeschlachte, wenig gegliederte Figur scheint ein Lautgebilde mit zwei U-Lauten besser zu passen als ein Wort wie *sibil*, das als Name für eine zierliche spitzwinklige Figur geeigneter erscheint. Versuche dieser Art erbringen wertvolle empirische Belege für gewisse Hypothesen über die Lautsymbolik als sprachschöpferisches Prinzip und den Sachbezeichnungswert der ursprachlichen Wörter.

Die lautphysiognomische und ausdrucksanalytische Experimentaluntersuchung^{42a}) der Lautgestalt von Wörtern und der lautsymbolischen Fruchtbarkeit einzelner Lautkombinationen liefert empirische Beiträge zur Entscheidung der uralten sprachphilosophischen Streitfrage, ob die Sprachzeichen eine natürliche Verbindung zu ihrem Inhalt hätten (*φύσει*-Theorie) oder ob sie ihre Bedeutung lediglich einer konventionellen Zuordnung verdankten (*θέσει*-Theorie). Musterbelege dafür liefert die Experimentalarbeit H. WERNERS. Hier werden ausgewählte Worte dargeboten und die Vpen müssen über die dadurch in ihnen angeregten Erlebnisse berichten. Als typisch wiederkehrende Form des Spracherebens zeigt sich dabei, daß das Wort den Inhalt, den es bezeichnet, sinnlich darzustellen vermag. Eben diese Bildbeziehungen der Worte zur Wirklichkeit werden experimentell untersucht. Das Lautgesicht der Worte vermag u. U. den Sinn anzudeuten. Mit der Frage der physiognomischen Urbedeutung des Wortes und dem Problem des Zusammenhangs zwischen Lautkörper und Sinn hat sich besonders eingehend J. WITMANN beschäftigt. Er stellt die Frage nach den charakteristischen Formen der sinngebenden Wirklichkeitsauffassung, die in den verschiedenen Sprachformen zum Ausdruck kommen, ferner nach den anschaulichen Grundlagen der Bedeutungen und der Bedeutungsentwicklung. Sein Schüler H. MÜLLER untersucht das Verhältnis von Lautkörper und Wortstruktur zur bedeuteten Sache und Sachstruktur experimentell, wobei er sich methodisch an die Versuchsanordnung HORNBOSTELS anschließt. Dieser bietet das Bantuwort *ongogololo* verschiedenen Vpen mit der Frage dar, für welches Tier dies Lautgebilde die passende Bezeichnung sein könne. Darauf wurden ihm fast immer weitgehend zutreffende Beschreibungen zuteil. An solchen Impressionen führen seine Vpen an: gegliedert, schlängelnde Bewegung, auf der Erde kriechend; eine riet sogar richtig auf den Tausendfuß. MÜLLER bietet eine Reihe negersprachlicher Wörter (jedes für sich) akustisch dar und stellt seinen Vpen die Aufgabe, die Sachverhalte zu nennen, die am besten zu diesen Lautgebilden paßten. Die Verarbeitung des experimentell gewonnenen Materials erfolgt nach den Gesichtspunkten, ob mit einer Lautgestalt an sich bestimmte Bedeutungen verbunden werden und worin dieser Zusammenhang begründet ist. Es ergab sich, daß Vpen aller Altersstufen sehr wohl in der Lage waren, mit der rein lautlichen Auffassung von isoliert dargebotenen Worten einer unbekanntten Sprache eine Bedeutung zu verbinden. In dem mitgeteilten Material läßt sich ein einheitliches Bewußtsein um die zu einem Versuchswort mehr oder weniger passenden Bedeutungen weitgehend nachweisen. Es gibt hier tatsächlich „passende“ Bedeutun-

gen, worunter ein gewisses Zusammenstimmen des Lautkörpers mit Sachen usw. zu verstehen ist.

Interessante Bestätigungen für bereits vorhandene introspektiv gewonnene Einsichten der Sprachpsychologie liefert die Arbeit von E. J a c o b⁴³). Hier wird experimentell erforscht, welche Bewußtseinstatsachen zusammenwirken, um das psychische Gebilde eines Begriffs entstehen zu lassen, ferner welche psychischen Vorgänge bei der Verwendung von Wort und Begriff eine Rolle spielen. Bilden anfangs Vorstellungen einen wesentlichen Teil des Bedeutungsbewußtseins, so treten sie später in zunehmendem Maße zurück. Ist das ehemals sinnlose Lautgebilde als Name geläufig geworden, so ist ein vollständiges Bedeutungsbewußtsein ohne Anwesenheit von Vorstellungen möglich.

Zu dem gleichen Ergebnis kommt auch die mit sinnvollem Wortmaterial arbeitende Experimentaluntersuchung von A. W i l l w o l l⁴⁴). Den Vpen werden in kurzem Abstand zwei Wörter vorgesprochen; sie haben dazu den gemeinsamen nächsthöheren Begriff anzugeben und den Verlauf ihrer dabei ins Spiel tretenden Erlebnisse zu schildern. Einige dieser Begriffspaare: *Landungsplatz — Treppenabsatz; Baugerüst — Krücke; bedingungslos — vollkommen*. In bezug auf die Beteiligung der Anschauung wird folgendes festgestellt. Die Anschauung spielt ins Denken hinein, der werdende unanschauliche Begriff wurzelt teilweise in ihr, aber das Wesentliche stellt sie beim Begriffserlebnis nicht dar. Vielmehr muß das innere Bild irgendwie enttaltet und intellektualisiert werden, um den Aufbau des Begriffs fördern zu können, während sich sehr deutlich gestaltete innere Bilder eher als Hindernis bei Lösung der gestellten Aufgabe erweisen. Die denkpsychologischen Kategorien der Komplexergänzung und der Relationserfassung (logischen Platzanweisung), die für Begriffserarbeitung und das Verständnis von Worten (Begriffsträgern) als Erklärung dienen können, werden hier aufs neue experimentell bestätigt. In vieler Hinsicht ähnliche Wege beschreiten die Arbeiten von O. S e l z⁴⁵), die zwar nicht wenige Nebenerträge für die Sprachpsychologie liefern, in der Hauptsache aber doch denkpsychologisch ausgerichtet sind.

Die experimentelle Denkpsychologie ist die eine Nachbarwissenschaft der Sprachpsychologie, die andere ist die experimentelle Sprachästhetik. Zu ihr werden Verbindungslinien gezogen, wenn — wie dies etwa bei W i l l w o l l der Fall ist — das Verhältnis zwischen S p r a c h e und A n s c h a u u n g untersucht wird. Inwieweit spielt beim Verstehen von Worten und Sätzen innere Anschauung eine Rolle? Wenn irgendwo, muß sich eine solche phantasievisuelle Vermittlung und Unterstützung des sprachlichen Auffassungsaktes bei dichterischen Sprachfügungen finden. Das Problem der Wirkung dichterischer Metaphern und sonstiger Tropen und Figuren führt aber schon in den Bereich der Sprachästhetik, von deren Experimentalarbeit an dieser Stelle die Untersuchungen von G r o o s⁴⁶), L e i n w e b e r⁴⁷) und W h e e l e r⁴⁸) nur eben genannt seien.

Auch das Problem des Satzes hat experimentelle Erforschung gefunden und zwar sowohl nach der Seite des Verstehens wie auch nach der der Bildung von Sätzen. Für das Satzverstehen lassen sich die denkpsychologischen Experimente aus den Anfängen K. B ü h l e r s⁴⁹) auswerten. Der Sinn sprachlicher Sätze ist ein Gedanke. Wie baut sich dieser oft recht

zusammengesetzte Gedanke im Bewußtsein des Hörers auf? Bei geläufigen Sätzen scheint mit dem Anhören der Sinn fertig zu sein. Tritt dagegen eine Erschwerung ein, so läßt nach dem Anhören der Worte der Satzsinne eine Zeit lang auf sich warten, um dann mit einem innern Ruck ins Bewußtsein einzutreten.

Das Eintreten des Sinnes an einem Material ungewöhnlicher, schwerer Sätze ist von Bühler experimentell untersucht worden; er gebraucht dafür den bekanntgewordenen Ausdruck Aha-Erlebnis. Dabei handelt es sich um ein Beziehungserlebnis: ein der Vp. geläufiger Gedanke wird reproduziert, worauf eine bestimmte logische Beziehung zwischen diesem alten und dem zu verstehenden neuen Gedanken ins Bewußtsein tritt. Jedenfalls ist es nicht so, daß die einzelnen im Verlauf des vorg gesprochenen Satzes erscheinenden Worte nacheinander die zugeordneten Sachvorstellungen ins Bewußtsein hoben und am Schluß das Ganze des Satzes als Summe der einzelnen Wort- und Sachvorstellungen fertig wäre.

Um eine Erhellung des Prozesses der Satzbildung hat sich Ch. Bühler⁵⁰⁾ bemüht, ohne daß die hier gewonnenen Ergebnisse sonderlich zu befriedigen vermöchten. Wie setzt sich der Gedanke in Worte um? Um einiges zur Beantwortung dieser Frage beizubringen, wird folgende Methode eingeschlagen. Den Vpen wurden einige isolierte Worte, konstituierende Bestandteile eines Gedankens, dargeboten, aus denen dieser Gedanke in Form eines Satzes neu aufzubauen war, ohne daß mehr als das Nötigste an Verbindungswörtern hinzugefügt werden durfte. Beispiel: *Hölle — Himmel — Erde — geben*. Die Vpen hatten dann ihre Erlebnisse bei Lösung dieser Aufgabe, also bei Bildung eines Satzes anzugeben.

In diesem Zusammenhang muß dann nochmals auf eine Arbeit O. Niemeyers⁵¹⁾ verwiesen werden, in der die Frage zu beantworten gesucht wird, wie die Gliederung eines Gesamtsachverhalts in der Sprache erfolgt und wie trotz der Gliederung das Bewußtsein einer Leistungseinheit entsteht. Seine Experimente lassen ihn den Satz als eine durch einen analytischen Prozeß entstandene Struktur auffassen. Lange vorher hatte schon Cl. O. Taylor⁵²⁾ das Problem des Satzverstehens experimentell bearbeitet, indem er seinen Vpen Denkaufgaben aus der Stereometrie vorlegte und sie nach erfolgter Lösung über die dabei gehaltenen Erlebnisse berichten ließ. Indes waren seine Versuchsbedingungen so schwierig und unübersichtlich, daß sie ein systematisches Studium des Satzverständnisses als solchen, das hier durch alles mögliche andere überwuchert wurde, gar nicht zuließen. Als methodisch und sachlich überholt können die Arbeiten von K. Marbe⁵³⁾ und A. Binet⁵⁴⁾ gelten.

Zum Abschluß dieses Teilabschnitts sei noch über eine von mir veranstaltete Versuchsreihe über das Problem der Satzentstehung berichtet, die einen methodischen Gedanken Taylors aufgreift, ihn aber vereinfacht. Auch hier erhielten die Vpen eine Denkaufgabe, wobei sie nach deren Lösung anzugeben hatten, auf welche Weise sich der Gedanke und seine sprachliche Formung eingestellt hatten. Ein sehr häufig verwirklichter psychologischer Sachverhalt ist bekanntlich der, daß vor dem Sprechen eines Satzes nicht immer schon ein fertiger Gedanke abgeschlossen im Geist des Sprechers vorhanden ist, der dann einfach in Worte umgesetzt, sprachlich eingekleidet werden müßte, sondern daß der Gedanke, von dem anfangs nicht mehr da war als ein vages, amorphes Ausgangsregulativ, erst im Sprechen Gestalt gewinnt und mit den Worten entsteht. Ein klassischer Introspektionsbericht über diesen Sachverhalt liegt in Kleists

Aufsatz über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Sprechen vor. Natürlich stellt er nicht den einzigen Fall dar. Diesen Dingen sollte experimentell nachgegangen werden. Meine Instruktion lautete: „Ich lese Ihnen einige Sätze vor, die einem geschlossenen Gedankengang angehören. Diesen führe ich aber nicht zur Gänze vor, sondern breche vor dem Schluß ab. Einen Schlußsatz, der die Konklusion aus den vorgeführten Prämissen enthält, müssen Sie hinzufügen. Sie schreiben die vorgelesenen Sätze mit und setzen ihren Schlußgedanken daran, sobald Ihnen das möglich ist. Sie sind zeitlich nicht beschränkt und können sich die diktierten Sätze beliebig oft durchlesen. Ihre Aufgabe besteht darin, einen passenden Schlußsatz zu finden, der den vorgeführten Gedanken abrundet“. Der Text lautete: „Die Paläobiologen behaupten, der Mensch sei ein Primat, und zwar gehöre er innerhalb des Primatenstammes zur Gruppe der schmalnasigen Affen. Da der Vorfahr des Menschen ein richtiges Mitglied dieser Affengruppe bildete, muß er auch dieselbe Geschichte gehabt haben wie die genannten Affen. Das heißt, er kann sich hinsichtlich seiner Lebensweise von ihnen nicht unterscheiden haben. Daraus ergibt sich nun für die Entwicklungsgeschichte der Sprache folgende interessante Konsequenz...“ Hatte die Vp. dann einen ihr möglich erscheinenden Schlußsatz gefunden, so wurde sie aufgefordert, sich über die Art und Weise zu äußern, wie sich ihr der Gedanke und seine sprachliche Formung eingestellt hatte. Nachdem die Angaben des durch Zwischenfragen völlig unbeeinflussten Spontanberichts im Protokoll festgehalten worden waren, wurden einzelne Punkte durch Ergänzungsfragen schärfer herausgearbeitet. Diese Fragen lauteten: 1. War der Gedanke früher da als die Worte? 2. War beides zugleich oder Hand in Hand da? 3. Hat sich der Gedankensatz allmählich aus Worten zusammengesetzt? 4. War ein vorsprachliches Ausgangsregulativ da, das erst allmählich sprachliche Gestalt gewann? 5. War ein sprachliches Ausgangsregulativ da, das sich nach und nach zu einem Satz auswuchs, etwa ein entscheidendes Schlagwort, um das sich allmählich der Satz herumkristallisierte, oder ein paar nebensächliche Worte, die nur zur Einleitung des Satzes dienten? Zur Formulierung gerade dieser Fragen kam ich auf Grund der bereits vorhandenen Experimentalarbeit und zahlreicher veröffentlichter Introspektionsergebnisse, natürlich auch meiner eigenen inneren Erfahrung. Der präjudizierende Charakter dieser Fragen wurde dadurch aufgehoben, daß sie nur zur Ergänzung des bereits im Spontanbericht Festgelegten verwendet wurden. Einen Vorzug dieser Versuchsanordnung erblicke ich darin, daß hier das Wesentliche sozusagen beider und indirekt zutage gefördert wird. Die Vpen berichten darüber, wie sich ihnen der verlangte Schlußgedanke ergab. Andererseits ist das Sprachliche mit dem Gedanklichen so eng verbunden, daß es auf keinen Fall unter den Tisch geraten kann, auch bei dieser indirekten Methode nicht. Die Ergebnisse dieser Versuchsanordnung, die für eine typologische Differenzierung des Satzbildungserlebnisses sprechen, werden in einem späteren Abschnitt zu erörtern sein.

Eine weitere Gruppe von Experimentalarbeiten stellt sich unmittelbar in den Dienst der Sprachwissenschaft, indem sie bestimmte sprachliche Entwicklungsvorgänge zum Gegenstand ihrer Untersuchung machen. Wie der Physiker den Blitz künstlich erzeugt, so werden hier im Laboratorium Analogiebildungen und Kontaminationen experimentell provoziert und auf die in ihnen zutage tretende Gesetzmäßigkeit untersucht. Dergestalt gelingt es, wichtige Faktoren der Sprachentwicklung psycho-

logisch zu fundieren. Da sind zunächst die Analogiebildungen. Durch sie werden Wortformen, die in ihrer Funktion oder Bedeutung miteinander verbunden sind, auch äußerlich einander ähnlich gemacht, werden Störungen ausgeglichen und neue durch Ähnlichkeit der Form verbundene Gruppen von Wortgebilden geschaffen. Die psychische Grundlage der Analogiebildungen ist die Assoziation. Das Assoziationsexperiment ist daher in der Lage, die speziell in der Sprache wirkenden Formen der Assoziation festzustellen, so zwar daß auf diese Weise bestimmte sprachwissenschaftliche Behauptungen verifiziert zu werden vermögen. Wenn Paul beobachtet, daß ein Grundwort leichter auf die Ableitung einwirkt als umgekehrt, so liefern die Assoziationsversuche Trautscholdts⁵⁵⁾ und Cattells⁵⁶⁾ dafür den Beweis: sie stellen fest, daß die Assoziation leichter vom Teil zum Ganzen fortschreitet als umgekehrt. Der Sprachwissenschaft ist weiter bekannt, daß der assoziative Zusammenhang der verschiedenen Pronomina fester ist als der zwischen dem Nominativ und den übrigen Kasusformen desselben Pronomens. Darauf weisen die Versuche Müntsterbergs⁵⁷⁾ hin, die deutlich machen, daß die Assoziationsgruppe *ich — du* fester ist als *ich — meiner, mir — mich*.

Die von Marbe und Thumb⁵⁸⁾ ausgeführten Experimente bestanden darin, daß den Vpn verschiedene Reizworte (Substantiva, Adjektiva, Pronomina, Verba, Adverbien) zugerufen wurden, worauf sie mit dem ihnen zunächst einfallenden Wort zu reagieren hatten. Die Ergebnisse dieser einfachen Assoziationsmethodik sind sprachwissenschaftlich interessant. Verwandtschaftsnamen, Pronomina, Orts- und Zeitadverbien sowie Zahlwörter assoziieren vorwiegend Worte derselben Klasse, Verba bevorzugen Substantiva und Verba mehr als die übrigen Wortklassen. Bei den Zahlen kommen geläufige gegenseitige Assoziationen nicht vor; die Zahlen von eins bis neun scheinen die nächsthöhere assoziativ zu bevorzugen. Untersucht wurde das Verhalten solcher Wörter, die infolge stofflich-begrifflicher Verwandtschaft zu gegenseitiger sprachlicher Beeinflussung disponiert sind. Zunächst wurden kleine Wortgruppen betrachtet, die sich in dieser oder jener Sprache der Analogiebildung leicht zugänglich zeigen, etwa Verwandtschaftsnamen, in bezug auf welche sämtliche Abschnitte der idg. Sprachgeschichte das Bestreben bekunden, sie einander ähnlich zu machen. Die experimentellen Befunde bestätigen die sprachgeschichtlichen Beobachtungen. Noch festere assoziative Verbindung zeigen die Adjektiva, besonders bei gegensätzlichen Begriffen: so wird im Vulgärlat. *gravis* in Anlehnung an *levis* zu *grevis*. Bei Zahlwortassoziationen wurde festgestellt, daß eine Zahl die darauffolgende gesetzmäßig hervorruft, welche dann für die analogische Umbildung wirksam wird. Beispiele für diesen experimentell beobachteten Vorgang liefert die Sprachgeschichte zur Genüge, wofür auf die Arbeiten von Baurack⁵⁹⁾ und Osthoff⁶⁰⁾ verwiesen sei. Beispiele: 2 → 3 griech. *δύοι* statt *δύοις* nach *τρία*, 4 → 5 got. *fidwor* statt **hwidwor* nach *fimf*, 7 → 8 lit. *septyni* statt *septimi* nach *asztuni*, 9 → 10 lat. *novem* statt *noven* nach *decem*, lit. *devyni* statt *navyni* nach *deszimts*; slav. *devětī* statt *novětī* nach *desětī*. Der im Experiment beobachtete psychologische Vorgang hat sich in der Sprachgeschichte tatsächlich abgespielt. Innerhalb des Verbalbereichs gehören „geben — nehmen“,

„essen — trinken“ zu den geläufigsten Assoziationen. So wandelt sich portugies. *bebesto* (= getrunken), Ausgangsform lat. *bibitus*, in seiner Form nach *comesto* (=gegessen). Aus lat. *reddere* wird ital. *rendere*, franz. *rendre* in lautlicher Angleichung an *prendere* (= *prehendere*). Thumb und Marbe sind der Ansicht, durch ihre Versuche unmittelbar die bei der Analogiebildung lebendig werdenden Kräfte kennen gelernt zu haben, nicht nur den Effekt derselben. Zum Schluß wird in Form eines Forderungsprogramms die mögliche Zusammenarbeit zwischen Sprachwissenschaft und Psychologie festgelegt. 1. Die in einer Sprache vorkommenden Analogiebildungen sind daraufhin zu untersuchen, welche Assoziationsarten ihnen zugrunde liegen, wobei die nach Ort und Zeit verschiedenen Richtungen der Assoziation, bzw. Analogiebildung scharf auseinanderzuhalten sind. Das ist Aufgabe der historischen Sprachwissenschaft. 2. Die Assoziation der Wortvorstellungen muß in ihrem Verlauf durch das psychologische Experiment festgestellt werden, das sich somit als wichtiges Hilfsmittel für die Beurteilung der sprachlichen Analogiebildung erweist. 3. Die Methode der psychologischen Untersuchung ist besonders beim Studium lebender Mundarten heranzuziehen, wo allein die Abhängigkeit zwischen Assoziation und Analogiebildung unmittelbar bestimmt werden kann. Diese Versuche, die trotz allen gegen sie erhobenen Einwänden⁶¹⁾ die Möglichkeit und Fruchtbarkeit der Zusammenarbeit von Psychologie und Sprachwissenschaft dartun, gehen von einer psychologischen Erkenntnis eines Linguisten aus. H. Paul nimmt an, die Analogiebildungen gingen auf solche Assoziationen zurück, die von einer Gemeinschaft bevorzugt, dem einzelnen Individuum geläufig sind. Es galt nun mit Hilfe des Assoziationsversuchs experimentell festzustellen, ob es tatsächlich bevorzugte Assoziationen gibt, die von einem Wort ausgehen, und ob sich diese bei einer überwiegenden Mehrzahl von Individuen finden.

Nachdem diese vielversprechende Arbeitsgemeinschaft durch den Tod des einen Forschers vorzeitig aufgelöst worden war, hat später K. Marbe⁶²⁾ allein zu gewissen Anliegen der Sprachwissenschaft Stellung genommen und eine experimentelle Rechtfertigung eines umstrittenen linguistischen Erklärungsprinzips in die Wege zu leiten versucht: des der Ausspracheerleichterung. Bestimmte Lautwandlungen werden aus dem Bestreben der Herstellung schnell und bequem sprechbarer Lautverbindungen erklärt, wie sie bei der ständig zunehmenden Sprechgeschwindigkeit in stets erhöhtem Maße notwendig wurden. Zugleich werden hier Anregungen zur experimentellen Ermittlung gewisser Gleichförmigkeitserscheinungen im sprachlichen Entwicklungsgeschehen gegeben.

In engster Nachbarschaft zu den Analogiebildungen steht die Erscheinung der *Kontamination*. Nachdem sich bereits Thumb und Marbe mit ihr beschäftigt hatten, wurde ihr von P. Menzerath⁶³⁾ eine experimentelle Sonderuntersuchung gewidmet, in der diese wichtige Tatsache des Sprachlebens psychologisch fundiert werden sollte. Unter *Kontamination* versteht man den Vorgang, daß sich zwei synonyme oder irgendwie verwandte Ausdrucksformen nebeneinander ins Bewußtsein drängen und so eine Mischform bilden. Die psychologische Erklärung wird auch hier auf die Assoziation zurückzugreifen haben. Wenn zu irgendeinem Wort eine geläufige Assoziation vorhanden ist, so vermag diese eine lautliche Umgestaltung des induzierenden Wortes zu bewirken. Die Tatsache der *Kontamination* und ihre sprachwissenschaftlich-psychologische Bearbeitung

bietet einen Musterfall dafür, daß sprachliche Erscheinungen auf allgemeine psychologische Gesetzmäßigkeiten zurückgeführt, zugleich aber andererseits die Auswirkungen dieser Gesetzmäßigkeiten von der allgemeinen Psychologie an eben diesem sprachpsychologischen Material exemplifiziert werden.

Nach Menzerath soll die Analogiebildung auf einer Art Regelbewußtsein, d. h. einer Formregel beruhen, die Kontamination dagegen auf der Interferenzwirkung zweier Reproduktionsrichtungen. Auch Begriff und Tatsache der reproduktiven Hemmung sind hier als psychologische Erklärungskategorie herangezogen worden. Menzeraths Versuche sahen so aus. Auf einer Kymographiontrommel wurden zwei verschiedene Reihen sinnloser Silben dargeboten, die eine links-, die andere rechtsstehend. Einige der Silben kamen in beiden Reihen vor. Die Vp. las die Silben in trochäischem Rhythmus ab und prägte sie sich ein. Sodann wurden in einem Kartenwechsler die betonten Silben vorgeführt und die Vp. hatte nun die Aufgabe, die in der gelernten Reihe nächstfolgende Silbe möglichst schnell auszusprechen. Und hierbei traten nun häufig Kontaminationen auf. Es war somit auf diese Weise möglich geworden, diese Erscheinung aktuell, als Vorgang hervorzurufen und gleichsam auf frischer Tat zu ertappen, während sie sonst immer nur als fertiges Ergebnis greifbar wird. Allerdings vermögen durch bloße Sammlung solcher Belege ebenfalls fruchtbare Erkenntnisse hinsichtlich der psychologischen Ätiologie dieser und ähnlicher Erscheinungen gewonnen zu werden. Das beweist die aufschlußreiche Arbeit von Meringer und Mayer⁶⁴), in der die Kontamination als ein typischer Fall des Versprechens und Verlesens neben Vertauschungen, Antizipationen, Postpositionen, Konzipationen und Dissimilationen erörtert wird.

Damit sind die Hauptthemen der experimentellen Sprachpsychologie im wesentlichen angegeben. Andere Forschungsanliegen haben nur gelegentlich experimentelle Bearbeitung gefunden. So etwa die noch im Bereich des Normalen liegenden Störungen bei sprachlichen Vorgängen. Über die hier vorhandenen Ansätze findet sich einiges bei Fischer⁶⁵). Auch pathologisches Material ist experimentell bearbeitet worden. Bouman und Grünbaum⁶⁶) untersuchen experimentell die Denkleistungen eines Apatikers, wodurch es ihnen gelingt, das Parallelgehen von bestimmten im Gebiet des Wahrnehmens und Denkens angetroffenen Störungen mit gewissen sprachlichen Schädigungen nachzuweisen. Van Woerkom⁶⁷) macht die Schwierigkeiten der Apatiker beim Erfassen elementarer Beziehungen deutlich, indem er die Denkleistungen von sieben Aphasiepatienten experimentell untersucht, und zwar in bezug auf das anschaulich-geometrische Denken, die Zeitvorstellung und den Zahlbegriff. Bei diesen Proben müssen wir es bewenden lassen.

An das eigentliche Experiment schließt sich das von Ziehen⁶⁸) so genannte subexperimentelle Verfahren. Es handelt sich dabei meist um Befragungen, denen die strengere Anordnung und Methodik des Experiments nicht eignet. Man bietet eine Sprachfügung (etwa eine Dichterstelle) dar und erkundigt sich nach der Wirkung. Meist werden hierbei komplexe

Sprachgestalten bestimmter Prägung vorgeführt, die eine Variation des untersuchten Gegenstands nicht zulassen.

3. Verhaltenspsychologische Methoden: der Behaviorismus

Wenn wir hier unsere gesamte Darstellung verhaltenspsychologischer Methoden durch eine kurze Erörterung des Behaviorismus bestreiten⁶⁹⁾, so läßt sich das damit rechtfertigen, daß der Aufweis des reinsten Falles die minder drastischen Ausprägungen entbehrlich macht. Und wenn wir uns dabei auf ganz wenig beschränken, zudem nicht so sehr eine Methodenschau als eine allgemeine Charakteristik des grundlegenden Standpunkts geben, so läßt sich auch dafür eine Begründung anführen: ich glaube, daß gerade auf sprachpsychologischem Gebiet mit Hilfe rein verhaltenspsychologischer Betrachtungsweisen nicht viel zu holen ist. Immerhin liefern sie mit ihrer Außenansicht der Sprache, ihrer Erforschung des Verhaltens sprachgebrauchender Lebewesen eine gewisse Ergänzung der subjektiven Erlebnispsychologie. Geht diese vom „Erkenne dich selbst“ zum Verstehen der Anderen, so sucht der Behaviorismus jede deutende Beziehung auf ein bewußtes Ich auszuschalten. Es gilt, einfach das Benehmen der Lebewesen von außen zu betrachten und zu beschreiben, um dergestalt eine objektive Inventarisierung der typischen Verhaltensweisen und der repräsentativen Situationen zu erlangen. Annahmen über irgendwelche Bewußtseinsvorgänge werden dabei nicht gemacht.

K. v. Frisch⁷⁰⁾ hat in einer noch mehrfach auszuwertenden Schrift die *Zeichengebungseinrichtungen der Bienen* geschildert. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, daß der früher allgemein für ein Verständigungsmittel gehaltene „Flugton“ keine semantische Funktion erfülle, während dies bei den erst seit kurzem richtig eingeschätzten „Werbetänzen“ der Fall ist. Diese Aussagen vermochten getan zu werden ohne irgendwelche Annahmen über den seelischen Zustand der Zeichengeber und -empfänger, wie Bühler in einer grundsätzlichen Erörterung dieser Ergebnisse hervorhebt. In der ganzen Abhandlung ist an den sprachpsychologisch wichtigen Stellen von erlebnispsychologischen Kategorien kein Gebrauch gemacht. Von Trieben, Affekten, Ausdrucksbewegungen, Empfindungen, gefühlsmäßigem Zututesein und psychischen Bedürfnissen ist nirgends die Rede, sondern nur vom sinnvollen Verhalten der Bienen, ihrem Gemeinschaftsleben und den zu ihren kollektiv-kooperativen Leistungen benötigten *semantischen Einrichtungen*. Daß eine bestimmte Vornahme des Tiers Signalcharakter und Appellfunktion hat, kann man ohne ätiologischen Rückschluß auf ein erzeugendes Bewußtsein annehmen, wenn man sieht, wie andere Tiere auf dieses Zeichen ansprechen und ihr Verhalten danach einrichten.

Die Methodik der um objektive Prinzipien bemühten bewußtseinsfreien Verhaltenspsychologie bedeutet auf sprachpsychologischem Gegenstandsgebiet sowohl eine gewisse Förderung als auch ein entschiedenes Versagen. Eine Förderung insofern, als nunmehr Probleme faßbar werden, die man früher, vom Aspekt der Introspektions- und Erlebnispsychologie aus, nicht

so deutlich gesehen hatte. Ein Versagen, als das eigentliche geistige Wesen der Sprache von hier aus ebensowenig zu erfassen ist wie im allgemeinpsychologischen Anliegenbereich das Denkproblem. Zu den in förderlicher Weise bewältigten Problemen gehört zunächst alles, was an der Sprache unter den Sozialaspekt fällt. Aus den Erlebnissen des Individuums als solchen vermag soziales Geschehen ja nicht abgeleitet zu werden: die Tatsache der gegenseitigen Steuerung mit Hilfe der Sprachzeichen zu Zwecken der Kooperation ist ein die rein introspektive Einstellung grundsätzlich bereits transzendierender Ansatz. Dem Behavioristen erscheint die Sprache nicht in erster Linie als Ausdruck des Seelischen, sondern als Mittel und Werkzeug. „Language is correlative to the tool“, sagt G. A. de Laguna⁷¹). In Kontaktsituationen wird das Benehmen der Partner sprachlich gesteuert; damit wird Gemeinschaftsleistung möglich. Die Ursprünge der Semantik liegen nicht beim Individuum, sondern bei der Gemeinschaft, zu deren Konstitutiven die Zeichengebungen gehören. Diese Abstellung der Sprache auf den Kommunikativaspekt scheint mir weitgehend gefördert zu sein durch das Vorgehen so einflußreicher Pragmatisten wie J. Dewey⁷²). Nach ihm ist alles menschliche Handeln Verbandshandeln. Das spezifische Moment menschlicher Gesellung ist die Wechselwirkung in der Form der Rede; menschlich-seelische Vorgänge unterscheiden sich dadurch objektiv von anderen Naturvorgängen, daß sie kommunikativen Charakter zeigen: es findet in ihnen stets Rede statt. Dieser Begriff ist hier weit gefaßt: unter ihn fällt jeder „vorblickende“ Umgang⁷³).

Die gegenseitige Steuerung des sinnvollen Benehmens der Gemeinschaftsmitglieder durch Kontaktmaßnahmen und semantische Einrichtungen hat der Behaviorismus vor allem an Tieren studiert. Von seinem Versuch, eine allgemeine Zeichenlehre auf Grund von Verhaltensbeobachtungen aufzubauen — H. S. Jennings⁷⁴) und E. C. Tolman⁷⁵) können hier als Beispiele genannt werden — sind zweifellos wichtige Anregungen ausgegangen: die Begriffe „repräsentativer Reiz“, „Zeichen“, „semantische Einrichtung“ und „Signal“ als elementare Kategorien einer vergleichenden Sematologie haben von hier aus eine ganz neue Rolle zugewiesen erhalten. Die behavioristischen Tierexperimente sind in fruchtbarer Weise für gewisse Präliminarfragen einer genetischen Sprachpsychologie auswertbar. Von ihnen erfährt man Interessantes über das Senden und Empfangen von Signalen. Aus welchen Bedürfnissen kommt es zur Zeichenproduktion? Den biologischen Ursprung dafür sieht die hier stark von behavioristischen Gedankengängen beeinflusste Sprachtheorie Bühlers⁷⁶) an jenem Punkt im höheren Gemeinschaftsleben der Tiere, wo eine soziale Situation die Erweiterung des Horizonts der gemeinsamen Wahrnehmung verlangt. Mitgeteilt wird dabei das, was eines der beteiligten Tiere mehr hat an situationswichtigen Wahrnehmungsdaten. Der Erlebnisaspekt vermag mit diesen

Dingen, der gemeinschaftsbildenden und -tragenden Funktion semantischer Einrichtungen lange nicht so gut fertig zu werden wie der Behaviorismus, dessen Ansatz hier den Vorteil bietet, daß das direkt Wahrnehmbare, die Steuerung des Benehmens der Gemeinschaftsmitglieder, als das Erstbestimmte erscheint. Deswegen kann der Behaviorismus mit seinen Mitteln doch nicht dem Ganzen der Sprachpsychologie gerecht werden, ebenso wenig wie man damit eine umfassende Allgemeinpsychologie aufzubauen imstande wäre. Was den Handlungen der Menschen Sinn und Einheit gibt, liegt in ihnen und vermag durch eine Betrachtung von außen her nicht erfaßt zu werden. Wo der Behaviorismus über die seinen Methoden zugänglichen Teilprobleme hinaus nach dem allgemeinen Wesen der Sprache greift, kommt es zu Einseitigkeiten und Gewaltsamkeiten. Sehr problematisch ist die behavioristische Phonetik R. A. Stetsons⁷⁷⁾ und noch ärger verrennen sich die Vertreter dieser Richtung, wenn sie es unternehmen, die Entwicklung der Sprache und ihre Rolle im geistigen Leben zu deuten. Unzulänglich ist die Beschreibung der Ontogenese der Sprache, des Erwerbs der „Sprachgewohnheiten“. Nach der hier verkündeten Auffassung verfügt das Kind über eine Reihe angeborener Reaktionen; es bringt auf natürliche Weise Laute und Bewegungen hervor. Dieser absichtslosen Ausdrucksbewegungen bemächtigen sich dann die Umstandsbedingungen, die Umgebungseinflüsse (unter denen das erzieherische Tun der Erwachsenen besonders wichtig wird) und formen daraus das allgemeine Verständigungsmittel. Die Behavioristen schätzen die Sprache im Leben des Individuums nicht gering ein: sie unterscheiden bei ihrer Inventarisierung der angeborenen Reaktionen neben motorischen und viszeralen auch verbale. Aber diese Einreihung der Sprache in die elementaren Formen des menschlichen Reagierens ergreift das wahre Wesen der Sprache nicht. Alles dasjenige, was die Sprache über elementare Ausdrucksbewegungen und Appellvorhaben hinausführt, wird mit behavioristischen Mitteln nur unzulänglich gefaßt. Deutlich wird dieses Versagen vor der Sprache und ihrer Mannigfaltigkeit bei Erörterung des Verhältnisses von Sprechen und Denken. Hier gerät Watson⁷⁸⁾, der als Repräsentant und Kronzeuge behavioristischer Sprachbetrachtung angeführt sei, in uralte Fehlmeinungen, wenn er — noch dazu mit eigentümlich primitiver Beweisführung — die beiden Tätigkeiten einfach gleichsetzt. Wie steht es nun, wenn einer still denkt, ohne zu sprechen? Nun dann spricht er eben „subvokal“ zu sich selbst; man hört ihn zwar nicht, aber Sprache ist deswegen doch da. Der Versuch, in solchen Fällen die entsprechenden verbalen Reaktionen (Bewegungen der Sprachorgane) nachzuweisen, ist den Behavioristen nicht gelungen. Man nahm an, sie seien in dem genannten Fall „latent“.

Erfasst eine einseitige Erlebnispsychologie vor allem die Ausdrucksfunktion, zu deren Überwertung sie dementsprechend neigt (Wundt ist dafür ein Beispiel), so stellt der Behaviorismus die Auslösungs- und Appellfunktion der Sprache, ihre Rolle als Steuerungswerkzeug im Kooperationssystem einseitig in den Vordergrund. Ob er der sogenannten Darstellungsfunktion der Sprache gerecht zu werden vermag, ob sich die Tatsache, daß die Sprache Sach- und Sinnverhalte symbolisiert und darstellt, die Appellmittel etwas nennen und bedeuten, auf rein behavioristische Weise zulänglich ableiten läßt, ist trotz dem Buch von de Laguna, das einen Vorstoß in dieser Richtung bildet, wohl mit Fug bezweifelt worden. Die bündigsten Argumente für eine solche Skepsis liefert J. B. Watsons⁷⁹⁾ Buch „Behaviorism“, wo im Kapitel „Talking and Thinking“ von entwicklungspsychologischem Ausgangspunkt aus folgende Bestimmung der Sprache gegeben wird: „Language . . . is in the beginning a very simple type of behavior. It is really a manipulative habit“. Daneben fehlt es freilich an zulänglicheren Bestimmungen nicht ganz. Worte sind ihm „substitutes for objects and situations“, die denkökonomische Wichtigkeit dieser Verbalsubstitution ist gleichfalls gut erkannt, aber diese an sich brauchbaren Formulierungen sind eingebettet in eine Fülle von Gewaltsamkeiten und Einseitigkeiten. Die hier geübten unerlaubten Vereinfachungen sind aus dem methodischen Grundansatz dieser Richtung zu erklären. Wenn man vornehmlich die äußeren Verhaltensweisen ansieht, ohne auf die nur introspektiv erfäßbaren sinngebenden Innenerlebnisse des sprechenden Individuums zu achten, so muß man das Sprachsymbol lediglich als Appellzeichen auffassen, der geistige Gehalt des Symbols wird notwendig zu kurz kommen. C. K. Ogden und I. A. Richards⁸⁰⁾ bestimmen dessen Leistung folgendermaßen: „Symbols direct and organize, record and communicate“. Im Gegensatz zu dem amerikanischen Sprachforscher E. Sapir⁸¹⁾, der die Sprache definiert als „a particular how of thought“, bestimmt sie der Behaviorist J. F. Markey⁸²⁾ als „a particular how of action“ und das sprachliche Symbol erscheint ihm als „an act or object which is marked off by behaviour as a substitute for a stimulus-act or -object and a response-act or -object, and which is also at the same time set off by behaviour as different from them. The symbol has a double validity, that is for both the stimulus and the response“. Das ist die Auffassung des Symbols, zu der eine Richtung gelangen muß, die geistige Tätigkeit, Bewußtsein und Sprache nicht auf dem Weg der Introspektion erklärt, sondern „by the behaviour, the action of physiological organisms“. Dergestalt wird die Sprache gefaßt „as a particular integrated type of behavior“. Daß es von hier aus zu allerhand Oberflächlichkeiten kommt und daß diese gerade in bezug auf die Ansicht von der Sprache allerlei Inkonsequenzen zur Folge haben

müssen, wird wohl selbst schon aus diesen wenigen Proben deutlich geworden sein. Die Symboltheorie des Behaviorismus stößt am Zentrum vorbei und seine Hauptkategorien: „original tendencies“ (Instinkte), „habit formation“ (Gewöhnung), „adaptation to the environment“ (durch Umwelteinflüsse gelenktes Lernen) erfassen das Wesentliche an der Sprache und ihrem geistigen Zustandekommen nicht.

Das Buch von J. Reichling⁸³⁾ verbindet eine besonnene Kritik des Behaviorismus mit einer Erwägung dessen, was die Sprachpsychologie durch die Anwendung dieser Methode zu gewinnen vermag. Die behavioristische Forschungsweise untersucht das gesamte Verhalten des sprachgebrauchenden Menschen und trachtet die Sprache aus diesem Verhalten zu begreifen und deren Rolle als eines Teilfaktors in diesem gesamten Verhalten klarzulegen. Zwischen Sprache und Handlung wird ein enger Zusammenhang hergestellt. Aber der Sinn solcher Handlungen ist mit äußerlicher Betrachtung nicht zu erschließen. Hier kann auf die verschmähte Introspektion nicht verzichtet werden. Übrigens vermag der Behaviorismus seine Introspektionsgegnerschaft gar nicht lückenlos durchzuhalten: die Kenntnis der individuellen Spracherfahrung als sinngebendes Schema ist auch für ihn notwendige Voraussetzung. Behaviorismus und Introspektion müssen bei der Untersuchung von Spracherscheinungen zusammenwirken. Behavioristische Methodik kann die Sprachwissenschaft darüber belehren, daß es eine gefährliche Abstraktion ist, den psychischen Prozeß, in welchem das Sprachgebrauchen besteht, von seinen wesenhaften Beziehungen zur Situation, in der er sich vollzieht, zu entfernen. Eine ebenso gefährliche Abstraktion aber ist es, wenn der Behaviorismus von dem aller Wahrnehmung entrückten einheitgebenden Akt abstrahiert, in welchem alle Sprachereignisse ihren Mittelpunkt und ihr strukturierendes Prinzip haben.

Zweifellos vermittelt der Behaviorismus dem Sprachpsychologen eine gewisse Schärfung des Blicks für allerlei sonst nicht so leicht bemerkte Dinge. Aber man darf diesen Vorteil nicht dadurch erkaufen, daß man die hier gleichfalls vorhandene Veräußerlichung der gesamten Betrachtung hinsichtlich anderer Dinge mitmacht. Das sei an einem Beispiel gezeigt. Der Behaviorismus untersucht die Verwendung von Zeichen im zwischenmenschlichen und zwischentierischen Verkehr und meint hier eine wechselseitige Erhellung bewerkstelligen zu können. Daß von hier aus die Anliegen einer allgemeinen Sematologie tatsächlich gefördert zu werden vermögen, war auch unsere Ansicht. Bis zu Ende wird man indes dem Behaviorismus auf diesem Weg nicht folgen wollen, vor allem weil die Ursprünge dieser vergleichenden Zeichenforschung in mancher Hinsicht problematisch sind. Ihren ersten Einsatz hat man in der überstarken Betonung der Appellfunktion zu sehen. Aus ihr

folgt eine den wahren Sachverhalten nicht gerecht werdende Überschätzung der Gemeinsamkeiten zwischen Tier- und Menschensprache, während das Trennende nicht genügend gesehen wird. Denn nur in bezug auf die Auslösung kommen die beiden faktisch weitgehend überein, wogegen sie sich stärkstens unterscheiden in Hinblick auf die sogenannte Darstellungsfunktion, zu der das Tier — ebenso wie zur Beziehungserfassung — niemals gelangt, die somit das auszeichnende Merkmal der Menschensprache bildet. Die zweite Wurzel sehen wir in der überweiten Fassung des Begriffs Sprache. Nach de Laguna⁸⁴⁾ ist Sprache die Gesamtheit der Kommunikationsmittel, die durch das bestimmte Ziel der Zusammenhandlung vereinigt sind. Auch von hier aus ist es möglich, menschliche und tierische Sprache in bezug auf letzte Gemeinsamkeiten zusammenzubringen: „they are both found to perform the same fundamental function of coördinating the activities of the members of the group“. Daraus ergibt sich als dritte Wurzel ein evolutionstheoretisches Vorurteil, daß die Tiersprache als genetische Vorstufe der Menschensprache anzusehen sei. So einfach liegen indes — was dem Behaviorismus mit allem Nachdruck entgegengehalten werden muß — die Dinge nicht, daß die Tiersprache als prähistorische Phase der Menschensprache verstanden werden könnte. Vielmehr hat die nur dem Menschen eignende Vollsprache einen durchaus neuen Einsatz mit dem Erwerb des symbolischen Charakters der Begriffszeichen, die über Ausdruck und Appell zu der früher so genannten Darstellungsfunktion fortschreiten. Daß diese Grundzüge im Wesens- und Leistungsbereich der Sprache nicht genügend gesehen werden, ist die notwendige Folge der Abstellung der gesamten Betrachtung auf das äußerlich Wahrnehmbare an der Sprache, auf das Tun und Verhalten, nicht den inneren Sinn dieses Tuns. Weitere Argumente für eine an der sprachtheoretischen Unzulänglichkeit des Behaviorismus zu übende Kritik bringt die Darstellung dieser Richtung in E. Saupes Sammelwerk^{84a)}.

Solche Veräußerlichungen sind beim Behaviorismus mehrfach festzustellen. Selbst ein so vorsichtiger Forscher wie K. Bühler⁸⁵⁾ kommt unter Einfluß dieser Richtung gelegentlich dazu. Etwa wenn er im Sprechverkehr die Schallwellen und Sprachklänge als stellvertretende Zeichen fungieren läßt. Reichling⁸⁶⁾ wendet demgegenüber mit Recht ein: „niet der klank is ‚teken‘, doch der taal-term, en deze bestaat alleen in de taal-gebruikende mens“. Gerade das scheint mir indes Bühlers letztes Wort nicht zu sein. Man vergleiche damit seine kritischen Äußerungen über das sprachtheoretische Stoffdenkertum und seine vom Konzept der Phonologie her gewonnenen Argumente gegen den physikalistischen Behaviorismus sowie dessen Erneuerung des scholastischen Flatus vocis-Nominalismus.

4. Sprachpsychologie vom Gegenstand her

a) Allgemeines

Der Behaviorist vermag von seinem Standpunkt aus anzugeben, daß gewisse im Verhalten der Lebewesen aufzuweisende Vornahmen als Zeichen anzusprechen sind. Über den Sinn dieser Zeichen im einzelnen und den Strukturaufbau dieses ganzen Systems vermag er keine genügenden Aussagen zu machen. Dazu muß der Verhaltensaspekt durch einen andern ergänzt werden, der sich auf die Sache selbst richtet. Wenn man innerhalb der Vollsprache Zeig- und Nennzeichen unterscheidet, so ist das eine Trennung, die man noch auf behavioristischem Weg gewinnen kann. Denn der Beobachter des Verhaltens vermag festzustellen, daß gewisse Zeichen lediglich dadurch wirken, daß sie die Aufmerksamkeit des Angesprochenen auf die gemeinsame Wahrnehmungssituation lenken, der er dann selbst die im Augenblick nötigen Folgerungen abgewinnen wird. Daneben gibt es andere Zeichen (kombinationen), die den Angesprochenen der Mühe entheben, seinerseits noch die Situation zu Rate zu ziehen, da sie ihn schon vollständig informieren, indem sie über das Zeichenverständnis hinaus sein Wissen aufrufen.

Sowie aber über Natur und Beschaffenheit der Sprachsymbole nähere Angaben gemacht werden — etwa wenn de Groot⁸⁷⁾ darlegt, daß sich die Sprachzeichen einteilen lassen in semantische, syntaktische und prädi-kative — so ist dergleichen vom Verhaltensaspekt aus unmöglich: hier muß der Gegenstand selbst, also die Sprache und ihr objektives Strukturgefüge, betrachtet werden. Es gibt Aussagen, die nur von einem bestimmten Gesichtspunkt aus zu gewinnen sind, andere dagegen lassen sich von zweien aus machen, wobei dann die Ergebnisse des zweiten Betrachtungsverfahrens zur Kontrolle und Ergänzung des ersten verwendet werden können. Nehmen wir ein bereits herangezogenes Beispiel wieder her. Die Frage nach den psychischen Vorgängen beim Sprachverstehen wird man zunächst introspektiv beantworten. Man beobachtet sich selbst beim Lesen eines Romans oder Leitartikels, beim Anhören einer Rede oder der Teilnahme an einem Gespräch und findet dabei unschwer, daß die Worte unmittelbar d. h. ohne Umweg über eine anschauliche Vorstellung verstanden werden. Dieselben Erkenntnisse aber kann man von der Sprache selbst aus gewinnen. Wenn man in Reden und Schriftwerken, ja sogar in dichterischen Schöpfungen ausgesprochene Katachresen (Bildermischungen) antrifft, so ist das ein Beweis dafür, daß die sprachlichen Bilder nicht anschaulich erlebt worden sein können, sonst würden sie der mißbräuchlichen Durchdringung Widerstand geleistet haben. Desgleichen sind — wie noch zu zeigen sein wird — gewisse Bedeutungswandlungen ein Beweis für die nämliche psychologische Tatsache. Sie wären überhaupt nicht

möglich gewesen, wenn die Wortbedeutungen durch innere Anschauungsbilder gestützt worden wären. Bei Betrachtungen dieser Art ist eine indirekte Beobachtung der Sprechvorgänge am Werk. Wird die Frage nach dem psychischen Vorgang des Sprachverstehens aufgeworfen, so arbeitet der Psychologe zunächst direkt durch introspektive Erfassung des in Betracht kommenden Geschehens. Außerdem aber wird er von den objektiven Tatbeständen, die die Sprachwissenschaft vor ihm ausbreitet, auf die Beschaffenheit der hier zur Auswirkung gelangten psychischen Vorgänge zu schließen suchen. Der Schluß von den objektiven Fakten auf die erzeugenden seelischen Geschehnisse ist methodisch zulässig und sachlich oft genug gefordert.

Ist die subjektive erlebnispsychologische Methode vor allem sprachpsychologisch, weil sie das spracherlebende Bewußtsein, die psychischen Ereignisse beim Sprachgebrauchen beobachtet, erfragt und experimentell erforscht, so ist der Weg vom Gegenstand her, also die psychologische Betrachtung der *langues* und *paroles* zunächst sprachpsychologisch, denn hier arbeitet der Psychologe am Gebildematerial, für das in erster Linie Philologe und Linguist zuständig sind. Aber wenn das Material hier auch ein linguistisches ist, so ist der Gesichtspunkt, unter welchem es durchgearbeitet wird, doch ein psychologischer. Man sieht zu, welche seelisch-geistige Triebkräfte bestimmte sprachliche Entwicklungen (Laut- und Bedeutungswandlungen, Änderungen im grammatischen Formensystem) bewirkt haben, welche allgemeine metahistorische psychologische Ratio hinter bestimmten sprachlichen Entwicklungsabläufen steht, was einen Sprecher veranlaßte, die und die Wendung zu wählen. Von der Behandlung des Werkstoffes und dem ihm verliehenen Gepräge wird dabei auf die Eigenart der hier wirkenden Individualpsyche oder des hier schöpferisch mitbeteiligten Geistes der Volks- und Sprachgemeinschaft geschlossen. In den Bekundungen äußert sich die Artung und das Wesen der sie hervorbringenden schöpferischen Potenz. Werk und Schöpfer stehen in engem Zusammenhang, man kann hier wechselseitige Erhellung üben, also auch von jenem auf diesen schließen.

b) Psychologische Grammatik

Besonders rein verwirklicht sich der sprachpsychologische Gegenstands- und Werkaspekt in den Versuchen einer psychologischen Grammatik, wie sie stets von neuem unternommen werden. Welche wissenschaftstheoretische Sinnerfüllung sich ergibt, wenn man die Bestimmung „psychologisch“ auf die sprachwissenschaftliche Disziplin „Grammatik“ anwendet, soll an Hand einiger Gegenüberstellungen gezeigt werden. Spricht man von Grammatik ohne nähere Bezeichnung, so meint man damit die linguistische

Wissenschaft κατ' ἐξοχήν. Und zwar handelt es sich dabei um eine gleicherweise beschreibende wie normative Disziplin, die den Laut-, Formen- und Wortbestand einer bestimmten Sprache in ihrer gültigen Erscheinung festlegt und außerdem die Regeln der Abwandlung und Verknüpfung der hier vorhandenen Zeichen angibt, also um eine Kodifikation der Gesetze, die jeder Sprechende und Schreibende zu befolgen hat, wenn er sich des Sprachzeichensystems einer bestimmten Volksgemeinschaft in angemessener Weise bedienen will. Noch innerhalb des linguistischen Bereichs sind andere Sinnerfüllungen des Begriffs Grammatik möglich, so wenn von historischer und vergleichender Grammatik die Rede ist. Hier verschwindet die Ausrichtung am maßgebenden Sprachgebrauch und der normative Gesichtspunkt tritt völlig hinter dem beschreibenden zurück. Es wird dargetan, wie sich das Zeichengefüge einer bestimmten Sprache im geschichtlichen Verlauf entwickelt hat und wie sich die einzelnen Verläufe und Ergebnisse zu den analogen Erscheinungen in verwandten Sprachen verhalten. Neben diesen Formen und Typen der linguistischen Grammatik gibt es noch andere, die man mit dem Sammelnamen allgemeine Grammatik bezeichnen kann. Hier wird über die konkrete Einzelsprache, deren aktuell-verkehrsgebräuchlichen Zustand wie geschichtliche Verwandtschaftsbeziehungen, hinausgegangen und die Betrachtung auf elementarere Gesetzmäßigkeit abgestellt. Unter derartigen Zielsetzungen ist zunächst einmal eine logische Grammatik möglich. Als Belege seien lediglich die Arbeiten von A. Marty⁸⁸⁾ genannt. Heute kommen derartige Bestrebungen, nachdem sie längere Zeit hindurch in Verruf waren, im Gefolge phänomenologischer Denkbemühungen wieder zu Ehren. Hier wird zugesehen, wie die Sprache der Aufgabe gerecht wird, Träger und Vermittler des Denkens zu sein, wie sich Wort und Satz zu Begriff und Urteil verhalten und die kategorialen Formen des Denkens in den Formen der Sprache zum Ausdruck kommen, sich in ihnen abbilden. Dabei handelt es sich um Ergebnisse, nicht um Vorgänge. Die Denkleistungen als psychische Vorgänge, Verläufe und Akte sowie deren Verhältnis zur Sprache können dann weiter unter einem Gesichtspunkt betrachtet werden, für den die Bezeichnung psychologische Grammatik üblich und am Platz ist. Im Zeichenbestand, dem Formensystem und den Anordnungswerten jeder Sprache und damit auch der Sprache sind psychische Triebkräfte zu Auswirkung und Niederschlag gekommen, und sich mit ihnen zu befassen ist ein legitimes Anliegen der Wissenschaft. Die psychologische Grammatik ist daher eine durchaus mögliche und nötige Teilwissenschaft der Sprachpsychologie. Das sei in Ablehnung einer Ansicht von J. Ries⁸⁹⁾ mit allem Nachdruck behauptet. Dieser hatte die Frage aufgeworfen, was angesichts der unendlichen Vielgestaltigkeit der Sprachen vom syntaktischen Stoff der einzelsprachlichen Grammatik übrigbliebe, wenn nur das behandelt werden

sollte, was den Bedingungen der Allgemeingültigkeit genügt. Darauf ist zu antworten, daß auch im Bereich des Syntaktischen genügend Dinge aufweisbar sind, die man in allen Sprachen antreffen kann und die somit Aufgaben einer psychologischen Grammatik und des in ihr nicht fehlenden syntaktischen Teils sind. Ich verweise hier auf eine Arbeit K. Bruggmanns⁹⁰⁾, in welcher die Verschiedenheiten der Satzgestaltung auf die verschiedene Beteiligung der seelischen Grundfunktionen zurückgeführt werden und wo trotz der Beschränkung auf die idg. Sprachen genügend allgemeine Einsichten formuliert werden. W. Havers baut seine erklärende Syntax auf der Überzeugung auf, daß gewisse elementare Übereinstimmungen der menschlichen Psyche bestimmte sprachliche Invarianzphänomene im Gefolge haben. Desgleichen enthält die Arbeit von B. Sonnneck⁹¹⁾ einige allgemeine Einsichten, die für den Satz schlechthin gültig sind. Die Akte des Gegenstands-, des Zustands- und Ursachbewußtseins schaffen sich eigene charakteristische Ausdrucksformen. Entschieden behaupten und unsicheres Meinen, Zweifel, Befehl, Wunsch usw. kommen in allen Sprachen zum Ausdruck, wenn auch grammatische Phänomene wie Indikativ, Konjunktiv, Dubitativ, Imperativ, Optativ nicht in allen Sprachen vorhanden und mit gleicher Klarheit aufweisbar sein müssen. Zweifellos sieht in den polysynthetisch-inkorporierenden Sprachen, in welchen sogar unsere Scheidung von Wort und Satz problematisch wird, der Komplex der syntaktischen Probleme sehr anders aus als beim flektierenden Sprachtypus, gleichwohl ist die elementare Scheidung der sprachlichen Grundfunktionen und -leistungen auch hier anzutreffen und auf die Gestaltung der Sprachfügungen von Einfluß. Wenn man darauf verzichtet, in allgemeinste kategoriale Schichten von letzter Elementarität aufzusteigen, also Züge aufzuweisen, die allen Sprachen gemeinsam sind, so weitet sich der Umkreis psychologisch-grammatischer Themen noch bedeutend. Und in allen Fällen wird der Unterschied zum systematischen und historisch-grammatischen Aspekt des Sprachwissenschaftlers verhältnismäßig leicht festzuhalten sein, wenn es natürlich auch zu mannigfachen Berührungen kommt. Die Konjunktionen etwa sind ein Thema der linguistischen Grammatik wie der psychologischen. Jene erfaßt an ihnen ihre Bedeutung, ihren logischen Sinn und gewisse damit verbundene syntaktische Folgerungen (Neben- und Unterordnung). Der psychologische Grammatiker versucht aus der Verwendung von Konjunktionen und der Struktur konjunktionaler Fügungen auf die Gesetze des Gedankenaufbaus beim Sprechen Schlüsse zu ziehen. Hier wird von sprachlichen Tatsachen ausgegangen: das zu erreichende Ziel sind die dahinterstehenden, sie bewirkenden und formenden psychischen Vorgänge. Im Vergleich mit diesem Ausgehen vom Gegenstand wäre der erlebnispsychologische Weg der umgekehrte. Hier wird von Vorstellungs-, Gefühls-, Willenserlebnissen ausgegangen und

zugesehen, welche sprachliche Formung diese finden, ob den kategorialen Unterschieden im Bereich des psychischen Erlebens solche der sprachlichen Gestaltung entsprechen; d. h. auf welche Weise sich der Ausdruck eines Wunsches, eines Befehls von der sachlichen Feststellung grundsätzlich und durchgehend unterscheidet.

Die psychologische Grammatik setzt die Begriffe der sprachwissenschaftlichen Grammatik und die damit gemeinten Tatsachen in Beziehung zu den Erkenntnissen der Seelenlehre. Das geschieht etwa, wenn W u n d t⁹²⁾ die grammatischen Fachausdrücke „attributiv“ und „prädikativ“ durch die psychologischen Begriffe „assoziativ“ und „apperzeptiv“ erläutert. Für jedes von der systematischen Grammatik beschriebene sprachliche Gebilde läßt sich die psychologische Ratio angeben. Somit verhält sich die psychologische Grammatik zur sprachwissenschaftlichen wie eine erklärende und verstehende Disziplin zur deskriptiven. Freilich sind bei so weitgehenden Ansprüchen allerlei Vorbehalte nötig. Solche psychologische Deutungen können nur auf Grund genauer sprachgeschichtlicher Kenntnisse von einem linguistisch gebildeten Psychologen vorgenommen werden. Eine psychologische Betrachtungsweise, die das Wesen sprachlicher Gebilde ohne Rücksicht auf ihre innere Struktur und ihre Geschichte unmittelbar aus ihrer vermuteten psychischen Grundlage erkennen zu können glaubt, geleitet allein durch die trügerische Vergleichung mit der Oberflächenform von Fügungen irgendwelcher anderer Sprachen, muß unvermeidlich auf Irrwege führen. Aber diese tatsächlich im Forschungsbetrieb der psychologischen Grammatik getanen Mißgriffe schließen — ebensowenig wie die auch dieser Disziplin wesensnotwendig gezogenen Grenzen — nicht aus, daß eine psychologische Grammatik zu den erstrebenswerten Aufgaben einer wissenschaftlichen Sprachbetrachtung gehört. Ob derlei Betrachtungen von linguistisch geschulten Psychologen oder psychologisch aufgeschlossenen Sprachwissenschaftlern vorgenommen werden, ist sachlich gleichgültig.

Auf eine weitere Schwierigkeit muß hier noch hingewiesen werden. Psychologe und Grammatiker gebrauchen häufig die gleichen Fachausdrücke, ohne damit immer wirklich die nämlichen Sachverhalte zu meinen. So bezeichnen die Begriffe „Subjekt“ und „Prädikat“ in bestimmten Fällen linguistischer und psychologischer Verwendung verschiedene Sachverhalte. Vom Sprachwissenschaftler wird in einem Satz ein bestimmter Redeteil als „grammatisches“ Subjekt (Prädikat) bezeichnet, während der Psychologe einen andern als „psychologisches“ Subjekt (Prädikat) in Anspruch nimmt. Psychologische und grammatische Kategorien fallen also nicht immer zusammen, die psychologische Interpretation faßt gewisse sprachliche Erscheinungen anders als die traditionelle grammatische Systematik.

Ein hübsches Beispiel aus Gabelentz⁹³⁾. Die Fügung *magnus vir et bonus* ist für den Grammatiker ein Hauptwort mit zwei attributiven Eigenschaftswörtern, wogegen dem Psychologen auf Grund des hier maßgebenden seelischen Tatbestandes *et bonus* als appositionelle Fügung erscheint. In der Seele des Redenden ist *et bonus* eine Apposition zu dem Vorangegangenen: es handelt sich um einen großen Mann, der, was ja nicht selbstverständlich ist, auch ein guter war. Der Psychologe sucht — vom Ausgesprochenen her — sich in die Seele des Sprechers zu versetzen und von hier aus die Vorgänge zu rekonstruieren. Etwas ist gesagt worden, da fällt dem Redner ein, daß er den Gedanken deutlicher und vollständiger hätte zum Ausdruck bringen sollen, als es geschehen ist. So greift er denn das Gesagte nochmals auf und ergänzt es. Hieher gehören die nachgesetzten Attribute in den germanischen Sprachen, ferner solche Fälle, wo ein pronominaler Satzteil nachträglich erläutert wird: *Ich kenne ihn nur zu gut, deinen Freund*. Dergleichen kommt in allen Sprachen vor, denn niemand redet so bedächtig, daß er nicht manchmal nachflicken müßte. Solche appositionelle Fügungen geben der Rede etwas Leidenschaftliches, und tatsächlich wird man den Grund derartiger sprachlicher Erscheinungen immer in einer gewissen Überstürzung des Sprechers zu sehen haben.

Belege für psychologisch-grammatische Forschungsarbeit könnten in so großer Zahl beigebracht werden, daß die Auswahl Verlegenheit bereitet. Denn es gibt wohl keine größere psychologische und philosophische Sprachtheorie, in der diesen Dingen nicht breiter Raum zugebilligt wäre. Und andererseits kommt jeder Sprachwissenschaftler, sobald er allgemeine und grundsätzliche Fragen behandelt, mit Notwendigkeit zu Betrachtungen dieser Art. So ist Wundts Riesenwerk mit mehreren Kapiteln nichts anderes als eine psychologische Grammatik, und auch die prinzipiellen Schriften seiner Antagonisten Paul und Voßler sind reich an Erörterungen im Sinn einer solchen. Desgleichen gehört ein wesentlicher Teil des Buches von Gabelentz hierher. Da werden etwa die einzelnen grammatischen Kategorien (Subjekt, Attribut, Prädikat) in logischer und psychologischer Hinsicht durchgesprochen. Es wird also untersucht, wie sich hier die Urtatsachen der Dinglichkeit, der Eigenschaft und der Tätigkeit auswirken und auf Grund welcher seelischen Ausdrucksbedürfnisse die einzelnen grammatischen Erscheinungen erwachsen sind. Mehrfach kommt es dabei zu einer psychologischen Auflockerung des grammatischen Kategorienbestandes. So wird etwa in Ausführungen über das Attribut gezeigt, daß die hiehergehörenden Erscheinungen vom Standpunkt des Redenden eine Differenzierung aufweisen, die in der Grammatik nicht zum Ausdruck kommt. Nicht immer beschränkt sich die Aufgabe dieser Beifügungen darauf, die zugehörigen Hauptwörter durch entscheidende Merkmale näher zu bestimmen, nicht immer wollen sie mit ihrem Träger zusammen eine schlechthin einheitliche Einzelvorstellung darstellen, sondern sie können auch Neues prädikativ hinzufügen.

Musterbeispiele psychologisch-grammatischer Forschungsarbeit enthält die vor allem sprachtheoretisch interessierte „Psychologie“ von A. Stöhr⁹⁴⁾, wo —

um nur einige Themen herauszugreifen — verschiedene Arten der Deklination (syntaktische und derivierende), Pluralisierung, Genus- und Moduszeichen, Tempora, Partizipialstämme, Zahlwörter usw. in Bezug auf ihre „psychologische Problemseite“ behandelt werden. Von neuesten Beiträgen zu dieser Teildisziplin sei das zwischen Denkpsychologie und erkenntnistheoretischer Sprachkritik stehende Buch von R. Graßler⁹⁶⁾ genannt, das ebenfalls reich ist an psychologischen Ausdeutungen der grammatischen Erscheinungen. In den Abschnitten „Die Funktion von Wort und Satz“ und „Die Funktion der Wortarten“ wird vom Gegenstand her auf Erlebnisse und Bedürfnisse des Sprechers geschlossen, denen eben diese Sprachgebilde in bestimmter Weise Genüge tun. Da wird etwa das Adjektiv mit einem Scheinwerfer verglichen, dessen Lichtkegel nur nach einer bestimmten Richtung leuchtet, das Wesen des Gegenstandes nur nach einer Seite hin verdeutlicht. Seine wichtigste Tätigkeit liegt darin, daß es als Eindruckswort Empfindungen, Gefühle und Wertungen kundmacht, mit denen wir auf die Wahrnehmung und Vorstellung gewisser Dinge reagieren.

c) Zum Abschluß des ersten Hauptstücks

Im Vorhergehenden wurde versucht, die Gegenstände, Aufgaben und Verfahrensweisen der Sprachpsychologie mit einiger Vollständigkeit anzugeben und ihre Forschungsarbeit durch wenige, aber wie ich glaube doch vielbesagende Beispiele zu illustrieren. Die hier nötig gewordene Aufgliederung, diese ganze Trennung von Forschungsrichtungen und Methoden hat nicht den Zweck, eine Fülle isoliert nebeneinanderstehender und beziehungslos nebeneinander arbeitender Verfahrensweisen innerhalb des komplexen Wissenschaftsgebietes Sprachpsychologie zu konstituieren, sondern vor allem den, die Fülle der hier vorhandenen Teilthemen und Teilaspekte mit systematischer Klarheit herauszuarbeiten, was meines Wissens bislang noch nicht geschehen ist. In der Praxis der Forschungsarbeit ließe sich eine weitergehende Trennung der einzelnen Bereiche und Methoden ohnehin nicht durchführen, weil diese ständig aufeinander angewiesen sind; dadurch wird eine teilwissenschaftliche Autarkie ja von vornherein unmöglich. Das ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß man für eine gewisse Zeit den einen oder andern Aspekt einklammert, um in einer bestimmten Richtung zu arbeiten. Aber eine Sprachpsychologie, die den Anspruch erhebt, das Ganze der ihr zufallenden Thematik behandelt zu haben, wird zu einer Vereinigung der verschiedenen Aspekte und der daraus erwachsenden Verfahrensweisen gelangen müssen. Sie hat nach der psychischen Gesetzmäßigkeit zu fragen, unter welcher der die Sprache gebrauchende Mensch steht, zugleich aber muß sie, um das Wesen der Sprech- und Verstehensleistungen erfassen zu können, über Struktur und Funktionen der Sprache Bescheid wissen. So wird sie erlebnispsychologische, verhaltenswissenschaftliche und objektiv-gegenstandstheoretische Methoden in sich vereinigen müssen. Ausgangspunkt ist für sie freilich das aller Psychologie zunächst und zuerst Gegebene: das der inneren Wahrnehmung Zugängliche.

Das solcherart Festgestellte wird zu ergänzen und weiterzuführen sein durch das mit äußeren Beobachtungsmitteln Erfassbare, die semantischen und sprachlichen Vornahmen innerhalb des sinnvollen Benehmens und Verhaltens der Lebewesen. Und schließlich hat sie die Verheftung der sprachlichen Akte und des dadurch Hervorgebrachten mit den Gebilden des objektiven Geistes zu berücksichtigen. Denn das Sprechen und Verstehen sind wohl psychische Vorgänge und Handlungen, aber solche, die bestimmte Mittel in ihren Dienst stellen und auf deren So-Sein angewiesen sind: Zeichen, Darstellungs- und Symbolfelder, deren Strukturgesetzlichkeit der sie innerhalb konkreter Handlungssituationen verwirklichenden und neu setzenden Psyche transzendent ist, Mittel also die mit ihrer Wesensbeschaffenheit in die Sphäre des objektiven Geistes hineinreichen und nur aus der Teilhabe des sprechenden Individuums an diesen überindividuellen Kulturbereichen sinnvoll zu gebrauchen — und damit vom theoretischen Betrachter zu verstehen — sind. Kommt es dann zu dieser Vereinigung der Gesichtspunkte und Methoden, so stellt sich die Einheit des Gegenstands der Sprachpsychologie klar heraus: das Sprechen als sinnerfüllte psychophysische Handlung, als Weise des sowohl von innen (den psychischen Bedürfnissen des sprechenden Individuums) als auch von außen her (der Situationseinbettung) planvoll gesteuerten Verhaltens, dessen Wirkungsmittel ihre Struktur- und Wesensgesetzlichkeit in einem Bereich objektiver Geistigkeit haben.

Für diese manchem vielleicht gewaltsam erscheinende Aufspaltung der sprachpsychologischen Forschungsarbeit gilt eine bereits im Vowort geäußerte Verwahrung. Dieses Nebeneinander der Aspekte darf in der Anwendung auf die uns wichtigen Dinge nicht überschätzt werden. Ich habe mich seiner bedient, weil es ein praktisch brauchbares Hilfsmittel zur übersichtlichen Aufgliederung vorhandener sprachpsychologischer Forschungsarbeit ist und faktisch behandelte Themenordnungen von hier aus in erster Näherung zulänglich zu erfassen sind. Daß diese Disposition der Gesichtspunkte begriffskritisch nicht einwandfrei ist, hat für das, was wir an dieser Stelle von ihr wollen, ebensowenig zu sagen wie der Umstand, daß ein konsequentes Zuendeverfolgen dieser Standpunkte die Einheit der Sprachpsychologie gefährden würde⁹⁶). Daß hier keine relativistische Gleicheinschätzung der Verfahrensweisen besteht, daß vielmehr die von uns vorgenommene starke Betonung des Erlebnisaspekts die innere Einheit der Sprachpsychologie verbürgt, die durch behavioristische Methodik nicht in Frage gestellt und durch gegenstandspsychologische Blickausrichtung nur ergänzt zu werden vermag, wird wohl aus den Ausführungen selbst schon deutlich geworden sein.

II. Hauptstück

Das Wesen der Sprache

A. Die Zeichennatur der Sprache

1. Das Problem der Definitionen

Eine volle Bestimmung der Sprache hat von drei Ansätzen aus zu erfolgen: 1. Was ist die Sprache? (Wesensbestimmung.) 2. Was leistet die Sprache? (Zweck- und Leistungsbestimmung.) 3. Wie ist die Sprache entstanden? (Entstehungsbestimmung.) Alle drei Fragen müssen beantwortet werden, wenn Klarheit über die Sprache erzielt werden soll. Keine der Definitionen kann ausfallen und es führt zu unhaltbaren Einseitigkeiten, wenn etwa — wie das neuerdings üblich geworden ist — die Essentialbestimmung durch eine Finalbestimmung ersetzt wird. Denn der Funktionen der Sprache sind mehrere, ihr Wesen dagegen ist einheitlich: hinter der Mehrheit der Leistungen steht die Identität des Wesens. Daß darüber keine Klarheit herrscht, daß entweder versucht wird, die eine Definitionsform gegen die andere auszuspielen oder, wenn man schon die Notwendigkeit von drei Bestimmungsansätzen zugibt, daß man die Definitionsstandpunkte vermischt und die Ergebnisse verschiedener Aspekte durcheinanderrinnen läßt, ist ein entschiedener Mangel der heutigen Sprachtheorie. Wenn wir als Psychologen auch an den mit der Sprachtätigkeit zu erzielenden Leistungen besonders interessiert sind, dürfen wir darüber doch nicht vergessen, daß sich das Wesen eines Sachverhalts von den ausstrahlenden Wirkungen her nur unvollkommen begreifen läßt¹⁾.

Aus der Fülle vorhandener Definitionen seien einige ausgewählt, um die Verschiedenheit der eingenommenen Standpunkte zu kennzeichnen. *Wundt*²⁾ bestimmt die Sprache als eine besondere Art der Ausdrucksbewegungen, als die der Entwicklungsstufe des menschlichen Bewußtseins adäquate Gestaltung derselben. Sie besteht in Lautäußerungen oder anderen sinnlich wahrnehmbaren Zeichen, die, durch Muskelwirkungen hervorgebracht, innere Zustände (Vorstellungen, Gefühle, Affekte) nach außen kundgeben. An späterer Stelle versteht er unter ihr bestimmte Handlungen, durch die eine Mitteilung eigener Bewußtseinsinhalte an andere entstehen soll. Nach *de Saussure*³⁾ ist Sprache ein System von Zeichen, die Ideen ausdrücken und insofern der Schrift, dem Taubstummalphabet, militärischen Signalen usw. vergleichbar sind. Unter „Zeichen“ wird dabei das durch assoziative Verbindung einer Bezeichnung mit einem Be-

zeichneten erzeugte Ganze verstanden. De Laguna⁴⁾ antwortet auf die Frage „What objective function does the speech perform in human life?“ folgendermaßen: „Speech is the great medium through which human coöperation is brought about.“ Pillsbury-Meader⁵⁾ definieren: „Language is a means or instrument for the communication of thought, including ideas and emotions.“ Nach Fröbes⁶⁾ ist die Sprache eine geordnete Folge von Worten, worin der Sprecher seine Gedanken ausdrückt, damit der Hörer sie kennen lerne. Nach W. James⁷⁾ ist die Sprache „a system of signs, different from the things signified, but able to suggest them“, womit aber noch nichts über die Abgrenzung der Sprache von anderen Zeichensystemen gesagt ist, für welche diese Bestimmungen gleichfalls gelten. Gutzmann⁸⁾ bezeichnet als Sprache jede Äußerung innerer Zustände durch Ausdrucksbewegungen oder Zeichen. Nach Dittrich⁹⁾ ist Sprache die Gesamtheit aller jemals aktuell gewordenen oder aktuell werden könnenden (!) Ausdrucksleistungen der menschlichen, bzw. tierischen Individuen, sofern sie von mindestens einem andern Individuum zu verstehen gesucht werden. Jespersen¹⁰⁾ definiert sie als menschliche Handlung mit dem Zweck der Mitteilung von Gedanken und Gefühlen. Nach Marty¹¹⁾ ist Sprache jede absichtliche Äußerung von Lauten als Zeichen für psychische Zustände. Kurz faßt sich Voßler¹²⁾: Sprache ist geistiger Ausdruck. Dемpe¹³⁾ definiert: Sprache ist lautliche (oder lautgegründete) Darstellung intentionaler Sinngebilde. Nach Ries¹⁴⁾ ist Sprache in abstracto ein System von Ausdruckssymbolen für die Inhalte unseres Bewußtseins, Sprache in concreto, die lebendige Rede, ist sinnvolle Tätigkeit zwecks Erzeugung und Verwendung von Ausdrucksmitteln für die Vorgänge unserer Innenwelt.

Man sieht, in diesen Begriffsbestimmungen wird weder der Wesens- noch der Leistungsgesichtspunkt rein durchgeführt. Wo es zu einer Vereinigung der beiden kommt, wird die scheinbare Vollständigkeit durch merkliche Unvollständigkeit auf jedem der beiden Definitionsgebiete erkaufte. In den Definitionen des praktischen Lebens wird es freilich zumeist mit Glück so gemacht, daß sich Wesens- und Leistungsbestimmung zu einem höheren Dritten vereinigen, wie Dubislav¹⁵⁾ am Beispiel der juristischen Definitionen zu zeigen vermochte; die begriffskritische Wissenschaft hat hier höhere Ansprüche zu stellen. Außerdem wird wohl die Neigung bereits deutlich geworden sein, die Wesensdefinitionen zugunsten der Leistungsbestimmungen zu vernachlässigen. Man meint das Definiendum von seinen Auswirkungen her zulänglich oder sogar besser bestimmen zu können. Zweifellos geht das in manchen Fällen; denn Aufgabe und verlangte Leistung formen die Seinsbeschaffenheit etwa eines Gerätes. Bei Geräten mit eindeutig angebbarer Leistung rücken Wesens- und Leistungsbestimmung eng zusammen. Bei der Sprache ergeben sich indes in dieser Hinsicht Schwierigkeiten. Sie ist zwar unleugbar Organon, Werkzeug, das für gewisse Leistungen bestimmt ist, aber sie ist doch auch mehr als das; ferner dient sie dort, wo sie als Gerät wirkt, nicht einer einzigen Funktion, sondern einer Mehrheit von solchen. Hier ist es also nötig, neben die Leistungsdefinition die Wesensbestimmung zu stellen, da es nur auf diese Weise möglich sein wird, das in der Fülle der Leistungen Gemeinsame,

eben die Wesensnatur der Sprache, zu erfassen. Über den leichter anzugebenden Funktionen der Sprache darf nicht das Gemeinsame vergessen werden, das in allen konkreten Sprechhandlungen aufweisbar ist und sich in jeder einzelnen Funktion findet. Das Wesen ist die Voraussetzung der Leistung.

Eine Entstehungsbestimmung der Sprache an die Stelle der anderen Definitionsarten zu setzen, wird von F. Schürer¹⁶⁾ versucht, der die Meinung vertritt, das Wesen der Sprache könne durch Wesens- und Leistungsbestimmungen nicht zur Genüge angegeben werden. Wir dagegen sind der Ansicht, daß genetische Bestimmungen ohne essentielle und funktionale nicht instande sind, das Wesen der Sprache zu erfassen. Damit sei die Wichtigkeit der Ursprungsfragen nicht bestritten. Eine Erscheinung ist ja erst dann völlig verstanden, wenn man weiß, wie sie zustande gekommen ist. Neben die eigentlich entwicklungsgeschichtliche hat die psychologische Entstehungsbetrachtung zu treten, welche die betreffende Erscheinung aus den Bedingungen des menschlichen Bewußtseins ableitet. Darauf haben u. a. G. Gentile¹⁷⁾ und H. Paul¹⁸⁾ hingewiesen; A. Gehlen¹⁹⁾ ist von hier aus zu einer scharfsinnigen Ursprungslehre der Sprache gelangt.

Im sprachtheoretischen Schrifttum wird heute die Neigung deutlich, die Funktionskategorien in die Sphäre der Wesensbestimmungen zu übertragen und eines der Leistungsmomente zum Wesen der Sprache zu verabsolutieren. K. Bühler²⁰⁾ hat das System der sprachlichen Funktionen und Sinndimensionen zusammengestellt und damit eine verdienstliche Leistung vollbracht. Dagegen wurde von H. Dempe²¹⁾ Einspruch erhoben und die zentrale Einsicht in das Vorhandensein einer Mehrheit gleichberechtigter, gleich elementarer und nicht auf eine von ihnen zurückführbarer Sprachfunktionen geleugnet. Von den drei Funktionen verdiene nur eine, die Darstellung, kategoriale Auszeichnung, die anderen seien bloß untergeordnete Leistungen, weil sie die Darstellung voraussetzen. Die Bestimmungen der genannten Sprachtheoretiker bewegen sich indes — was beiden selbst nicht völlig klar geworden ist — auf ganz verschiedener Ebene. Im ersten Fall handelte es sich darum, die Leistungen beim Gebrauch von Sprache festzustellen, während die Wesensfragen zurücktraten. Der Phänomenologe Dempe dagegen hatte seinen Blick auf das Wesen gerichtet, wenn er auch — das ist die Hauptunklarheit seines Buches — von Anfang an mit finalen Funktionskategorien arbeitet. Damit verwischt er wichtige Unterschiede, die im Bereich der Sprachleistungen tatsächlich bestehen und die Bühler gut herausgestellt hatte. Diese Fehlkritik war nur möglich, weil Wesen und Leistung nicht entsprechend auseinander gehalten worden waren. Auf diese wichtige Scheidung legt dann Winkler²²⁾ allen Nachdruck. Einer Zweckbetrachtung der Sprache muß eine Wesensbetrachtung

an die Seite treten, die sie als Erscheinungsform des Geistigen erfaßt. Es geht nicht an, diese von jener her geben zu wollen, etwa dadurch, daß gesagt wird, die Sprache sei ein Mittel für Kundgaben, Auslösungen und Darstellungen.

D e m p e sucht über die Leistungstheorien zu einer Wesensbetrachtung vorzustößen, bleibt indes an entscheidender Stelle im Funktionsbereich stecken. Auf ihn geht ein Einwand zurück, der sich gegen alle pluralistischen Funktionstheorien richtet, wenn er auch sozusagen zuhanden der Bühlerschen These erhoben wird. Die aufgezählten Funktionen sind nicht gleichermaßen elementar, vielmehr steht die Darstellung im Vordergrund; Auslösung und Kundgabe gehören nur insoweit zur Sprache, als sie an der Darstellung teilhaben, machen daher keine unreduzierbaren Grundleistungen der Sprache aus. Interjektionen gehören nur dann zur Sprache, wenn sie das Kundgegebene auch nennen; denn nur das Nennen und Darstellen ist Sprache. Nach Klages²³) überträgt der Satz „Ich freue mich“ nicht den Zustand, den er meint, sondern gibt ihn kund. Ein Jauchzen drückt Freude aus und kann sie übertragen. Der Sprachlaut drückt nicht aus, was er bedeutet, sondern stellt es dar. Das ist die spezifische Hochleistung der Sprache, die über allem pathologisch und kausal Ausdrucksmäßigen steht.

D e m p e ist damit im Recht, daß über der Leistungsmehrheit der Sprache deren einheitliches Wesen anzusetzen ist, die Funktionen selbst nicht das Wesen der Sprache ausmachen. Aber um dieses sicherzustellen, braucht man nicht den Bestand an Sprachleistungen anzutasten. Bühler ist somit seinerseits im Recht, wenn er mehrere elementare Funktionen ansetzt. Sein Gegner gerät vor allem dadurch ins Unrecht, daß er seine vom Wesensaspekt her gewonnenen Einsichten zur Widerlegung eines Systems der Sprachzwecke benützt, wenn er Kundgabe und Auslösung aus der Reihe der Sprachfunktionen streicht und dergestalt wichtige Unterscheidungen preisgibt. Das proton pseudos ist die aus der mangelnden Unterscheidung von Wesen und Funktion entspringende Verwechslung von Idee der Sprache mit den Bestandteilen des Organonmodells. Was in jeder echten Sprachäußerung gleichermaßen vorhanden sein muß, ist das zentrale Wesen der Sprache, das als solches tatsächlich eine einheitliche Konstante darstellt, keineswegs aber müssen es sämtliche Funktionen. Deren Mehrzahl ist nicht nur rational ableitbar, sondern auch empirisch erwiesen. In den konkreten Sprachverwendungen wird einmal diese, das anderemal jene Funktion verwirklicht. So bleibt denn die Kundgabe eine elementare Leistung der Sprache, sie gehört nur nicht zu deren Wesenskern. Das gleiche gilt von der Auslösung, in deren Kritik D e m p e unberechtigterweise Wesensmomente einführt, indem er sie als Verstehbarkeit faßt. Es ist eine *petitio principii*, wenn er die Auslösfunktion durch den genannten

Begriff ersetzt und dann zu dem Schluß kommt, sie sei als eigene Sinn-dimension überflüssig, da Verstehbarkeit jedem Sprachgebilde zukommen müßte. Tatsächlich liegt es im Wesen der Zeichennatur der Sprache, daß ihre Zeichen, die als solche ja bedeutungserfüllt sein müssen, auch verstanden werden können. Verstehbarkeit ist das Korrelat der Bedeutung, ist das rezeptive Gegenstück zur aktiv-intentionalen Bedeutungssetzung. Verstehbarkeit muß jeder Sprachverwendung eignen, keinesfalls aber muß jedes Verwenden von Sprache darauf ausgehen, im Hörer etwas auszulösen. Der auslösende Sprachappell ist darauf abgestellt, dem Hörer nicht bloß Verständnis zu vermitteln, sondern durch dieses Verstehen, das ein Apriori alles Sprachverwendens ist, soll der Angeredete zu gewissen Verhaltensweisen gebracht werden. Es ist daher unzulässig, wenn man, um im Sinn eines Darstellungssingularismus die Auslösung auszuschalten, diese mit Vernachlässigung des kennzeichnenden funktionalen Moments in den Wesensbereich überführt. Die Berechtigung dessen, was D e m p e meint, wenn auch nicht glücklich formt, liegt darin, daß über den wechselnden Funktionen das beharrende Wesen der Sprache anzusetzen ist, das in allen empirischen Verwendungen als durchgehende Invariante wirkt. Und diese liegt in dem allen Funktionen Gemeinsamen. Tatsächlich lassen sich alle einzelnen Sprachfunktionen auf einen einheitlichen Nenner bringen — nicht in bezug auf ihre Leistung, sondern hinsichtlich der verwendeten Mittel — und dieser heißt: bedeutungserfülltes, nennendes und darstellendes Zeichen.

Hier ist der Ort, eine terminologische Änderung vorzuschlagen, die Mißverständnisse in den zu betrachtenden Sachverhalten künftig unmöglich machen soll. Wir gebrauchen den Terminus „Darstellung“, um einen Wesenszug im Bereich der „Idee der Sprache“ zu bezeichnen. Damit übernehmen wir aber keineswegs den fragwürdigen D e m p e schen Begriff der Wesensfunktion; denn das, was bisher unter Darstellung verstanden wurde, bleibt auch für uns der Sache nach im Funktionsbereich bestehen, nur scheint uns dort eine andere Bezeichnung unverfänglicher. Wir sprechen lieber von Bericht oder Information. Die Einführung dieser Begriffe ermöglicht es uns, den Terminus Darstellung für die Wesens-sphäre zu verwenden, wo er besser am Platz ist.

Damit haben wir jenes Moment gewonnen, das Sprache allererst ihrem Wesen nach konstituiert, jenes *essentiale constitutum*, das in allen Fällen vorhanden sein muß, wo Sprache im eigentlichen Sinn gegeben ist. Sprachliche Kundgabe ist Äußerung seelischer Zustände mit Hilfe darstellender Zeichen; sprachliche Auslösung ist das Hervorrufen praktischer Reaktionen mit Hilfe solcher Zeichen; auch der Bericht über Sach- und Sinnverhalte erfolgt mit Hilfe des Zeichencharakters der Sprache. Der Begriff Zeichen steht im Mittelpunkt der modernen Sprachpsychologie²⁴). B ü h l e r selbst

hat nur in seinen einigermaßen von Marty beeinflussten Anfängen der Meinung gehuldigt, das Wesen der Sprache liege in der Gesamtheit ihrer Funktionen²⁵). Im Hamburger Kongreßvortrag wird dagegen als zweite Ausgangsthese der Satz formuliert, in der Definition des Begriffs Sprache müsse das Merkmal „Zeichenfunktion“ an entscheidender Stelle vorkommen. Und in der „Sprachtheorie“ steht neben der Funktionenlehre des Organonmodells die durch das Axiom von der Zeichennatur der Sprache angedeutete Wesenslehre. Diesen Fortschritt hat D e m p e nicht bemerkt, und so bleibt seine der sprachtheoretischen Grundlagenproblematik dienende gegenstandsphänomenologische Analyse auch später²⁶) bei den früheren Einwänden. Auch da heißt es wieder von der Appellfunktion, sie sei die notwendige Kehrseite, die verstehende Reaktion der Darstellung in Menschen derselben Sprachgemeinschaft und in ihrer Funktionswirklichkeit abhängig von der empirischen Beschaffenheit der Zeichenbasis. Dieses Zurückgreifen auf die einzelsprachlichen Zeichensysteme ist indes irreführend. Es läßt außer acht die notwendige Scheidung zwischen konkretem Zeichen ertrag und empirischer Appellwirkung einerseits, die sich natürlich auf der Grundlage der Zeichensysteme einzelner Sprachgemeinschaften bewegen müssen und der allgemeinen überempirischen Auslöschungsfunktion, die zweifellos eine kategoriale Sprachleistung ist. Auch Auslösung und Kundgabe sind typische Fälle von Sprachleistungen, die über allen Einzelsprachen stehen und mit verschiedenen Zeichensystemen zu verwirklichen sind. Wenn man sie nicht in jeder Sprechhandlung antrifft, so tut das ihrem kategorialen Charakter keinen Eintrag. Es handelt sich dabei eben um funktionale Kategorien, die auf anderer Ebene liegen als die essentielle Kategorie der Symbolik und Zeichenhaftigkeit, der Darstellung in unserm Sinn.

2. Vorläufige Zusammenfassung

Das Wesen der Sprache besteht darin, daß sie ein Gefüge sinn- und bedeutungsvoller Zeichen ist, die nicht sich selbst meinen (was ja im Begriff des Zeichens liegt), sondern imstande sind, Dinge und Vorgänge der Außenwelt, bzw. deren Spiegelungen im Bewußtsein, ferner Zustände des Innenlebens, denen sie im Lauf der Entwicklung zugeordnet wurden, darzustellen, d. h. in symbolischer Stellvertretung einem auffassenden Bewußtsein zu vermitteln. In bezug auf die Beschaffenheit der Darstellungsmittel ist die Sprache ein Gefüge zeichenhaft verwendeter artikulierter, graphisch fixierbarer Lautgebilde, denen weitgehende Konventionalisierung leichte Erfäß- und Erzeugbarkeit sichert. Ein entscheidender Wesenszug der Sprache liegt in der Objektivierung des Gegebenen oder Erlebten, geistiger Inhalte also, durch darstellende Zeichen, die zufolge einer festgelegten

Sinn-Zuordnung imstande sind, das mit ihnen Gemeinte ohne Mitwirkung außersweltlicher Verständnishilfen vor die Vorstellung oder das denkende Erfassen eines anderen Individuums zu bringen.

Man hat die Sprache dadurch in ihrem Wesen zu bestimmen geglaubt, daß man sie als „symbolische Form“ bezeichnet hat. Indes ist der Begriff *S y m b o l* etwas problematisch geworden, weil neuerdings mit ihm verschiedene Bedeutungen verbunden werden, die eine kritische Auseinandersetzung nötig machen, ehe man ihn verwendet. *S y m b o l* ist Sinn-Bild, Andeuter und Träger eines Sinnes, der nicht mit dem eigentlichen und direkten zusammenfällt. Dafür ist eine alte Formel wieder zu Ehren gekommen: *stat aliquid pro aliquo*. Nach *W u n d t* sind die Worte Symbole der Begriffe. *S y m b o l* bedeutet hier lediglich ein Zeichen irgendwelcher Art, das an den zu denkenden Begriff erinnert, gleichgültig, ob die zwischen ihnen bestehende Verbindung auf einer innern Beziehung beruht oder bloß äußerlich-konventionell ist. Ein engerer Sinn des Symbolbegriffs liegt vor, wenn man von Lautsymbolik spricht und damit ausdrücken will, daß zwischen Zeichen und Bezeichnetem nicht das äußerliche Verhältnis einer bloßen Berührungsassoziation vorliegt, die das Heterogenste verbinden kann, sondern das einer Ähnlichkeitsreproduktion. Hier besteht zwischen Lautgebilde und bezeichnetem Gegenstand ein Ähnlichkeitszusammenhang, insofern als die Qualität der Laute mit den Gefühlstönen des zu Bezeichnenden in einige Übereinstimmung gebracht wird. Beim symbolischen Ausdruck wird ein Inhalt des Gegenstandsbewußtseins benützt, um ein davon Verschiedenes anzudeuten. Wäre der Begriff *S y m b o l* in dieser allgemeinen Bedeutung verblieben, so wäre nichts dagegen einzuwenden, daß man ihn zur Bezeichnung des Wesens der Sprache verwendet. Nun hat er aber eine gewisse Vorbelastung erfahren durch die symbolische Logik (*Logistik*), außerdem ist ihm in der neuesten Sprachtheorie dadurch eine Sonderbedeutung zugewachsen, daß er im Gegensatz zum *s p r a c h l i c h e n* *Z e i g e n* verwendet wird, was die Gegenüberstellung von *Z e i g f e l d* und *S y m b o l f e l d* deutlich macht. Schließlich besteht die Neigung, den Symbolbegriff einer bestimmten Funktion zuzuordnen. Nach dieser Auffassung sind die Sprachzeichen, wenn sie im Dienst der Kundgabe verwendet werden, Symptome, im Dienst der Auslösung Signale, lediglich im Sinn der (funktionsmäßig gefaßten) Darstellung Symbole. Über diese Zuordnung sei vorläufig nur gesagt, daß das Symbolsein sich auf alle Sprachleistungen in gleicher Weise beziehen muß, wenn der Symbolbegriff als Wesenscharakteristikum verstanden werden soll. Die Sprachzeichen erfüllen ihre verschiedenen semantischen Funktionen zufolge des Umstands, daß sie Begriffssymbole, Träger von Bedeutungen sind. Wenn hier von Bedeutungen als einem Wesensmoment der Sprache die Rede ist, so wird dieser Begriff ganz weit gefaßt. Bedeutung ist nicht nur das, was die eine

ποιότης, eine „finita significatio“ enthaltenden kate-gorematischen, auto-semanticen Nennwörter vermitteln, vielmehr sind für uns auch die Asema, die Synsemantika, Morpheme, die Synkate-goreumata, die Zeigwörter und Interjektionen, ja gewisse Betonungsformen Träger eines Sinnes und einer Bedeutung.

Es ist den Sprachzeichen wesentlich, Vorstellungen im Sinn von objektiven Bedeutungen darzustellen, einen Inhalt vor das Gegenstandsbewußtsein zu bringen, ohne daß es für die Wesensbetrachtung in Frage käme, zu welchem Zweck das geschieht. Mit der Sprache läßt sich manches machen, aber nur deshalb, weil sie ein Gefüge darstellender Zeichen ist, die Sinn- und Sachverhalte zu repräsentieren und zu vermitteln vermögen. Das Wort ist ein intentionales Zeichen für seine Bedeutung. Das Sprechen ist zunächst kein Mitteilen, Berichten, Kundgeben usw., sondern ein Darstellen von Sinngebilden mittels artikulierter Lautzeichen. Hätte D e m p e klar zwischen Wesen und Leistung geschieden, so hätte er einsehen müssen, daß eine Funktionstheorie nicht besser wird, wenn man die in ihr niedergelegten Scheidungen verwischt, und daß eine reduzierte Leistungstheorie noch keine einwandfreie Wesensbestimmung ergibt. Durch Vermischung von Wesens- und Leistungsmomenten im Begriff der Darstellung (im frühern Sinn) kommt es dazu, daß das damit bezeichnete Phänomen eine gewisse Auszeichnung vor anderen Leistungen erhält. Bei D e m p e wird also die „Funktion“ der Darstellung dadurch zu etwas Besonderem, daß er sie mit einem aus der Wesenssphäre stammenden Gehalt befrachtet. Ähnliche Schwierigkeiten finden sich auch bei B ü h l e r. In drei Zugeständnissen an die Sprachlogiker stellt er zwar nicht den Primat, wohl aber eine gewisse Vorzugsstellung der Darstellungsleistung wieder her, die er durch den Ansatz dreier selbständiger Funktionen verneint hatte. So sind — im Sinn dieser Zugeständnisse — auch kundgebende und auslösende Sprachleistungen an der Darstellung beteiligt, weil eben die Worte in der Mehrzahl der Fälle etwas nennen.

• Alle diese Schwierigkeiten schwinden, wenn man die Tatsache, daß die Worte zur Darstellung taugliche und für sie bestimmte Zeichen sind, als das vor allen konkreten Leistungen stehende, diese erst ermöglichende Wesen der Sprache auffaßt. Das Gebrauchen von Sprache ist in ontologisch-phänomenologischer Hinsicht ein Aufbauen von Sinnverhalten mit Hilfe von Lautzeichen, ganz abgesehen davon, in welcher Absicht diese Setzungen vorgenommen werden. Das Sprechen im Sinn einer psychophysischen Handlung ist dann ein Kundgeben, Auslösen oder Berichten. Die Sprachfunktionen folgen für die theoretische Betrachtung in einer zweiten Schicht. Innerhalb dieser gibt es mehrere nebengeordnete Fälle, nebengeordnet in dem Sinn, daß sie gleich elementar sind, was aber nicht genetisch verstanden werden darf. In praktisch-statistischer Hinsicht ließe

sich freilich so etwas wie eine Rangordnung einführen, insofern, als nicht alle Funktionen in gleichem Ausmaß in Anspruch genommen werden.

Kündigung und Auslösung führen kein funktionales Berichtsmoment in sich, wohl aber ein essentielles Darstellungsmoment (in unserm Sinne) mit sich, weil sie das Kundgegebene und Auszulösende mit ihren bedeutungsvollen Zeichen nennen. Dempes Bestimmungen werden richtig, sowie man sie gegen gewisse ausdrückliche Formulierungen des Verfassers in die Wesenssphäre rückt, und das zur Gänze. Was er mit seiner „Wesensfunktion“ der Darstellung meint, ist das die Sprache allererst konstituierende Wesen, aber keine Funktion und schon gar nicht „die“ Funktion. Das Symbolisieren und Repräsentieren von Sachverhalten zu Zwecken einer Mitteilung, einer aktuellen oder potentiellen Information wird von uns mit dem Leistungsbegriff „Bericht“ bezeichnet.

Auf weitere Schwierigkeiten des Dempeschen Darstellungsbegriffs macht Winkler in der bereits herangezogenen Abhandlung aufmerksam, wo das von uns Gemeinte mit treffenden Ausführungen bereits angedeutet ist. Da heißt es etwa: Durch ihre Bedeutung werden die Sprachzeichen geeignet, Darstellungszwecken (im früheren Sinn) zu dienen, aber ihr Bedeuten ist noch nicht Darstellen. Die Bedeutung ist auch die Voraussetzung der übrigen Sprachleistungen, als deren letztes Wesen sie sich damit erweist. Die hier vertretene Scheidung²⁷ ist ferner bei N. Ach²⁷) vorbereitet. Er zählt auf, was sich mit der Sprache alles machen läßt und sagt dann: Zu diesen finalen Bestimmungen der Sprache tritt dann ohne unser Wissen noch ein weiterer psychologischer Vorgang in Tätigkeit, die „qualitative gegenständliche Abstraktion“. Gegenüber den wechselnden Zweckbestimmungen der Anwendung der Sprache hebt sich infolge dieses ständig wirkenden abstrahierenden Prozesses ein Tatbestand als bleibend heraus: die Sprache selbst, unabhängig von einer besonderen Zweckbestimmung. Als solche hat sie die Aufgabe einer Objektivierung geistiger Inhalte überhaupt, und das Mittel dazu ist ihr Bedeutungsgehalt.

Alle diese auf eine Trennung des Wesens der Sprache von ihren Leistungen gehenden Formulierungen laufen auf folgendes hinaus: Das Wesen der Sprache liegt darin, daß man es hier mit einem sinnvollen Gefüge darstellender Lautzeichen zu tun hat. Die Worte stellen dar, das heißt sie meinen etwas und tragen eine Bedeutung; sie vermögen dadurch im Hörer einen sinnverleihenden Akt zu erregen, das vom Sprecher Intendierte in ihm lebendig zu machen.

3. Über Zeichen im allgemeinen

Eine Theorie der Zeichen ist für die Sprachpsychologie mehr als eine Vorarbeit. Wenn man diese Wissenschaft bestimmt hat als die Lehre von den seelischen Vorgängen, die beim Senden und Empfangen von Zeichen auftreten, so ist die psychologische Erfassung dieser Vorgänge wesentlich abhängig von der Einsicht in Wesen und Leistung der Zeichen selbst. Wie sehr eine Erlebnis- und Gegenstandspsychologie des Zeichens in den

Mittelpunkt sprachpsychologischer Forschung hineinführt, mag der Umstand zeigen, daß eine Erörterung des Zeichenbegriffs sofort weiterleitet zu den Problemen des Sprachursprungs, der sprachlichen Urschöpfung (des Sinnvollwerdens von zunächst Sinnlosem), des Verhältnisses von Zeichen und Bezeichnetem usw. Zur Theorie und Psychologie des Zeichens hat R. G ä t s c h e n b e r g e r²⁸⁾ brauchbare Beiträge geliefert.

Seiner Struktur nach besteht jedes Zeichen aus zwei Fundamenten: dem Zeichenkörper, dem sinnlich wahrnehmbaren Zeichenmaterial und seinem Sinn, der Bedeutung. Im Fall der Sprache erscheint dieser Dualismus als die Zweiheit von Lautkörper und Wortbedeutung. Unwesentlich ist es, welcher Art von Sinnlichkeit sich die Zeichengebung bedient. Sprachliches kann vermittelt werden durch akustische, optische und taktile Eindrücke (Blindenschrift, Tastalphabet der Taubstummlinden). Durch welche Umstände wird nun eine Lautfolge, eine Reihe von Tönen usw. zu einem sinnvollen Bedeutungsträger? Zuzufolge der Herstellung einer Beziehung, einer konstanten und fixierten Zuordnung zwischen einem sinnlich Wahrnehmbaren und einem als solchen nicht sinnlich perzipierbaren Inhalt des Gegenstandsbewußtseins. Die Grundlage dieser Beziehung kann ein sachlicher, naturgegebener Zusammenhang, etwa ein reales Abhängigkeits- und Kausalverhältnis sein. Oder es stehen die beiden Wesensmomente sachlich beziehungslos nebeneinander: dann beruht die Sinnbeziehung auf absichtlicher Festsetzung und willkürlicher Zuordnung. Im ersten Fall sprechen wir von natürlichen Zeichen oder Anzeichen: so zeigt ein Blitz an, daß bald ein Donner zu hören sein wird; Rauch zeigt Feuer an. Im zweiten Fall liegen künstliche, konventionelle Ordnungszeichen vor. Hieher gehören Signale aller Art, alle graphischen Zeichen, sofern sie nicht Abbildung sind. Unsere Verkehrszeichen liefern Beispiele für beide Fälle. Die kleine Lokomotive, deren Abbild einen ungesicherten Bahnübergang anzeigt, ist ein natürliches Zeichen, der waagerechte Strich, der vom Autolenker ein bestimmtes Verhalten fordert, ist ein konventionelles, weil hier jeder Ähnlichkeitszusammenhang fehlt. Die Funktionen der Zeichen lassen sich gleichfalls auf wenige Typen bringen. Ein Pfeil oder eine Zeigehand belehren den Suchenden, daß ein bestimmter Ort in der gewiesenen Richtung liegt; eine Aufforderung, diesen Ort aufzusuchen, wird nicht ausgesprochen. Zeichen solcher Art haben lediglich mitteilende Funktion. Andere Zeichen dagegen appellieren. Rotes Licht verlangt vom Lokomotivführer, er möge seinen Zug anhalten; über das Warum wird er nicht oder nur in vagster Allgemeinheit informiert. Der Normalfall liegt in der Verbindung beider Funktionen. Das alpine Notsignal teilt mit, daß Touristen in Bergnot geraten sind, zugleich bittet es dringend um Hilfe. Bei manchen Informationen wird der Appell stillschweigend mitgedacht. Wenn der

Autolenker darüber belehrt wird, daß sich wenige Meter vor ihm ein ungesicherter Bahnübergang auftut, so wird zugleich von ihm erwartet, daß er daraus die Konsequenzen zieht. Andere Zeichen haben neben ihrer Darstellungs- auch eine Kundgabefunktion. Fröhliches Hutschwenken kann einem bänglich Harrenden von der frohen Stimmung des Ankommenden Kunde geben, womit dann vielleicht auch die Information über den guten Ausgang einer bestimmten Angelegenheit verbunden ist. Das führt neuerdings auf die Unterscheidung von echten (gesetzten) Zeichen und bloßen Anzeichen (Symptomen), die nicht auf Verständigung abgestellt sind, gleichwohl aber resonanzmäßig verstanden werden auf Grund sympathischer Einfühlung, weil wir dergleichen mimisch-kinetognomische Verhaltensweisen aus uns selbst kennen (Isomorphie zwischen Eigen- und Fremdich) oder zufolge der Berührungsassoziation, die eine Folge der Anzeichenkonstanz ist (bestimmte Anzeichen erscheinen regelmäßig in den nämlichen Zusammenhängen oder als Folge gleichbleibender Voraussetzungen und vermögen dergestalt indizienmäßig gedeutet zu werden). Wenn jemand bedrückt aussieht, so gibt er anderen von seiner traurigen Stimmung Kunde, auch wenn es ihm gar nicht befiel, jemanden davon zu verständigen. Wer indes sein Gesicht zu einem vergnügten Ausdruck verzieht, damit ein anderer seine frohe Stimmung erfahre, der hat nicht bloß unabsichtlich ein kausal-reflektorisches Anzeichen produziert, sondern ein auf Sinnvermittlung abgestelltes echtes Zeichen gesetzt. Über unser Wissen um Fremdseelisches, das für das Verständnis von Ausdruckssymptomen und mimischen Anzeichen die Voraussetzungen liefert, hat Petermann²⁹) in seiner existentialpsychologischen Theorie von der Umgangsfundiertheit unseres Fremdichbewußtseins Wichtiges beigebracht. Er sucht den genetisch-apperzeptiven Ort, von dem aus in der Entfaltung des gehalterfüllten Lebensganzen der Sachverhalt des Fremdich seine Einordnung erfahren kann. Unser Wissen um Fremdwesen konstituiert sich auf Grund ihres Einbezogenseins in Umgangsbeziehungen. Die Gesamtorientiertheiten haltungsmäßiger Art, die dabei entscheidend mitwirken, sind ein wesenhafter Letztbestand unserer Daseinswirklichkeit. Man versteht dergestalt die Ausdrucksgebärden eines Menschen von anderer Sprachzugehörigkeit oft weitgehend auf Grund elementarer Analogien zu jenen grundlegenden Erlebnissen eines symbiotischen Kontakts. Wo es sich dagegen um Ordnungszeichen und schwierige konventionelle Zeichensysteme handelt, da versagt dieser und das darin beschlossene unmittelbare Wissen. Die Sprache dieses Menschen verstehen wir daher nur, wenn wir die für sie maßgebenden Zuordnungen und Anordnungsgesetze kennen.

Unter den Begriff des Zeichens fällt vieles und verschiedenes. Von dem Grenzfall des einfachen Geräusches, das gar nichts mitzuteilen und darzustellen vermag, das nur produziert wird, um die Aufmerksamkeit des

ändern zu erregen und ihn auf die Situation zu verweisen, bis zu den vielbesagenden Gebärden — etwa der beschwörenden Geste, mit der wir den Finger auf den Mund legen, um jemanden zum Stillschweigen zu veranlassen — erstreckt sich der Bereich der Zeichengebung. Alle diese verschiedenen Vornahmen, die hier nicht durchgesprochen werden sollen, sind durch einen identischen Wesenskern zusammengehalten. In allen Fällen sind Zeichen intersubjektive Vermittler, mediale Gebilde im Gemeinschaftsverkehr. Während bei natürlichen Zeichen die Zuordnung sachbedingt ist, also nicht ohneweiters geändert werden kann, ist es bei konventionellen Zeichen gleichgültig, welchem Moment an dem komplexen Gerät oder Vorgang der gemeinte Sinn zugeordnet wird. So kann denn auch der nämliche Sachverhalt durch verschiedene Zeichen angedeutet werden. Hierher gehört jene Grundtatsache der Sematologie, die man *Beliebigkeit des Zeichens* genannt hat. Darauf sei nur eben hingewiesen, desgleichen auf den *Ersparungswert* aller Symbolik. Höchst komplexe, abstrakte und schwierig zu vergegenwärtigende Sachverhalte vermögen durch ein leicht zu setzendes Zeichen angedeutet zu werden.

In den Mittelpunkt einer Wesenslehre der Zeichen führt dagegen jene auch für die Sprachpsychologie überaus wichtige Erscheinung, die Bühler³⁰⁾ im Anschluß an phonologische Erkenntnisse N. Trubetzkoy's³¹⁾ klar herausgestellt und als „*abstraktive Relevanz*“ bezeichnet hat. Wenn ein Konkretum als Zeichen verwendet wird, so sind es immer nur einige Momente an ihm, an denen die Bedeutung hängt, kraft deren es als Zeichen fungiert. Das zeichenhaft verwendete Sinnending geht nicht mit der Gesamtheit seiner konkreten Eigenschaften in die semantische Funktion ein, vielmehr wird nur dies oder jenes abstrakte Moment für den Zeichenberuf relevant. Bei dem Bahn-Frei-Signal der Wiener Feuerwehr — einer auf Signalhörnern angegebenen Quart — kommt es lediglich auf das Intervall als solches an, nicht auf Klangfarbe, Reinheit und Schönheit der einzelnen Töne. Diese Tatsache, daß an dem Lautgebilde nicht alles gleicherweise, sondern nur ein bestimmter Zug zeichenmäßig wichtig ist, gilt auch für die Sprachzeichen. Nicht allen phonetischen Abschattungen eignet Signalwert und bedeutungsmäßige Relevanz. Auch hier gibt es Laute, auf die es bedeutungsmäßig ankommt (die Phoneme) und solche, die von Umgebungseinflüssen satzphonetischer Art, assimilatorischen Tendenzen usw. umgeformt werden können, weil sie bedeutungsmäßig irrelevant sind.

Man denke etwa an das Sandhi im Sanskrit und den vokalharmonischen Lautwechsel der Suffixe im Ungarischen, die in ihrer Erscheinungsform im konkreten Wort durch ästhetische Gesetze bestimmt sind: *atya-nak* (= dem Vater), aber *ember-nek*-(= dem Manne); ebenso kann die nämliche Postposition, unbeschadet ihrer Bedeutung, je nach dem Hauptvokal der vorhergehenden Silben als *-ban* oder *-ben* erscheinen. In anderen finnisch-ugrischen Sprachen kann das Pluralsuffix *-ar*, *-är*, *-ör* lauten. Im Deutschen können wir bei dem Spiranten *χ*, der

graphisch durch *ch* wiedergegeben wird, zwei Hauptnuancen unterscheiden: den Ichlaut und den Achlaut. Sie sind in ihrem Vorkommen abhängig von der Beschaffenheit des vorangehenden Lautes, irgendeine diakritische Relevanz haben sie nicht. Wenn die Schweizer und Tiroler alle Ichlaute als Achlaute sprechen, so werden sie dadurch nicht unverständlich. Auch die *S*-Qualitäten sind im Deutschen signalmäßig nicht wichtig. Ob die anlautenden *S* stimmhaft, stimmlos oder gar gelispelt ausgesprochen werden, ist für die Nennfunktion der betreffenden Worte gleichgültig. Wenn ein Deutscher daher mit dem Fehler des Lispelns behaftet ist, so ist das für die bare Verständigung kein Unglück. Für einen Engländer fiele der nämliche Sprachfehler ungleich schwerer ins Gewicht, denn hier gibt es neben dem stimmhaften und stimmlosen *S*-Laut die Spirans *b* (*th*) als Phonem, und es macht einen wesentlichen Bedeutungsunterschied aus, ob man *sick* oder *thick* spricht.

Ein und dasselbe Wort wird von mehreren Angehörigen derselben Sprachgemeinschaft mit gewissen Verschiedenheiten ausgesprochen, aus denen man die örtliche Herkunft und den gesellschaftlichen Rang der Sprecher, ihre augenblickliche Stimmungslage und noch anderes zu erkennen vermag. Für die Nennfunktion des betreffenden Wortes aber sind diese Sprechklangdifferenzen unwichtig, sobald die durch die Spielraumbreite der Artikulation zugelassenen Variationen das Charakteristische des Lautmals nicht aufheben.

4. Die Besonderheit der Sprachzeichen

Durch die Einordnung der Sprache in den Oberbegriff „Zeichen“ ist zweifellos vieles über das Wesen der sprachlichen Ausdrucksmittel ausgesagt, aber lange noch nicht alles. Denn die Sprache ist ein Zeichensystem besonderer Art, dem man nicht gerecht wird, wenn man es mit anderen Zeichengefügen wie militärischen Signalen auf eine Stufe stellt, ohne es anders als bloß gradmässig davon abzuheben. Die Sprache ist das vollkommenste und vielseitigste Zeichensystem, das zufolge seiner Struktur Leistungen vollbringt, wie sie keinem andern Zeichensystem erreichbar sind. Diese Besonderheit der Sprachzeichen gilt es nun herauszuarbeiten. Dabei handelt es sich keineswegs bloß um die zunächst sprachlogisch wichtige Aufgabe, zum genus proximum „Zeichen“ die differentia specifica darzulegen, die dann das eigentliche Wesen der Sprache ausmachen soll, vielmehr sind bereits hier wichtige sprachpsychologische Einsichten zu gewinnen. Wir sagten schon, nicht jede Gegebenheit sei gleicherweise als Zeichen tauglich. Zum Wesen des Zeichens gehört es nicht nur, daß es einer gleichbleibenden Bedeutung fest zugeordnet ist, sondern auch, daß sich die Zeichenkörper zu beliebiger Wiederholung eignen. Sie müssen daher von anderen Zeichen deutlich abgehoben und in den für die Zeichengebung wichtigen Merkmalen stets in gleicher Weise neu erzeugbar sein. Die artikulierten Lautgebilde, mit denen es die Sprache zu tun hat, sind

in dieser Beziehung besonders „handlich“ und leicht verwendbar. Sie sind es auch in dem Sinn, daß sie nicht wie die optischen Zeichen zum großen Teil an Tageslicht oder Beleuchtung gebunden sind, daß sie keiner Geräte und komplizierten Manipulationen bedürfen und die Gliedmaßen für andere Tätigkeiten freilassen. Obwohl diese Vorzüge der artikulierten Lautgebilde nicht ohne Rückwirkung auf die Entwicklung der Sprache zum vielseitigsten und meistverwendeten Zeichengefüge waren, kann man sie doch nur als vergleichsweise äußerlich bewerten. Die höhere Leistungsfähigkeit der Sprache wird vor allem durch innere Vorzüge bewirkt, die in ihrer Struktur begründet sind, wie etwa die größere Beweglichkeit, die leichtere produktive Komponierbarkeit, die Zerlegbarkeit ihrer Elemente. Damit sind folgende Sondervorzüge verbunden.

1. Die Sprachzeichen vereinigen in sich die Leistungen des Zeigens (Hinweisens) und Nennens (Symbolisierens) in einem Ausmaß, das anderen Systemen unzugänglich ist.
2. Die Sprache vermag die Verständnishilfen der Situation weitgehend in Anspruch zu nehmen, ohne doch von diesen „empraktischen“ Stützen des Verständnisses abhängig zu sein: ihr sind vielmehr „situationsentbundene“ Darstellungen möglich.
3. Die Sprache kombiniert in fruchtbarer Weise Zeichen und Anordnungswerte; sie ist ein leistungsfähiges „Zweiklassensystem“ von lexikalischen und syntaktischen Faktoren.
4. Sie arbeitet nicht mit „globaler“, sondern mit gegliederter Symbolik. Nicht fertige Verständigungseinheiten, sondern produktive Kombinationen von Elementen sind für sie kennzeichnend.

Der einfachste Fall der Zeichengebung liegt im zeigenden Zeichen vor. Im weglosen Urwald vermögen einige geknickte Zweige dem Wanderer über die einzuschlagende Richtung Bescheid zu sagen. Einfaches Zeigen liegt auch beim Autowinker vor, der angibt, ob der Fahrer nach rechts oder links einbiegen will. Neben das Zeigzeichen tritt die (appellierende) Information durch nennende Zeichen³²). Gewisse Verkehrszeichen gehören hieher. Bei den militärischen Signalen handelt es sich im Prinzip um ähnliches. Aus einer begrenzten Zahl von Reaktionsformen, die für das soldatische Tun in Frage kommen, wird eine bestimmte durch das ihr übereinkunftsmäßig zugeordnete Horn- oder Winkzeichen ausgelöst. Noch weiter in bezug auf Mitteilungsinhalt und Differenzierung der geforderten Reaktionen gelangen die telegraphischen Code-Systeme der kaufmännischen Sprache und des Hotelwesens, wo mit Hilfe eines einzigen Lautgebildes komplizierte Sachverhalte gefordert werden können. Erstaunlich vielseitig und sinnreich differenziert sind ferner die internationalen Seezeichen. Auch hier sind sehr komplizierte Sachverhalte mitteilbar, aber immer nur solche, die vorher durch Vereinbarung (*φέσει*) im Code festgelegt und mit konventionellen Zeichen ausgestattet worden waren.

Und eben dies bildet einen Hauptunterschied zwischen der Sprache und den übrigen Zeichensystemen. Seezeichen, militärische Signale, Verkehrszeichen sind starre, schematische und unproduktive Systeme. Ihre Zeichen sind nicht abwandlungsfähig und nicht kombinierbar; sie müssen als solche verwendet werden und dulden keine schöpferische Neuerung, um etwa einer Situation gerecht zu werden, die bei Vereinbarung des Signalschlüssels noch nicht vorauszusehen war. Wollte ein Bataillonsführer, um zum Ausdruck zu bringen, daß nur die Hälfte der Truppe stürmen, die andere als Reserve zurückbleiben solle, nur die Hälfte des Sturmsignals blasen lassen, so würde er damit kein Verständnis finden, sondern lediglich Verwirrung stiften. Das Zeichen kann nur als Ganzes, unverändert und unabgewandelt in Wirksamkeit treten. Die Worte dagegen können als wandlungsfähiges Aufbaumaterial zu verschiedensten Verständigungen nicht festgelegter Art verwendet werden. Obwohl auch sie konventionelle Zeichen sind, deren Bedeutungen in einer ersten Schicht codemäßig-lexikalisch festgelegt sind, vermögen sie doch mannigfach kombiniert, abgewandelt und differenziert zu werden. Es gibt hier Neubildungen, Neuzusammensetzungen, fruchtbare Uneigentlichverwendungen bestimmter Worte, die bis dahin in diesem Sinn noch nicht gebraucht worden waren — alles Umstände, die mit der Sprache so gut wie jede Verständigung möglich machen. Wenn man von sprachlichem Schöpfertum spricht — das kein Vorrecht der Dichter ist — so meint man damit nicht nur das Neubilden von Worten, sondern jede ausweitende und anpassende Neugestaltung des Darstellungsmaterials an konkrete Bezeichnungsaufgaben. Daß derlei überhaupt möglich ist, diene als Beweis dafür, daß die Sprache kein starres, sondern ein elastisches, kein schematisches, sondern ein unerschöpflicher Kombinationsmöglichkeiten fähiges produktives Darstellungssystem ist. Eine bestimmte Flaggenkombination erfüllt die Leistung eines Satzes, sie ist einem Sachverhalt zugeordnet und bedeutet ihn. Die einzelnen Flaggen jedoch, aus denen das komplexe Signal besteht, bedeuten für sich nichts. Die Sprache dagegen baut ihre Verständigungseinheiten mit Elementen auf, die schon für sich sinnvoll sind, nicht bloß als unselbständige Diakritika wirken. Sind die Sätze Tatbeständen zugeordnet, so bezeichnen die Worte Dinge und Verhältnisse an diesen Tatbeständen. Es können aber auch schon im Bereich der Lautmale verständnisstützende Beziehungen zwischen Lautmaterial und bezeichnetem Gegenstand bestehen: so bezeichnet *knittern* ein zwar in manchem Zug verwandtes, im Ganzen aber doch verschiedenes, feineres, minder lautes Geräusch als *knattern*. Seit jeher wurden zwischen Laut und Bedeutung Sinnbeziehungen gesucht und gefunden; in der Gegenwart wird diese „Lautdeutungslehre“ scharfhörig und feinsinnig vertreten von E. Fenz³³). Im Bereich der Signale ist also nur bestimmten komplexen Sachverhalten das jeweilige

Zeichen zugeordnet, nicht schon einzelnen kleinsten Aufbaumomenten wie in der Sprache. Die außersprachlichen Zeichensysteme stehen damit im Vergleich zur ausgebildeten Sprache auf primitiverer Entwicklungshöhe. Die unentwickelte oder im Affekt atavistisch auf früheste Entwicklungsverhältnisse zurückgeworfene Sprache ordnet gleichfalls höchst komplexen Sachverhalten ein einheitliches, unzerlegbares Lautgebilde zu. Belege dafür sind die Urwörter, wie sie sich Jespersen³⁴⁾ vorstellt, die kindlichen Einwortsätze, ferner Affektatavismen wie *Feuer!*, *Hilfe!* Die entwickelte Sprache ist zu einem leistungsfähigeren Verfahren gelangt. Bühler³⁵⁾ sagt in bezug darauf, die Sprache arbeite nicht mit globaler Signalgebung, sondern mit gegliederter Symbolik.

Wenn jemand in einer Alltagssituation den Satz äußert *Ich komme in einer Stunde zurück*, so hat er damit einerseits ein bestimmtes Tun nennend ausgesagt, außerdem zwei wichtige Hinweise vollbracht. Er hat auf sich als den Vollbringer hingewiesen, zugleich dieses Tun in das zeitliche Kontinuum des Weltgeschehens eingeordnet. Julius Caesar hat mit seinem lakonischen Bericht *veni, vidi, vici* unter gleichbleibendem Hinweis auf seine Person drei verschiedene Aussagen (Nennungen) vollzogen. Sagt dagegen ein Liebeslyriker von sich und seiner Geliebten im Zusammenhang eines Gedichtes *ich küsse, du küßt*, so hat er beidemale die gleiche Tätigkeit bezeichnet, aber auf verschiedene Vollbringer gezeigt. Die Tatsache, daß es in jeder Sprache neben dem Symbolfeld ein Zeigfeld gibt und Wörter, die dort feldfähig sind, hat Bühler³⁶⁾ in dem kleinen Aufsatz über das Strukturmodell der Sprache neuerdings betont. Die Sprache ist ein Orientierungsgerät im Gemeinschaftsleben auch dort, wo der eine den andern hinführt zu Wahrnehmungen und seine Sinne lenkt, damit er sieht und hört, was da ist und vorfällt. Der Vorzug der Sprache vor anderen Zeichensystemen liegt darin, daß sie durch nennendes Symbolisieren den gesamten Vorstellungs- und Gedankenbesitz, den Erfahrungs- und Wissensvorrat des Hörers in Anspruch nehmen kann und weiterhin durch sprachliches Zeigen die Mithilfe der umgebenden Wahrnehmungs- oder einer vorgestellten Situation (Deixis am Phantasma) für ihre Verständigungszwecke auszuwerten vermag. Auf die Kombination dieser Möglichkeiten kommt es an.

Und noch eine zweite Kombination ist an der Leistungsfähigkeit der Sprache wesentlich beteiligt. Ein und dasselbe Zeichen kann je nach seiner Stellung im Satzzusammenhang, im „synsemantischen Umfeld“ verschiedenes besagen. Die Sätze *Die Mutter schlägt die Tochter* und *Die Tochter schlägt die Mutter* bezeichnen verschiedene Sachverhalte, obwohl sich am Zeichenbestand als solchem nichts geändert hat. Die Sprache verwendet eben nicht nur wie ein Einklassensystem isolierte Zeichen, sondern sie kombiniert als Zweiklassensystem Zeichen und Anordnungswerte. Wo die

rote oder grüne Signallaterne hängt, ist dem Lokomotivführer unwichtig, ihm kommt es nur auf die Farbe an. In einer Sprachfügung ist indes nicht nur das lexikalische Zeichen für sich, sondern auch seine Einordnung in den syntaktischen Zusammenhang der übrigen Zeichen aussage-mäßig bedeutsam. Welche Leistungen mit diesen Feld- und Anordnungs-werten zu vollbringen sind, kann man sich am Beispiel der Zahlen deutlich machen. Mit zehn Ziffern kann man alle Zahlen der Welt bezeichnen, weil uns im dekadischen Zahlensystem eine konventionell fest-gelegte Syntax, der Stellenwert, zur Verfügung steht. Um die dadurch bewirkte Leistungssteigerung unseres Zahlensystems — des persischen, das herkömmlich, aber falsch das arabische genannt wird⁸⁷⁾ — recht ein-zusehen, vergleiche man es mit dem römischen, das den Stellenwert nicht kennt und daher als Einklassensystem anzusprechen ist. Den bündigsten Beweis sehe ich dafür in der Tatsache, daß nur in lateinischen Texten Chronogramme möglich sind; zufolge ihrer Stellenwertlosigkeit, d. h. ihrer in allen Fällen feststehenden Bedeutung, vertragen es die römischen durch Buchstaben repräsentierten Zahlzeichen, beliebig durcheinandergewürfelt zu werden. Wenn wir hier die Sprache mit dem Zahlensystem vergleichen, so geschieht das nur, um das tertium comparationis, den Stellen- und An-ordnungswert, deutlich zu machen. Ansonsten sind wir durchaus der An-sicht, daß sich sprachliche und mathematische Zeichen in wesentlichen Zügen unterscheiden. Das Sprechen ist kein Rechnen mit Worten. Eine Zahl oder ein mathematisches Symbol kann durch ein Minuszeichen eine wohldefinierte Sinnwandlung erfahren, die bei Worten (etwa durch ein vorgesetztes *un-*) nicht mit gleicher Exaktheit zu erzielen ist.

Die eben genannte Vorsilbe vermag darzutun, daß die Sprachzeichen ihre Bedeutungsfestlegung nicht immer in der ersten (lexikalischen) Schicht finden, sondern oft der Vereindeutigung durch den Sinnzusammenhang bedürfen. Die Vorsilbe *un-* hat in der Hauptsache die Bedeutung von „nicht“ oder „kein“, vor ein bestimmtes Wort gesetzt, wandelt sie dieses in den kontradiktorischen Gegen-satz des Simplex. Daneben aber hat sie auch noch eine völlig entgegengesetzte Funktion, sie verneint nicht nur, sondern bejaht auch in steigerndem Sinn: *Unmensch* (kein Mensch) — *Untier* (Wesen von gewaltig erhöhter Bestialität), *Unbarmherzigkeit* (Mangel dieser Eigenschaft) — *Unsumme* (sehr große Summe). Ch. B. Fl a g s t a d⁸⁸⁾ weist darauf hin, daß Worte nicht mit mathematischen Formeln verglichen werden dürfen, weil sie nicht nach festen äußerlichen Regeln verbunden werden, sondern nach wechselnden Bewußtseinszuständen auftauchen und sich verknüpfen.

Die Leistungsfähigkeit der Syntax steigert sich noch in bezug auf Ge-nauigkeit und Ökonomie der Darstellung, wenn sie mit morpholo-gisch-flexivischen Mitteln in Wirkungsgemeinschaft tritt. Indes genügt die Syntax auch im Fall des stammesisolierenden Chinesischen, um der Vorteile des Zweiklassensystems teilhaft zu werden. Das nämliche

Wort von der ersten Stelle an eine spätere gerückt, deutet an, daß die damit bezeichnete Person nicht als Ausübender, sondern als Betroffener einer Tätigkeit in Betracht kommt. So lautet etwa — das Beispiel stammt von Finck³⁹⁾ — der Satz „Ich fürchte ihn nicht“ *wō· o pū p' ā t' ā*. Rückt man das indeklinable Pronomen an die Objektstelle, so heißt der Satz nunmehr „Er fürchtet mich nicht“. Zeigt dieses Beispiel, welche Fülle von sinnträchtigen Änderungen die einfache Umstellung eines Zeichens bewirken kann, so erfahren wir an dem Formensystem der flektierenden Sprachen ein gleiches in bezug auf Änderungen am Wort selbst. Ein kleiner Zusatz zu einem Wortkörper zeigt an, daß die darin ausgesagte Tätigkeit nicht ausgeübt, sondern erlitten wird (*amat — amatur*); eine zwischen Stamm und Endung geschaltete Silbe macht deutlich, daß sich die genannte Tätigkeit in der Vergangenheit abgespielt hat oder in der Zukunft abspielen wird (*amavit — amabit*). Ähnlich deuten die Kasuszeichen an, ob eine Person als Besitzer oder als Empfänger in Betracht kommt. Diese Abwandlungen der Zeichenelemente sind in dieser leistungsfähigen Art ein Vorrecht des Zeichensystems Sprache. Natürlich muß, damit Verständigung erzielt wird, beim Empfänger dieser Botschaft ein codemäßiges Wissen vorhanden sein um die Zeichen als solche (Lautmale, Worte), ihre Abwandlung und Anordnung, aber — und dies ist nun wiederum eine Folge des genialen Strukturmodells der Sprache — dieses Wissen vermag in einer sonst nicht wieder anzutreffenden Ökonomie fruchtbar gemacht zu werden. Mit einem Mindestaufgebot von Zeichen und Anordnungswerten einer Sprache kann eine jedem anderen Zeichengefüge verschlossene Fülle von Verständigungen erzielt werden. Wer hundert Seezeichen beherrscht, vermag sich damit über hundert Sachverhalte zu verständigen; wer aber tausend Worte einer Sprache, dazu ein geringes Maß an grammatischen Fügungsregeln kennt, ist imstande, sich nicht über tausend, sondern unendlich viele Sachverhalte zu verständigen. In bezug auf das Verhältnis zwischen Lautmaterial und Wortbestand zeigt sich das nämliche sinnvolle Ökonomieprinzip. Das Deutsche baut seinen großen Wortschatz mit noch nicht fünfzig diakritischen Lautmalen auf, zu deren verkehrorthographischer Bewältigung dreißig Schriftzeichen genügen. Die chinesischen Dialekte verfügen über 500—900 monosyllabische Lautkombinationen, die durch mannigfache Akzentuierung, Anordnungswerte und neuerdings auch durch Zusammenfassung zu zweisilbigen Verständigungseinheiten allen Forderungen einer gebildeten Beredsamkeit und eines anspruchsvollen Schrifttums zu genügen vermögen.

Auf welche Weise bestimmte Hervorbringungen und Vornahmen einen Sinn erhalten und damit zu Zeichen werden, ferner wie Zeichen verständlich werden, das soll hier nur kurze Erörterung finden, da von diesen Dingen später ohnehin noch eingehend die Rede sein muß. Der Normalfall

dessen, wie ein unbekanntes Sprachzeichen uns verständlich wird, ist der, daß wir durch das Wörterbuch oder das Befragen eines besser Bescheid Wissenden die Zuordnung dieses Lautgebildes zu dem damit Gemeinten erfahren. Diese Zuordnung ist ein ideelles Verhältnis, das nicht aus sachlichen Ähnlichkeitszusammenhängen abgeleitet werden kann, das auch nicht auf ein durch Einfühlung erschließbares Kausalverhältnis — dargestellt werden reine Ausdrucks-laute verständlich — zurückgeführt zu werden vermag. Das Senden und Empfangen von Sprachzeichen setzt ein Wissen um die ideelle Zuordnungsrelation voraus, durch die ein Wort mit seiner Bedeutung verbunden ist. Dieses Wissen muß irgendwie erworben werden, den Worten einer unbekannteten Sprache kann man es nicht entnehmen, wenn nicht bestimmte Verständnishilfen wie hinweisende oder nachahmende Gebärden, eindeutige Situationseinbettung usw. ins Spiel treten. Etwas anders liegt die Sache in den Ausnahmefällen, wo zwischen Lautgestalt und Wortbedeutung ein sachlicher, auf Ähnlichkeit gegründeter Zusammenhang vorliegt, die ideale Zuordnung also realiter gestützt erscheint. Das führt uns auf ein bereits kurz gestreiftes Problem. Der Gegensatz von natürlichen und konventionellen Zeichen spielt auch in der Strukturtheorie der Sprache eine Rolle, obgleich jene in ihr nur als Grenzfälle und Randerscheinungen gelten können. Immerhin sind sie vorhanden, und dort, wo sie erscheinen, vermögen sie u. U. das Verständnis zu erleichtern, eben weil hier mit dem bezeichneten Gegenstand ein Ähnlichkeitszusammenhang gegeben ist. Die rein symbolischen nichtonomatopoeischen Zeichen sind „beliebig“ im Sinn de Saussures. Zweifellos könnte man die reale Gegebenheit *Berg* mit dem Wort für die gegensätzliche geomorphologische Tatsache *Tal* bezeichnen, wenn man sich darüber einigte. Die meteorologische Tatsache *Regen* wäre ohneweiters durch das Lautgebilde *Schnee* zu ersetzen. Fraglich ist indes, ob das Wort *Donner* in gleicher Weise vertauschbar ist. Statt *er sagt* könnte man doch wohl die Wendung *er weint* gebrauchen, aber die ungleich fester an die dadurch bezeichneten Sachverhalte gebundenen Ausdrücke *murmeln*, *brummen*, *schlürfen*, *summen*, *wispeln*, *flüstern* sicherlich nicht. Die nämliche Einsicht gewinnen wir, wenn wir die verschiedenen Bezeichnungen für *Pferd* mit den in mehreren Sprachen übereinstimmenden Namen für den *Kuckuck* (*coucou*, *cuckoo*, *cùculo*) vergleichen. Es gibt also neben den konventionellen Zeichen, die in jeder Sprache den überwiegenden Hauptteil ausmachen, einen Restbestand von Lautzeichen, die sich den natürlichen annähern, wenn sie auch niemals völlig zu ihnen übergehen. Hieher gehören die *Onomatopoeica* (Schallwörter), die *Lautmetaphern* (Bildwörter) und die *lautsymbolischen* Bezeichnungen. Eine schroffe Grenze zwischen beiden Gruppen besteht jedenfalls nicht. Wörter, die ursprünglich onomatopoeisch waren, haben im Lauf der Entwicklung ihren

Schallwortcharakter verloren, während ursprünglich nicht onomatopoeische Wörter später einen solchen erhalten haben, durch Hinein- und Zurechthören. So wird franz. *rouler*, engl. *roll*, dän. *rulle*, deutsch *rollen* allgemein als treffende Umsetzung des Rollgeräusches empfunden, aber ursprünglich liegt hier keinerlei Schallnachahmung vor: es kommt von latein. *rota* + Verkleinerungssilben *ula*. Das Zurechthören hat weiten Spielraum, da jede Sprache die Naturgeräusche in den Bereich menschlicher Lautartikulationen und weiter in den ihres konventionellen Phonemsystems umsetzen muß, was nicht ohne Gewaltamkeit abgeht, weshalb auch die Onomatopoeica niemals treue akustische Wiedergaben, sondern oft recht uneigentliche Stilisierungen sind. Bei konventionellen Onomatopoeicis wird der Nachahmungscharakter meist überschätzt, wie wir dies auch mit der „Natürlichkeit“ gewisser Gebärden tun, weil die Assoziationen zwischen Zeichen und Bezeichnetem allmählich sehr fest geworden sind. So sind auch die „natürlichen“ Lautgebilde weitgehend auf Zeichenkonventionen angewiesen und das in doppeltem Sinn. Da der Nachahmungscharakter in der Regel schwach und an sich wenig überzeugend ist, wirkt er erst dann richtig, wenn er durch ein Wissen um die vorhandene Nachahmungsabsicht gestützt wird. Ist dieses Wissen aber einmal da, dann werden auch die wenig geglückten Imitationen bereitwillig als Onomatopoeica erlebt, ja — bei vermeintlichem Wissen — auch Wörter ohne ursprünglichen Imitationscharakter. Was ferner bestimmten Worten ihr Schallwortgepräge verleiht, ist oft weniger die Ähnlichkeit mit einem Naturgeräusch als die etymologische Stützung durch ein Wort, in welchem die in Frage kommende Bedeutung eine entscheidende Rolle spielt. Seit jeher wird bei Homer die Stelle *ἐκλαγξαν δ' ἄρ' οἰστοὶ ἐπ' ὄμων χωρομένοιο* als Muster trefflicher Lautmalerei gepriesen. Ich glaube indes, daß der onomatopoeische Charakter hier weniger auf faktischer Lautähnlichkeit als auf einem nur leise angeregten Hineinhören beruht. Was da wirkt, ist nicht die Ähnlichkeit mit einem Naturgeräusch, sondern lediglich die Erinnerung an den etymologischen Zusammenhang mit dem deutschen Wort *Klang*, das zwar selbst nicht als Onomatopoeicon aufgefaßt wird, in diesem Fall aber seine Bedeutung unterstützend herleiht. Daneben ist die gegenteilige Beobachtung zu machen, daß bei mangelndem Wissen um onomatopoeische Tendenzen zweifellose Onomatopoeica nicht als solche erlebt werden; der vorhandene Ähnlichkeitsbezug bleibt hier unbemerkt. Ist im ersten Fall die Konvention Natur, so ist hier die Natur Konvention geworden.

Die moderne Sprachtheorie warnt vor der Überschätzung der Onomatopoeica, indem sie nachweist, welch beschränkter Raum ihnen offensteht. Gänzlich ohne Sonderstellung sind sie aber doch nicht. Kinder- und ammensprachliche Bräuche beweisen durch ihre Unausrottbarkeit, daß Onomatopoeica rascher verstanden und leichter behalten werden als rein

konventionelle Ausdrücke⁴⁰). Die Innigkeit der hier vorhandenen Verbindung zwischen Zeichen und Bezeichnetem wird auch durch pathologische Erfahrungen deutlich. Patienten mit sensorischer Aphasie, denen an schlechten Tagen die Wortfindung Schwierigkeiten bereitet, fielen auch in solchen Perioden die onomatopoetischen Bezeichnungen prompt ein, während das mit den nicht onomatopoetischen Namen für diese Dinge nicht der Fall war⁴¹). Man entsinnt sich eines fremdsprachlichen Ausdrucks leichter, wenn Wort und Sache durch das Band der Ähnlichkeit verbunden sind; dergestalt stellen solche Beziehungen beim Erlernen fremdsprachlicher Worte eine wichtige Hilfe dar. Wie oft nehmen wir in unzulänglich beherrschten Fremdsprachen unter Ausdrucksnot Zuflucht zu ad hoc erfundenen Onomatopoeticis oder internationalen Bildungen dieser Art⁴²). Urschöpferisch gewonnene Onomatopoetica gibt es zu allen Zeiten. Sie entstehen nicht, indem man bestimmte Lautprodukte mit den wiederzugebenden Naturgeräuschen in Einklang zu bringen sucht, sondern durch die sich ganz unwillkürlich ergebende Einstellung unseres Artikulationsapparates. Hier wird der *W u n d t* sche Begriff der Lautgebärde fruchtbar, an den sich die Lautdeutungslehre unserer Tage anschließt. Nach *E. Fenz*⁴³) sind die beim Sprechen eines Lautes ausgeführten Bewegungen und Stellungen der Sprechmuskulatur als Gebärden anzusehen, deren Sinn die Bedeutung des Lautes ist. Ähnliche Deutungsprinzipien (die auf Entstehungsprinzipien zurückgehen) gelten auch für die werthaften Lautgebilde.

Aus dem Strukturprinzip des Sprachaufbaus wird verständlich, daß und wie die Sprachen mit *b e g r e n z t e n* Ausdrucksbeständen alles zu bewältigen vermögen, was dem Menschen an Erlebnissen zuwächst. Diese Beschränkung des Lexikons ist eine notwendige Erscheinung. Man kann nicht jedem Sachverhalt ein eigenes Sprachzeichen zuordnen, weil kein Gedächtnis die solcherart gewonnene Fülle von Ausdrücken zu bewahren und zu beherrschen vermöchte. Ansätze dazu im Bereich engster Ausschnitte gibt es nur in primitiven Kulturen mit enger Umwelt und kleinem zivilisatorischem Horizont, wo nur wenige Dinge zu benennen sind. Hier besteht allerdings die Neigung, an lebenswichtigen Gegebenheiten die individuellsten Abschattungen terminologisch festzuhalten, wodurch es auf Sondergebieten zu einer riesigen Nomenklatur kommt. Einen Nachklang dieser Tendenzen finden wir im Arabischen, wo nach *Hammers* Nachweis die Ausdrücke für Kamel und Löwe in die Hunderte gehen. Dieses Nebeneinander von sinnlosem Luxus und äußerster Dürftigkeit ist ein Kennzeichen primitiver Sprachzustände. Wir kennen primitive Völker, die für jede Abart der bei ihnen vorkommenden Bäume einen eigenen Ausdruck, dagegen kein zusammenfassendes Wort für „Baum“ haben. In diesen Strukturzügen des Bedeutungsaufbaus spiegelt sich die zu höheren

Abstraktionsleistungen unfähige Geistesart des Primitiven, der vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht. Dieser Weg ist für entwickelte Sprachen nicht mehr gangbar. Sie geben nicht den Einzeldingen eigene Namen, sondern bilden Zeichen für Begriffe, die nachher — wenn es gilt, individuellen Abschattungen bezeichnungsmäßig gerecht zu werden — durch Attribute u. ä. den einmaligen konkreten Abwandlungen wieder angenähert zu werden vermögen. Desgleichen betont Marty⁴⁴⁾, auch die reichste Sprache decke die Mannigfaltigkeit der Erlebnisse unseres Gegenstandsbewußtseins nur unvollkommen. Ferner bilde sie für zusammengesetzte Gedanken nicht neue Wörter, sondern Kombinationen aus den bereits für die einzelnen Teile jenes Gedankens bestehenden Ausdrücken.

Aber nicht einmal das kann dem Gedächtnis zugemutet werden, daß jeder wohlumschriebene Begriff seine eigene Bezeichnung erhält. Auch das wäre schon Verschwendung, die das Gebrauchen von Sprache zum beschwerlichen Geschäft machen würde. So muß denn fast jedes Wort Träger mehrerer und keineswegs immer nahverwandter Bedeutungen sein; jedes Nennwort kann durch metaphorische und sonstige Erweiterungen seines Verwendungsbereichs eine Fülle verschiedenartiger Inhalte bezeichnen. Gleichwohl ist, obschon hier zweifellos Ansätze zu Schwierigkeiten vorliegen, Verständigung möglich und Eindeutigkeit der Aussage. Was die Vereindeutigung mitbewirken hilft, sind Tongebung, Akzent, Attribute, Wortzusammensetzung und -kombination, schließlich inhaltliche Hilfen wie Sinnzusammenhang und Situationseinbettung. Das ist Sprachökonomie: eine geringe Anzahl von Bausteinen, eine noch wesentlich geringere von fertigen Werkstücken, dafür aber scharfsinnige und vielseitige Kombinationsmöglichkeit. Allerdings, daß die Sprache mit diesem Mittel der mehrdeutigen Zeichen arbeiten kann und die sich faktisch einstellenden Mißverständnisse verhältnismäßig selten sind, verdankt sie nur einer bestimmten Leistungsfähigkeit des Gedächtnisses. Fällt in einem Gespräch über einen beschädigten Motor die Äußerung *Das Getriebe ist nicht in Ordnung*, so versteht man das unmittelbar, ohne in dieser Situation erst zwischen den verschiedenen Bedeutungen des Wortes *Getriebe* wählen zu müssen. Ja, der übertragene Sinn, wie ihn etwa die Wendung *der Welt Getriebe* offenbart, kommt den Teilnehmern der erwähnten Gesprächssituation gar nicht zum Bewußtsein; er ist durch die Situation, die als Bedeutungsfilter wirkt, ferngehalten. Das Herbeischaffen der richtigen von mehreren Bedeutungen eines Wortes ist das Werk der Einstellung und der daraus erwachsenden sinnvoll auswählenden Auffassungsakte sowie bestimmter determinierender Tendenzen, die im Akt des Sprechens und Sprachverstehens eine entscheidende Rolle spielen. Dieser Vorgang läßt sich eingliedern in die übergeordnete Gesetzlichkeit der Reproduktionsvorgänge, und zwar werden hier die Argumente fruchtbar, die man zur Er-

klärung dessen anführt, was jeweils im einzelnen Fall reproduziert wird. Die Gesetzlichkeit einer primitiv gefaßten Ähnlichkeitsreproduktion und Berührungsassoziation reicht hier nicht aus.

Um das Ungenügen der früheren Erklärung darzutun, hat man darauf verwiesen, daß beim Erwachsenen zahllose miteinander assoziierte Spuren vorhanden sind⁴⁵⁾. Warum pflanzt sich die von einem gegebenen Bewußtseinszustand ausgehende Erregung nicht nach allen möglichen Seiten fort, warum bringt sie nicht eine Unmenge von Vorstellungen, sondern nur ganz bestimmte zur Reproduktion? Da ist zu beachten, daß die Stärkegrade der Assoziationen verschieden sind, je nach Zahl und Verteilungsweise der ihnen zugrundeliegenden Wiederholungen usw. Ferner können die auf Assoziation beruhenden Reproduktionstendenzen je nach den verschiedenen vorausgehenden Erlebnissen in verschieden hohe Bereitschaft versetzt sein. Um diese Tatsache zu erklären, verweist die Alltagspsychologie auf das uns an dieser Stelle interessierende sprachpsychologische Phänomen. Ist ein Wort mit verschiedenen Bedeutungen assoziiert, so wird beim Denken und Sprechen diejenige Bedeutung in höherer Bereitschaft sein und deshalb zuerst oder allein reproduziert werden, die dem Zusammenhang entspricht. Dieser Einfluß des unmittelbar vorhergehenden Bewußtseinszustandes auf die Reproduktion wird als Wirkung der psychischen Konstellation bezeichnet⁴⁶⁾.

Der Sinnzusammenhang wirkt als Selektiv, als auswählende Tendenz: die in den Vorstellungskreis passende Bedeutung wird sofort ergriffen, während die durch die Konstellation nicht angesprochenen (evozierten) Bedeutungen unbemerkt bleiben. Diese zielvolle Auswahl und Aufmerksamkeitsverteilung ist so stark, daß uns beim aktuellen Sprech- und Verständnisvorgang jedes Wort nur als Träger einer einzigen Bedeutung erscheint. Sprachpsychologisch betrachtet hat ja nicht das isolierte Wort, sondern nur das Wort im sinngebenden Zusammenhang als bestimmter Begriffsträger zu gelten. Wenn ich in konkreter Redesituation das Wort *Bauer* im Sinn von „Landmann“ gebrauche, so ist mir in diesem Augenblick nicht bewußt, daß ein Homonym mit der Bedeutung „Käfig“ existiert. Die psychische Konstellation blendet alles Nichthierhergehörige ab; das ist eine nützliche Auswirkung der Enge des Bewußtseins. Bestätigungen erbringen die von Th. Ziehen⁴⁷⁾ und anderen angestellten Assoziationsversuche.

Gute Bemerkungen zum Bedeutungsaufbau des sprachlichen Zeichensystems finden sich bei de Saussure⁴⁸⁾. Brauchbar ist seine Ablehnung der herkömmlichen Ansicht, das Wort sei eine Dualität zweier wesensverschiedener Hälften, eines materiellen Klanggebildes und einer Wortseele. Die beiden im sprachlichen Zeichen enthaltenen Bestandstücke sind vielmehr gleicherweise psychisch und durch das Band der Assoziation verknüpft. Das sprachliche Zeichen vereinigt in sich nicht eine Sache und einen Namen, sondern eine Vorstellung und ein Lautbild. Letzteres ist nicht der tatsächliche Laut, der lediglich etwas Physikalisches ist, sondern die Vergegenwärtigung desselben auf Grund früherer Wahrnehmungserlebnisse. Der psychische Charakter unserer Lautbilder wird daraus deutlich, daß wir mit uns selbst sprechen können, ohne Lippen und Zunge zu

bewegen. Das Band, welches Bezeichnung und Bezeichnetes verknüpft, ist beliebig. Wenn de Saussure von der Beliebigkeit der Sprachzeichen spricht, so heißt das natürlich nicht, daß die Bezeichnung von der freien Wahl des Sprechers abhinge, sondern lediglich, daß im Regelfall keine natürliche und sachliche Zusammengehörigkeit zwischen Zeichen und Bezeichneten besteht. Nur kurz sei an dieser Stelle festgehalten, daß die de Saussure'sche Deutung der Verbindung von Lautzeichen und Sinn im Sprachwort als einer „Assoziation“ von den Denkpsychologen abgelehnt wird. Darüber an späterer Stelle Näheres.

Im Anschluß an das eben Vorgebrachte möchte ich darauf hinweisen, daß diese Tatsache der Beliebigkeit der Sprachzeichen förderlich ist für das Arbeiten mit solchen. Sie erleichtert ihre Zusammensetzung, Abwandlung und ihre morphologischen Änderungen (Umlaut, Ablaut); bei den nicht völlig „beliebigen“ onomatopoetischen Ausdrücken ist das viel schwerer, weil in diesem Fall gewisse Korrektive vorhanden sind, der natürliche Ähnlichkeitszusammenhang als Hemmung etwa für das Sichbekunden gesetzlicher Lautwandlungen wirkt.

5. Versuche und Beobachtungen

Eine experimentelle Stützung des Gedankens von der Beliebigkeit der Zeichen bringen die Versuche N. A. Ch. s. Sehr rasch verbinden die Vpen des genannten Denkpsychologen mit bisher für sie sinnlosen Silben bestimmte Bedeutungen: die *gazun* und *taro* waren nach kürzester Zeit Träger fester Begriffe geworden. Für uns ist hier interessant, daß die willkürlichsten und uneinsichtigsten Lautgebilde zu Begriffsträgern werden können, wenn nur die Zuordnung prägnant und konstant genug erfolgt, d. h. die Erkenntnis vermittelt wird, daß eben dieses Lautgebilde mit eben diesem Sinn verbunden ist. Beispiele aus dem Leben liefern die Buchstabenwörter, wie sie durch Zusammensetzung aus Initialen gebildet werden. Solche Ausdrücke werden, wenn einmal eingebürgert, auch von denjenigen wie selbstverständlich gebraucht, die gar nicht wissen, daß es sich dabei um ein Buchstabenwort handelt, die von der etymologischen Struktur dieses Ausdrucks keine Ahnung haben. Desgleichen gerät ein neuer technischer oder militärischer Fachausdruck rasch — d. h. sowie eben nur einige einprägsame Zuordnungsbeispiele erfaßt wurden — auch in den Mund solcher Leute, die den betreffenden Ausdruck weder sachlich noch etymologisch zu durchdringen imstande sind.

Einige Beiträge zur Lehre von der Beliebigkeit der Sprachzeichen vermögen auch meine Experimente über das Verstehen und Erleben von onomatopoetischen Ausdrücken zu liefern. Ich hatte solche mit den Hörern einer Vorlesung über deutsche Stilistik an der Wiener Volkshochschule angestellt, wobei ich mich an die von H. Paul⁴⁹⁾ veröffentlichten Listen anschloß. Dieser Germanist hat eine Menge von Geräusch- und Bewegungsbezeichnungen gesammelt, die als verhältnismäßig junge Neuschöpfungen gelten können, da sie frühestens im Spätmittelhochdeutschen zu belegen sind. Eine Anzahl von ihnen ist im allgemeinen

nhd. Sprachschatz heimisch geworden, andere sind über den Bereich bestimmter Mundartgebiete nicht hinausgelangt. Die Versuchsanordnung war folgende. Ich bot die Worte zunächst isoliert dar, die Vpn hatten anzugeben, ob sie das Wort verstünden und eine Paraphrase des damit gemeinten Begriffsinhalts zu liefern. Außerdem hatten sie ihre Erlebnisse bei diesem Auffassungsvorgang zu schildern. Wurde das isolierte Wort nicht verstanden, so wurde es im Sinnzusammenhang eines Satzes neuerdings dargeboten. Diese Versuche ergaben folgendes. Die vertrauten Wörter wurden zumeist ganz unmittelbar verstanden, ohne daß ihr onomatopoetischer Charakter erlebt worden wäre, irgendwelche Bewußtseinsrepräsentanz gefunden hätte. Die unbekanntenen Wörter wurden häufig als Schallnachahmungen oder Lautmetaphern erlebt, und zwar bildete ihr onomatopoetischer Charakter die Verständnisbrücke. Es schien so, als ob der Weg zum Erleben des onomatopoetischen Charakters dadurch frei geworden wäre, daß sich ein konventioneller Zeichensinn eben nicht auf Anhieb einstellte. Hieher gehörten Ausdrücke wie *blubbern, bubbeln, flindern, flarzen, flismen, ham-peln, klabastern, knarpeln, knascheln, strullen* usw.

Im allgemeinen kann man sagen, die onomatopoetische Intention — gleichgültig, ob diese primär oder sekundär ist — wird fast nur dann voll erlebt und gewürdigt, wenn man mit ästhetischem Interesse und verweilender Einstellung an ein Sprachgebilde herantritt. Sonst wird die Onomatopöie meist gar nicht bemerkt. Tatsächlich läßt sich dieser erlebnispsychologisch nachweisbare exonomatopoetische Entwicklungszug der Sprache auch vom linguistischen Material her objektiv bestätigen. Diese genannte Tendenz tritt neben den exmetaphorischen, exeuphemistischen und exhyperbolischen Entwicklungszug der Sprache und konstituiert mit ihnen die progressive Verzeichlichung. Die ästhetische Wirkung der Onomatopöien steht außer Frage, ist indes hier nicht zu erörtern. Die uns mehr interessierende logische wird vor allem bei gewissen Stauungen des Wortverstehens faßbar, die gelegentlich durch das Moment der Lautabbildlichkeit überwunden werden können. So vermag man beim Lesen fremdsprachlicher Texte durch Hilfen vom Onomatopoetischen her unbekannte Ausdrücke zu verstehen.

In diesem Sinn habe ich einige Beispielsätze aus der Arbeit von A. Fröhlich⁵⁰⁾ experimentell ausgewertet: *the music shrilled and skrealed; a succession of bumps; his heart bumped; the tramp of many feet; I'm a grumpy old woman*. Die Sätze wurden trotz der seltenen Vokabeln sofort verstanden. Was bei den in Betracht kommenden Ausdrücken das Verständnis bewirkte, war die Ähnlichkeit mit entsprechenden deutschen Schallwörtern, sodann aber auch die primäre Ähnlichkeitsimpression jedes dieser lautlich suggestiven, daher unmittelbar wirksamen Worte. Hier sind Brücken zum Verständnis geschlagen, die bei semantisch willkürlichen, zur Gänze konventionellen Wörtern fehlen.

Aus deutschen Weltkriegsromanen habe ich die zahlreichen Onomatopoetica ausgezogen, wie sie dort zur Wiedergabe von Artillerief Feuer und Geschossexplosionen so häufig sind, und sie ausländischen Studenten dargeboten. Die schallnachahmende Neubildung *wummern* wurde nicht verstanden, doch bemerkte gleich die erste Vp., hier handle es sich wohl um die Wiedergabe eines Geräusches. In der Satzeinbettung *In der Ferne wummern die Abschüsse der schweren Geschütze* wurde das Wort

dagegen sofort richtig gedeutet. Man sieht daraus, daß selbst onomatopoetische Neologismen oft den Sinnzusammenhang nötig haben, um verstanden zu werden. Doch ist natürlich auch der beim Lesen fremdsprachlicher Texte nicht selten eintretende Fall anzutreffen, daß ein suggestives und wirksam gebildetes Schallwort nicht nur für sich selbst voll verständlich wird, sondern auch noch von sich aus das Verständnis einer sonst dunklen Stelle einleiten kann. Auch unbekannte Mundartausdrücke werden vom Onomatopoetischen her leicht begriffen, namentlich dann, wenn die Absicht der Lautnachahmung durch die Einbettung deutlich wird. Ich entsinne mich, daß ich das mir bis dahin unbekannte mundartliche Schallwort *burren* von hier aus sofort in seiner Bedeutung erfaßte.

Gleichwohl bleibt in entwickelten Sprachzuständen eben wegen der exonomatopoetischen Tendenz die Rolle der Schallnachahmung als Verständnishilfe gering. Viel wichtiger sind etymologische Zusammenhänge — von hier aus werden Neubildungen wie *robben* und neuerlebendigte Archaismen wie *tarnen* sofort verstanden — ferner Situationseinbettung und Sinnzusammenhang. Die Onomatopöie erhält dagegen sofort wieder ihre volle Bedeutung, sowie die Hilfe von anderen verstandenen Worten her wegfällt, außerdem in allen onto- und phylogenetisch primitiven Phasen.

Mit Erörterungen wie diesen wird indes die Themenstellung des vorliegenden Abschnittes bereits überschritten. Wir brechen daher hier ab und werden Näheres über diese Dinge in dem Kapitel über das Verstehen vorzubringen haben.

B. Der Aufbau des sprachlichen Zeichensystems

1. Vorbemerkung

Jede menschliche Redeleistung — gleichgültig in welcher Sprache sie geschieht — erfolgt in Sinneinheiten, d. h. in Sätzen. Sätze aber entstehen in der Regel aus der Vereinigung von Wörtern, diese selbst setzen sich aus Lauten zusammen. Damit ist der objektive Aufbau des sprachlichen Zeichensystems, durch den sich dieses von anderen Zeichengefügen unterscheidet, in Kürze angegeben. Mit diesen Dingen als gebildehaften Tatsachen hat sich vor allem die Sprachwissenschaft zu befassen, indes gewinnt auch die Psychologie einige für sie unmittelbar wichtige Einsichten, wenn sie diese Gegebenheiten von ihrem Standpunkt aus mustert. So ergibt sich denn etwa von hier aus die Möglichkeit einer zumindest vorläufigen Aufgliederung der an dem Sprechvorgang beteiligten und als seine Voraussetzungen wirkenden psychischen Faktoren. Dem sprachlichen Gebilde „Satz“ entspricht auf der Seite des Psychischen der Gedanke oder eine verhältnismäßig abgeschlossene Durchdringungserscheinung von Inhalten des Gegenstands-, Zustands- und Ursachbewußtseins. Das psychische Korrelat des „Worts“ ist das intentionale Setzungs-

erlebnis einer Bedeutung, dem „Laut“ ist im Bereich des Vorgangsmäßigen die Artikulation zugeordnet, an der sich nicht nur physiologische, sondern auch — wie E. Richter¹⁾ im einzelnen darzutun vermochte — interessante psychische Tendenzen und Kräfte nachweisen lassen.

Es mag nun vielleicht gerade vom psychologischen Gesichtspunkt aus, der es in erster Linie mit dem lebendigen Sprechvorgang zu tun hat, als theoretische Gewaltsamkeit erscheinen, diese Wirkungseinheit zu zerstören, die Sinn- und Leistungseinheit des Satzes in ihre Teile aufzudröseln, denen für sich niemals Wirkungsselbständigkeit zukommen kann. Diese Zergliederung ist indes auch für den Psychologen nötig. Die Verständigungsleistungen erfolgen zwar mit Hilfe von Sätzen, aber diese bauen sich aus Worten auf. Das heißt: wenn auch das Satzregulativ als Ganzes (der Gedanke und das formale Satzschema) in der Regel früher da ist als die einzelnen Worte, vollzieht sich das sprechende oder schreibende Satzgestalten doch im Aufeinanderfolgenlassen der Worte, und diese sind die stets von neuem zu verwendenden Aufbauteile des Satzes wie die Phoneme die des Wortes sind, wenn auch von einem solchen expliziten Aufbau-erlebnis in muttersprachlichen Redevorgängen kaum jemals etwas nachzuweisen sein wird.

2. Der Laut

Der Laut interessiert den Psychologen nicht an sich und in seiner objektiven Beschaffenheit, sondern nur als Lautmal, als Träger einer bestimmten Zeichenintention. Die Lautmale (Phoneme) sind die diakritisch wichtigen Elemente, mit deren Hilfe die Wortzeichen hergestellt werden, sind die Bestandteile des phonologischen Systems einer bestimmten Einzelsprache, sind die in den Angehörigen einer Sprachgemeinschaft als Regulative wirksamen Lautvorstellungen. Wichtig ist dabei vor allem die Lautabsicht, die — auf Signalwerte und diakritische Relevanzen zielend — in den Dienst des Zeichenaufbaues gestellt wird. Eine Sprache umfaßt nach Trubetzkoy²⁾ so viele Lautvorstellungen, als sie zur Bewirkung eines Bedeutungsunterschieds verwenden kann. Die Phonologie ist also die Lehre von den Lautvorstellungen in bedeutungsentscheidender Funktion. Unter phonologischem Aspekt werden die Sprachen daraufhin untersucht, welche Laute Bedeutungsunterschiede hervorrufen können. Wenn V. Mathesius³⁾ dem phonetischen System das phonologische oder funktionelle Lautsystem gegenüberstellt, so wird hier die Ausrichtung auf den psychophysischen Sprechvorgang deutlich.

Auch mit Bezug auf die lautlichen Gebilde kann man sagen, daß die Normalität kein ausdehnungsloser Punkt, sondern eine Strecke ist, die

Spielraumbreite aufweist und dadurch allerhand Varianten zuläßt. Die Sprache der einzelnen Angehörigen einer Sprachgemeinschaft weist nicht erst im Stilistischen, sondern schon im Lautlichen beträchtliche Unterschiede auf, d. h. die Spannweite der Lautrealisierung ist ziemlich groß, aber die zum charakteristischen Bestand der Sprache gehörigen Lautvorstellungen sind in allen Sprechern gleich und darauf beruht das Verständnis der verschiedenen Realisierungen.

E. S a p i r⁴⁾ führt hier den Begriff der „pattern sounds“ ein, den man später als Archiphonem oder „idée générique“ des Lautes bestimmt; es handelt sich dabei um die zum Sprachbewußtsein einer Gemeinschaft gehörigen Lautvorstellungen. Das Aufkommen der Phonologie bedeutet eine Psychologisierung der geschichtlichen Lautlehre. Wo die Junggrammatiker Lautgesetze sahen, wird jetzt das phonologische Bewußtsein des Sprechenden ins Auge gefaßt. Damit ist der sprachliche Vorgang dort eingeordnet, wohin er gehört: in die Psychologie. Bereits B a u d o u i n d e C o u r t e n a y⁵⁾ stellt das Phonem als „psychisches Äquivalent des Sprachlautes“ diesem gegenüber, und nach S e x t i l P u ş c a r i u⁶⁾ hat die Phonologie an den lautpsychologischen Teil der Lautbildungskunde anzuknüpfen. Die Phonologie treibt etwas grundsätzlich anderes als die Phonetik, deren Aufgabe als beschreibende Betrachtung der Laute in bezug auf ihre physiologische Voraussetzung oder ihre akustische Beschaffenheit und Wirkung bestimmt wird. Die Sprachlaute können einmal betrachtet werden auf das hin, was sie für sich sind (das tut die Phonetik), das andere Mal hinsichtlich und sub specie ihres Berufs, als Zeichen zu fungieren (das tut die Phonologie).

Erweist sich der phonologische Aspekt nun auch als ergiebiger für die Sprachpsychologie, so vermag diese doch auch durch eine modern gefaßte Phonetik befruchtet zu werden. Überdies bahnt sich in unseren Tagen eine förderliche Arbeitsgemeinschaft zwischen Phonetik und Phonologie an, deren Ausgangsthesen durch die Ergebnisse der Phonometrie⁷⁾ und der elektroakustischen Sprachanalyse gestützt zu werden vermögen. Hier sei auf die methodische Erörterung einer neu zu schaffenden Psychophonetik durch L. H j e l m s l e v⁸⁾ hingewiesen, ferner auf die an dieser Stelle nur kurz zu erwähnenden exakten und ergebnisreichen Arbeiten von A. G e m e l l i⁹⁾. Auf die phonologische Auswertbarkeit des S t u m p f s c h e n¹⁰⁾ Begriffs der Kerntöne (Hauptformanten) wurde schon aufmerksam gemacht. Am apperzeptiven Erleben dieser Formanten haftet die diakritische Relevanz, der Signalwert der Laute; sie konstituieren die „pattern sounds“, jene eben noch zur Diakrise verwendbaren Minimumcharaktere, die fruchtbaren Momente, die der aufnehmende Hörer dem Lautkontinuum für die unerläßliche Diakrise abgewinnt und die daher dem eine bestimmte Sprache Redenden als Lautnorm dienen, durch welche seine Artikulationen innerhalb einer gewissen Spielraumbreite erhalten werden.

Die Psychologie der Sprachlaute hat von der Phonologie entscheidende Anregungen erhalten. Mit dem Begriff des Phonems, der signalwerthaften akustischen Hervorbringung ist allererst die Abgrenzung dessen erreicht,

was von dem Gesamtbereich der Laute als Sprachlaut zu gelten hat. Nicht jedes Lautprodukt, das von den Sprachwerkzeugen hervorgebracht wird, ist auch schon ein Sprachlaut, nicht alles Betätigen dieser Organe auch schon Sprechen. Sprachzeichen sind artikulierte Lautzeichen, die als aktuelle oder potentielle Verständigungsmittel gebraucht werden oder als solche fungieren können. Was ein Sprachlaut ist, kann nur von der psychischen Intention her zulänglich bestimmt werden. Bei der von Helmholtz'schen Anregungen ausgehenden Lautphysik war lange vergessen worden, daß der Sprachlaut nicht wie jeder andere Laut eine bloße Naturerscheinung ist. Sehr richtig sagt Hjelmslev, das Plaudern des Kleinkindes, die unverständlichen Artikulationen des sensorischen Apathikers seien ebensowenig Laute im sprachlichen Sinn wie Husten, Niesen und Pfeifen; denn sie sind nicht nach den Gesetzen einer bestimmten Sprache gebildet. Das Sprechen darf nicht als eine bloß naturhafte Tätigkeit der Sprechwerkzeuge aufgefaßt werden, sondern ist in Beziehung zum Sprachgebrauch einer Gemeinschaft zu betrachten¹¹). Wer spricht, realisiert die Lautvorstellungen einer bestimmten Sprache, produziert Phoneme und baut mit Hilfe dieser bedeutsamen Diakritika die Zeichen der Sprache, die Worte auf. Er muß sich also nicht nur in bezug auf Grammatik und Stilgesetze der Sprachfügungen, sondern auch bereits hinsichtlich des Lautbestandes und der artikulatorischen Gewohnheiten innerhalb des Sprachgebrauchs halten. Darunter verstehen wir mit E. Zwirner¹²) die innerhalb einer Sprachgemeinschaft übliche Schwankungsbreite. Daß die individuellen phonetischen Varianten der konkreten Lautverwirklichungen die zulässige Variationsbreite nicht überschreiten, ist Angelegenheit einer rationalen Kontrolle, die freilich im Fall der Muttersprache auf ein kaum noch zu bemerkendes Minimum absinken kann. Hier treten Übung und Automatisierung an die Stelle bewußt steuernder Leistungen. Deren Mitwirkung wird indes in dem Augenblick einsichtig, wo sich Schwierigkeiten einstellen. So fordert das Sprechen in nicht völlig geläufigen Fremdsprachen, in denen ungewohnte Artikulationen vorkommen, eine gewisse Aufmerksamkeit und artikulatorische Spannung. Wo die rationale Kontrolle weitgehend herabgesetzt ist oder fehlt — wie im Traum, der Narkose und bei starken Erschöpfungszuständen — werden die Laute unartikuliert und lallend, weil sie die zulässige Variationsbreite verlassen.

Man sieht, an der Bestimmung dessen, was als Sprache zu gelten hat, ist die psychologische Betrachtung wesentlich beteiligt. Das wird sich auch bei der Abgrenzung von Wort und Satz zeigen. Darauf muß zur Rechtfertigung dieser in einer Sprachpsychologie ungewöhnlichen Erörterungen stets von neuem hingewiesen werden. Außerdem sind von hier aus interessante Entwicklungsgesetzlichkeiten aufzuweisen. Ein Beispiel noch aus dem Gebiet der Lautpsychologie. Der Laut als akustisch-motorisches Er-

zeugnis erwächst aus einer Lautabsicht und Signalintention, die mit anderen psychischen Bestrebungen in Widerstreit zu treten vermag. Da haben wir etwa eine emotionelle Tendenz, bewegende seelische Zustände nicht erst in den Worten (d. h. durch die Wahl der lexikalischen Sinnträger), sondern schon in Lautgestaltung und Tongebung auszudrücken, Affekte bereits im Phonetischen anzudeuten und dadurch ihre Abreaktion vorzubereiten. Diesem Streben wirkt ein mehr rationales als Korrektiv entgegen: es muß unbeschadet allen lautmalerischen und ausdrucksmäßig-musikalischen Absichten der zum Aufbau des gemeinten Wortes nötige Laut hervorgebracht werden. Wenn jemand, um ein beängstigendes Dunkel wirkungsvoll zu schildern, von *tüfer Fünsternis* spricht, so mag das noch hingehen; wer indes, um das zierliche Wesen niedlicher Tanzmäuse entsprechend herauszubringen, von *Meisen* sprechen wollte, der würde durch diese aufhellende Lautmodulation in einen anderen Sachbereich hineingeraten. Das Gegeneinanderstreben individuell affektmäßiger Ausdruckstendenzen und der normativen Lautabsichten kann zu psychologisch interessanten Ursachen von Lautänderungen werden. Die Laute der Sprache haben indes auch ohne solche expressive Modulationen und Alterationen einen bestimmten Ausdruckswert, den die moderne Sprachästhetik mit dem Begriff des *Ästhem*s zu befassen sucht. Unter diesem in Analogie und in Gegenüberstellung zum Phonem gebildeten Terminus versteht sein Schöpfer, D. Caracostea¹³⁾, die im Bereich des Lautlich-Klanglichen beschlossenen ästhetischen Ausdruckswerte einer Sprache, womit eine neue Seite an derselben Wirklichkeit — des Lautlichen — erfaßt wird.

Vom Laut schreiten wir weiter zur Lautgruppe. Darunter werden bestimmte noch vorsilbische Lautkombinationen verstanden, die für das Bedeutungserlebnis irgendwie in Betracht kommen, etwa dadurch, daß sie onomatopoetisch, lautmetaphorisch oder -symbolisch irgendwie fruchtbar sind. Tatsächlich ist ja ein Onomatopoeicon nur selten mit allen Lauten schallnachahmend; meist hängt dieser Charakter an zwei oder drei Lauten; so wenn in *kratzen* die Lautverbindung *kr*, in *schlüpfen* die Lautgruppe *schlf* als nachahmende Wiedergabe des Naturgeräusches gefühlt wird. Beispiele dafür, wie man in der Verbindung zweier Konsonanten das Fließende, Weiche, Glatte oder das Harte, Starre, Beständige ausgedrückt sieht, bringt Platons *Kratylos*, aber auch die moderne Lautphysiognomik¹⁴⁾ (Werner) und die Lautdeutungslehre (Fenz). Auch bei Grimm¹⁵⁾ und Humboldt¹⁶⁾ trifft man auf Hinweise dieser Art. Die Untersuchung bedeutungsträchtiger Lautgruppen wird ferner für die frühere Theorie von den Wortwurzeln und die neuerdings wieder in Schwang gebrachte Urwörterforschung wichtig¹⁷⁾. Auch der Aufbau der Lautgebilde wird von dem sich hier äußernden seelischen Ausdrucksverlangen beeinflusst.

F. Specht^{17a)} macht in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, daß Lautdoppelungen oftmals zum Ausdruck des Gefühlswerts benützt werden, bei Kosenamen daher Geminatio häufig ist.

Eine vom Standpunkt der Grammatik berechnete, von dem der Psychologie als gewaltsam zu bezeichnende Abstraktion ist die Silbe. Silben sind Festsetzungen *ex post*, die — ebensowenig wie Wurzel und Stamm — eine selbständige reale Existenz haben. Auf die Problematik dieser Scheidung sei nur kurz hingewiesen. Wie wenig scharf sogar zwischen Wort und Wort die Grenzen sein können, zeigen die Erscheinungen der Enklise Proklise, Aphärese, Synärese, Synalöphe und vor allem der *Metanalyse*, die ihre psychische Voraussetzung in dem Zusammenrinnen der Worte haben, das im naiven Sprachbewußtsein immer wieder anzutreffen ist. Die bis ins 17. Jahrhundert übliche Schreibung *hastu, willst* sind hier interessant.

Für das Phänomen der Metanalyse bringt Jespersen¹⁸⁾ aus dem Englischen schöne Beispiele. Ich ergänze seine Listen durch einige mundartliche Belege aus dem Bayrisch-Österreichischen. Um eine armselige Geldsumme geringschätzig zu bezeichnen, hat man hier die Wendung *a paar Netsch*. Nun gibt es eine monetäre Einheit *Netsch* nicht; gemeint sind die minderwertigen Etschkreuzer. Das Ineinandergleitenlassen von Zahl- und Hauptwort (*oan-Etsch*) hatte der falschen Trennung den Weg bereitet. Ferner lautet in Niederdonau das Wort „Ästchen“ *Nastl* (entstanden aus *oan-Astl*). Die Mundart Redenden wissen dunkel, daß sie zufolge dieser Bräuche in Konflikt mit der Hochsprache kommen, weshalb sich allerhand ergötzliche hyperhochdeutsche Korrekturformen¹⁹⁾ einstellen. So hörte ich aus dem Mund einer „Schriftdeutsch“ redenden Bäuerin die hochdeutsch sein sollende Form *Ester* (statt *Nester*).

Gewissen Sprachen (etwa den polysynthetisch-inkorporierenden) gegenüber wird unsere Scheidung von Wort und Satz zweifelhaft, weil dort der ganze Satz aus einem einzigen Riesenwort besteht, das durch immer erneute Suffixsilben aussagemäßig angereichert wird. Auch die agglutinierenden Sprachen wie das Ungarische vermögen in die Silben einer Postpositionengruppe Aussageinhalte hineinzupressen, zu deren Wiedergabe die idg. Sprachen mehrgliedrige Wortgruppen aufbieten müssen. Ebenso enthalten die „peggiativi“ und „vezzeggiativi“ des Italienischen in ihren Nachsilben eine Fülle charakteristischer Aussagen.

3. Das Wort

Unter Wort versteht man herkömmlich ein bedeutungsvolles Lautgebilde, also ein Gefüge von Phonemen, das einen sachlichen (vorstellungsmäßig-begrifflichen) Inhalt hat. Diese Bestimmung mag zur ersten Abgrenzung genügen, restlos befriedigend ist sie nicht. Denn es gibt Worte, die aus einem einzigen durchaus homogenen Laut bestehen, was nur manchmal durch die orthographischen Konventionen verschleiert wird: so franz. *eau*,

bayr. *i* (ich). Andererseits gibt es Worte, die keinen vorstellungsmäßig-begrifflichen Inhalt haben, die Konjunktionen etwa. Brauchbar ist hier die Bestimmung Stöhrs, Worte seien Laute oder Lautkombinationen, an die entweder direkt ein Sinn gebunden ist oder die als Elemente nächsthöherer Kombinationen dienen, wo dann an diese der Sinn gebunden ist. Angeführt sei ferner die Definition A. Meillets²⁰). Er versteht unter Wort die Verknüpfung eines bestimmten Sinnes mit einem bestimmten Lautganzen; eine gewisse grammatische Verwendbarkeit gehört wesensmäßig dazu. Näheres bei der Gegenüberstellung von Wort und Satz.

Im Wort wiederholt sich die dualistische Organisation der Sprache, oder besser: diese kommt hier am faßlichsten heraus. Allerdings darf man sich, wenn man der Wortseele (der Bedeutung) den Wortkörper (die Schallmasse) gegenüberstellt, den „Körper“ nicht zu materiell denken. Denn bevor das Lautgebilde sprechender- oder schreibenderweise in die Welt gesetzt wurde, mußte es vorher als Wortvorstellung, als psychisches Bild einer Lautgruppe und der zu ihrer Verkörperlichung nötigen Mittel bestanden und die materielle Verwirklichung geleitet haben. Schon mit dem Kangleib läßt sich allerhand machen. Von den onomatopoetischen und lautsymbolischen Wirkungen war bereits die Rede und darüber, wozu die Dichter die lautliche Erscheinungsform des Wortes brauchen können, wird noch zu sprechen sein. Der Hauptsache nach aber gehören diese Dinge in eine psychologische Sprachästhetik.

Die Bedeutung des Wortes ist kein völlig einheitliches Phänomen, sondern läßt sich bei näherem Zusehen in drei Teilwerte aufspalten: 1. den logischen Bedeutungskern, der die Hauptsache ist und sowohl den Grundinhalt als auch den Beziehungsinhalt des Wortes umfaßt; 2. den Gefühlston; 3. die Sphäre des Wortes, worunter man den assoziativ erweckten Umgebungsbereich des Zentralbegriffs, die Fülle der dunkel angeregten, nicht in den Blickpunkt des Bewußtseins rückenden Vorstellungen versteht, das was W. James²¹) als „halo“ bezeichnet. Die unter Punkt zwei und drei genannten Erscheinungen lassen sich nicht immer genau auseinanderhalten.

Essen — speisen — dinieren bezeichnen und nennen die nämliche Tätigkeit, bringen indes eine ethisch-soziale Differenzierung an. Was man landläufig als Worthöhe (Wortethos) faßt, gehört hieher. Diesen Dingen ist so oft nachgegangen worden, daß wir uns Erörterungen sparen können. Nur verwiesen sei auf K. O. Erdmanns²²) Untersuchung der Nebenwirkungen des Wortes. Zwei Synonyma können den logisch völlig gleichen Kernbegriff vermitteln, aber in Gefühlstönen und Nebenvorstellungen stark von einander abweichen. Das ist der psychologische Grund, warum von feinfühlenden Sprachkennern stets von neuem das Vorhandensein echter Sinngleichen gelegnet wird. Auf Gefühlston und Sphäre gründet sich die

ethische Bedeutsamkeit des Wortes sowie ein Teil seiner ästhetischen Wertbarkeit, soweit diese auf Phantasieanregung beruht. Natürlich liegen diese Bereiche hinsichtlich ihrer Wichtigkeit nicht auf einer Ebene. Die Hauptwirkung eines Wortes ist jedenfalls die Vermittlung eines bestimmten Bedeutungsgehalts, eines Inhalts für unser Gegenstandsbewußtsein. Alles andere ist sekundär und kommt für den Hauptzweck des Sprachgebrauchens, die Verständigung, kaum in Betracht. Der Gefühlston kann eine Wirkung dessen sein, was G. Th. Fechner²³⁾ als assoziativen Faktor bezeichnet. Ein Wort kann uns sympathisch sein, weil wir es oft aus dem Mund einer teuren Person gehört haben oder weil es aus der Mundart einer Gegend stammt, in der wir frohe Zeiten zugebracht haben usw. Die Gefühlstöne sind Wirkungsmittel, die der gute Redner bewußt in seinen Dienst stellt. Er muß ferner die „Höhe“ der zu gebrauchenden Ausdrücke berücksichtigen. Manche Worte und Wendungen sind „gehoben“, andere trivial und alltäglich, manche sind edel, andere niedrig. Auf diese feinen, oft unwägbaren Züge haben Redner und Schriftsteller Bedacht zu nehmen. Ein poetischer, schwungvoll pathetischer Ausdruck bei alltäglichem Anlaß wirkt unfreiwillig komisch und parodistisch, desgleichen ein platter Ausdruck in festlich beschwingtem Zusammenhang. Mit diesen Dingen beschäftigt sich die Psychologie der sprachlichen Wirkungsgestalten²⁴⁾.

An Gefühlswirkung und sphärischen Nebenertrag sind auch die äußeren Erscheinungsfaktoren des Wortes beteiligt. Es gibt Ausdrücke, die wegen eines mißlautenden Klanges oder weil sie akustisch und graphisch an etwas Unangenehmes gemahnen, unerfreulich sind, obwohl sie ihre indifferente Bedeutung genau so unschuldig vermitteln wie andere Worte. Es ist gerade für den Psychologen interessant, wenn er feststellen muß, daß harmlose Worte, die eine an sich unverfängliche Sache bezeichnen, gemieden werden, weil sie mit einem Teil ihres Klangkörpers an etwas Unerfreuliches gemahnen oder weil sie häßlich klingen. Jedenfalls ist der akustisch-graphische Wortleib nicht bloß ein an sich unwichtiger Bedeutungsträger — womit wiederum ein kennzeichnender Unterschied gegenüber den Zeichen anderer Systeme gewonnen ist — sondern zumindest gelegentlich etwas darüber Hinausgehendes.

Träger des Wortsinnes ist die Lautgestalt des Wortes, deren einzelne Aufbaumomente dabei als Sinnunterscheidungsmerkmale fungieren. Zumindest in der Regel tun sie das; immer freilich nicht, denn es gibt Worte, die bei übereinstimmender Lautgestalt völlig verschiedene Bedeutungen haben (Homonyme, Homophone). In Sprachen, wo die Zahl der Homophone zufolge einer gewissen Armut an phonematischem Aufbaumaterial besonders groß ist, muß noch zu anderen Sinnunterscheidungsmitteln gegriffen werden. Hieher gehören die musikalischen Töne (Tonakzente) der

indochinesischen Sprachen. Dort haften den einzelnen Wörtern ein bestimmter Ton an, der für ihre Identität (d. h. den jeweils mit der betreffenden Schallmasse zu verbindenden Bedeutungsgehalt) ebenso entscheidend ist wie die sie ausmachenden Laute. Dieser musikalische Tonakzent besteht in der Unterscheidung gleichlautender, aber sinnverschiedener Wörter durch Stimmodulation. Während solche Mittel der Intonation in den idg. Sprachen, wo sie auch vorkommen, lediglich ausdrucksmäßigen und rhetorischen Zwecken dienen, haben sie im Chinesischen eine semantische Funktion, eine diakritische Relevanz wie bei uns die Phoneme. Der Chinese verbindet mit dem nämlichen Lautkomplex, je nachdem er mit dem sogenannten gleichen, steigenden, fallenden oder kurzen Akzent versehen ist, ganz verschiedene Bedeutungen: so heißt *cī* u. a. wissen, *cí* wollen, *cì* anhalten, *cǐ* niederwerfen. Wenn im Italienischen das Lautgebilde *fiera* in der Bedeutung „wildes Tier“ mit tiefer Stimmgebung, in der Bedeutung „Jahrmarkt“ mit hoher gesprochen wird, so liegt hier nicht völlig das Nämliche vor. Denn die malende Intonation im Idg. hat mehr expressive Funktion, schildernde und illustrierende als eigentlich semantische, ist eine Folge des erfaßten Sinnes, nicht ein Mittel zu dessen Herstellung. Nach E. Richter ruft der Sinn, der sprachgemäß mit einer Lautreihe verbundene Inhalt, beim Sprechen des Wortes die zu dem Sinn gehörende Lautgebung hervor. Die Stimmgebung ist so gut ein Teil der Wortvorstellung wie die Lautungsvorstellung. Das Wort *furchtbar* wird im Deutschen überall dort mit tiefer Stimmlage gesprochen, wo es in seinem eigenen Sinn gebraucht wird; als Steigerungswort in der katachrestischen Fügung *furchtbar nett* erhält es hohe Stimmgebung. Würde es jemand mit tiefer sprechen, so geschähe dem Sinn der Wendung kein Eintrag, höchstens würde der Verstoß gegen das Rhetorisch-Expressive den an sich schon leise komischen Gehalt dieser Katachrese parodistisch unterstreichen. Es bleibt also dabei: die musikalischen Sinnunterscheidungsmerkmale des Chinesischen wirken in einer ersten Ebene bedeutungsaufbauender Diakritika und sind damit ein Gegenstück zu unseren Phonemen; den musikalischen Tonmodulationen in europäischen Sprachen kommt dagegen lediglich eine bedeutungstillustrierende, malende und expressive Funktion zu. Eine Hauptschwierigkeit, die der Chinesisch lernende Europäer zu überwinden hat, liegt darin, daß er Wirkungsmittel, die er als solche zwar kannte, aber nur zu Zwecken rhetorischer Unterstreichung verwendete, nunmehr als maßgebende Faktoren im Sinn der Bedeutungsherstellung zu verwenden hat.

4. Flexion und grammatische Formmittel

Nehmen wir an, es beherrschte jemand aus dem Lexikon einer Fremdsprache eine Anzahl wichtiger Ausdrücke, aber sämtliche nur in der einen

Form, wie sie im Wörterbuch zu finden sind. Damit wären ihm in einfachen Situationen zweifellos Verständigungen möglich. Welches Mindestmaß an lexikalischen Mitteln (von grammatischen gar nicht zu reden) dort zum Sprechverkehr ausreicht, wo gemeinsame Verständigungssituationen, ein begrenzter Stoffkreis und außerdem noch sonstige Verständnishilfen zur Verfügung stehen, konnte ich introspektiv-erlebnispsychologisch und objektiv-behavioristisch an einem Lebensexperiment großen Stils feststellen, als ich und einige Wiener Kameraden während des Weltkriegs plötzlich zu einem ungarischen Regiment der k. u. k.-Armee versetzt wurden.

Behandelt man die Sprache in gewaltsamer Notrückbildung lediglich als Einklassensystem fixer Zeichen, so ist zwar eine gewisse Verständigung möglich, aber an das wirklich mit ihr zu Leistende kommt man nicht heran. Diese Notbehelfs-Sprachform wird ferner überall da versagen, wo es schwierig wird; von den sich einstellenden Mißverständnissen, den Gewaltsam- und Umständlichkeiten einer auf die Zeichen als solche reduzierten Sprache gar nicht zu reden. Ein Hauptvorzug der Vollsprache liegt ja gerade darin, daß ihre Zeichen zumeist nicht unabwandelbar, sondern gewisser aussageträchtiger Modifikationen fähig sind, durch welche verschiedenartige Beziehungen zwischen den durch die Zeichen ausgedrückten Begriffen angedeutet werden können. Da wird etwa durch die Form des Zeitworts zum Ausdruck gebracht, ob ein einziger Täter oder mehrere an einer Handlung beteiligt waren, ferner ob die Handlung faktisch vollzogen wurde oder ihr Vollzug bloß als möglich oder wünschenswert hingestellt wird. Eine Fülle kategorialer Sachverhaltsordnungen vermag die Sprache mit denselben lexikalischen Zeichen auszusagen, dadurch, daß sie an dem Stamm durch derivierende Kasusendungen und sonstige Mittel Veränderungen vornimmt, die bestimmten Begriffsmodifikationen zugeordnet sind. Ohne diese formalen Mittel der Grammatikalisierung könnte die Sprache ihren komplizierten Aufgaben nicht genügen. Das beweisen die durch pathologische Ausfälle auf die bloßen Zeichen reduzierten Sprachsysteme der an Agrammatismus leidenden Apathiker und die durch den Agrammatismus gesetzten Hemmungen.

Die Mittel, die im Dienst dieser morphologischen Grammatikalisierung verwendet werden, sind mannigfaltig und wechseln mit den Sprachbautypen. Aber selbst im kompliziertesten Fall sind sie einfach und ökonomisch in Hinblick auf das mit ihnen zu Leistende. Eine psychologische Bewältigung dieser Fülle ist indes möglich. Man kann die einzelnen Erscheinungsformen auf gewisse Urtypen zurückführen und diese aus elementaren Bedürfnissen des menschlichen Geistes beim Sprechverkehr ableiten. In ihren primitivsten onto- und phylogenetischen Urstadien — eine kurze Entwicklungsperiode der Kindersprache ist dafür Beleg — kennt die Sprache keine Formmittel. Aneinanderreihung globaler Signale, das ist

das Verfahren, mit welchem die Ursprache komplexe Sachverhalte bewältigt haben wird. Aus dieser Aneinanderreihung von Vollzeichen wird sich aber bald eine Gruppe häufiger gebrauchter Vollzeichenkombinationen herausgliedert haben, bei denen das eine Zeichen als Hauptsinträger, das andere als modifizierendes Nebenelement gefühlt wurde. In diesem Fall schrumpft dann das angehängte zweite Vollzeichen durch Lautreduktion zu einem Zeichenrest zusammen, der trotz einer gewissen Bedeutungsentleerung dieselbe Funktion vollbringt wie das angehängte Vollzeichen des früheren Zeitraums, nämlich eine bestimmte Modifikation des Hauptbegriffs. Damit ist der Übergang von der Derivation durch Vollzeichen zur flektierenden Deklination vollzogen. Durch solche Zeichenrelikte, die keinen eigenen Vollsinn, keine materielle Bedeutung, wohl aber eine logische Aufgabe haben, werden die materialen Bedeutungsträger hinsichtlich ihrer Beziehung auf bestimmte Gedankenzusammenhänge modifiziert. Und diese Modifizierbarkeit der Vollzeichen durch bedeutungsentlastete, aber funktionstüchtige Zeichenreste (Formwörter) ist ein Hauptvorzug des Zeichensystems Sprache.

Einige Beispiele für die Entwicklung solcher sprachlogischer Sigel. Im Gotischen wird das Präteritum der schwachen Verba — im Gegensatz zu den entsprechenden Formen der starken, die durch kontrastierende Vokalisation erzeugt werden (*binda* — *band*, *tiuha* — *táuh*, *leihwa* — *láihw*) dadurch gebildet, daß an den Verbalstamm das Hilfszeitwort „tun“ mit den in Frage kommenden Formen angehängt wird. So haben wir got. *salbōdedum* (salben taten wir), *sōkidedum* (suchen taten wir, wir suchten). Unser nhd. *-ten* in suchten ist das zusammengeschrumpfte Überbleibsel der noch im Gotischen vorhandenen vollen Bildungsform (der Umschreibung mit einer Präteritalform der idg. Wurzel *dhe* = setzen, tun) des Präteritums der athematischen Verba und zahlreicher Angehöriger der *ie-io*-Klasse. Die Übereinstimmung dieser Bildungssilbe des schwachen Präteritums mit den Formen des Vollverbums (got. *dedum*, asächs. *dedun*, *dadun*, ahd. *tatum*) schwand rasch. Im Ahd. ist dem psychischen Bedeutungserlebnis nach aus der Umschreibung mit einem zum Hilfswort degradierten Vollverb einfach ein Bildungsmittel für bestimmte Präteritalformen geworden, ähnlich wie die Franzosen des Mittelalters ihr Futurum *aimerai* nicht mehr als *aimer ai* (*amare habeo*) erlebten. Solche Bedeutungsentleerungen begegnen uns häufig. Sie spielen eine große Rolle bei Wortbildungen und Ableitungen. Wer ist sich dessen bewußt, daß in „heute“ und „heuer“ an der Stelle der verkümmerten Endsilben einst die Vollwörter Tag und Jahr standen (*hiu-tagu*, *hiu-jaru*)? Was hier vorliegt, ist progressive Verzeichlichung. Die Worte rücken immer weiter vor auf der Skala abstrakter, konventioneller Lautzeichen. Bedeutungswandel (in manchen Fällen -entleerung) und Lautreduktion entfernen zahlreiche Wörter nicht nur von ursprünglich vorhandener Sachnähe (dem onomatopoeischen Naturanschluß usw.), sondern auch von den das Verständnis stützenden etymologischen Zusammenhängen. Das ist ein in jeder Sprache aufweisbares Entwicklungsgesetz, ohne dessen Wirksamkeit die Sprachen nicht zu den bewußtseinsökonomischen Zeichensystemen geworden wären, die sie schon seit langem sind.

Auch die Substantivdeklination zeigt Beispiele für diese Tatsache. So besteht das Dualzeichen im Sanskrit wahrscheinlich aus Rudimenten von Ausdrücken wie *yugalam* (Paar) und *ubha* (beide). Im Lauf der Entwicklung geht dann das Be-

wußtsein der vollen Bedeutung verloren und die Endung ist Zweizahl- und Numeruszeichen geworden. Der Dual *kanye* (Mädchen) dürfte entstanden sein aus *kanyai*, dieses wieder aus *kanya* (Mädchen, Sing.) + *yugalam*. Oder *manusyau* (Menschen) ist entstanden aus *manusya* + *ubha*. Wenn wir in manchen Sprachen als Mehrzahlzeichen eine Längung des Auslautvokals finden, so ist das vielleicht der Rest einer Wiederholung des ganzen Wortes. Das mehrmalige Setzen des Zeichens, um das nochmalige Vorhandensein des Bezeichneten anzudeuten, ist ein überzeugendes Mittel der Pluralisierung, auf das ein naives Denken heute noch spontan verfällt, ebenso wie auf *emphatisch-affektive* Dehnung zu Zwecken der Andeutung der eindrucksvollen Größe und Menge eines Gegenstandes. *Da hammer Biiier kriegt*, sagte ein steirischer Holzknecht, als er seinen Gefährten das nach einer Treibjagd veranstaltete Gelage schilderte; die Menge des Biers deutete er durch Dehnung des Vokals an. *Da hats Leut', Leut' geben*, berichtete eine ländliche Magd über die für ihre Befreiung gewaltige Menschenmenge bei einer Kirchweih.

Gewisse stilistische Häufungsfiguren (einfache und variierte Wiederholung, Epizeuxis, Perissologie) gehen auf solche psychische Tendenzen zurück, gegen deren gelegentliche Auswirkung nichts einzuwenden ist, namentlich dort, wo es sich um wirksame Schilderungen handelt, auf die sich die Sprache als ökonomisches Zeichengefüge aber doch nicht verlassen kann. So werden diese umständlichen Pluralzeichen im Kampf ums Dasein, den auch die Sprachformen auszufechten haben, den knapperen Formen weit unterliegen, die sich im Sinn einer Selektion des Brauchbareren durchsetzen werden. Indes gibt es noch Sprachen, und nicht nur primitive, in denen die Wortdoppelung als Mehrzahlzeichen verwendet wird, das Malayische, Chinesische und Japanische. Hier sind ursprachliche Formmittel erhalten, die das Sanskrit schon nicht mehr erkennen läßt. Als älteste Dualform finden wir dort die Dehnung des Endvokals. Sie deutet auf ehemalige Wiederholung des kurzen Endvokals hin, die wiederum als ein Rest der Wiederholung des ganzen Wortes aufzufassen sein dürfte. Ähnliche Erscheinungen finden sich mehrfach. So werden ursprünglich die Kasus der äußeren Determination durch selbständige Worte ausgedrückt oder es wird die lokale Bestimmung *in* ursprünglich durch ein Wort bezeichnet, das „Platz“ bedeutet. Auch hier setzt zugleich mit einer gewissen Bedeutungsentleerung eine Lautreduktion ein. Solche Worte werden als bloße appositionelle Elemente verwendet, sodann zu Formwörtern und weiter zu unselbständigen formalen Deklinations- und Konjugationsbestandteilen herabgedrückt. Das griechische *Verbum* vom Typus *λέειν* ist aus zwei Verbalstämmen zusammengesetzt $\lambda v + \epsilon \nu$, der letztere ist ein Rest aus $\epsilon \nu \alpha \iota$. Den schwachen (ersten) Aorist Passivi stellt sich Stöhr²⁵) bildungsmäßig so vor: $\epsilon \lambda \nu \theta (\alpha) \dot{\eta} \nu \rightarrow \epsilon \lambda \nu \theta \eta \nu$, $\epsilon \lambda \nu \theta (\alpha) \dot{\eta} \sigma (\theta \alpha) \rightarrow \epsilon \lambda \nu \theta \eta \varsigma$ usw. Pluralsuffixe können auch aus verblaßten persönlichen Fürwörtern entstehen, die zum Zweck der Zahlbezeichnung hinter das Hauptwort gestellt werden, z. B. *Mann er* = Mann, *Mann sie* = Männer. In diesem Zusammenhang sei auf die rumänische Artikelsuffigierung verwiesen, wo ein ursprünglich

volleres Demonstrativum zum leeren Formwort herabgesunken ist: *rege-le, stea-ua*.

Daß der eben geschilderte Entwicklungsweg in vielen Fällen beschritten worden ist, daß man mit K. Bruggmann²⁶⁾ eine der Formelemente entbehrende ‚vorflexivische‘ oder ‚Wurzelperiode‘ ansetzen kann und darf, daß zahllose unselbständige Formmittel ursprünglich volle Wörter waren, duldet keinen Zweifel. Dennoch macht sich in der neuesten Sprachwissenschaft Widerstand dagegen geltend, sämtliche Morpheme aus ursprünglich selbständigen Ausdrücken abzuleiten. Eine solche Verabsolutierung dieses in vielen Fällen berechtigten Erklärungsprinzips ist aber auch gar nicht nötig. Nach Stenzel²⁷⁾ braucht nicht jede Endung, jedes Prä- oder Suffix aus einem Wort von voller Bedeutung entstanden zu sein, vielmehr mag die Sprache, sobald erst einmal das Prinzip dieser Wortfügung erfaßt und entwickelt ist, solche Elemente, die aus syntaktischen Bedürfnissen nun als notwendig empfunden wurden, nach Analogie der vorhandenen frei gebildet haben.

Zwischen den Vollzeichen und den Zeichenresten stehen die Formwörter, die zwar selbständig auftreten, aber keinen vollen Nenn- und Darstellungswert haben. Ihre ursprüngliche Bedeutung ist so weit verblaßt, daß eine Verwendung zu formalen Zwecken stattfinden kann. Solche Formwörter erfreuen sich in zahlreichen Sprachen zunehmender Wichtigkeit, da das derivierende Formensystem deutliche Neigung zum Abbröckeln zeigt. Außer dem possessiven sächsischen Genitiv besitzt das Englische keinen echten Kasus mehr; Umschreibungen präpositionaler Art müssen einspringen. Das Französische behilft sich mit den Formwörtern *de* und *à*; an die Stelle einer „*declinaison proprement dite*“ treten „*équivalents des cas*“. Auch in Sprachen, wo flektierte Fallformen noch in voller Geltung stehen, zeigt sich das Bestreben, diese durch Fügungen mit Formwörtern zu verdrängen. In rumänischer Mundartrede kann man hören, daß echte Genitive wie *calului* durch die Umschreibung *de cal* ersetzt werden. Auch im Deutschen beginnt der Genitiv ein mehr und mehr schriftsprachlich-literarisches Dasein zu führen: die lebendige Mundart ersetzt ihn durch Umschreibungen (*das Haus von meinem Vater, meinem Vater sein Haus*). Hier kommt das bereits genannte Entwicklungsgesetz der Sprache zur Geltung: komplexere Zeichensynthesen aufzulösen in eine Reihe einzelner Zeicheneinheiten, die freier kombinierbar sind. Das heutige Deutsch, Englisch, Italienisch usw. haben den Vokativ, Ablativ, Instrumental und Lokativ des Indogermanischen, dessen Formenfülle übrigens im Litauischen noch weitgehend bewahrt ist, längst verloren, ohne daß aus dieser Minderung des Kasusbestandes Verständnisschwierigkeiten erwachsen wären. Im Hildebrandslied finden sich noch Fügungen wie *wili mih dñu speru werpan* und *nà scal mih suðsat chind suertu hauwan*. Die Gedrungenheit

dieser ahd. Instrumentale besitzen wir heute nicht mehr, was als stilistischer Farbverlust gewertet werden kann, aber die Verständlichkeit leidet darunter nicht, daß wir zu der Präposition *mit* unsere Zuflucht nehmen müssen. Diese analytische Technik der weitgehend zerlegbaren und frei kombinierbaren Aufbauteile verschafft den Sprachen erst volle Beweglichkeit. Die grammatischen Formmittel vermögen ferner in den Dienst der Aussageökonomie zu treten. Welche Ersparungen werden etwa durch die Konjunktionen bewirkt, die Zeichen für die Zusammenziehung von Sätzen sind! Wo vordem gesagt werden mußte: A ist tot, B ist tot, C ist verwundet, D ist verwundet, konnte später gesagt werden, A und B sind tot, C und D hingegen nur verwundet.

Gibt es Sprachen ohne morphologische Deklination durch derivierende Kasusendungen, so gibt es doch keine ohne Formwörter, ja diese spielen eine umso größere Rolle, in je geringerem Maß jene vorhanden ist. Die „Leerwörter“ des Chinesischen und die von ihnen ausgeübten mannigfachen Funktionen sind dafür ein Beispiel.

5. Wortgruppen

Zwischen den Worten und den Sätzen stehen die Wortgruppen. Sie sind insofern kein Anliegen des lebendigen Sprechvorgangs, als niemand in Wortgruppen redet. Dennoch haben sie praktische Bedeutung. Wer eine Sprache idiomatisch sprechen lernen will, muß außer Vokabeln und grammatischen Formungsregeln einen reichlichen Bestand an geprägten Wortgruppen (Phrasen) erwerben. Der Begriff „Phrasen“ ist hier natürlich nicht im trivial abschätzigen Sinn gemeint, sondern in der ihm von der Stilistik verliehenen fachwörtlichen Bedeutung, wie sie bei K. F. Becker²⁸) angegeben ist. War die Sprache nicht imstande, für einen neuen Begriff durch Ableitung oder Zusammensetzung ein neues Wort zu bilden, so nimmt sie das den Begriff ausdrückende Satzverhältnis als bleibenden Ausdruck des besondern Artbegriffs auf und gibt dem Satzverhältnis die Geltung eines Wortes. Solche Satzverhältnisse, die die Geltung eines Wortes angenommen haben, sind Phrasen: *gute Worte geben, mit scheelen Augen ansehen, Glück wünschen, hinters Licht führen, etwas in den Weg legen, Haus halten, jem. einen Gefallen tun*. Solche Wendungen sind sprachliche *Halbfabrikate*. Sie sind noch keine Sätze, d. h. noch keine selbständigen Sinneinheiten, in denen eine für sich bestehende Aussage möglich ist, aber sie spielen eine wichtige Rolle im fertigen Satz. Zudem vermögen bereits sie eine bedeutsame Funktion zu übernehmen, die meist dem Satz zugeschrieben wird: die Vereindeutigung der u. U. vieldeutigen Einzelzeichen. Durch die Kombination eines Substantivs mit einem Adjektiv vermag sofort klargelegt zu werden, ob jenes im eigentlichen oder

übertragenen Sinn gemeint ist. Das Wort *Feuer* heißt zunächst „Brand“, verwendet man es dagegen in der Fügung *jugendliches Feuer*, so wird klar, daß damit die Leidenschaft gemeint ist. Es gibt primitive Sprachen, in denen der pronominale Bestandteil in Wortgruppen wie *mein Haus* und *ich baue* identisch ist, die also zwischen Possessivum und Personale nicht scheiden. Trotzdem werden sie nicht unverständlich, da die vom isolierten Fürwort nicht erbrachte Vereindeutigung von der Wortgruppe her erfolgt. Die Verbindung mit dem Gegenstandsbegriff verleiht — wie Wundt²⁹⁾ ausführt — dem Pronomen von selbst die possessive, die mit dem Verbalbegriff die personale Bedeutung. Besonders faßbar wird die Rolle der Vereindeutigungsverfahren durch Wortkombinationen, die noch keinen Satzcharakter haben, im Chinesischen. Dort finden sich häufig konventionelle Verbindungen zweier (oft synonymen) Ausdrücke, die den gemeinten Begriff unmißverständlich festlegen. Durch zwei entgegengesetzte Eigenschaftswörter vermag ferner das ihnen zugrundeliegende Abstraktum angedeutet zu werden (*groß-klein* = Quantität). Die Wortgruppe enthält nicht selten fast alles Wesentliche, was ein Satz an Aussageinhalt erbringt, gleichwohl ist sie noch kein Satz. Von diesem ist sie durch gewisse psychisch-intentionale und grammatisch-formale Züge geschieden.

6. Zur Syntax im allgemeinen

Durch die als „Satz“ bezeichnete sprachliche Erscheinung kommt gegenüber Wort und Wortgruppe etwas Neues hinzu, auf dem die volle Leistungsfähigkeit der Sprache beruht: das Moment der Anordnungswerte. Die einzelnen lexikalischen Zeichen sind nicht nur morphologischer Abwandlungen fähig, sondern es kann auch ihre Anordnung in den Dienst des aufzubauenden Inhalts gestellt werden; innerhalb der Grammatik steht neben der Formenlehre die Syntax. Die Sprache reiht ihre Zeichen nicht einfach in Zufallsanordnung aneinander, wobei jedes Einzelzeichen in allen Fällen unveränderlich den gleichen Bedeutungsgehalt aufwiese, sondern sie läßt den Bedeutungsträgern durch die Anordnung aussagewichtige Modifikationen zuteil werden. Zu dem Aussagewert der isolierten Zeichen kommt der Aussagewert dieser Zeichen in Kombination, den sie durch Einsetzung in bestimmten Stellen des Satzes erhalten. Eine Inversion etwa, die das Verbum an die Spitze des Satzes bringt, macht aus einer Behauptung eine Frage. Der Satz erweist sich somit als eine über die Summe der Wortvorstellungen hinausgehende spezifische Gesamtgestalt, als eine Art Schema, das dem Haben der Worte vorausgeht und in das diese als Füllung eintreten.

Die Anordnungswerte haben in sämtlichen Sprachen eine wichtige Aufgabe innerhalb des intendierten Sinnaufbaues. Ausmaß und Grad dieser

Wichtigkeit ist freilich nicht in allen Fällen gleich. Bei Sprachen, die ein volles System von Deklinationszeichen besitzen, braucht der syntaktische Stellenwert nicht zu Diensten innerhalb der ersten Vereindeutigungsabsicht herangezogen zu werden; er dient der stilistischen Hervorhebung und ästhetischen Zwecken. Im Lateinischen, wo ein vollausgebildetes Kasus-system alle Beziehungen verdeutlicht, kann der Dichter die Worte beliebig durcheinanderwürfeln. Der Normalfall aber ist das nicht. Denn die Sprachen, die in allerersten Anfängen der grammatischen Formen entbehren, zeigen nach einer mittleren Entwicklungsperiode üppigen Formenreichtums die Neigung, diesen Formenbestand weitgehend zu vereinfachen. Wohin man auf diesem Wege kommt, macht das Chinesische deutlich, das in prähistorischen Phasen flektierend war, seit Jahrtausenden aber den Musterfall einer Sprache bildet, die auf syntaktische Deklination (Auswertung der Wortstellung zur Bezeichnung der Beziehungen zwischen den Begriffen) angewiesen ist³⁰). Wichtigste Regel, die eine solche Sprachfügung erst verstehbar macht, ist folgende. In einem Satz, in welchem einem Ding eine Eigenschaft beigelegt oder in welchem irgendetwas einem andern gleichgesetzt oder untergeordnet wird, muß das von dem Ding Ausgesagte der Bezeichnung des Dinges folgen. Das Subjekt steht zu Beginn. Auch im Englischen und Französischen sagt uns oft nur die Stellung im Satz, was Subjekt und was Objekt ist. Wenn das Verbum z. B. eine Handlung symbolisiert, dann ist der Platz vor ihm für den Täter, der hinter ihm für den Betroffenen der Handlung vorbehalten. Zum Sprechverkehr gehören — wie Bühler³¹) eindringlich darlegt — auch Operationen im Symbolfeld. Die syntaktischen Mittel haben also gleichfalls Zeichenfunktion. Dadurch, daß der einzelne Sprachbegriff nicht allein steht, sondern in einem Feld, einem Zusammenhang mit anderen, erfährt er von dieser Umgebung einen Einfluß, wie er umgekehrt einen solchen ausübt. Wie ein Punkt durch die drei Koordinaten eines rechtwinkligen Systems eindeutig bestimmt wird, so werden auch die zu benennenden Sachverhalte durch die Kombination der Begriffe vereindeutigt. Damit führt der Satz weiter und zu Ende, was in gewissen Ausmaßen schon die Wortgruppe zu leisten vermag.

Der ausgebildete Satz erbringt gegenüber dem Wort neue Bedeutungsmöglichkeiten: die Anordnungswerte und die Bedeutungsfestlegung. Aus diesem Grund ist der Doppelsinn, die Mehrdeutigkeit (Amphibolie) im Satz ungleich seltener als beim Einzelwort. Weil es nun so ist, daß die Sprache über verschiedene Schichten zur Herstellung des gemeinten Sinnes verfügt, braucht sie nicht jede Verständigungsleistung und Sinnerfüllung den Mitteln einer bestimmten Schicht aufzubürden, sondern kann sich darauf verlassen, daß die mit dem Bestand der ersten Schicht nicht völlig zu erreichende Klarheit mit den Mitteln einer höhern erzielt wird.

Ein Beispiel³²). Im Deutschen dient die Nachsilbe *-er* zur Bezeichnung eines *nomen agentis*, eines Täters, des Vollbringers einer Handlung. Es gibt jedoch Fälle, wo das nämliche Suffix *passive* Bedeutung hat, d. h. nicht ein Tun, sondern das leidende Objekt oder das Ergebnis dieser Tätigkeit zum Ausdruck bringt: *Anstecker, Anhänger, Jauchzer, Überzieher, Hocker, Füller, Operngucker* usw. Im Mhd. heißt *ankleger* Gerichtsperson und Angeklagter, *ächter* bedeutet den Ächtenden wie den Geächteten, *lässer* den zur Ader lassenden Chirurgen wie den Patienten.

Man sieht daraus, daß die einzelnen grammatischen Formmittel u. U. recht weitmaschig sind und es daher dem formalen syntaktischen wie dem materialen Bedeutungszusammenhang überlassen bleiben muß, die geforderte Vereindeutigung vorzunehmen, die durch die erste Schicht flexivischer und derivativer Formmittel nicht immer in genügender Weise herzustellen ist. So kann sogar der Unterschied zwischen aktiver und passiver Modifikation des Bedeutungskerns nicht immer durch eigene, für sich bereits völlig eindeutige Formmittel ausgedrückt werden, sondern wird Formbeständen höherer Ordnung übertragen. In den meisten Sprachen wird auch die Zugehörigkeit der einzelnen zeichenhaften Phonemkomplexe zu den Redeteilklassen erst durch den syntaktischen und sachlichen Zusammenhang bestimmt. Im Deutschen kann das phonetisch durch *libe* wiederzugebende Lautgebilde das Hauptwort „Liebe“, mehrere Formen des Zeitworts „lieben“ und des Eigenschaftsworts „lieb“ bedeuten. Im Englischen kann *gold* Substantiv, Adjektiv und Verbum sein. Den Vogel schießt hier wieder das Chinesische ab, in dessen Grammatik nach einem Wort Humboldts der ausdrücklich bezeichnete Teil in einem unendlich kleinen Verhältnis zum stillschweigend hinzugedachten steht. Der Sinn eines Wortes vermag hier nur aus dem Zusammenhang erschlossen zu werden. So kann etwa das Wort *ngan* Substantiv sein (Ruhe), Adjektiv (ruhig), Adverb (beständig), transitives Verbum (beruhigen) und Verbum neutrum (ruhig sein, ruhen).

Sieht man sich eine größere Anzahl von Satzdefinitionen, wie sie J. Ries³³) in dankenswerter Weise zusammengestellt hat, auf die hier wirklichen definitorischen Grundhaltungen an, so wird alsbald deutlich, daß neben dem grammatischen und logischen auch der psychologische Aspekt dabei eine beträchtliche Rolle spielt. Psychologisch sind die Satzdefinitionen, wo von den geistig-seelischen Vorgängen die Rede ist, aus denen dieses Phänomen erwächst. Etwa wenn gesagt wird, der Satz sei der Ausdruck eines in sich geschlossenen Vorstellungserlebnisses, eines Vorgangs der gedanklichen Stellungnahme oder eines Relationserlebnisses, in welchem ein Inhalt des Gegenstandsbewußtseins zur Wirklichkeit in Beziehung gesetzt wird, oder wenn definierenderweise auf die erlebniseinheitlichen Vorstellungs-, Gedanken-, Gefühls- und Willensgeschehnisse zurückgegriffen wird, denen die sprachliche Äußerung Ausdruck verleiht. Es wird noch zu zeigen sein, daß eine befriedigende Satzdefinition ohne

Heranziehen des psychologischen Gesichtspunktes gar nicht möglich ist, weil der Satz nicht so sehr ein objektiv gebildemäßiges als ein sprachpsychologisches Phänomen ist. Die beschreibende Grammatik kümmert sich ausschließlich um die sprachliche Form dieses Gebildes, und das ist nun ein zweifelhafter Weg, des Wesens dieser Erscheinung habhaft zu werden. Denn hier kann nichts Bestimmtes ausgemacht werden; es läßt sich nicht sagen, ob der Satz aus einem Wort oder mehreren Wörtern bestehen kann oder muß, ob das Zusammensein von Subjekt und Prädikat oder das Vorhandensein eines finiten Verbs unerläßliche Bedingungen sind, damit von einem Satz geredet werden darf. Die Psychologie dagegen bestimmt den Satz, indem sie von der am Werk befindlichen Rede-Intention des Sprechenden und der durch sie bewirkten Ausdrucksleistung (im weiteren Sinn) ausgeht und die gebildemäßigen Erscheinungen als Folgen dieser psychischen Intention faßt.

Dafür einige Beispiele, die darzutun vermögen, daß der psychologische Ansatz auch für Sprachwissenschaftler etwas Bestechendes hat. Nach Behagel³⁴⁾ handelt es sich beim Satz um ein sprachliches Gebilde, das einen seelischen Vorgang verkörpert. Meist wird dieser als Gedanke bestimmt. So heißt es bei O. G. Curme³⁵⁾: „A thought expressed in words is a sentence“. P. Kretschmer³⁶⁾ bezeichnet den Satz als sprachliche Äußerung, der ein Affekt- oder Willensvorgang unmittelbar zugrundeliegt. Nach H. Güntert³⁷⁾ wird im Satz durch Wortfügung eine sich in unserm Bewußtsein vollziehende Verknüpfung zweier oder mehrerer Vorstellungen zum Ausdruck gebracht, in die man zuvor einen einheitlichen Anschauungs- oder Vorstellungskomplex zergliedert hat. Ein Satz ist somit ein Wortgefüge zum Ausdruck eines zergliederten, aber einheitlich empfundenen seelischen Erlebnisses. L. Morsbach³⁸⁾ definiert den Satz als relativ abgeschlossene sprachliche Äußerung eines Gefühls, einer Gesamtvorstellung oder eines Willensaktes.

7. Wort und Satz

Das Wesen des Satzes gegenüber Wort- und Wortgruppe liegt darin, daß er eine zur Verständigung genügende Sinneinheit ist. Damit sind die Wesensmerkmale der Einheit, Vollständigkeit und Ganzheit mitgesetzt, wodurch die Abgrenzung des Satzes vom Wort möglich wird. Dieses ist keine für sich genügende Verständigungseinheit. Vermag ein einzelner Ausdruck durch bestimmte Kräfte der Intonation, der sprechdynamischen Melodik usw. gewisse Ergänzungsmaßnahmen seitens des Hörers aufzurufen, dann ist dieser Einzelausdruck leistungsmäßig auch schon kein Wort mehr, sondern in die Kategorie Satz übergegangen. Man hat sich bemüht, die Abgrenzung der genannten Erscheinungen durch Heranziehen der logischen Grundtatsachen Begriff und Urteil zu geben. Das Wort ist nach dieser Auffassung das sprachliche Korrelat des Begriffs, der Satz Ausdruck eines Urteils und dessen sprachliches Gegenstück. Sprachlich wird ein Urteil in der Regel durch einen mehrgliedrigen Wortkomplex

ausgedrückt, kann aber auch durch einen einzigen Ausdruck geäußert werden. Sagt ein Vater, der als erster die Suppe kostet, zu den Kindern warnend *Heiß!*, so ist dieses Wort Ausdruck eines Urteils und vollbringt die Leistung eines Satzes. Hier ist nur das Prädikatsnomen geäußert, das Subjekt ist als Wahrnehmungsgegenstand in der gemeinsamen Situation unzweideutig gegeben. Die zielvoll denkende Verknüpfung von Begriffen, die das Wesen des Urteils ausmacht, wird hier so vollzogen, daß der Sprecher den Sachverhalt, der augenblicklich im Mittelpunkt des Interesses aller Beteiligten steht, voraussetzt und mit unmißverständlicher Beziehung auf ihn sprachlich lediglich ein Wesensmoment des Urteils zum Ausdruck bringt. Der Satz als abgegrenzte Sinneinheit ist ein sinnvoll ausgerichteter Vorstellungsverlauf, der eine Mehrheit von Vorstellungen zusammenfaßt. Das Wort ist somit das sprachliche Gegenstück der einzelnen Teilvorstellung, deren aussageträchtige Vereinigung den Satz bildet. Sagt man *Das Haus brennt*, so ist damit eine Sinn Ganzheit ausgedrückt, eine Gesamtvorstellung, in der die Vorstellung „Haus“ nicht gesondert neben der des „Brennens“ erlebt wird, sondern ein einheitliches Urteilserlebnis vorhanden ist, in welchem der Sachverhalt *Haus* mit dem Sachverhalt *Brennen* in eine bestimmte Vorgangsbeziehung gesetzt ist. Haus und Brennen ohne verbindende Sinnbezüge dieser Art sind dem sinnvollen Aussageganzen gegenüber Teilvorstellungen und damit Worte. Treffend ist gesagt worden, Wort sei alles dasjenige, was als Teil in anderen Zusammenhängen auftreten und dort die Rolle einer Wendung übernehmen könne.

Beim Urteil werden aus einem Lebenssachverhalt mindestens zwei Momente herausgehoben und in eine Beziehung zu einander gebracht, zu welcher das denkende Subjekt bejahend oder verneinend Stellung nimmt. Der Begriff — sprachlich repräsentiert durch das vereinzelte Nennwort, das nicht durch irgendwelche Mittel in die Leistungsphäre des Satzes gehoben ist — steht sozusagen jenseits von wahr und falsch. Beim Satz kommt zu der isolierten Begriffs-nennung noch etwas hinzu. Rufe ich beim Anblick starker Röte am nächtlichen Himmel *Feuer!*, so vergegenwärtige ich mir nicht einen isolierten Begriff, zitiere nicht ein bestimmtes Wort aus dem Lexikon der deutschen Sprache, sondern stelle urteilend etwas fest, beziehe mich aussagend auf einen Sachverhalt der Wirklichkeit. Dieses Urteil kann richtig oder falsch sein; ein anderer vermag meinem Ausruf gegenüber darauf hinzuweisen, die Röte am Himmel habe nicht die von mir angegebene Ursache. Das einzelne Lautzeichen *Feuer* hat in diesem Fall Urteils- und damit Satz-funktion erhalten; es drückt einen Auffassungsakt aus, der einen Sachverhalt zum Gegenstand hat, zu welchem jemand Stellung nimmt, indem er die hier beschlossenen Beziehungen anerkennt oder ablehnt. So weist das Wort auf einen isolierten Gegenstand, der Satz auf einen Sachverhalt. Die unemphatisch, sozusagen zitierend

gesprochenen Ausdrücke *Feuer*, *Hilfe* sind nichts als Wörter; nebenbei sei bemerkt, daß es im realen Sprechverkehr mit Ausnahme des Sprachunterrichts höchst selten zu solchen einzelwörtlichen Nennungen kommt. Werden die nämlichen Ausdrücke mit dringlicher Betonung gerufen, so vollbringen sie die Leistung von Sätzen. Hier ist durch Verständigungsdynamik, Tonfall und musikalische Elemente zum Ausdruck gebracht, daß sich der Einzelbegriff durch Bezugnahme auf die Wirklichkeit zu einer Sinneinheit abgerundet hat. Der Satz ist somit als kleinste selbständige und vollständige Sinneinheit die sprachliche Aussage eines mehrgliedrigen Sach- und Sinnverhalts, wobei sich diese Mehrheit der logischen Momente in der Regel in einer Mehrheit der sprachlichen Aufbaumomente widerspiegelt. Ist dies, wie beim Einwortsatz, nicht der Fall, so muß durch besondere Mittel erzwungen werden, daß der Hörer die nicht eigens ausgedrückten logischen Elemente mitversteht, das Wort sohin zur vollständigen Verständigung genügt.

Immer wieder wird der Satz als sprachlicher Ausdruck für die Verbindung mehrerer Vorstellungen definiert. Im Satz sind mindestens zwei Inhalte des Gegenstandsbewußtseins zu einem Sinnanzien verschmolzen: etwa ein angegebener Gegenstand und die Tatsache oder die Art seines Wirkens und Seins. Hier ist die Isolation des Einzelworts aufgehoben und dieses in einen Seins- oder Wirkenszusammenhang eingeordnet. Die Worte bezeichnen Vorstellungsgegenstände, die Sätze Urteilsgegenstände („Objektive“ nach Meinong³⁹). Das Wort in Satzfunktion (Einwortsatz) ist kein Vorstellungs- und Begriffszeichen mehr, sondern Ausdruck von Gedanken, Gefühlen und Begehungen. So konnte man sagen, ein Wort sei der sprachliche Ausdruck für einen einheitlichen Bewußtseinsinhalt, ein Satz dagegen der für eine einheitliche Stellungnahme zu einem solchen. Korrelative Bestimmungen der Termini Wort und Satz sind mehrfach versucht worden. Worte sind Namen für Dinge und Vorgänge, ohne daß mit ihnen eine Beziehung zur Wirklichkeit zum Ausdruck gebracht wäre. Die dem Satz eigene Leistung besteht in der Herstellung einer Beziehung zwischen seinem Inhalt und der Tatsächlichkeit der Außenwelt. Besonders greifbar wird dieser Unterschied in der Gegenüberstellung von Einzelworten in ihrer bloßen Namensfunktion und solchen Sätzen, die aus demselben Wort(stamm) bestehen. Die Worte *pluere* und *pluvia* benennen die Naturerscheinung, erwecken die Vorstellung des Vorgangs „Reg(n)en“; der Satz *pluit* tut dasselbe und setzt zugleich diesen gedachten Vorgang aus unserm Innern hinaus in die Außenwelt als ein dort Wirkliches, stellt ihn als ein sich tatsächlich vollziehendes Geschehnis hin. Um ein Gebilde zum Satz zu machen, genügt es, daß sein Inhalt zur Wirklichkeit in Beziehung gesetzt wird. Mit dieser Bestimmung ist Ries⁴⁰) im Recht. Ins Unrecht gerät er jedoch, wenn er für dieses psychologische Moment der

Stellungnahme zur Wirklichkeit ein grammatisches Korrelat sucht und dieses in der finiten Verbalform findet. Denn es gibt zweifellos Sätze, die keine solche enthalten und doch als Sätze anzusprechen sind.

In kritischer Mitarbeit an den Ries'schen Bemühungen kommt E. Winkler⁴¹⁾ zu folgender sehr brauchbarer Abgrenzung von Wort und Satz. Der Satz unterscheidet sich vom Wort durch seinen spezifischen Aktcharakter, nicht durch Dimension oder Form. Worte sind virtuelle Denkmittel, Sätze aktuelle Denkleistungen. Sätze sind die kleinsten im Redezusammenhang sinnvoll-selbständigen Stücke einer sprachlich-gedanklichen Stellungnahme. Die vorhandene oder fehlende Dynamik des Satzungsaktes entscheidet, ob ein bestimmtes Sprachgebilde als Wort oder als Satz zu gelten hat.

8. Das Wesen des Satzes

Das Wesen des Satzes kann nur vom Psychologischen her zulänglich bestimmt werden, vom Gebildeaspekt des Linguisten aus ist das nicht möglich. So sind die Sprachforscher Brugmann und Thumb⁴²⁾ geneigt, in der Aufstellung einer zulänglichen Satzdefinition eine Aufgabe der Psychologie zu sehen. Dieser Ansicht ist auch Winkler. Er führt eine Äußerung von Ch. Bühler⁴³⁾ an, der Satz besitze Zwitternatur; zwar sei er ein sprachliches Gebilde, aber gerade das, was ihn gegenüber jeder andern Wortverbindung charakterisiere, lasse sich aus rein sprachlichen Mitteln nicht erläutern. Sogar der vornehmlich sprachwissenschaftlich eingestellte J. Ries muß zugeben, daß der Satz in der analytischen Grammatik ein Fremdkörper sei. Er ist in sie von außen hineingetragen; denn hier handle es sich nicht wie bei anderen sprachwissenschaftlichen Begriffen um eine vom Gebildemäßigen, sondern um eine vom psychischen Sprechvorgang gewonnene Kategorie. Der Satz ist ein Begriff der lebendigen Sprechleistung (*parole*), nicht ein solcher der Sprache (*langue*). Auch nach A. Nehring⁴⁴⁾ ist es allein der Sprechende, der einem sprachlichen Gebilde die Satzgeltung verleiht. Nach verbreiteter Ansicht kann der Satz als Einzelstück der lebendigen Rede nur von den bei der Satzbildung wirksamen psychischen Vorgängen aus bestimmt und begriffen werden. Eine spezifische Satzform gibt es nicht. Die Grammatik ist nicht imstande, mit ihren Mitteln zu bestimmen, ob und wann *Feuer* ein Wort oder ein Satz ist. Hier hilft nur ein Zurückgreifen auf das Psychisch-Funktionale und Intentionale, das den Satz als Redeeinheit vom bloßen Wort unterscheidet. Grammatische Versuche, das Wesen des Satzes in Mehrwortigkeit oder in einer Verbindung von Subjekt und Prädikat usw. zu sehen, sind verfehlt. Abgesehen von den Verhältnissen in den konnektierenden, polysynthetisch-einverleibenden und weiterhin allen nicht in der Satzform der idg. Gruppe komponierenden Sprachen, wären mit diesen Bestimmungen auch die für das Indogermanische geltenden Bräuche nicht getroffen; denn

selbst dort muß die Mehrgliedrigkeit, die nur intentional, aber nicht äußerlich-gebildemäßig das Wesen des Satzes ausmacht, oftmals supponiert werden. Die Äußerungen *Feuer!*, *Hilfe!* in bestimmten Lagen mit dringlicher Betonung getan, werden von jedem, der an der nämlichen Situation teilhat, nicht als theoretische Nennungen verstanden, sondern als komplexe Meldungen mit Appellabsicht, daß Feuer vorhanden, Hilfe nötig sei, wobei die Bedeutungen der genannten Ausdrücke in Beziehung gesetzt werden mit einem bestimmten Ort und dem konkreten Zustand einer bestimmten Person.

Die psychischen Momente und Triebkräfte kommen natürlich in der äußeren Form des Satzes irgendwie zur Erscheinung, der intentionale Faktor, die Dynamik der sprachlichen Stellungnahme, die von Kretschmer hervorgehobene Affektlösung und Befriedigung des Willenstriebes wirken sich formgebend aus. Von den auf diese Weise zustandekommenden Wesensmerkmalen wurden *Einheit* und *Vollständigkeit* bereits genannt; damit stehen in Zusammenhang die weiteren Momente der *Abgeschlossenheit* des Satzes und der *Selbständigkeit* des Satzsinnes. Das hier gleichfalls immer wieder angeführte Wesensmoment der *Gliederung* bedarf näherer Erörterung. Es gibt Definitionen des Satzes, die es in den Mittelpunkt rücken, etwa wenn angegeben wird, der Satz sei ein Sprachgebilde, durch welches der Sprecher zum Ausdruck bringt, wie er die Vielheit seines Erlebens gliedernd bewältigt hat. Die Sprache vermag in Bericht und Schilderung Wirklichkeitssachverhalte wiederzugeben; sie tut das in der dem menschlichen Geist und damit ihr selbst angemessenen Weise. Sie verwandelt das Koexistente in eine Sukzessionskette und gliedert das Einheitliche im Sinn einer noetischen Ordnung. *Auf dem Gipfel des Berges steht ein Kreuz.* Der Gipfel ist zwar sachlich ausgezeichnet, zugleich aber geht er in den übrigen Berg ohne scharf abgehobene Grenze über. Die Sprache dagegen verleiht ihm eine Sonderexistenz. Die Tatsache, daß sich auf diesem Teil des Berges ein Kreuz befindet, ist für den hinaufsteigenden Bergwanderer ein völlig einheitlicher Sachverhalt „Kreuzamberg“. Die Sprache aber zerfällt diesen einheitlichen Tatbestand, benennt die Teile mit den dafür üblichen Namen und baut das Ganze durch Zusammenfügung noch einmal auf, so zwar, daß durch diese Kombination eine bis ins individuellste gehende Bestimmung des Einzelnen wie des Gesamten erreicht wird. Die einzelnen Aufbauteile (Vollwörter, morphologische Zeichen an ihnen wie Endungen, Umlaut, Ablaut, Reduplikationen usw., Formwörter, Anordnungswerte, Satzmelodie, Modulationen der Tonhöhe, stärkere oder schwächere Betonung bestimmter Wörter, Pausen usw.) wirken zu dem Ganzen der gegliederten Aussageinheit „Satz“ zusammen. Aus dem einheitlich-kom-

plexen Das-da des Wirklichkeitsgeschehens greift die Sprache im Satz verschiedene wesentliche Momente (Vollbringer, Art, Ort, Gegenstand und Zeit eines Tuns) heraus und gliedert dadurch das Geschehen auf. Sie bezeichnet die einzelnen Momente mit allgemeinen Namen, bringt sie aber — was vor allem durch die Mitwirkung der Zeigwörter erreicht wird — in einen Zusammenhang, der den einmaligen Bestimmungen dieses u. U. so nicht wiederkehrenden Geschehens gerecht wird. Die Worte der Sprache führen den komplexen Erlebnissachverhalt in einen „artikulierten“ Zustand über. Dieses Moment der Gliederung, ein allgemeiner Wesenszug der Sprache, tritt im Satz besonders deutlich heraus. Ähnliche Erwägungen hat F. Schür⁴⁵⁾ angestellt.

Wie verhält es sich nun damit, wenn der Satz aus einem einzigen Wort besteht? Dann wird ein zwar nicht sprachlich formuliertes, aber hinzugedachtes Bezugsmoment ins Spiel gebracht. Normalerweise aber ist der Satz auch äußerlich-sprachlich gegliedert, d. h. er kommt durch eine Vereinigung mehrerer Einzelsymbole zustande. Die Art der sprachlichen Gliederung ist natürlich in den einzelnen Sprachen verschieden. So gehört etwa in manchen Sprachen die Kopula zu den wesentlichen Satzbestandteilen, im Lateinischen fehlt sie oft, das Normale ist dieses Fehlen im Ungarischen, weil dort das Hilfsverbum *sein* die Rolle des fehlenden Auxiliars *haben* mitübernehmen muß (*nekem van = mir ist, ich habe*) und daher in bloßen Existentialurteilen gar nicht gesetzt wird, wodurch in solchen Fällen der Nominalsatz die Regel wird: *érdekes a könyv* (interessant das Buch). Im neuesten Russisch ist es unter finnischem Einfluß zu ähnlichen Erscheinungen gekommen. Das nur als herausgegriffenes Beispiel. Auf welche Weise die für den Satz als solchen wesentliche Gliederung zustandekommen kann, das zu zeigen, ist kein Problem der Sprachpsychologie, sondern der vergleichenden Syntax und der allgemeinen Grammatik.

Aus diesem Wesenszug des Satzes, daß hier mehrere Glieder zu einer Verständigungseinheit zusammengeschlossen sind, hat man die Bestimmung gewinnen wollen, der Satz sei das sprachliche Symbol dafür, daß sich eine Reihe von Einzelvorstellungen und -begriffen im Geist des Sprechenden zu einer Sinneinheit verbunden habe und das Mittel, die nämliche Verbindung der nämlichen Vorstellungen in der Seele eines Hörers zu erzeugen. Eine solche synthetische Definition wird von H. Paul⁴⁶⁾ vertreten. Demgegenüber behauptet Wundt⁴⁷⁾ im Sinn eines analytischen Standpunkts, der Satz sei die Aufgliederung eines geschlossenen Gedankens, einer einheitlichen Intuition. Die im Bewußtsein des Sprechers vorhandene Gesamtvorstellung bedarf dieser Zerlegung, um sprachlich mitteilbar zu werden. Wenn wir einen Satz bilden, so kommt die einzelne Vorstellung nicht erst im Augenblick des Aussprechens des zugehörigen Wortes in unser Bewußtsein. Der Satz ist kein punktuell durch unser Bewußtsein laufendes Gebilde, von dem immer nur ein einzelnes Wort in diesem momentan existiert, während Vorangegangenes und Nachfolgendes in Nacht versinken. Vielmehr ist er, solange als er gesprochen wird, als Ganzes im Bewußtsein.

Wem ist hier Recht zu geben? Zunächst muß gesagt werden, daß das Wesen des Satzes von keiner der genannten Definitionen getroffen wird; eine Wortgruppe, etwa ein Substantiv mit mehreren Attributen, wird beiden Bestimmungen gerecht. In bezug auf das Zustandekommen der Gliederung freilich können beide Definitionen das Richtige aussagen, weil hier typenpsychologische Varianten anzutreffen sind, aber auch, weil das normale Verhalten des nämlichen Sprechers bald so, bald so vorgehen kann. Die Satzbildung ist ein vielgestaltiger Vorgang; auf zahlreiche Fälle paßt das Wundtsche Schema: der Satzgedanke wird als Ganzes konzipiert und zerlegt sich erst nachträglich in seine Bestandteile. In anderen Fällen sind die Teile das erste, sie stehen unverbunden im Bewußtsein oder treten nacheinander auf und werden durch Kombination zur Einheit gefügt. Oder es ist, wie dies im lebhaften Hin und Her einer Wechselrede zu sein pflegt, eine entscheidende Wortgruppe, ein Schlagwort da; um diesen Kern schießt dann der übrige Satz an. Auf eine derartige Mehrzahl möglicher Fälle hat auch Bühler hingewiesen.

Durch diese Kontroverse wird der Wesenszug der Gliederung nicht in Frage gestellt, solange man ihn nicht so verengert, daß man darunter ein Nacheinander und eine Synthese einzelner Vorstellungen versteht. Am Begriff der Gliederung ist aus mehreren Gründen festzuhalten. Zunächst einmal, weil damit der zahlenmäßig weitaus überwiegende Normalfall der zweifellosen Sätze getroffen wird, sodann weil auch die sprachlich eingliedrigen Sätze ihrer psychischen Intention nach und in Hinblick auf ihren Vorstellungsbestand mehrgliedrig sind. Sie unterscheiden sich von der eingliedrigen Nennung dadurch, daß zu dem betreffenden Begriffsinhalt etwas hinzugedacht wird, das bericht- wie appellmäßig wichtig ist, wobei dieses Hinzuzudenkende meist durch irgendein äußeres Erscheinungsmoment (Modulation, Tonfall, Ruf- oder Fragezeichen) gefordert oder nahegelegt wird.

Der Begriff der Gliederung ist auch gestaltpsychologisch bedeutsam, und man verfehlt fruchtbare Einsichten, wenn man ihn preisgibt. Der Satz ist eine sprachliche Gestalt, d. h. eine sinnvolle und ausgezeichnete Ganzheit, die etwas anderes ist als ein unselbständiges Element oder die aggregatmäßige Häufung von solchen⁴⁸). R. Matthaei⁴⁹) nennt die Gestalt ein gegliedertes, zusammengesetztes Ganzes; die Teile sind unselbständig, geben aber dem Ganzen die Gliederung. Damit finden wir den Übergang zu den gestaltpsychologischen Erörterungen des folgenden Abschnitts.

9. Das Ganze und die Teile

Das unter der Bezeichnung „erstes Ehrenfeldskriterium“ bekannte Gestaltgesetz lautet⁵⁰): das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile.

Die Gestaltpsychologen berufen sich ausdrücklich auf die Tatsache „Satz“, um das Vorhandensein übersummativer Ganzheiten zu erweisen. Man sagt, der Sinn eines Satzes sei mehr als die Summe der einzelnen Worte, aus denen dieser Satz besteht; als Sinnganzes sei er mehr als die Summe der einzelnen Wortbedeutungen, das Bewußtsein eines Satzsinnes decke sich nicht mit dem Nacheinander mehrerer Vorstellungen. Die sprachpsychologische Ratio für diesen gestalttheoretischen Sachverhalt im Fall der als Sätze bezeichneten Strukturen und Leistungsganzheiten kennen wir bereits. Außer der Summe der Wortbedeutungen, die für sich allein niemals eine Satzeinheit zu bilden vermag, spielt die Anordnung der einzelnen Bedeutungsträger eine wichtige Rolle, außerdem tun dies die durch syntaktische Mittel zur Kenntnis gebrachten Beziehungen zwischen den einzelnen durch die Worte ausgesagten Vorstellungen und Begriffen. Ein Worthaufen ist von einem Satz in kennzeichnender Weise verschieden. Bei einem Satz kann man jeden einzelnen Bedeutungsträger, jedes einzelne seiner Aufbaumomente verstehen, ohne ihn als Sinnganzes zu erfassen. Das angemessene Apperzipieren der im Satz intendierten Verständniseinheit ist gegenüber dem Auffassen sämtlicher Einzelworte eine neue Leistung und deren gebildemäßige Voraussetzung ist ein gestaltliches Plus des Satzes. Daß es beim Erleben des Satzsinnes mit dem Verstehen der einzelnen Ausdrücke als solcher noch nicht getan ist, geht aus einfachen Selbstbeobachtungen hervor. Wir lesen einen schwierigen Satz, verstehen jedes einzelne Wort und doch ist uns der gemeinte Sinn des Ganzen nicht klar. Darum lesen wir es ein zweites und drittes Mal, langsam, nachdrücklich, halblaut. Plötzlich springt, nachdem wir unsere Aufmerksamkeit mehrmals über die Wortkette haben wandern lassen, durch eine bestimmte Beachtungsverteilung, durch eine neue Kombination der Beziehungen zwischen den Wörtern der Sinn des Satzes wie der eines Vexierbildes unmittelbar und schlagartig heraus, ohne daß ein neues Wort hinzugekommen wäre.

Man braucht kein Produktionstheoretiker zu sein, um zuzugeben, daß beim Verstehen des Sinnes von Sprachgestalten (Sätzen, Perioden) eine gewisse apperzeptive Spontaneität vonnöten ist. Der Sinn einer Sprachgestalt ist uns insofern „gegeben“, als er uns vorkonstruiert ist. Daß damit noch nicht zwangsläufig das richtige Auffassen mitbedingt ist, daß die vorgeordnete Sinnwelt keineswegs immer in der von ihrem Schöpfer gemeinten Ordnung nacherlebt wird, sieht man aus der Tatsache, daß uns in ermüdetem Zustand die Auffassung mancher Sätze eines schwierigen Buches oder Vortrags unmöglich ist, die sich unter günstigen Apperzeptionsbedingungen wie von selbst einstellt. Die Worte dagegen verstehen wir auch im Zustand des Abgespanntseins. Hier ist das Verständnis der Worte früher da als das der Beziehungen zwischen ihnen und der durch

sie fundierten höheren Sinngestalt. Der Normalfall liegt indes darin, daß jedes der an sich oft vieldeutigen Einzelzeichen vom Ganzen her seinen Sinn bekommt, daß der Satzsinn verstanden wird, ehe jedes der einzelnen Worte aufgefaßt ist. Wir vollziehen die Beziehungsherstellungen so schnell, daß wir die Worte vom Satz her verstehen. Es brauchen nur einzelne entscheidende und vielbesagende Ausdrücke eines in Erzeugung begriffenen Satzes gegeben zu sein und wir nehmen von der offenbar werdenden Gestaltfunktion der tragenden Teile das beabsichtigte Ganze vorweg und deuten von hier aus die strukturell und funktionell minder wichtigen Teile. Der Sprecher hat noch nicht geendet, es sind noch gar nicht alle Worte da, und doch wissen wir schon, was er sagen will, verstehen wir den Satz bereits, den wir ergänzen können, wenn dem Sprecher ein Schlußwort nicht einfällt. Unser Satzverstehen erfolgt normalerweise von typischen syntaktischen Gruppen her; denn der Satz besteht in der Regel nicht aus Wörtern, sondern aus Wortgruppen, wie W. Havers⁵¹⁾ treffend hervorhebt.

Das Verstehen von Sätzen ist nicht einfach wesenseins mit einer Summation der Verständnisseleistungen, die für das Auffassen der den Satz bildenden Worte nötig sind, ebensowenig wie beim Bilden eines Satzes sich die einzelnen Worte in lückenlosem Nacheinander in grammatisch richtiger Reihenfolge im Geist des Sprechers einstellen. Der Satzsinn setzt sich nicht so zusammen, daß der Sukzessionsreihe der aufgenommenen Worte entsprechend sich Wortbedeutung an Wortbedeutung fügte und am Schluß das Ganze fertig wäre. Natürlich bilden die Wortbedeutungen die Grundlage, auf denen sich der Satzsinn erhebt, aber sie bilden darum nicht alles. Der Satz besitzt eigene Ausdrucksmittel, deren Anweisungen der Hörer beim Aufbau des Satzsinns befolgt⁵²⁾. Dabei ist man nicht sklavisch an die gehörte Wortreihe gebunden. Oft bleibt ein großer Teil des Satzes unverstanden, da stellt sich — ehe man noch Zeit zu einer Frage gefunden hat — der Sinn des Ganzen sozusagen von rückwärts im Anschluß an ein verstandenes wichtiges Wort am Satzende ein. Das, was die anderen Wörter bedeuten, wird schließlich in bunter Reihe in den Satzsinn aufgenommen. Ferner werden die Wortbedeutungen durch den Satzsinn modifiziert.

Das Verständnis von Sätzen eines gewissen Schwierigkeitsgrades erfolgt entweder auf Anhieb (also durch unmittelbare Ganzerfassung) oder erst nach sehr langem Sichbeschäftigen mit dem betreffenden Satz. Ein Aufbauen des Sinnes aus den einzelnen Wörtern, das nicht einigermaßen ganzheitlich von den integrierenden Sinnträgern, sondern wirklich mosaikhaft-atomistisch von den Einzelbestandteilen ausgeht, ist selten und nicht so leicht. Da muß man immer wieder lesen, immer wieder innehalten und probeweise zusammensetzen und kommt doch nur schwer zum Verständnis des Ganzen.

Solche Synthesen von den Elementen her sind oft auch deshalb schwierig, weil sich hier leicht vorgefaßte Regulative vorschalten, die eine unbefangene Zusammensetzung gar nicht aufkommen lassen. Da kam einst eine Volkshochschullehrerin zu mir und beanstandete folgenden Satz aus einer Frauenzeitschrift: *Blumen sind nicht nur Luxus, sie sind ein Stück Lebensfreude, auf die kein Mensch verzichten kann.* Das Verständnis der Leserin war voreingenommen und in falsche Bahnen gelenkt durch das Modellschema *nicht nur — sondern auch*. Sie las und empfand als falsch *Blumen sind nicht nur — Luxus*; nach ihrer Ansicht hatte es zu heißen: *Blumen sind nicht nur nicht Luxus...* In solchen Fällen kann man dem Verständnis dadurch auf die Beine helfen, daß man die gemeinten Sinngestalten in leichter überschaubare Ganzheiten transponiert, etwa im vorliegenden Fall zwei Hauptsätze macht: *Blumen sind durchaus kein Luxus. Sie sind vielmehr...*, oder daß man durch Pausensetzung die Satzbetonung ändert und dergestalt den Hörer von falschen Beziehungsherstellungen abhält: *Blumen sind nicht — nur Luxus*. Schließlich kann man auch die sich als Verständnishemmungen erweisenden Worte durch gleichbedeutende, aber faßlichere ersetzen, in diesem Fall statt „nur“ *lediglich* sagen.

Das dem Satz als übersummativer Sprachgestalt gegenüber den ihn bildenden Worten eignende Bedeutungsplus wird nicht immer so ohneweiters erfaßt. Besonders deutlich wird das in Fällen, wo bestimmte Schwierigkeiten und dadurch bewirkte Stauungen des Verständnisses eine gewisse Überhellung erzeugen. Belege liefern: 1. Pathologische Erscheinungen; 2. Das Sprachverständnis von Kindern; 3. Fremdsprachliche Fügungen; 4. Schwierigere Texte in der eigenen Muttersprache. Zu 1. H. Head⁵³) kennzeichnet die von ihm semantische Aphasie genannte Ausfallserscheinung durch folgende Bestimmung: „The affection comprises want of recognition of the full significances or intention of words and phrases“. Die Patienten sind nicht imstande, den Gesamtsinn von Sätzen zu erfassen, selbst wenn die einzelnen Worte verstanden werden. Zu 2. Beim Sprachverstehen und Lesen von Kindern läßt sich oft die nämliche Tatsache beobachten, daß ihnen Sätze unverständlich bleiben, die aus lauter wohlvertrauten Ausdrücken gebildet sind. Zu 3. Beim Lesen in uns nicht völlig geläufigen Fremdsprachen martert es uns oft, daß der Gesamtsinn nicht herauspringen will, obwohl wir jedes einzelne Wort verstehen. Dabei sei von dem leicht erklärlichen Fall abgesehen, daß uns bei einzelnen Worten nicht alle Bedeutungen gegenwärtig sind. Denn selbst dort, wo bei jedem Wort nur die eine nächstliegende Bedeutung in Frage kommt, können solche Verständnishemmungen auftreten.

Ich entsinne mich eines Falles, daß einer Hörerin, die etwas Englisch verstand, der simple Satz *but the waiter will understand* Schwierigkeiten bereitete, obgleich sie jedes Wort für sich übersetzen konnte. Solche Fälle machen deutlich, daß ein Satz nicht nur aus den Worten besteht, aus denen er faktisch gebildet ist, sondern auch aus anderen, die der Hörer hinzuergänzen muß. Gelingt dieses *συνεδέχων* nicht, so bleibt der Satz als solcher unverstanden. Auch in diesem Sinn ist der Satz mehr als die Summe der gesprochenen oder geschriebenen Worte. Im vorliegenden Fall war es das Fehlen des Objekts, was Schwierigkeiten bereitete; denn in einem

entsprechenden deutschen Satz wäre gesagt worden „... der Kellner wird Sie schon verstehen“ oder „... wird schon verstehen, was gemeint ist“.

Zu 4. Handelt es sich um schwierige Sachgebiete, so kann es auch dem Erwachsenen bei Sätzen in der Muttersprache geschehen, daß er mit Verständnishemmungen zu kämpfen hat, die nicht in den als solchen wohl-bekanntem Worten liegen. Die verkürzten und zusammengedrängten Konstruktionen Kants und Hegels liefern hier Beispiele.

Sprache und Kunst sind auch dadurch zusammengehalten, daß es in ihnen beiden als lebendige Wirkungseinheiten nur gestalthafte Sinngebilde gibt, denen gegenüber die Elemente als Erzeugnisse der Abstraktion gelten müssen. Erst in der lebendigen Ganzheit erhalten die Teile ihren Sinn. Das gilt für Bilder wie für Sätze. Die Worte sind die Materie des Satzes wie die Farbflächen die des Gemäldes. Bild und Satz repräsentieren diesen stofflichen Bestandteilen gegenüber die Form, die aus ihnen in funktionaler und wirkungsmäßiger Hinsicht etwas Höheres und Neues macht, obgleich rein materiell im Gemälde zu der Summe der Farbflächen nichts an Farbwerten dazugekommen ist. Beim Satz verhält es sich in bezug auf die elementare Schicht der Worte als materialer Bedeutungsträger genau so: es tritt kein neues Wort ins Spiel. Wohl aber kommen in einer für die theoretische Betrachtung leicht abzuhebenden Schicht verschiedene Sinnmittel dazu, die nur dem Satz eignen. Ihr Aufweis ist indes kein Anliegen der Sprachpsychologie, sondern eines der Linguistik und diese hat bereits seit langem die Verfahrensweisen aufgezeigt, durch die der Satzcharakter objektiv zustandekommt⁵⁴).

10. Einiges aus der Sprachpathologie

Die Psychiater wissen von Apathikern zu berichten, die in ihrem Sprachgebrauch nur noch über die Teile, die Worte, verfügten, während ihnen der Satz, das Ganze also, nicht mehr zugänglich war. Belege dieser Art sind nicht ganz selten, gleichwohl dürften gegensinnige Erscheinungen häufiger sein, daß also zentral Sprachgestörte den Satz noch einigermaßen beherrschen, aber nicht mehr das Wort. Dazu gibt es entwicklungspsychologische Parallelen. Für das naive Sprachgebrauch ist eben die sinnvolle Verständigungseinheit primärer als der vereinzelte Ausdruck. Deshalb ist es auch fast unmöglich, von einem einfachen Menschen, der seine Muttersprache nicht schulmäßig erlernt hat, isolierte grammatische Paradigmenreihen aus dieser vorgesprochen zu erhalten. Lange bevor das Kind buchstabieren lernt, beherrscht es die Worte, die es seinerzeit als ganzheitliche Sinneinheiten erworben hat. Nach Sievers⁵⁵) ist der gesprochene Satz in der naiven Sprache eine geschlossene phonetische Einheit, wie er denn auch gar oft geäußert und verstanden wird, ohne daß

Sprecher und Hörer sich der einzelnen Teile, der Wörter, bewußt werden. Diese werden im Zusammenhang des Satzes oft so verstümmelt, daß man sie als phonetische Teilstücke des Satzes gar nicht mehr isolieren kann. Weitere Beweise erbringen die primitiven Metanalysen sowie die Erfahrungen bei der Aufzeichnung der Sprache rezenter Naturvölker.

W. R. Gowers⁵⁶⁾ berichtet von einer Patientin, daß sie im Satzzusammenhang Worte auszusprechen vermochte, die sie für sich allein nicht zu äußern imstande war. Daraus wollte man schließen — was hier nur mitgeteilt sei — daß zum Ausdruck des ganzen Satzes eine andere physiologische Grundlage gehöre als zum Ausdruck der einzelnen Teile, daß das Ganze somit auch vom gehirnphysiologischen Standpunkt aus etwas anderes darstelle als alle Teile zusammengenommen. Bekannt ist der Fall des Apathikers, der die Uhr nicht benennen konnte, aber auf die Frage, wie spät es sei, sofort antwortete „Ein Uhr“. Ein Kranker *Heads* vermochte *Yes* und *No* als Antwort auf Fragen zu gebrauchen, ohne diese Worte wiederholen zu können, wenn man sie ihm vorsprach. Bei einem dieser Versuche schüttelte er auf die Aufforderung, das Wort *No* zu wiederholen, den Kopf und sagte: „No, I don't now it how to do is“. Die Auswertbarkeit derartiger Erfahrungen für eine psychologische Theorie des Satzes ist von Winkler⁵⁷⁾ bereits richtig erkannt worden. In der Deutung dieser pathologischen Tatsachen verweist er darauf, daß die Satzodynamik imstande sei, die als einzelne dem Kranken bereits abhanden gekommenen Worte für Augenblicke noch ins Leben zu rufen. Sie bleibt beim Kranken noch wirksam, auch wenn ihm die Fähigkeit zu grammatischen Bildungen schon verloren gegangen ist. Das Stellungnehmen wird bei aphasischen Störungen zuletzt beeinträchtigt. Mit ihm allein kann der Kranke, wenn auch in agrammatischer Form, die wesentliche Funktion des Satzes betätigen.

Bei aphasischen Wortfindungsstörungen zeigt sich nach den Befunden von Rieger⁵⁸⁾, daß im Redezusammenhang die Störungen der Wortevokation meist weniger stark in Erscheinung treten als beim einfachen Benennen von Gegenständen. Der Satz trägt also die Worte. Störungen des analytischen Verhaltens bei intakter Verarbeitung ganzer Komplexe sind bei verschiedenen Apathikern zu beobachten. Bei assoziativer Anregung aus Redefluß und -zusammenhang bieten sich die Worte leichter dar, als wenn dem Kranken die Aufgabe gestellt wird, einen gezeigten Gegenstand zu benennen. Der amnestische Apathiker kann vor allem das isolierte Wort nicht finden. Wenn solche Kranke nach Diktat schreiben, so zeigt es sich, daß sie nicht laut- und silbenweise, sondern das Wortbild auf einmal schreiben⁵⁹⁾. Das Ganze ist ihnen noch zugänglich, die isolierten Teile sind es nicht mehr⁶⁰⁾. Durch solche Beobachtungen glaubte man aufs neue und von anderer Seite her den Beweis erbracht, daß vom

Standpunkt der lebendigen, verkehrsbrauchbaren Sprechleistung die Worte (und mehr noch natürlich die Silben und Laute) sekundäre Erscheinungen bzw. künstliche Abstraktionen seien. Verwendungsmäßig steht die Verständigungseinheit am Anfang. Bei den pathologischen Rückbildungs- und Ausfallserscheinungen gehen zuerst die Spätschichten des intellektuellen grammatischen Oberbaus verloren, wogegen die primären, fundamentalen Schichten bewahrt bleiben.

Das nämliche Verhältnis zwischen Ganzem und Teil zeigt sich bei den sprachlichen Gestalten verschiedener Höhenlage, also nicht nur in dem Verhältnis zwischen Satz und Wort, sondern auch in dem zwischen Wort und Laut. Daß das Lesen nicht buchstabierend-synthetisch, sondern ganzheitlich erfolgt, machen manche Befunde der Alexieforschung wahrscheinlich. Der Gestaltcharakter der Worte wird eher und besser aufgefaßt als die ihn fundierenden Lautelemente. Die Wörter können als Ganzes gelesen werden, aber nicht die einzelnen Buchstaben für sich⁶¹).

11. Wort und Satz in genetischer Hinsicht

Ist der Satz älter als das Wort oder ist dieses früher da? Haben sich schon die Ursätze aus Worten zusammengesetzt oder hat sich das, was wir Wort nennen, erst später herausgebildet aus komplexen Verständigungseinheiten? Während man in Zeiten atomistischen Denkens dieses Problem überhaupt nicht sah, sondern als selbstverständlich annahm, das Wort sei früher dagewesen, bekannte man sich seit Aufkommen gestalthaften Denkens mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit zu dem entgegengesetzten Standpunkt. Der ganzheitstheoretische Leitspruch „Totum est prius partibus“, der nach 1900 zum Motto der Geisteswissenschaften und des morphologischen Teils der organischen Naturwissenschaften wurde, gewann auch auf die Satztheorie Einfluß. Man faßte das „prius“ nicht als Wichtigkeitsakzent — zuerst kommt das Ganze, d. h. dieses steht an übergeordneter Leistungsstelle — sondern als zeitliche Bestimmung: bevor die Teile existierten, war das Ganze da. Diese Auffassung wird durch Beobachtungen an der Kindersprache gestützt. Bevor das Kind Worte zu Verständigungszwecken aneinanderreihet, bildet es Einwortsätze, d. h. dieselbe komplexe Verständigungsaufgabe, die beim Erwachsenen ein mehrgliedriges Satzgebilde zu vollbringen hat, wird hier einem einzigen Ausdruck aufgehalst. Was unvollständig bleibt, wird durch Stimmton, Modulation, Mimik und Gesten ergänzt. Das Lautgebilde *tul*, mit Wunschmelodie und verlangend ausgestreckten Armen geäußert, hat die Bedeutung: „Ich will auf den Stuhl hinaufgehoben werden“, mit Klagemelodie ausgesprochen, sagt es aus: „Ich habe mich an dem Stuhl gestoßen“. Diese Äußerungen des Kindes werden heute allgemein als Einwortsätze be-

zeichnet, es wird ihnen also unbedenklich Satzcharakter zugesprochen. An zurückhaltenderen Ansichten und Formulierungen fehlt es freilich nicht. Nach E. Meumann⁶²⁾ sind die ersten spontanen Worte des Kindes Wunschworte mit Satzcharakter. Für Delacroix⁶³⁾ handelt es sich dabei um Worte mit Satzintention und -funktion. Wenn das Kind mit den Einzelworten Satzaufgaben erfülle, d. h. komplexe Verständigungsleistungen vollbringe, so könne es das nur „grâce à sa mimique et à la perspicacité de l'entourage“.

Die Lehre von der Priorität des Satzes ist indes auch außerhalb der Kindersprachforschung vertreten worden. Nach Wunderlich-Reis⁶⁴⁾ stellt sich der sprachliche Urzustand so dar, daß es zunächst nur Laute und Lautverbindungen gibt, die sich zu Sätzen zusammenschließen. Die Worte entstanden erst aus dem Satz. Auch nach Jespersen⁶⁵⁾ nahm die Sprache ihren Anfang mit Sätzen, nicht mit Wörtern. Das sind natürlich keine Sätze, wie sie in entwickelten Sprachen anzutreffen sind. Sie bestehen nicht aus Elementen, sondern sind unauflösliche, ganzheitliche Signale nach Art der Code- und Schlüsselwörter. Ebenso ist nach K. Heřman⁶⁶⁾ im Ursprachmodell jeder Urlaut zugleich ein Urwort wie ein Ursatz gewesen. Ungleich kritischer zu der geltenden Ansicht verhält sich J. Ries⁶⁷⁾. Die Aussage „Am Anfang war der Satz“ ist richtig, wenn die Frage vom psychologischen Gesichtspunkt angegangen und unter „Satz“ alles verstanden wird, was nach Absicht des Sprechenden irgendeinem seelischen Geschehen einen wenn auch nur andeutenden Ausdruck geben soll. Aber die gegensinnige These, die das Wort an den Anfang stellt, ist noch viel zutreffender, denn nur sie gibt eine denkmögliche Antwort auf die richtig verstandene Frage nach dem Prius. Falsch aber sind sie beide, weil die Frage auf unhaltbaren Voraussetzungen beruht. Was am Anfang stand, war weder ein Wort noch ein Satz, weil es beides zugleich war. Zu Beginn können Wort und Satz noch nicht geschieden gewesen sein. Der Ursatz war ein Wortsatz, weil er ein Satzwort war. Bevor Urmensch und Kind Lautäußerungen mit Satzabsicht und -bedeutung tun konnten, mußte sich ihnen mit bestimmten Lautfolgen ein bestimmter Sinn verknüpft haben, d. h. sie mußten Worte haben. Läßt Ries also die vordem unbeschränkt herrschende Ansicht vom entwicklungs-mäßigen Vorrang des Satzes gegenüber dem Wort nur mit weitgehender Einschränkung gelten, so wendet sich H. Ammann⁶⁸⁾ mit allem Nachdruck gegen die „fable convenue“, daß der Satz das Ursprüngliche, das Wort dagegen erst nachträglich aus ihm isoliert sei. Wer spricht, der äußert Worte, wenn er auch nicht in einzelnen Worten spricht. Gegeben ist dem einzelnen Sprecher immer nur ein Bestand von Worten und von Möglichkeiten ihrer Verbindung, nicht ein Bestand fertiger Sätze. Auch ethnologische Linguisten wie W. Schmidt^{68a)} und E. Sapir^{68b)} be-

mühen sich um den Nachweis der „psychologischen Realität“ des Wortes; ihr bestes Argument ist die schon im Spracherleben der Primitiven aufweisbare Isolierbarkeit des Wortes gegenüber seiner Satzumgebung.

Für den Psychologen ist diese ganze Auseinandersetzung nicht sehr bedrängend. Denn für ihn ist es sicher, daß in bezug auf Absicht und Leistung entwicklungsmäßig der Satz tatsächlich am Anfang steht. Um die gebildemäßige Form dieser elementaren Sinneinheiten kümmert er sich nicht, ebensowenig wie er bestreitet, daß in der ausgebildeten Sprache der Satz als Form der sprachlichen Äußerung die Worte als Bestandteile des Sprachgutes voraussetzt. Wenn ich einen französischen Satz sage, so kann ich das natürlich nur, weil ich früher französische Vokabeln gelernt habe. Damit ist indes die Frage aus dem entwicklungspsychologischen Bereich in einen andern hinübergespielt, von dem aus sie nicht zu lösen ist, aber auch nicht gelöst zu werden braucht; denn vom Standpunkt des Grammatikers ist sie ein Scheinproblem oder eine Vexierangelegenheit. Für den genetischen Psychologen jedoch hat es guten Sinn, diese Frage aufzuwerfen. Wie sich der Psychologe mit den Einwortsätzen der idg. Sprachen abfindet, wurde schon dargelegt. Unter den gleichen psychologischen Gesetzen stehen auch diejenigen Sprachen, bei denen Einwortsätze das syntaktisch Normale sind, gewisse Indianersprachen etwa. Levy-Brühl⁶⁹⁾ führt im Anschluß an die Klamath-Grammatik von Gatschet den indianersprachlichen Einwortsatz *nadholineen* an, der in deutscher Übersetzung „Sucht uns den Kahn“ lautet. Auch hier liegt etwas vor, was den Satz über das Wort hinaushebt. An dem Wort für Kahn kommt eine Tätigkeitsmodifikation zum Ausdruck, die „suchen“ bedeutet, zugleich ein Suffix mit der Bedeutung „uns“.

Der leistungsmäßige Primat des Satzes ist für den Psychologen unzweifelhaft, desgleichen der damit verbundene Wichtigkeitsakzent. Die gesamten Sprechäußerungen im zwischenmenschlichen Verkehr mit Ausnahme bloßer Nennungen, gewisser Appell-Laute und reiner Interjektionen sind ihrer Absicht nach Sätze; mögen sie noch so bruchstückhaft und amorph sein, so werden sie doch als Sinneinheiten gemeint und verstanden. Wenn es sich bei diesen sprachlichen Hervorbringungen der Absicht, Leistung und Wirkung nach nicht um Sinn- und Verständigungseinheiten (also Sätze) handelte, so käme es gar nicht zu ihrer Äußerung.

Soll noch einiges über den entwicklungsmäßigen Vorrang des Satzes gesagt werden, so sei zunächst darauf hingewiesen, daß sich hier Onto- und Phylogenese nicht decken. Die Lautgebilde des primitivsten Urmenschen sind — gleichgültig, wie sie beschaffen waren — als global-komplexe Verständigungseinheiten anzusprechen: als solche wurden sie geäußert und verstanden. Sie bezeichneten mehrgliedrige Sachverhalte, etwa „Der Feind ist erschlagen“. Hier kann nun verhältnismäßig rasch

eine Entwicklung ins Spiel getreten sein, die diesen primitiven Wortsatz zum Wort machte, indem sie mit demselben Lautgebilde das wichtigste Moment an diesem komplexen Vorgang bezeichnete, etwa „Feind“ oder „Angehöriger einer fremden Horde“ oder „erschlagen“. Nunmehr ist der aus einzelnen Teilen bestehende Vollsatz möglich geworden, dessen Entstehung dergestalt gedacht werden kann, daß ursprünglich selbständige Elemente (Wortsätze) zu Gliedern eines umfassenderen Ganzen herab-sanken.

Beim Kulturkind ist das nicht völlig so. Was es an sprachlichen Äußerungen hervorbringt, hat Satzcharakter, auch wenn das nur aus einem einzigen Wort besteht, und es wird auch als Satz verstanden. Aber wenn das Kind zweifellos auch Sätze spricht, so sind es doch Worte, die es zunächst erwirbt. Da wird dem Kind etwa eine begehrte Frucht vorgehalten. Es starrt gebannt auf sie, und die Mutter spricht dem Kinde, während es ihm die Frucht reicht, einen kleinen Satz vor: „Sag schön Zwetschke, Zwetschke!“ Von diesem Satz faßt das Kind sicher nur einen Teil auf, nämlich das wichtigste Lautgebilde, das nachdrücklich wiederholt und mit dem gefühlsbetontesten Element des ganzen Komplexes, der Frucht, durch zeigende Hinweise in Zusammenhang gebracht wurde. Alles andere — so vor allem die Aufforderung, das vorgespochene Lautgebilde zu wiederholen — bleibt unbeachtet und unverstanden, der Satz wird somit auf ein tragendes Wort reduziert. Das Kind wiederholt nun das Gehörte nach Maßgabe seiner ungeübten Apperzeptions- und akustisch-motorischen Produktionsbedingungen, es sagt etwa *etesch*, und nun stellt sich ihm eine Verbindung her zwischen Frucht und Lautgebilde. Es hat ein Wort erworben, mit dem es dann im Sinn von Satzintentionen operiert. Dies geschieht, indem sich zum gesprochenen Wort Mimik und Satzmelodie (musikalischer Ausdruck des Verlangens, des Unbehagens, wenn die begehrte Frucht sauer befunden wurde) hinzugesellt. Betrachtet man das Satzentwicklungsproblem phylogenetisch, so wird der zeitliche Vorrang der komplexen Verständigungseinheit unanzweifelbar. Ontogenetisch dagegen sind die Worte früher da, mit denen zunächst global im Sinn von intentionellen Verständigungseinheiten operiert wird, und aus denen später Sätze gebaut werden.

Mit diesem Problem hängt ein anderes zusammen, das nämlich, ob die Kurzformen des Satzes älter seien als die ausgeführten Vollformen. Ich verweise hier auf gegensätzliche Stellungnahmen, wie sie einerseits von Ries, anderseits von Th. Kalepky⁷⁰⁾ und Bruggmann⁷¹⁾ vertreten werden. Hier vermag die vergleichende und genetische Psychologie eine Streitfrage der Sprachforscher zur Entscheidung zu bringen, wenn sie an Hand zahlreicher analoger Entwicklungserscheinungen nachweisen kann, daß die rudimentäre Kurzform amorpher und unegliedeter Art älter ist

als die Vollform. Davon wird bei Gelegenheit unserer entwicklungspsychologischen Betrachtungen noch die Rede sein.

C. Sprache und Anschauung

1. Die Fragestellung

Wie verhält sich das Sprachverstehen zu den psychischen Vorgängen und deren Ergebnissen, die man als reproduzierte Empfindungen und Vorstellungen bezeichnet? Ist es auf diese angewiesen, erhält es durch sie ein anschauliches Gepräge oder verläuft dieser Prozeß mehr (bzw. ausschließlich) im Bereich des Gedanklich-Begrifflichen? Damit ist auf die in einem eigenen Abschnitt zu behandelnden Vorgänge des Sprachverstehens im allgemeinen vorverwiesen, aus denen hier lediglich eine Teilfrage einer Sonderbetrachtung unterzogen werden soll. Wie ist der beim Hören oder Lesen von Sprachäußerungen ins Spiel tretende Auffassungsvorgang in bezug auf Phantasievisualität beschaffen, wie erfassen wir aus den Worten des Dichters den Gehalt? In der darauf gegebenen Antwort unterscheidet sich der alte vorstellungspsychologische Standpunkt vom modernen denkpsychologischen, der hier die unanschaulichen Faktoren zu ihrem Recht kommen läßt. Die Sprache ist ein Gefüge bestimmt strukturierter Zeichen, die den Sachverhalten des Lebens zugeordnet sind, so daß sie diese zufolge symbolischer Stellvertretung anzudeuten und zu bedeuten vermögen. Wie verläuft nun die Wirksamkeit dieser Zeichen im Vorgang des verstehenden Auffassens? Früher pflegte man darauf zu antworten: Wort- und Sachvorstellung sind aufs engste verbunden, jene ruft diese assoziativ hervor¹). Die konventionellen Wortzeichen werden dadurch verständlich, daß sie das anschauliche Erinnerungsbild des gemeinten Gegenstands erzeugen: Wortzeichen und innere Anschauung dachte man sich zwangsläufig gekoppelt. Das war die Meinung der offiziellen Psychologie von der Hobbes-Lockeschen Assoziationslehre an. Der entscheidende Vorstoß dagegen erfolgte nach vereinzelt früheren Oppositionen gegen Ende des 19. Jahrhunderts durch die Literarästhetiker, die späteren Experimente der Denkpsychologen taten ein übriges.

2. Die Anschaulichkeitslehre

Da sie heute überwunden ist, muß man, um einprägsame Beispiele zu gewinnen, in die Geschichte dieses Problems zurückgreifen. Was die Vertreter dieses Standpunkts veranlaßte, sich zu ihm zu bekennen, war natürlich nicht introspektiv gewonnene Erfahrung, sondern die Autorität eines kanonischen Lehrsatzes, vor allem das im Anschluß an Simonides v. Keos ausgebildete Dogma „ut pictura poesis“.

Mit Berufung darauf dekretierte M. Opitz in einem Sonett an einen Maler: „... der Pinsel macht der Feder / Die Feder wiederum dem Pinsel alles nach“. Diese Alexandriner verkünden die Auffassung der Zeit: Dichtung = redende Malerei²⁾. Wie krampfhaft sich damals die Dichter um ein Malen mit Worten bemühen, sei an einer typischen Schilderung aus einem Barockroman gezeigt³⁾: „Ihre lockichten Haare, welche um ihr Haupt gleichsam mit Wellen spielten, waren etwas dunkler als weiß und dienten zu rechten Stricken, einen Prinzen in das Garn der Dienstbarkeit einzuschlingen. Ihre Lippen, welche einen etwas aufgeworfenen Mund bildeten, beschämten die schönsten Korallen und bedeckten die wohlgesetzten Reihen der Zähne, welche die orientalischen Perlen verdunkelten... Die wohlgesetzte Nase vermehrte die Proportion des schönen und runden Angesichts um ein Großes“. So geht es noch lange weiter, uns aber genügt das Vorgebrachte bereits, um zu erkennen, daß Schilderungen dieser Art das Ziel einer gesteigerten Anschaulichkeit gerade wegen ihrer Einläßlichkeit nicht erreichen. Ein paar charakteristische Beiwörter hätten mehr Wirkung getan. Übrigens kommen auch die barocken Wortmaler nicht selten dazu, dem Anschaulichkeitsgrundsatz aufs krasseste zu widersprechen. Da läßt L o h e n s t e i n einmal in einer mit Schetliasmen erfüllten Pathoszene seinen Helden in folgende Worte ausbrechen: „Hast du, du drachengearteter Vater, du von Tigern gesäugeter Wurm, von Schlang und Nattern genährter Bluthund...“

Stellen wie diese können niemals in Phantasieanschaulichkeit übergeführt worden sein, da sie sonst lächerlich und damit in ihrem Wirkungssinn aufgehoben worden wären. Lessing trennt dann dichterische und malerische Anschaulichkeit, indem er nachweist, daß zwischen den Wirkungsmitteln der sukzessiven Dichtung und denen der koexistenten Bildkunst wesentliche Stilunterschiede bestehen. Aber gerade in der Anschauungsfrage tut er über eine altmodisch rationalistische Meinung keinen entscheidenden Schritt hinaus. Er bleibt bei einer quantitativen Differenzierung stehen, ohne die Anschauung selbst kritisch anzuzweifeln. Man kann mit den vorübergleitenden Worten keine zusammengesetzten Simultananschauungen nach Art eines Gemäldes erzeugen, aber dem Wort als solchem bleibt die Fähigkeit der Anschauungserregung: es wird so viel angeschaut, als in einem Augenblick möglich ist⁴⁾. Bis tief ins 19. Jahrhundert bleibt diese Auffassung am Leben. Noch F. Th. Vischer bestimmt den Vorgang beim Aufnehmen von Dichtungen als ein innerliches Anschauen. Für ihn und für E. v. Hartmann ist die Dichtung die Kunst der innerlich gesetzten Sinnlichkeit; ihre Wirkungsmittel sind die inneren Sinnenbilder, die geistigen Gehalt zur Anschauung bringen. Sogar bei T a i n e wird noch die Ansicht vertreten, die Wortvorstellung hebe die zugeordnete Sachvorstellung ins Bewußtsein, was nur auf dem Weg einer anschaulichen Reproduktion möglich ist.

3. Widerlegung der Anschaulichkeitslehre

Die ästhetische Anschaulichkeitstheorie ist im wesentlichen von Th. A. Meyer widerlegt⁵⁾, die sensualistisch-assoziationspsychologische An-

sicht von der Denkpsychologie erledigt worden. Aber die ersten Gegenäußerungen wurden schon früher erhoben. Introspektiv vermittelte Erfahrung zeigte, daß von einem solchen Feuerwerk anschaulicher Vorstellungen, wie es beim Lesen eines Buches in unserm Gehirn vonstatten gehen müßte, wenn Sprache und Sprachkunst tatsächlich auf innere Anschauung angewiesen wären, nichts zu bemerken ist. Auch ästhetische Einwände werden erhoben⁶⁾. Herder bezeichnet die von dichterischen Sprachgestaltungen ausgehende Wirkung als eigenartige Energieia der Rede, die von dem Anschauungsbegriff der assoziativen Zeichentheorie weit abgerückt wird. Auch die Romantiker stehen im wesentlichen auf dem modernen Standpunkt. Wenn J. J. Wagner⁷⁾ die Sprache einmal als „Hinweisung auf die sinnliche Anschauung“ bezeichnet, wobei er nicht an den modernen Deixisbegriff und unsere Auffassung von den Zeigehilfen denkt, so ist das eine Meinung, die von anderen Romantikern durch Hervorhebung des abstrakt-zeichenhaften Charakters der Sprache alsbald korrigiert wird. Jean Paul versteht unter dichtersprachlicher Anschaulichkeit die eindringlich knappe und suggestive Art, mit der hier der Verständnisvorgang ins Spiel gesetzt wird. Die im 18. Jahrhundert von psychologischen Kritikern erhobenen Einwände muten gelegentlich bereits recht modern an. Ich verweise da auf die Einwände Reids⁸⁾ gegen die sensualistischen Einseitigkeiten der Assoziationspsychologen. Auch Burke⁹⁾ bringt hier einleuchtende Beweisführungen vor. Er zitiert Dichterstellen, deren starke Wirkung durch das Erlebnis gewährleistet ist, ohne daß sie auf anschauliche Umsetzung des sprachlich Vorgebrachten zurückginge. Oft ist es nicht nur unmöglich, eine anschauliche Vorstellung zu bilden, sondern es müßte der bloße Versuch einer phantasievisuellen Vergegenwärtigung die Wirkung einer Stelle zerstören. Gedankengänge dieser Art werden später von K. Bruchmann¹⁰⁾ und Th. A. Meyer neuerdings aufgegriffen.

Der Letztgenannte ist der radikalste Kritiker der alten Anschaulichkeitstheorie; er trägt folgende Lehre vor. Was wir am Sprachkunstwerk zunächst erfassen, sind nicht Vorstellungen, sondern Gedanken; erst aus ihnen können sich Vorstellungen und Bilder entwickeln, die diesen gedanklichen Gehalt teilweise zu versinnlichen vermögen, aber solche Vorstellungsverlebendigungen sind unwichtig. Alles, was in die Sprache eingehen soll, muß entsinnlicht werden, die Dichtung macht hier keine Ausnahme. Hauptmerkmale des Bedeutungsbewußtseinsinhalts sind ein beträchtlicher Grad von Abstraktheit sowie eine gewisse Ökonomik, daß nur dasjenige von den zusammensetzenden Teilen hervortritt, was zur Herstellung des Zusammenhangs nötig ist. Niemals sind die Redefügungen genaue Abspiegelungen des darzustellenden Sachverhalts. Dieser wird vielmehr willkürlich aufgegliedert, Späteres kommt zuerst, Ursachen werden in Parenthese nachgetragen und die Auswahl geht meist recht eigenwillig vor. Die alte Lehre setzt bei ihrer Auffassung vom dichterischen Genuß eine Lebhaftigkeit der Phantasie voraus, die bei den wenigsten Menschen tatsächlich anzutreffen ist: die Dichtung könnte daher nie auf Massenwir-

kungen rechnen, falls sie wirklich phantasievisuelle Leistungen voraussetzte. Die Sprache ist kein Vehikel innerer Anschauung, das verstehende Erfassen eines Wortes ist ein eigentümliches Wissen um den damit gemeinten Sachverhalt. Die sich an ein Wort schließenden Vorstellungen sind poetisch wertlos, bestenfalls unschädlich, wenn die Erfassung des Gedankengehalts dadurch nicht gestört wird. Sowie der Dichter durch malende Schilderung einen der optischen Bildwirkung entsprechenden Eindruck erzielen will, mutet er seinem Werkstoff mehr zu, als dieser zu leisten imstand ist. Natürlich kann ein Wort, u. U. ein inneres Anschauungsbild erzeugen, aber das einer etwaigen Anschauung vorausgehende Verstehen des Wortes ist unanschaulich. Die sinnliche Wirklichkeit kommt in der Dichtung nicht so, wie sie wirklich ist, als sinnlich anschaulich, bewegt und tönend zum Bewußtsein, sondern ganz so, wie sie sich in der Bearbeitung durch den Geist ausnimmt, in aller Gedankenhaftigkeit und der dadurch ermöglichten unanschaulichen Verkürzung. Diesen gedrängten, ins Geistige umgesetzten Auszug aus der Wirklichkeit dehnen wir nicht auseinander, wir stellen seine durch die Sprache zerstörte Sinnlichkeit nicht wieder her, sondern in der Form, wie wir ihn bekommen, vermittelt er uns den Gehalt. Der Auffassende weiß, daß er diesen Inhalt angeschaut oder denkend nach Anleitung der Wirklichkeit ermittelt hat. Diese Wissensbestände werden bei ihrer Aktualisierung durch Worte wie geprägte Münzen verwendet.

Denkpsychologie und Sprachlogik haben aus diesen Feststellungen des Ästhetikers Gewinn gezogen. Nach Graßler¹¹⁾ kann die Sprache nicht Vorgänge und Zustände mit Wahrnehmungscharakter vor die Seele zaubern. Wie eine Bleistiftzeichnung nur kärgliche Umrisse des Naturbilds darbietet, tut uns der Satz nur das Gewebe der Relationen kund. Poetische Anschauungsförderung durch Vergleich und Metapher besteht in gesteigerter Beziehungseinsicht. Phantasievisuelle Anschaulichkeit braucht bei sprachlichen Schilderungen nicht vorhanden zu sein, aber Stützen des Beziehungserfassens sind nötig.

Nach all dem, was im Fachschrifttum bereits vorliegt, braucht eine ab ovo beginnende Kritik der Anschaulichkeitslehre heute nicht mehr gegeben zu werden. Lediglich einige problematische Punkte seien im folgenden herausgegriffen. Zunächst einiges zur Terminologie. Man sagt, das Wort werde dadurch verstanden, daß es durch seinen Zeichencharakter assoziativ die zugeordnete Vorstellung hervorrufe. In solchen Zusammenhängen wird dann auch immer von „Wort- und Sprachvorstellung“ geredet. Das alles ist reichlich ungenau, weil der Terminus „Vorstellung“ zwei Sinnerfüllungen zuläßt. Handelt es sich dabei um anschauliche Vorstellungen, die durch Empfindungen und deren Reproduktionen das Gepräge des Leibhaften erhalten oder um unanschauliche Vorstellungen, in denen ein unbildliches Wissen um die jeweils gemeinten Gegenstände wirksam ist? Die Vertreter der Anschaulichkeitstheorie meinen zweifellos das erste: Sprachverstehen erfolgt via Anschauung; die Sprache ist fähig und auch darauf angewiesen, solche Erinnerungsbilder zu erzeugen. Den Tatsachen entspricht indes lediglich die zweite Sinnerfüllung. Man beobachte sich doch, während man Zeitung liest oder einen Vortrag anhört. Ist es da

wirklich so, daß die Worte in uns anschauliche Bilder hervorrufen? Dann müßte unser Bewußtsein der Projektionsfläche eines Lichtspieltheaters gleichen, wo die Bilder unablässig einander ablösen. Von einer solchen Jagd ist indes, wie schon Schopenhauer¹²⁾ ausgesprochen hat, nichts zu merken. Er sagt: Übersetzten wir, während der andere spricht, seine Rede in Bilder der Phantasie, die blitzschnell an uns vorüberfliegen, sich verketteten, umgestalten und ausmalen gemäß den hinzuströmenden Worten und grammatischen Flexionen — Welch ein Tumult müßte dann in unserm Kopfe sein während des Anhörens einer Rede oder des Lesens eines Buches. So geschieht es aber, keineswegs. Der Sinn der Rede wird unmittelbar vernommen und genau aufgefaßt, ohne daß sich in der Regel Phantasiebilder einmengen. Es ist Vernunft, die zur Vernunft spricht und was sie mitteilt oder empfängt, sind abstrakte Begriffe und nicht anschauliche Vorstellungen.

Die Sprache ist zufolge ihrer Allgemeinbegrifflichkeit abstrakt, auch die sogenannten Konkreta in ihr sind es. Immerhin lassen sich diese über den Verstehensvorgang hinaus leicht in Anschaulichkeit überführen, während dies bei den Abstraktis der Sprache überhaupt nicht oder nur mit den gewaltsamen Mitteln der Wortphantome¹³⁾ und Paraphantasie¹⁴⁾ möglich ist. Diese Ausgestaltungsleistungen aber haben mit dem angemessenen Verständnis der Worte nichts mehr zu tun, ja sie würden lediglich von ihm abführen und Unheil stiften, wenn nicht das begriffliche Verständnis von Anfang an da wäre als sichere Grundlage. Meyer kennt die Tatsache der Paraphantasie noch nicht, wenn er fragt, welches Sinnenbild uns vorschweben sollte bei Wörtern wie *heilsam*, *nützen*, *Sitte* usw. Was ferner gewisse Eidetikertypen¹⁵⁾ auf dem Gebiet begriffssymbolischer Wortphantome an Hochleistungen zu vollbringen vermögen, ist ihm gleichfalls noch unbekannt. Freilich haben auch diese unverbindlichen Ausgestaltungsleistungen ihre Grenzen. Eine meiner Vpen sah beim Wort *heilsam* eine Medizinflasche, bei der Fügung *heilsame Strafe* blieb dieses Innenbild aus; selbstverständlich wurde diese Wortverbindung genau so gut verstanden wie das durch eine Paraphantasie verlebendigte Einzelwort. Bei Wörtern wie *dennoch*, *dessenungachtet* u. ä. wird auch bei verbalimaginativen Typen paraphantasiemäßige Ausgestaltung so gut wie unmöglich sein. Diese Häufigkeitsverteilung eventueller vorstellungsmäßiger Zutaten ist unwichtig. Der psychische Vorgang unseres sprachverstehenden Bedeutungserlebens macht normalerweise keinen Unterschied zwischen konkreten und abstrakten Ausdrücken; in beiden Fällen werden völlig die nämlichen Saiten unseres Wesens angeschlagen. Desgleichen werden beim Verstehen lebendiger und zusammenhängender Rede die Angehörigen der einzelnen Wortklassen (Haupt-,

Zeit-, Binde-, Umstandswörter usw.) auf die gleiche Weise erlebt und aufgefaßt.

Eine weitere Frage ist es, ob sich die angenommene Sprachanschaulichkeit nur auf Wörter beziehen soll, deren Inhalt dem Bereich des Visuellen zugehört oder ob der Begriff Anschauung so weit zu fassen ist, daß auch gehörsmäßige Verlebendigungen einzubeziehen sind, ferner ob man hier eine Trennung zwischen den Leistungen der höheren und niederen Sinne anzusetzen hat¹⁶⁾. Wollte man diese Fragen durch rationale Überlegungen entscheiden, so läge es nahe, den höheren Sinnen auch auf sprachvorstellungsmäßigem Gebiet eine Sonderstellung zuzuerkennen. Innere Anschauungsbilder gibt es nur auf optischem Gebiet. Gesichtswahrnehmungen lassen sich leicht einprägen und vorstellungsmäßig erneuern, bei akustischen ist das schon schwerer und bei den Eindrücken der niederen Sinne geht das überhaupt nicht oder kaum mehr. Den Vorrang der höheren Sinne für das ästhetische Erleben hat Volkelt¹⁷⁾ behauptet. Sie liefern Ergebnisse, die sich für Sinne und Empfindung bestimmt und deutlich darbieten, zugleich durch gegliederte Geschlossenheit und geistige Belebbarkeit ausgezeichnet sind. Wundt¹⁸⁾ meint ähnliches, wenn er sagt, nur an die Leistungen der höheren Sinne vermöchten sich komplexe Gefühle oder Vorstellungsgefühle zu schließen. Es läge somit nahe, den höheren Sinnen auch einen Vorrang hinsichtlich der phantasiemäßigen Ausgestaltung im Bereich des Sprachlichen zuzubilligen. Allein die Tatsachen rechtfertigen das nicht. Wortgruppen wie *heller Sonnenschein*, *ferner Glockenklang*, *schwüler Fliederduft*, *zartes Streicheln* werden auf die nämliche Weise erlebt. Um welches Sinnesgebiet es sich dabei handelt, ist für das sprachliche Erleben gleichgültig. Es kommt ebensowenig zu reproduzierten Geruchs-, Geschmacks- und Tastempfindungen, wie sich für gewöhnlich phantasieoptische und -akustische Erscheinungen einstellen. Von hier also ist die Auffassung der Dichtung als Kunst der inneren Sinnlichkeit zu korrigieren. Das Verstehen von Worten, deren Bedeutungen sich auf Visuelles beziehen, bleibt genau so innerhalb des rein Sprachbegriffsmäßigen wie das der auf die übrigen Sinnesbereiche bezüglichen Wortbedeutungen. Höchstens folgender Vorrang wäre den höheren Sinnen und hier wieder dem Gesichtssinn im Bereich des Sprachvorstellungsmäßigen zuzuerkennen. Wenn beim besinnlichen Lesen von Dichtungen hin und wieder innegehalten wird und eine Wortgruppe über das Verstehen hinaus zu allerhand inneren Bildern Anlaß gibt, so ist das auf phantasievisuellem Gebiet häufiger und leichter als auf phantasieolfaktorischem. Die Regel aber ist ein solches Verhalten zu den Worten nicht. Kommt es in gewissen ausgezeichneten Fällen zu einer anschaulichen Vermittlung zwischen dem Sprachzeichen und dem sachlichen Inhalt, dann handelt es sich dabei um ein Plus, das nicht zum Wesen des Verstehensvorgangs gehört. Das un-

anschauliche Wortverstehen ist früher da als das sinnliche Bild, das sich nur auf Grund der Tatsache ergeben kann, daß man es hier nicht mit einer sinnlosen Lautfolge, sondern eben mit einem Wort zu tun hat. Das Anschauungsbild ist nicht die Voraussetzung, sondern das Ergebnis des unmittelbar-unanschaulichen Bedeutungserfassens. Die Formel für das Verstehen von Sprachfügungen ist somit nicht: Sprachzeichen — Anschauungsbild — Begriffserfassen, sondern einfach Sprachzeichen — Begriff.

4. Dichtersprache und Anschauung

Es ist wohl schon deutlich geworden, daß diese Behauptung gleicherweise für dichterische wie für nichtdichterische Sprachgestaltung gelten soll. Gleichwohl ist es nötig, zu einem oftgehörten Einwand noch besonders Stellung zu nehmen. Er lautet: Zugegeben, daß beim sachlich logischen Alltagssprachverkehr die Zwischenschaltung phantasieanschaulicher Vorstellungsbilder entfällt. Wie verhält es sich aber mit den ästhetischen Leistungen der Sprache? Dichterische Sprachgestaltung ist doch durch erhöhte Sinnenfälligkeit von der Sprache der Mitteilung und der Wissenschaft geschieden. Dieser Einwand hat in gewissem Sinn Recht. Denn wenn irgendwo, muß das anschauliche Spracherlebnis in der Dichtung beheimatet sein. Aber auch in diesem Fall bleibt es die Frage, wie weit die Sprache in der Erzeugung von Anschaulichkeit überhaupt kommen kann, ob nicht auch die poetische Anschaulichkeit notwendig ein Ersatzprodukt ist. Selbst dort, wo es einem Dichter gelingt, Anschaulichkeit zu erzeugen, was indes durchgängig nicht einmal bei einem Publikum von lauter Eidetikern der Fall ist, handelt es sich um etwas weit Blasseres und Lückenhafteres als die dem Maler mühelos zur Verfügung stehende Anschaulichkeit. Soll demnach der Begriff der Anschaulichkeit als Wesensmerkmal der dichterischen Sprachgestaltung gelten, so muß er anders gefaßt werden. Und zwar wird man sich auf das zu beziehen haben, was dem Dichter als Ausgleich jenes werkstoffbedingten Mangels zur Verfügung steht. Er ist imstande, durch Wahl und Verknüpfung der Worte unser Gefühl nachhaltig in Schwingung zu versetzen und eigentümliche Stimmungswerte zu erzeugen, wodurch es zugleich zu einer Befruchtung unserer Phantasietätigkeit kommt. Als anschaulich wären daher solche Sprachfügungen zu bezeichnen, die unser Gefühl ansprechen und außerdem die Phantasie in eine lebhaft und zugleich bestimmt gerichtete Tätigkeit versetzen. So verlegt Meyer die ästhetischen Erträge in den Gefühlswert, der in der Hauptbedeutung der Worte oder ihren Nebenbedeutungen, ihrem Resonanzboden liegt, wogegen er den Vorstellungswert der Worte gering einschätzt. Nach Lehmann ist anschaulich alles das,

was die Gefühlstöne der Sprachvorstellungen erregt, wodurch dann weitere ausstrahlende Wirkungen mitgesetzt sind. Dichterische Kraft und Gabe besteht darin, die Gefühlstöne anzuschlagen, aus denen die Illusion der Anschauung erwächst. Das meinen wir, wenn wir von der zwingenden Sprachgewalt des Dichters sprechen. Der Dichter erweckt nicht durch die von ihm entworfenen anschaulichen Bilder Stimmung und Gefühl, sondern durch die Stimmung, die er unmittelbar durch das Verstehen des Wortes zu erregen versteht, zwingt er uns zu erleben und unter Umständen auch zu „sehen“, was er darstellt. Der Beweis dafür, daß auch die Sprachfügungen der Dichter nicht den Umweg über die innere Anschauung nehmen müssen, ist darin zu sehen, daß auch wertvollste Gedichte arm sein können an sinnlich packenden Ausdrücken. Beleg: die erste Stanze von Goethes „Zueignung“. Auch der umgekehrte Beweis ist möglich.

In Dauthendey's Gedicht „Wintersonne“ wird das Werk eines Malers in Worte umgesetzt: „Es geht ein Licht vom Himmel wie Rosenmilch. Geht durch die leeren Bäume über den Schnee, über das Schilfdach einer Hütte, über einen kauern den blauen Mann und über eine gelbe ziehende Herde. Der Schnee in blauen Scherben auf dem Hüttendach, um die Hütte in blauen Meerschaumwellen. Vergißmeinnicht und Rosa in den Schneegruben . . . Seiden die Luft, goldweiß und goldrosig gestrahlt.“ Hier ist es auch bei hingegebenem Aufnehmen nur in Ansätzen möglich, die Überfülle von Farbbezeichnungen in Anschauungserträge überzuführen. Der Häufung sinnlicher Qualitäten muß keineswegs eine Steigerung des Anschauungsgehalts entsprechen. Auch Farbbezeichnungen werden meist rein sprachbegriffsmäßig verstanden. Manchmal bemühen sich Dichter, durch lautsymbolische Mittel eine Art stimmungsmäßiger Farbigkeit zu erzielen. Als Beleg einige Verse von G e o r g e, denen es gelungen sein soll, mit „bleichen Vokalen“ den Eindruck blasser Helligkeit zu erzeugen: „Daneben war der Raum der blassen Helle, / Der weißes Licht und weißen Glanz vereint. / Das Dach ist Glas, die Streu gebleichter Felle / Am Boden Schnee und oben Wolke scheint.“ Wenn hier überhaupt eine optische Wirkung vorhanden ist, die über vagste Stimmungsfarbigkeit hinausgeht, kommt sie auf Rechnung bestimmter Zufühlungsleistungen, die von den Wortbedeutungen her ins Spiel gesetzt werden.

Dichtung ist eben keine ins Innere verlegte Malerei, sondern als Wortkunst die Kunst der sprachlichen Vorstellung (im Sinn unanschaulicher, begriffsnaher Erscheinungen). Der ästhetische Genuß ist nicht an die durch die Dichterworte erregten inneren Bilder geknüpft, sondern haftet an den Wort- und Satzvorstellungen als solchen¹⁹). Die durch das Verstehen der Wortbedeutungen erzeugte Vorstellungsbewegung vermag durchaus künstlerisch zu wirken. Das Wissen um die Wortbedeutung reicht hin, eine poetische Schilderung wirksam zu machen. Die Sprache als Gefüge von Bedeutungsträgern ersetzt die Wirklichkeit in dem Sinn, daß sich ähnliche seelische Folgen an sie wie an das reale Erleben des Mitgeteilten schließen können.

Und weiter. Der Dichter zwingt uns durch suggestive Sprachgestaltung, die beim Leser eine gewisse Funktionslust des Bedeutungsaufnehmens,

einen aktiven Elan des Sprachapperzipierens auslöst, größere inhaltliche Bereiche phantasielegend aufzufassen; so haben wir beim Lesen von Romanen anschauungsgenäherte Vorstellungen einzelner Persönlichkeiten und Orte. Diese Quasi-Anschauung ist keineswegs daran geknüpft, daß jedes Wort in der genannten Weise verlebendigt werde, vielmehr heftet sie sich lediglich an gewisse ausgezeichnete Momente, die dann anschauungsleere Strecken zu tragen vermögen. Der Dichter tut durch verschiedene Wirkungsmittel allerhand dazu, um seine Worte über die bare Zeichenfunktion der abgegriffenen Wortmünzen der Alltagsrede hinauszuführen. Sie wollen durch zwingende Kraft den Leser zu lebendiger Bedeutungserfüllung veranlassen, u. a. dadurch, daß gewisse *sphärische Nebentöne* angeschlagen werden, die die Hauptvorstellung verschwommen, aber gefühlswirksam begleiten. Das ist der psychologische Sinn der dichterischen Bilder. Sie haben die Aufgabe, die vom Dichter gemeinte Vorstellung nicht auf dem nächsten Weg, sondern auf fruchtbarem Umweg hervorzurufen. Die Anschauungssteigerung, die ihnen zugeschrieben wird, ist nur vorhanden, wenn man den Begriff der Anschauung mit den vorgeschlagenen Einschränkungen faßt. Anschauung im wörtlichen Sinn wird auch durch poetische Tropen nicht erzeugt.

Ja, viele dieser oft hyperbolischen Wendungen würden grotesk wirken, wollte man sie in Phantasievisualität überführen. Beispiel: „O, wenn ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund.“ Die Tatsache, daß optisch unverwertbare Fügungen häufig vorkommen, ist der sprachästhetische Beweis dafür, daß auch dichterische Sprache im wesentlichen unanschaulich erlebt wird. In einem eindruckskünstlerischen Roman wird der Geruch stagnierendes Wassers dem Leser durch folgende Fügung nahegebracht: „Das Wasser roch trüb, warm, faulig, nach ertrunkenem Grün.“ Dieses Bild ist unleugbar wirksam, obwohl es weder anschaulich übersetzbar noch rational auflösbar ist. Grün kann nicht ertrinken und es ist unvorstellbar, wie dergleichen geschehen sollte. Wenn *Abraham a Santa Clara* einmal sagt, mit einem gedankenlos dahergelallten Vaterunser habe noch niemand ein Loch in den Himmel gebissen, so wirkt hier der drastisch charakteristische Ausdruck im Sinn einer bedeutenden Steigerung der Lebendigkeit: die Wendung ist besonders treffend.

Wieder andere Vergleiche erzwingen wirksame Assoziationen oder es wird die Lebendigkeit durch Personifikationen erhöht. Die Anschaulichkeit der Dichtersprache ist daher weniger eine Steigerung des optischen Ertrags als eine solche der Dynamik. Die poetische Rede enthält eine Energie, die sie über die Alltagsrede weit hinaushebt.

Von diesen Dingen mußte eingehend gesprochen werden, weil gerade mit Berufung auf die in der Dichtersprache angeblich vorliegenden Verhältnisse von Poetikern und Ästhetikern mehrfach versucht wurde, die an der alten Anschaulichkeitslehre geübte Kritik abzuschwächen. So schränkt *H. Roetteken*²⁰⁾ den Begriff der dichterischen Anschaulichkeit zwar weitgehend ein, meint aber doch, es gebe dichterische Stellen,

die zum vollen Verständnis eine primäre Anschauung erforderten. Auch J. Volkelt²¹⁾ macht Meyer zwar verschiedene Zugeständnisse, hält aber doch für die dichterische Sprachgestaltung an der Tatsache der Phantasiesinnlichkeit fest.

5. Philologische Gegen Gründe

Daß die Worte meist als unanschauliche Begriffszeichen gebraucht werden, dafür haben wir einen Beweis in den von der Stilistik als *Katachresen* bezeichneten Bildermischungen. Ein zweites Bild wird begonnen, ehe das erste vollendet ist, was unmöglich wäre, wenn man nur anschauungsgesättigte Worte gebrauchte. Die Häufigkeit der Katachrese erklärt sich daraus, daß die Rede auf metaphorische Ausdrücke nicht verzichten kann, wobei diese aber nur ausnahmsweise unter Verlebendigung ihres eigentlichen Wortsinnes oder gar eines Anschauungsbildes verwendet werden. So lächerlich die meisten dieser Katachresen sind, stellen sie doch ein sprachpsychologisch höchst interessantes Testmaterial dar, das über die Beziehungen zwischen Sprache und Anschauung mehr Aufschlüsse gibt als eine Reihe sorgsam ersonnener Experimente. Wenn man auf Schritt und Tritt Wendungen findet wie *gegen die Wurzel eines Übels zu Felde ziehen* oder *dieses Gerücht wurzelt in einer unzuverlässigen Quelle*, wenn sich bei einem einst so gefeierten Schriftsteller wie Gutzkow der Satz findet *eine schmutzige Hand wühlt im Kasten und tritt alles, was ihr vorkommt mit Füßen* — wenn dergleichen stets von neuem geschrieben, gedruckt und bei der Korrektur übersehen zu werden vermag, so ist damit ein überzeugender Beweis für unsere These geliefert. Und da Katachresen dem Leser nur in ganz drastischen Fällen zum Bewußtsein kommen, müssen sie in minder auffallenden Graden zu den alltäglichen Erscheinungen gehören.

Neben die Katachrese als stilistisches tritt die Katachrese als sprachgeschichtliches Phänomen. Würde das jedesmalige Aktivieren des anschaulichen Bedeutungsgehalts zum Wesen des Sprachverwendens gehören, so hätten sich im Lauf des Bedeutungswandels der Worte niemals jene Stoffkatachresen entwickeln können, die später anstandslos gebraucht werden, ohne daß der Widerspruch gefühlt würde. Man spricht von *Himbeerlimonade*, obschon Limonade doch ein aus Zitronen hergestelltes Getränk, von *Goldplombe*, obgleich Plombe doch etwas aus Blei Verfertigtes ist. Der sprachpsychologische Vorgang ist hier der, daß die Bedeutung des maßgebenden Wortes verblaßt, weshalb Verbindungen mit einem widersprechenden oder das Nämliche besagenden Wort möglich werden: man fühlt weder den Gegensatz noch das Überflüssige. Diese Bedeutungsentleerung hätte niemals eintreten können, wenn das Wort jedesmal mit Anschau-

ung erfüllt worden wäre; dann hätte die Anschauungsvergegenwärtigung als Korrektiv gewirkt. Auch das Verblässen etymologischer Zusammenhänge wäre ohne diese Anschauungsleere unmöglich gewesen. Das Wort *gleich* — für uns ein Abstraktum, das die Identität zweier Bewußtseinsinhalte ausdrückt — war früher ein konkreter Ausdruck: ahd. *ga-lith* (got. *leik*=Körper) bedeutet: von gleichem Äußern, den gleichen Körper habend. Heute kann man auch von Gleichheit der Meinungen sprechen. Die für den normalen Verstehensvorgang völlig unanstößigen Wörter *Silber-*, *Papiergulden* enthalten die nämliche *Contradictio in adjecto* wie die Fügung *hölzernes Eisen*, aber das wird ebensowenig bemerkt wie die Tautologie in *Goldgulden*.

Entwicklungspsychologisch betrachtet eignet den Worten ein Bestreben, von Anschauungsträgern, die sie in phylo- und ontogenetischen Frühzeiten waren, zum unanschaulichen Begriffszeichen zu werden (progressive Verzeichlichung). Auch die etymologischen Zusammenhänge gehen verloren.

Wer weiß heute noch, daß *Messer* (*mati-sahs*) die Bedeutung „aus Stein verfertigtes Speise-Schwert“ hat; wer denkt bei *hegen* an den Schutz durch einen Hag, bei *einträchtig* an das gemeinsame Tragen einer Last. Auch bei sprichwörtlichen Redensarten verblaßt die ursprüngliche Bedeutung alsbald und gründlich. Sie in Anschauung überzuführen, wäre den meisten, die sie im Gespräch sinnentsprechend gebrauchen, unmöglich, weil sie gar nicht mehr wissen, worum es sich handelt. Bei der Wendung *die Zeit ist abgelaufen* hat niemand mehr das innere Bild einer Sanduhr, bei *auf großem Fuß leben* denkt man nicht mehr an die ungeheuren Schnabelschuhe französischer Hofleute, bei *Bankrott machen* ist längst dem Gedächtnis entschwunden, daß betrügerischen Geldleuten die Wechslerbänke zerbrochen wurden. Oft kommt es zu einer völligen Umkehr des Sinnes, wobei sich sogar die Gefühlstöne ändern: das sicherste Zeichen, daß der Sprachgebrauch nicht anschauungskontrolliert ist. Hieher gehört die Wendung *jemanden aufziehen*, die ursprünglich keine scherzhafte, sondern eine schmerzhaft Angelegenheit bezeichnete (Folterwesen). Auch Bedeutungsumkehrungen, wie sie etwa in der heute mit einer sinnlosen Negation gebrauchten Wendung *sich entblöden* vorliegen, sind dafür ein Beispiel.

Phrasen wie diese rollen rein sprechmotorisch ab und zwar meist sinngemäß, da man nach Analogie von Musterfällen des Zusammenhangs vorgeht. Aber vorstellen kann man sich dabei nichts. Und doch hat man es hier ständig mit Bezeichnungen zu tun, die eine Veranschaulichung zulassen, bei denen die sinngebende Vorstellung gar nicht hätte verloren gehen können, wenn in den ersten Zeiten ihres Heimischwerdens im Wendingsschatz die in Betracht kommende Anschauung jedesmal verlebendigt worden wäre. Als Zeugnis diene ferner die Entwicklung der abstrakten Beziehungs- und Verhältniswörter. Frühesten Sprachzuständen waren sie unbekannt, sie sind aus konkreten Bezeichnungen entstanden. Vorgänge wie diese zeigen stets von neuem das Losstreben der Sprache von der Anschauung, ihr Hinstreben zu begrifflichen Bedeutungen, die Wirklichkeits-

sachverhalte zu vertreten vermögen, ohne das Gemeinte vor die innere Anschauung zu rufen. Eben darin aber liegt der Entwicklungsvorgang, durch den die Sprache zum bequemen Mittel des zwischenmenschlichen Verkehrs wird. Gerade durch Loslösung von der Anschauung erhält dies Zeichengefüge seinen vollen bewußtseinsökonomischen Wert. Wäre die phantasievisuelle Ausgestaltung für das Verständnis nötig, so würde das Lesen unverhältnismäßig viel Zeit beanspruchen und es wäre unmöglich, ein flottes Gespräch zu führen.

Manche Philologen nehmen den Begriff Anschaulichkeit bereits in eingeschränktem Sinn: sie fassen ihn als verlebendigte Sprachgestaltung, die den Aufnehmenden zu einer entsprechend verlebendigten Auffassung nötigt. Anschauliche Schreibweise ist nach W. Schneider²²⁾ ein sinnlich-andringlicher Stil, der sich von abstrakter und blasser Begrifflichkeit so weit als bei der Sprache überhaupt angängig entfernt hält. Stärkeren Zusammenhang mit der alten Lehre zeigt Ries²³⁾. Von einem bei den Eindrucks-künstlern beliebten Stilmittel — es besteht in der Ersetzung ausgeführter Sätze durch einzelne Hauptwörter — sagt er, es fördere in besonderem Maße die Anschaulichkeit. Nach unserer Ansicht liegt der stilistische Ertrag solcher Nominalsätze wie *Regen, eisiger Wind, dazwischen Schneegestöber!* nicht darin, daß dergestalt „von der Phantasie geschaffene Bilder für die Anschauung an die Stelle eines vom Verstand zu erfassenden Ablaufs von Ereignissen treten“, sondern einfach in der Verlebendigung des Auffassungsvorgangs, der durch ungewöhnliche Konstruktionen in besonderm Maß angeregt zu werden vermag. Hier liegt eine ähnliche psychologische Ratio vor wie bei den Tropen.

Daß sprachliche Anschaulichkeit keine Angelegenheit der Phantasievisualität, sondern eine des dynamisch angeregten Sprachapperzipierens ist, weiß auch Gabelentz²⁴⁾.

Eine Feinheit der Wortstellung, eine rhetorische Frage, ein Konjunktiv, ein kleines modales Hilfswort vermögen unsere Phantasie im Sinn gesteigerter Anschauung zu beeinflussen. Kennzeichnend für einen bei Linguisten häufigen Gedankengang sind dann folgende Ausführungen. Die Funktion des im Deutschen früh verschwundenen Instrumentals übernahmen präpositionale Fügungen mit *durch* und *mit*. Nun ist *durch* aber ursprünglich örtlich und *mit* hat auch komitative Bedeutung angenommen. Darum sind beide nicht mehr anschaulich genug, und neue Wörter werden eingeführt, um die Art der Instrumentalität näher zu kennzeichnen: *kraft, dank, laut, vermöge, anläßlich, gemäß, zufolge*. Die sind anschaulich, weil ihre Etymologie sofort einleuchtet und noch nicht durch erweiterten Sprachgebrauch verdunkelt ist.

Die Linguisten reden also von Sprachanschaulichkeit auch dort, wo nichts anderes vorliegt als klare Verständlichkeit der in Betracht kommenden Worte, wie sie erreicht wird durch: 1. etymologische Durchsichtigkeit, 2. Einbettung in eine gliederreiche Wortfamilie (assoziative und reprodu-

tive Verankerung der in Betracht kommenden Wurzel), 3. gewisse einleuchtende Beziehungsstützungen. In einer Universitätsübung äußerte eine Studentin, als zufällig die frühnhd. Metapher *Maushund* (=Katze) zur Sprache kam, dieser Ausdruck sei für sie viel anschaulicher als das eigentliche Wort. Unter *Maushund* könne sie sich mehr vorstellen als unter *Katze*; es werde sogleich deutlich, daß hier ein auf Mäuse gehendes Tier gemeint sei. Diese für das naive Verhältnis zu den Sprachzeichen typische Ansicht trifft aber nicht für die Worte schlechthin zu, vielmehr nur in Hinblick auf den Sonderfall der Wortzusammensetzung. Durch die Verbindung der beiden Worte zu einem Ausdruck wird in diesem eine vielbesagende Beziehung hergestellt und diese stützt die Auffassung: in der Wortzusammensetzung wird ein Objektverhältnis deutlich. Das Kompositum scheint damit etwas über die Beschaffenheit der Sache zu verraten und so über die Symbolgrenze — an die das isolierte Wort sofort anstößt — hinauzuweisen, wodurch der Eindruck der Vorstellungsfülle und weiter eine dynamisch verlebendigte Auffassungsfülle entsteht. Stets von neuem wird einsichtig, daß die sogenannte Anschaulichkeit im Bereich des Sprachauffassungsmäßigen liegt, Phantasievisualität (reproduzierte Gesichtsempfindungen und anschauliche Vorstellungen) dagegen kaum eine Rolle spielen.

6. Experimentaluntersuchungen

Drei Arbeitsrichtungen, für die hier nur kurze Proben gegeben seien, beschäftigen sich mit dem in Betracht kommenden Thema: die Experimente der Denkpsychologen, die experimentelle Kontrolle der Meyerschen Introspektionsergebnisse, die Experimente der Integrationspsychologen über die Rolle des eidetischen Faktors beim Erleben von Sprachlichem. Die Würzburger erforschten nach *K ü l p e s* Vorgang Bewußtseinsbestand und Erlebnisverlauf bei Denkvollzügen²⁵). Hier ergab sich, daß es nicht angeht, das Denken als einen assoziativen Kettenablauf von Vorstellungen zu bezeichnen, es auf ein Nacheinander von solchen zurückzuführen. Den Vpn wurden einzelne Worte mit der Instruktion dargeboten, dazu einen neben-(über-, unter-)geordneten Begriff zu finden. Daraus wurde deutlich, daß ein Auftauchen der anschaulichen Vorstellungen des mit dem Wort bezeichneten Gegenstands zum Verstehen des Wortes nicht nötig ist: das Gegenwärtighaben der Bedeutung ist ohne Anschauungshilfe möglich. Es gibt ein Wissen unanschaulicher Art — *A c h*²⁶) führt dafür den Ausdruck „Bewußtheit“ ein — das die sensualistische Meinung, alle Bewußtseinsinhalte seien anschaulicher Natur, als unhaltbar erscheinen läßt; es kommt vor allem für unser Verhältnis zur Sprache in Betracht. Ohne selbst Versuche anzustellen, gab *O. Liebmann*²⁷) Anregungen zu einer experi-

mentellen Kritik der Anschauungslehre. Er zweifelt, ob Vorstellungen sich mit solcher Geschwindigkeit zu folgen vermöchten wie die Worte einer rasch gesprochenen Rede. Es handelt sich darum, das für das Zustandekommen einer Assoziation (Reproduktion) nötige Minimum an Zeit festzustellen. Dieses Ergebnis wäre dann als experimentellpsychologische Instanz gegen die Anschaulichkeitslehre zu verwenden. Er hat dabei allerdings nicht bedacht, daß sich die einzelnen Reproduktions- und psychischen Präsenzzeiten übereinanderschieben können.

Das Erleben dichterischer Bilder und Gleichnisse wurde von H. Roeteken²⁸⁾ und K. Groos²⁹⁾ experimentell untersucht. Der letztere gibt zu, daß starke dichterische Wirkungen ohne innere Bilder möglich sind, ist aber doch nicht geneigt, die Anschauungstheorie durch eine Vorstellungs- oder Ideentheorie zu ersetzen, wie das etwa Th. Plüß³⁰⁾ tut. Groos leitet aus den Ergebnissen seiner Versuche für sich das Recht zu einer differentiellpsychologischen Auflockerung der antivisualistischen These ab. Ob beim Erleben dichterischer Bilder innere Anschauung ins Spiel tritt, hängt von interindividuellen Unterschieden typischer Art ab. Bei manchen Personen besitzen die visuellen Bilder keine Bedeutung für den poetischen Genuß, bei anderen dagegen wohl. Außerdem vermag Anschauliches im weitern Sinn (die Reproduktion von akustischen, kinästhetischen Eindrücken) den ästhetischen Zustand zu beeinflussen. Groos behauptet von sich, er erlebe manche Gleichnisse durchaus anschaulich. So Odyssee V, 50 f. „... und schoß aus dem Äther ins Meer hin, / Fuhr dann über die Wolke, der flüchtigen Möwe vergleichbar“. Hier sieht er „mit stark koloristischer Wirkung den weißen Schimmer des sonnenbeschieneenen Möwenkörpers auf dem blauen Hintergrund des Wassers“. Daß auf diesem Gebiet Typenunterschiede vorhanden sind, wird auch durch eine amerikanische Experimentaluntersuchung von J. E. Downey³¹⁾ bestätigt. Da lautet eine bezeichnende Feststellung: „The vague but charming images of the ‚diffuente‘ were in contrast to the precise images of the ‚plastique‘ type“. Die hier vorgetragene Typenscheidung wandelt lediglich eine früher oft genug festgestellte ab. Downey meint mit diesen Typen einer diffuente und plastischen Anlage wohl nichts anderes, als was man im ausgehenden 18. Jahrhundert mit den Ausdrücken „musikalisch“ und „plastisch“ bezeichnete und wofür H. Wölfflin³²⁾ die Namen „malerisch“ und „linear“ vorschlug. Diese gleicherweise beim Schöpferischen wie beim Genießenden wirksamen Kategorien des Sehens lassen sich — womit dann auch schon eine gewisse Ätiologie und erklärende Begründung gegeben wäre — in Zusammenhang bringen mit bestimmten Grundformen der Persönlichkeitsstruktur, die man im Anschluß an G. Pfahler³³⁾ als A I- und als A II-Typus bezeichnet. Entscheidendes Kriterium ist hier die feste und fixierende, andererseits die fluktuierende Auffassungsform. Indes ist auch diese

Analogie nur eine unvollkommene und annähernde. Man wird sich hüten müssen, diese Typologien, die für die Psychologie des künstlerischen Schaffens und Genießens zweifellos Erklärungswert besitzen, für den Vorgang des Spracherlebens allzusehr auszupressen.

Die von G r o o s angestellten Versuche sehen so aus. Den V p n wurden zwei Gleichnisse aus D a n t e vorgelesen; in unmittelbarem Anschluß daran mußten sie über ihre Erlebnisse bei der Aufnahme dieser Gleichnisse Rechenschaft geben und einige Fragen beantworten. Zunächst wurde gefragt, ob etwas innerlich gesehen wurde; eine Reihe weiterer Fragen spezialisierte dieses innerlich Gesehene. Schließlich sollte angegeben werden, ob die inneren Bilder etwas zum dichterischen Genuß beitrugen. Diese Frage wurde meist bejaht. Eine Vp. gab an, sie könne sich ein poetisches Gleichnis ohne inneres Sehen gar nicht denken. Andere Vpen sind indes gegenteiliger Ansicht: auftauchende Innenbilder vermögen sogar zu stören. Eine Vp. sagt: „Die Worte wirken bei mir stärker als visuelle Bilder“. In anderen Fällen dagegen wurde rein verbal das durch das Gleichnis treffend hervor gehobene Gemeinsame zwischen Haupt- und Vergleichsvorgang erlebt. Das Anschauliche fehlt hier; erlebt wird vor allem die gedanklich-geistvolle Seite, das Treffende der Gleichsetzung. Bei der ohne Beteiligung von Sinnesreproduktionen stattfindenden Art des Genießens poetischer Vergleiche lassen sich zwei Fälle unterscheiden: die Verstärkung der mit den unanschaulichen Wortvorstellungen assoziierten Stimmung, sodann die intellektuelle Befriedigung an dem Treffenden des Vergleichs.

Gegen die Art indes, wie G r o o s seine Versuchsergebnisse gewann, ist allerhand kritisch einzuwenden. Liest man einer Anzahl von Leuten ein dichterisches Gleichnis vor mit der Anweisung, auf innere Bilder zu achten, so kann man wetten, daß solche tatsächlich auftauchen werden. Weniger aus Suggestion als aus dem Umstand, daß die Gleichnisse isoliert dargeboten wurden. Dadurch ändert sich nämlich ihre Wirkung. Herausgegriffene Gleichnisse für sich wirken anders als die im Zusammenhang einer Dichtung erlebten. Eine Dichtung aber ist keine Summe von einzelnen Bildern, und eine Mosaik-Ästhetik, die den Eindruck der Elemente erfaßt, bleibt jeden Aufschluß darüber schuldig, wie diese in ihrer sinnvollen Einbettung im poetischen Erlebnisganzen wirken. Zudem veranlassen isoliert dargebotene Gleichnisse den Hörer, die Erzeugung innerer Anschauung gewissermaßen zu forcieren. Im dahinströmenden Fluß der Auffassung eines Dichterwerks stellt sich Anschaulichkeit dagegen nur selten ein. Trotzdem tun die Bilder ihre Wirkung. Und eben auf diese kommt es an. Den Denkpsychologen sind ähnliche Bedenken aufgestiegen, daß man sich nicht beirren lassen darf durch die Ergebnisse von Versuchen, bei denen Einzelworte zusammenhanglos dargeboten wurden und die Vpen lediglich die Aufgabe hatten, diese aufzufassen. Dann nämlich treten — zumal wenn es nicht auf möglichst schnelles Reagieren ankommt — beim Auffassen der Reizworte mancherlei Vorstellungen ins Spiel. Aber nur in der künstlichen Laboratoriumsisolierung ist Zeit zur Entwicklung solcher Erlebnisse; im Normalfall des zusammenhängenden und

fließenden Denkens und Sprechens treten die Worte und die zugehörigen Begriffe nicht mit diesen reichhaltigen Bedeutungserlebnissen ins Bewußtsein. Diesem mosaikpsychologischen Irrtum sind auch medizinische Sprachpsychologen zum Opfer gefallen. So meint Gutzmann³⁴⁾, wenn wir Worte wie Hund, Stuhl u. ä. hören, tauche mit jedem Anschlagen des Wortklangs das innere Bild eines Hundes usw. in uns auf. Das verhält sich indes nur beim Hören isolierter Worte und auch hier nicht immer so.

7. Die Verhältnisse bei den Eidetikern

Die bisherigen Feststellungen sind vom Standpunkt einer generellen Sprachpsychologie aus gemacht, die damit den Normalfall erfällt. Gerade hier aber werden differentiellpsychologisch bedeutsame Sonderfälle nachweisbar, von denen die Erscheinung der eidetischen Anlage der interessanteste ist. Die Angehörigen dieses Typus besitzen Fähigkeit und Neigung, sich vertraute Gegenstände mit fast wahrnehmungsmäßiger Deutlichkeit vor das innere Auge zu führen, ein Umstand, der auch für ihr Verhältnis zur Sprache Geltung gewinnt. Nachdem sich eine Reihe historisch interessanter Vorläufer³⁵⁾ mit diesen Dingen beschäftigt hat, liefert E. R. Jaensch³⁶⁾ die heute maßgebende Theorie. Hier einiges aus seinen Beobachtungen.

Er berichtet einmal von einer dem B-Typus, einer Übersteigerungsform des integrierten Typus, angehörenden Vp. folgendes: Liest sie ein Buch, so steigen Bilder auf, die eine Zeitlang dableiben. Da sich ihr alle Situationen visuell umsetzen, liest sie an zwei Seiten oft einen ganzen Tag. Der nach innen integrierte Typus ist hinsichtlich seines sprachlichen Vorstellens dadurch gekennzeichnet, daß für ihn Abstrakta Gefühlsbetonung erhalten, wenn sie in Symbolen vorgestellt werden. In solcher symbolischen Bildhaftigkeit bieten sich die Sprachbegriffe vor allem den Synästhetikern dar. Aus langen Beleglisten einige Beispiele: *Bestimmung* = ein Pfeil, der sich einem Ziel zubewegt; *Ungeheuerlichkeit* = ein dickes, auf den Hinterbeinen stehendes Nilpferd; *Haß* = ein Neger mit zurückgebogenem Kopf und starkrottem Mund. Für Anschaulichkeitsversuche wurden folgende Verse vorgelesen: „Jenseits des Tales stand der junge König / Und griff die feuchte Erde aus dem Grund / Sie kühlte nicht die heiße Glut der Stirne / Sie machte nicht sein krankes Herz gesund.“ Vpen vom I₁-Typus sahen dabei nicht selten einen jungen Menschen mit einer Krone in der angegebenen Tätigkeit. Beim I₂-Typus taucht das alles mehr als unanschauliches Wissen auf; im Mittelpunkt steht das Gefühl des Liebesleids. Die Versuchsergebnisse werden durch gesammelte Selbstzeugnisse ergänzt. Eine Vp. berichtete, sie habe beim Lesen von Romanen starke kinästhetische Anschauungsbilder, sie sehe sämtliche Personen in inneren Bildern vor sich. Das nämliche läßt Balzac den Helden seines autobiographischen Romans „Louis Lambert“ sagen: „A l'âge de douze ans, son imagination . . . s'était développée au point de lui permettre d'avoir des notions si exactes sur les choses qu'il percevait par la lecture seulement que l'image imprimée dans son âme n'en eut pas été plus vive s'il les avait vues réellement.“ Balzacs Wort „Penser, c'est voir“ macht deutlich, daß er als Eidetiker ein abstraktes Denken nicht kannte, sondern sich ihm jeder Gedanke sogleich in Schauen umsetzte. Die Eidetikforschung vermag indes nicht nur unser Wissen um die phantasievisuellen Ausgestaltungsleistungen beim Sprachgebrauchen

zu vermehren, sondern ermöglicht auch sprachpsychologische Deutungen bislang unzulänglich erklärter grammatischer Erscheinungen. Das eidetische Stadium ist nicht nur eine durchgängige Jugendphase in der Einzelentwicklung, sondern auch eine solche der Menschheitsentwicklung, aus der sich in den Sprachen allerhand Spuren erhalten haben. So vermag etwa das von M. Deutschein³⁷⁾ aufgewiesene Problem des Akkusativs bei Verben der sinnlichen Wahrnehmung von der in der eidetischen Phase herrschenden Kausalfunktion des Wahrnehmungsaktes erklärt zu werden.

Unter den bereits erwähnten Antwortschreiben auf meinen Rundfunkvortrag fanden sich auch einige von Eidetikerinnen. Einer dieser Briefe sei hier auszugsweise wiedergegeben. Die Schreiberin sagt hier von sich, sie gehöre in höchstem Maß zu den Menschen, bei denen Lesen oder Hören eines Wortes sogleich ein Bild hervorruft. „Ich sehe nicht nur bei großen Worten Bilder, sondern bei alltäglichen Ausdrücken erscheint stereotyp eine Art Vignette in meinem Innern. Meistens hat zu deren Bildung irgendein sehr früher Kindheitseindruck beigetragen. Nehmen wir das Wort ‚Bühne‘. Ich sehe einen Vorhang und einen Strick (offenbar zum Aufziehen) . . . Städte erscheinen vielfach mit irgendeinem Emblem oder in großer Schrift; diese in den Farben ihrer Selbstlaute (a = weiß, e = rot, i = glänzend weiß, o = schwarz, u = blau). Als Sie sprachen, beobachtete ich mich. Bei dem Worte ‚Glockengeläute‘ erschienen zwei Glocken in schräger Stellung, etwa wie man sie auf Weihnachtskarten sieht. Die Worte, die absolut unbildhaft sind, wie ‚verwenden‘, erschienen in Druckschrift.“

Ich selbst habe mehrfach Gelegenheit gehabt, das Spracherleben von Eidetikern zu untersuchen, wobei sich folgendes ergab. Das im praktischen Sprechverkehr geübte Verstehen erfolgte überwiegend unanschaulich. Aber auch beim Genießen von Sprachkunstwerken stellten sich eidetische Ausgestaltungen nur an ausgezeichneten Stellen ein; wohlgemerkt, wenn vorgelesen wurde. Dann nämlich war keine Zeit zu visuellen Ausgestaltungsleistungen. Zu solchen kam es in beträchtlicher Zahl nur dann, wenn die betreffende Person selbst las, also das Tempo bestimmen und Pausen machen konnte. Den von Eidetikern immer wieder erhobenen Einwänden gegen die Lehre vom unanschaulichen Sprachverstehen darf man somit kein allzugroßes Gewicht beilegen. Sie erklären sich daraus, daß ihnen der wahrnehmungsflüchtige Regelfall weniger Eindruck macht als der Sonderfall, bei dem etwas sehr Eindrucksvolles und Greifbares da ist, nämlich ein inneres Anschauungsbild.

Diese Auflockerung der früheren Behauptung des unanschaulichen Sprachverstehens vom Standpunkt einer Psychologie der zwischenmenschlichen Unterschiede konnte somit nicht den Zweck haben, das Gesagte auf Umwegen wieder zurückzunehmen. Die Hauptsache bleibt bestehen. Der weitaus größte Teil des Wortbestandes dichterischer und nichtdichterischer Sprachfügungen wird auch von den Eidetikern und den Angehörigen des visuellen Typus unanschaulich erlebt, ohne daß gehemmtes Verständnis und mangelnde Gefühlswirkung die Folge wären. Zwischen dem Spracherleben des Normalen und des Eidetikers besteht also kein wesens-, sondern

nur ein gradmäßiger Unterschied. Denn auch beim Normalen kommt es gelegentlich bei packenden dichterischen Schilderungen³⁸⁾ sowie beim Erklängen eines Worts, das gefühlsbetonte Bereiche berührt, zu flüchtigen Vorstellungen anschaulicher Art, von denen indes das angemessene Verständnis in keinem Fall abhängig ist. Beim Eidetiker stellen sich solche Anschauungsleistungen häufiger ein, zudem sind sie plastischer, nachhaltiger und minder bruchstückhaft. Damit nähern sich die Eidetiker den Verhältnissen entwicklungsgeschichtlicher Frühzustände. Beim Kind werden ungleich mehr Worte mit innerer Anschauung ausgestattet und in der Phylogenese dürfte es kaum anders gewesen sein. In Urzeiten wird es eine Phase gegeben haben, wo das Auftreten der Wortwirkung, d. h. des Verstehens des Wortzeichens, an das vorhergehende Auftauchen einer anschaulichen Vorstellung gebunden war. In onto- und phylogenetischen Reifezuständen hat sich dann die Sprache zu einer eigenen Welt entwickelt, an deren Bestandstücke sich die nämlichen Folgen ebenso leicht und unmittelbar heften wie an die durch sie repräsentierten Wirklichkeitssachverhalte, bzw. deren anschauliche Vorstellungen.

D. Sprechen und Denken

1. Fragestellungen und Standpunkte

Der vorige Abschnitt hatte sich mit dem Verhältnis von Sprache und Anschauung (reproduzierten Empfindungen, anschaulichen Vorstellungen, eidetischen Bildern, phantasievisuellen Ausgestaltungsleistungen, Wortphantomen und Paraphantasien) beschäftigt. Gegenstand war dort die Beziehung zwischen Sprache und Vorstellungsleben. Vom Vorstellen aber hebt sich das Denken als eigenartige psychische Tätigkeit ab. Die Sonderstellung des letzteren ist von der modernen Denkpsychologie ins rechte Licht gerückt worden. Daraus erwächst der Sprachpsychologie die Pflicht, über logische und sprachkritische Interessen hinaus, d. h. unabhängig von ihnen, das Verhältnis des Sprachgebrauchens als psychischen Vorgangs zu der Funktionsgestalt des Denkens zu bestimmen. Eine Untersuchung der hier vorhandenen funktionalen Zusammenhänge ist unerlässliche Aufgabe des Psychologen, der den psychischen Vorgang des Sprechens auch dadurch zu erfassen hat, daß er ihn mit den übrigen seelisch-geistigen Funktionen und Dispositionen in Zusammenhang bringt, bzw. von ihnen abhebt.

Wir sehen uns zunächst die in der Beurteilung des Verhältnisses zwischen den beiden Tätigkeiten eingenommenen Standpunkte an. Eine Überwertung der Enge der hier vorhandenen Beziehungen zeigt der *I d e n t i t ä t s s t a n d p u n k t*: das Sprechen wird hier dem lauten (verlaut-

barten) Denken, das nicht geäußerte Denken dem stillen (innern) Sprechen gleichgesetzt.

Den Anfang macht hier die Sprachlogik der Antike, worunter wir mit Riefert¹⁾ eine Theorie verstehen, die von der Sprache ihren Ausgang nimmt, um von den Sprachformen die Formen des in ihnen zum Ausdruck gelangenden Denkens aufzufinden. Die von Aristoteles in der Einleitung zur ersten Analytik gegebenen Definitionen des Begriffs, der Prämisse, des Syllogismus und der wichtigsten syllogistischen Begriffsverhältnisse suchen diese logischen Erscheinungen in ihren sprachlichen Einkleidungen auf²⁾. Seine Einteilung der Syllogismen gründet sich unmittelbar auf die der Sprache entnommenen Satzunterschiede. Aber die Überzeugung von der Wesenseinheit zwischen Sprechen und Denken ist kein Sonderbesitz der Antike und des Mittelalters, vielmehr finden sich Äußerungen wie die folgenden bis in die unmittelbare Gegenwart. Denken ist stets ein worthaftes Denken³⁾; ein Denken ohne Sprache und außerhalb dieser gibt es nicht. Von hier aus wird die Auffassung abgelehnt, es lasse sich ein an dunklen Vorstellungen haftendes Denken nachweisen, das noch nicht Sprache sei. Wo ein innerliches Sprechen nicht vorliegt, hat man es lediglich mit einer Bewegung von sinnlichen Bildern zu tun, das man nicht als Denken bezeichnen darf⁴⁾. Die Sprache ist das in Erscheinung übergehende Denken, das bildende Organon des Gedankens; Sprache und Gedanken verhalten sich wie Erscheinung und Wesen. Sprechen und Denken sind ein einheitlicher Akt: dieses ist die innere, jenes die äußere Seite daran.

Man sollte meinen, diese Auffassungen entstammten einer Zeit, da die Bildung der Philosophen eine humanistisch-geisteswissenschaftliche war und die Naturwissenschaftler weder als schöpferische Philosophen noch als Objekte psychologischer Betrachtung sonderlich hervortraten. So ist es aber nicht, vielmehr berühren sich hier merkwürdig die Extreme: neben Platon stehen die Behavioristen. Watson⁵⁾ läßt die Erörterungen des Abschnitts „Do we always think in words?“ in dem Satz gipfeln: „We can say that ‚thinking‘ is largely a ‚subvocal talking‘“. Daß ein sprachfreies Denken nach seiner Überzeugung keine große Rolle spielen kann, zeigt eine Äußerung über die „language habits“: „. . . habits which when exercised implicitly behind the closed doors of the lips we call thinking“.

Zur Widerlegung dieser Identitätsthese braucht nur auf die Tatsache verwiesen zu werden, daß es ein Sprechen ohne notwendig zu ihm gehörendes Denken gibt, ein gedankenloses Sprechen. Wo Begriffe fehlen, stellt sich leicht ein Wort ein. Es gibt ferner ein Denken ohne notwendig zu ihm gehörendes Sprechen. Oft werden zu werdenden und fertigen Gedanken erst noch die Worte gesucht und vielleicht gar nicht treffend gefunden. Höfler⁶⁾, der zur Widerlegung dieser Identitätsannahme umfangliche Argumentationen anbietet, verweist hier auf die Tatsache der Lüge und das Denken der Taubstummen. Gegen die Auffassung des Behaviorismus im besonderen wendet sich R. S. Woodworth⁷⁾. Die Sprache ist nicht das Denken; oft findet man nicht das Wort für das, was man denkt oder sagt etwas her, während man etwas anders denkt. Wenn

Watson den sprachlichen Bericht seinem Inhalt nach als oft einzige Reaktion zuläßt und doch bloß äußere Kundgebungen menschlicher Handlungen zu benutzen vorgibt, so ist das ein Selbstwiderspruch.

Minder weitgehend ist die als Parallelismustheorie zu bezeichnende Ansicht. Sprechen und Denken sind nicht dasselbe, sind nicht zwei Seiten eines einheitlichen Vorgangs, sondern verschiedene Tätigkeiten, die indes gleichsinnig verlaufen. Das Denken als reine Berührung des Seins und die Sphäre der Sprache sind zwar zwei grundsätzlich verschiedene Bereiche, aber ihre grundsätzliche Verschiedenheit ist vereint mit enger tatsächlicher Verschmolzenheit. Man sagt, Sprache und Intellekt (Denkfähigkeit) entwickelten sich in enger Verbundenheit mit- und aneinander. Das ist entwicklungsgeschichtlich richtig, und zwar gleicherweise für die Phylo- wie die Ontogenese, wird aber sofort falsch, wie man aus diesen genetischen Tatbeständen für alle Phasen und Stufen eine Art prästablierter Harmonie und zwangläufige Gleichschaltung zwischen Sprechen und Denken folgern möchte. Parallelistische Gedankengänge finden sich mehrfach bei R. Graßler⁸⁾.

Die Sprache ist das wichtigste Hilfsmittel des Erkennens, weil sie in wesentlichen Zügen mit ihm parallel geht, weil sie die Kernleistung aller Erkenntnis, die Einsicht in die kausalen Beziehungen, im Satz der Rede vollbringt. Sie faßt das Geschehen als Kausalverlauf, zerlegt diesen in seine Komponenten und schildert alle seine notwendigen Bestimmungsstücke, zu deren symbolischer Vertretung sie spezifische Wortklassen ernennt. Die Welt ist ein Zusammenhang von Kräften und Wirkungen. Unser Denken faßt die Welt dynamisch auf und die Sprache hilft ihm dabei. Die kategoriale Spaltung des Sprechdenkens geht auf diese Faktoren ein, stellt zum Zentrum des Wirkens (dem Substantiv) Attribute, zum Symbol des Vorgangs (dem Verbum) die Adverbialien. Dergestalt differenziert das Sprechdenken den mannigfachen Wechsel des Ursachverlaufs. Die Symbolik der Rede ist vom Denkmodell des Ursachverlaufs und Wirkens bestimmt. Substantiva vertreten Kraftzentralen, Adjektiva gewisse Wesenszüge, Verben Änderungen der Kräftelage, Adverbien bringen Angaben der Lokalisation in das Raum-Zeit-System des Phantasmas oder nähere Umstände eines Verlaufs. Die Sprache bildet somit die dynamische Struktur der Welt und die auf deren Erfassung abgestellte kategoriale Organisation unseres Denkens ab. Der Satz ist — nach Jaensch — eine Anleitung, den lebendigen Denkprozeß zu vollziehen, aber dieser ist ein Nacherzeugen des Wirklichen.

Eine Kritik dieser Parallelismuslehre wird von folgendem auszugehen haben. Zweifellos haben sich Sprache und Denken an- und miteinander entwickelt, ohne daß es anginge, die eine als ein Werk des andern hinzustellen. Die Sprache ist nicht zwangläufig mit den Bedürfnissen und Verfahrensweisen des Denkens gleichgeschaltet, da noch andere seelisch-geistige Tätigkeiten an ihr mitbeteiligt sind und sie mitgeformt haben. Eine Inkongruenz zwischen Sprache und Denken ist darin zu sehen, daß Einsichten und Begriffsbildungen unabhängig von der Sprache vorhanden sein können; in Ansätzen beim Kind und beim Tier, in voller Ausbildung

im sprachfreien Denken des Kulturmenschen. Es gibt im Bereich des Seelischen kein genau umschriebenes Gebiet, das allein der Sprache zugeordnet wäre. Sie ist weder aus dem Gegenstands-, Zustands- und Ursachbewußtsein abzuleiten noch besorgt sie ausschließlich die Geschäfte eines dieser Bereiche. Daß sie für das Denken besonders wichtig wird, ist zuzugeben; das rechtfertigt aber noch nicht die Annahme eines zwischen ihnen bestehenden Parallelismus. Gegen einen solchen sprechen erlebnispsychologische Erwägungen, daß die Verläufe in beiden Tätigkeiten nicht völlig die nämlichen sind, sodann die Ergebnisse einer Betrachtung vom Gegenstand her. Hier zeigen uns die sprachlichen Tatsachen der Homonymie, der Amphibolie und der Beziehungsäquivokation, daß sich Denken und Sprechen keineswegs immer und zwangläufig decken. Die letztere besteht darin, daß verschiedene Beziehungen zu dem nämlichen Hauptvorstellungsinhalt zwar denkend gemeint, aber nicht sprachlich ausgedrückt sind. Gedachtes und Gesprochenes können schon deshalb nicht immer parallel gehen, weil der logischen und sachlichen Beziehungen ungleich mehr sind als der sprachlichen Wendungen und Worte. Zahlreiche Denkunterscheidungen werden von der Sprache nicht mitgemacht. Andererseits kommt es vor, daß für die gleichen Gedankeninhalte verschiedene sprachliche Ausdrücke möglich sind (Synonyma), wie denn jede Sprache Armut und Überfluß in recht irrationaler Weise vereinigt. Auch die Tatsache des Vorhandenseins verschiedener Sprachen ist als Argument gegen die Parallelismusthese verwendet worden.

Die als **Verschiedenheitsstandpunkt** zu bezeichnende Theorie ist in zweifacher Abwandlung vertreten worden, einer indifferenten und einer sprachskeptischen. Einig sind sie nur im Kampf gegen die beiden vorhin angeführten Meinungen. Die nichtskeptische Theorie behauptet: Sprache und Denken haben miteinander nichts zu tun. Zu wirklichen Einsichten kann nur das sprachfreie Denken gelangen; Erkenntnisse sind intuitiv am Material gewonnene Sacheinsichten, zu denen die Sprache nichts beitragen kann. Deswegen ist aber nicht ausgeschlossen, daß die Sprache wie jedes andere Zeichensystem den Denkvorgang dadurch fördert, daß es ihn ökonomischer macht, ihm gewisse Stützen und Fixierungen verleiht. Der zweite Standpunkt, der von den extremen Sprachkritikern des linguistischen Skeptizismus und Pessimismus vertreten wird⁹⁾, leugnet auch dieses letztere. Aufgaben dieser Art werden von nichtsprachlichen Zeichengefügen (etwa mathematisch-physikalistischen Symbolsystemen) besser bewältigt¹⁰⁾. Das Wort ist der Feind des Denkens (B u r k h a r d¹¹⁾); die sogenannten Hilfsmittel zur Bezeichnung und Fixierung des Denkens führen dieses oft irre, auch die Vermittlung des Erkannten wird durch die Sprache nur unvollkommen geleistet.

Wir lehnen diese Lehre in beiden Schattierungen ab. Sie widerspricht den Tatsachen, die wir im Kapitel über die Sprachleistungen kennen lernen werden. Wohl gemerkt, es handelt sich für den Psychologen dabei gar nicht um die Frage, ob die Bindung des Denkens an die Sprache vom normativen Standpunkt der Logik und Erkenntnislehre als etwas Seinsollendes anzusehen ist, weil daraus sachliche Förderungen erwachsen, sondern lediglich um die Tatsache, daß eine solche Bindung eben doch vorliegt, wenn auch nicht als der notwendige und daher ausnahmslos verwirklichte, so doch als ein typischer immer wieder festzustellender und daher zweifellos ausgezeichneter Fall. Wenn auch das Denken keineswegs zwangsläufig an die Sprache gebunden ist, so hat doch jedes echte, d. h. sinnvolle Sprechen immer irgendein Denken zur Voraussetzung. Diese muß natürlich nicht in Form klarer Begriffsbildungen, ausdrücklicher Urteile und vollständig vollzogener Schlüsse vorhanden sein, der Denkakt kann sich vielmehr abgekürzt, unvollständig, enthymematisch, verschwommen und dazu noch recht automatisiert darbieten. Aber eines muß doch da sein, auch bei Ausdrucksleistungen, in denen alles Logische auf ein Mindestmaß eingeschränkt ist: ein setzendes, intentionales Bedeutungsbewußtsein.

2. Experimentelles

Die experimentelle Denkpsychologie hat unsinnliche Denkinhalte als ohne Sprachzeichen erlebbar nachgewiesen. Das zeigen die Versuche von A. Messer¹²⁾ und seine zusammenfassende Darstellung in „Empfindung und Denken“, aber auch die Experimente A. Willwolls¹³⁾. Gewisse Denkakte, z. B. die Begriffsbildung, können sich völlig sprachfrei vollziehen, wenngleich die Sprache oft helfend eingreift. Manchmal ist zwar das Wort früher da als der Begriff, bevor der entsprechende Gedanke völlig ausgereift im Bewußtsein steht, aber auch in solchen Fällen ist der Gedanke irgendwie mitgegeben: das Wort steht ja nicht als sinnleeres Lautgebilde im Bewußtsein, sondern bereits als Sinnträger. Sprachliches Herumprobieren vermag zur Begriffsfindung zu führen, desgleichen gibt es ein Begriffserfassen, das auf dem Weg einer sprachmechanischen Schemaergänzung erfolgt.

Die Funktion des Wortes in den Fällen, wo es dem Ausformen des Begriffs vorseilt, kennzeichnet Protokoll S. 133 (geboten waren die Worte *Krieg—Duell*): „Duell war auch etwas mit Waffen, zu Waffen brauche ich noch etwas, woran ich es festhängen kann, das es präzisiert, das tut das ‚mit‘. Ich glaube, es war von Anfang an da. Dieses ‚mit‘ ist sozusagen das Sprungbrett, von dem aus es weiter geht auf ‚Streit‘.“ Das vor dem Ausreifen des Begriffes vollaktualisierte Wort zieht den Rest des Komplexes, mit dem es in Fusionseinheit steht, nach sich ins Bewußtsein. Neue gedankliche Momente werden in den Komplex einbezogen und ihm durch Abstraktion von nicht hineinpasseenden Elementen assimiliert. Das dem Denken vorseilende Wort wirkt dann als Kristallisationspunkt für die Ausgestaltung des

Oberbegriffes, der instruktionsgemäß die beiden dargebotenen Worte zu umfassen hatte. Man sieht, der Vorgang des zielbestimmten Denkens kann durch die Sprache mancherlei Hilfe erfahren. Eine solche liegt auch vor, wenn das Wort nur Ausgangspunkt und Ansatz für die eigentliche Denkarbeit bildet. Damit ist aber durchaus kein völliger Gleichlauf zwischen den beiden behauptet. Normalerweise verhält es sich wohl so, wie das P. Feldkeller schildert¹⁴). Die Sprache hat nicht die Aufgabe, jeden einzelnen Begriff in Worte umzusetzen und bis ins Letzte abzubilden; stets bleibt ein Rest an Denken und Vorstellen, der sich der sprachlichen Entmünzung entzieht. Die Protokolle Willwolls belegen ferner den andern Fall, daß der wortlose Begriff zuerst da ist, daß es also Begriffsgestaltung ohne Wortbildung gibt. Nicht immer hat der Begriff im Werden schon sein gleichzeitig oder schneller im Bewußtsein ausgestaltetes sprachliches Korrelat. Der Gedanke kann oft klar im Bewußtsein stehen und dennoch muß die Vp. noch lange nach dem treffenden Wort suchen. Bei Gelegenheit eines Wortpaars wird etwa geäußert: „Es fiel mir sofort die Ähnlichkeit auf, ich wußte aber kein Wort dafür.“

Auch die von Selz¹⁵) angestellten Versuche sind für uns auswertbar. In der Protokollanalyse seiner Definitionsaufgaben findet sich die Bestätigung dafür, daß das Ausreifen des Gedanklichen dem Sprachlichen gelegentlich vorauszuweichen pflegt. Dabei werden dann die Wortbedeutungen mitunter im Dienst der Aufgabe den aktualisierten Apperzeptionsmassen angeglichen und ihr Sinn wird u. U. etwas umgebogen. Hier ist die Quelle jener bei aller lexikalischen Festlegung obwaltenden Verschiedenheit der Wortbedeutungen von Mensch zu Mensch.

Unabhängig von der Tradition der Würzburger Denkpsychologen hat der Amerikaner R. S. Woodworth¹⁶) den exakten Nachweis geführt, daß es nicht nur einen „imageless“, sondern auch einen „speechless thought“ gibt. Die durch die Denkpsychologie widerlegten veralteten Lehrmeinungen sind von ihm hübsch zusammengefaßt worden: „Previous to 1900 psychological theories of the thinking process were based on the ‚laws of thought‘ as understood in formal logic, on language regarded as a faithful mirror of the thought and on the assumptions of the associationists and their rivals“.

3. Pathologische Erfahrungen

Die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Sprechen und Denken vermag auch von den traurigen Experimenten Erhellung zu erfahren, welche die Natur im Fall der zentralen Sprachstörungen anstellt. Bedeutet ein Abbau der Sprache auch eine entscheidende Störung der intellektuellen Fähigkeiten? Eine klar verneinende Antwort auf diese Frage erteilen Broca¹⁷) und Wernicke¹⁸). Jener hatte behauptet, bei der von ihm beschriebenen Aphasieform (der motorischen) bleibe der Verstand unberührt. Auch Wernicke betont, Sprechen und Denken seien keine identischen Prozesse, daher müsse die Störung der einen Fähigkeit nicht auch zwangsläufig eine solche der anderen im Gefolge haben. Der Lehre von der

Aphasie könne nichts Schlimmeres geschehen, als daß man die dabei vorkommenden Störungen der Intelligenz, wie sie gelegentlich auch bei jeder anderen Herderkrankung des Gehirns zu beobachten sind, als dem Krankheitsbild wesentlich zugehörig auffaßte. Der hier vertretene Standpunkt ist heute aufgegeben. Im schärfsten Gegensatz dazu steht die von P. Marie¹⁹⁾ erteilte Antwort. Nach ihm ist die motorische Aphasie eine zu vorhandenen Störungen des Intellekts hinzukommende Anarthrie (Wortstummheit). Das Wesentliche bei der Aphasie sind die intellektuellen Schädigungen des aktiven und passiven Sprachgebrauchs. „Il y a une diminution très marquée dans la capacité intellectuelle en général.“ In Durchführung dieses Leitgedankens läßt Marie die Mehrzahl wohlcharakterisierter aphasischer Symptome wieder in dem undifferenzierten Begriff der Demenz auf- und untergehen. Seine Feststellungen werden heute als Übertreibungen abgelehnt und mit seinem entschiedensten Vertreter fällt der ganze extreme Standpunkt.

Die heute herrschende Ansicht sucht Einseitigkeiten zu vermeiden. Aphasien sind weder wesenseins mit Demenz, Blödsinn und allgemeinen Geistesstörungen, noch lassen sie das geistige Leben durchaus unberührt. Dabei braucht indes die Schwere der sprachlichen Störungen nicht mit der der geistigen Schäden parallel zu gehen. Die von den Aphasien ausgehenden intellektuellen Schädigungen erweisen die engen Beziehungen zwischen Sprechen und Denken, ohne daß doch Identität angenommen werden könnte. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß eine brauchbare Einsicht in das Wesen der agrammatischen Störungen erst nach Ablehnung der Identitätsansicht möglich war. Umgekehrt machen die Erscheinungen des Agrammatismus ihrerseits wieder deutlich, daß zwischen gedanklicher und sprachlicher Formulierung eine grundsätzliche Trennung besteht, die durch die klinischen Zusammenhänge nicht aufgehoben wird.

In den meisten Fällen der Aphasie greift die Störung über das rein Sprachliche hinaus; es muß also den aphasischen Symptomen eine allgemeinere, eine Mehrheit von psychischen Äußerungen umfassende Funktionsstörung zugrundeliegen. Aber ausnahmslos gilt das nicht. Nach Hea^d²⁰⁾ ist vielmehr sensorische Aphasie ohne geistige Störung möglich. Aus Befunden von Liepman²¹⁾ geht hervor, daß der Aphasie oft eigenartige Intelligenzstörungen zugrundeliegen können, ohne daß dies zwangsläufig in allen Fällen so wäre. Nach Piéron²²⁾ stört eine Aphasie die geistige Tätigkeit weitgehend, immerhin ist ein gewisses Ausmaß von Denken auch ohne Worte möglich. Kuls²³⁾ Ansicht ist die, daß bei Aphasie die geistige Fähigkeit so gut wie immer leidet, aber zur Annahme eines zwangsläufigen Parallelismus kann er sich nicht entschließen. Die Koppelung zwischen Sprach- und Intelligenzstörungen ist also nicht ausnahmslos. Es muß demnach — wenn gleich selten genug — Fälle reiner Aphasie geben, wo sich die Störung auf das Sprachliche beschränkt, ohne das Denken in Mitleidenschaft zu ziehen. Hirnverletzungen bei jugendlich rüstigen Gehirnen (Kriegsbeschädigungen) zeigen gelegentlich, daß bei vorhandener Aphasie keine Intelligenzstörungen anzutreffen sind.

Übrigens bleibt bei Entscheidung dieses Problems manches eine Frage der Definition des Begriffs Intelligenz. Faßt man diese nicht als Erwerb und Besitz ruhender Residuen, sondern als Anpassungsfähigkeit des Denkens, so muß deren Vorhandensein bei manchen Apathikern zugegeben werden²⁴).

Die Bindung des Denkens an die Sprache wird in verschiedener Enge angenommen. Bis zu fast völliger Identität treibt sie B i a n c h i²⁵), wenn er behauptet, die wirklichen Apathiker seien dement, weil der Mechanismus der Wortbildung zerstört ist, womit eine Reduktion der konstruktiven Prozesse höherer Gedankengänge in Verbindung steht. Vorstellungen können (was indes nach dem Erweis der Denkpsychologen unrichtig ist) ohne Worte nicht bestehen. Bei echter sensorischer Aphasie ist immer geistige Störung vorhanden, die aus der Vernichtung derjenigen Regionen stammt, wo Wortbilder geformt, erhalten und symbolhaft verwendet werden. Nach St ö h r²⁶) sind bei sensorischer Aphasie Wortfindung und -verständnis bis zur praktischen Unbrauchbarkeit geschädigt; damit ist eine Herabsetzung der allgemeinen Intelligenz insofern identisch, als diese zum guten Teil in der Raschheit des Wortverständnisses und der Wortfindung besteht. D e l a c r o i x²⁷) bezeichnet es als schweren intellektuellen Verlust, daß beim Apathiker das Denken in sprachlichen Symbolen und in Sätzen angegriffen ist. Dadurch sind intellektuelle Leistungen unmöglich gemacht worden, nicht durch einen generellen Verlust an Intelligenz, sondern durch den Ausfall einzelner Bedingungen der Denkleistung. Solche Bedingungen sind: ein gewisser Umfang des unmittelbaren Behaltens, eine bestimmte Aufmerksamkeit und die Gegenwart gewisser Vorstellungen.

Sehr aufschlußreich sind dann die Untersuchungen, die an einzelnen Apathikern in bezug auf ihre Denkleistungen vorgenommen wurden. Der durch v a n W o e r k o m untersuchte Patient war auf räumlichem Gebiet zwar imstande, gebildete Komplexe zu erkennen und seine Handlungen im Einklang mit den gegebenen räumlichen Beziehungen auszuführen, hatte aber von diesen Beziehungen selbst keinen Begriff, konnte nicht zu deren isolierender Erfassung kommen. Seine Defekte lagen speziell auf dem Gebiet der Produktion von Vorstellungen und Begriffen, des analytischen Verarbeitens von Eindrücken. Nach G o l d s t e i n²⁸) liegt bestimmten Sprachstörungen, z. B. der amnestischen Aphasie, eine allgemeinere Störung zugrunde. Bei den untersuchten Kranken erschöpfte sich die Symptomatologie keineswegs in der erschwerten Wortfindung, es bestanden vielmehr noch andere Symptome, die sich sämtlich auf eine Veränderung des Gesamtverhaltens der Kranken zurückführen ließen. Die Kranken sind konkretere, mehr in der Wirklichkeit der Dinge wurzelnde Menschen geworden, und die Erschwerung der Wortfindung ist nur ein Ausdruck dieser Grundveränderung. Die Kranken haben die Worte nicht vergessen, sondern weil ihre Fähigkeit beeinträchtigt ist, Worte als Zeichen für Begriffe zu verwenden, stehen sie ihnen in solchen Situationen nicht zur Verfügung, wo ein derartiges Verhalten nötig ist.

Wir sehen, wie durch eine zentrale Sprachstörung auch die Fähigkeit zu abstrakten Denkleistungen beeinträchtigt werden kann. Im Zusammenhang ähnlicher Erörterungen erhebt R. T h i e l e, dem wir eine hier mehrfach verwertete, besonders klare Darstellung dieses Problemgebiets verdanken, die Frage, welche intellektuellen Einbußen auf der Grundlage aphasischer Störungen möglich sind. Es zeigt sich u. a., daß sich aphasische und intellektuelle Störungen in demselben Zustandsbild darbieten können. Hier kann es sich um koordinierte und auf eine gemeinsame Ursache zu beziehende Krankheitserscheinungen handeln. Aphasische Störungen können sich den Erscheinungen einer mehr oder minder fortgeschrittenen Demenz jederzeit als neue Krankheitszeichen zugesellen, wodurch sie ihre relative Selbst-

ständigkeit dem dementen Komplex gegenüber dartun. Um sekundäre, durch die zugrundeliegende Aphasie bedingte Störungen handelt es sich bei den auf der Ablenkung des Gedankenganges durch verbale Paraphasien beruhenden Denkschädigungen. Es wird an die Bedeutung des am falschen Ort sich einstellenden Wortes inhaltlich angeknüpft und dadurch der Kranke vom Thema abgebracht, wodurch ein bei der Stange bleibendes zielausgerichtetes Denken fast unmöglich wird

Eingehende Erörterungen der Zusammenhänge zwischen Aphasie und Intelligenzstörungen bringt ferner die monumentale „Gehirnpathologie“ K. Kleists^{28a}). Unter den bei sensorischen Aphasien so häufigen Intelligenzstörungen kann man zunächst die Beeinträchtigung der sprachlichen Leistung als solcher verstehen, insofern Umfang und Differenzierung des Sprachschatzes, Raschheit und Sicherheit der sprachlichen Reproduktion, Beherrschung des grammatischen Sprachaufbaus und die damit zusammenhängende Kunst der Rede einen Teil der Intelligenz darstellen, der der optisch-gegenständlichen und motorisch-praktischen Intelligenz gleichgeordnet zur Seite tritt, sodann aber die Schädigung des gegenständlich-begrifflichen Wissens und Denkens, der Herstellung begrifflicher Beziehungen und Ausführung von Schlüssen, wobei die Sprache eine bloß sekundäre Rolle spielt. Von welcher Art sind nun die bei Aphasien auftretenden, aber selbst nicht sprachlichen Intelligenzstörungen, wie hängen sie mit den Sprachstörungen zusammen? Liegt hier nur äußerliches Nebeneinander vor oder besteht innere Bedingtheit, indem die Schwäche der sensorischen Wort- und Satzbestandteile auf die nichtsprachlichen Begriffe ungünstig einwirkt und deren Weckbarkeit und Tätigkeit behindert? Oder fließen auf gewisser Stufe Name und Begriff, Sprechen und Denken in eins zusammen? Diese letzte Annahme läßt sich vom Standpunkt des Gehirnpathologen nicht beweisen. Kleist vertritt die Ansicht, daß ein innerer Zusammenhang zwischen Sprachstörung einerseits, Begriffs- und Denkstörung andererseits, eine durchgängige und zwangläufige Abhängigkeit der Begriffsschwäche von der aphasischen Störung *nicht* angesetzt werden darf. Er beruft sich dann auf Untersuchungen von Isserlin-Kuenburg-Hofbauer^{28b}), deren Ergebnisse mit den seinen übereinstimmen. Von einer allgemeinen Beeinträchtigung der Begriffsbildung kann keine Rede sein. Die Namen sind eben nicht die Begriffe selbst, sondern deren Bezeichnungen. Wenn verhältnismäßig oft Namen- und Begriffsschwäche gleichzeitig bestehen, so beruht das nur zu geringem Teil auf einer Hemmung der Begriffe infolge der Namenschwäche und sicherlich nicht darauf, daß Begriffe und Namen identisch wären. Kleist ist vielmehr geneigt, solange in solchen Fällen nicht die anatomische Unversehrtheit des Hinterhauptlappens nachgewiesen ist, mit der Wahrscheinlichkeit zu rechnen, daß die Begriffsschwäche auf einer begleitenden Mitschädigung des optisch-gegenständlichen Hirngebiets beruhe; das temporale Namenfeld liegt ja dicht neben dem optischen Feld des gegenständlichen Begreifens, so daß bei einer Beschädigung des einen das andere kaum jemals unbehelligt bleiben wird. Nach Kleist hat also die zentrale Sprachstörung als solche noch nicht zwangläufig eine entscheidende Denkstörung im Gefolge: Sprechen und Denken lassen sich daher nach den klinischen Erfahrungen des Gehirnpathologen nicht als identische Prozesse auffassen. Am Schluß dieser Ausführungen zeigt Kleist deutliche Neigung, über der von ihm behaupteten grundsätzlichen Unabhängigkeit zwischen Namenstörung und Begriffsschwäche die faktische Enge des Zusammenhangs zwischen Denktätigkeit und Sprache, die in seiner früheren Kasuistik gut herausgekommen war, zu unterschätzen, was sich nur zum Teil aus polemischen Zuspitzungen erklären läßt. Die den Ausgangspunkt seiner Erörterungen bildende kritische Einschränkung der auch von Gehirnpathologen vertretenen Identitäts-

these ^{28c} wird fast bis zur gegenteiligen Ansicht weitergeführt. Und darauf ist nun zu entgegnen: Wenn auch sensorische Aphasien (bei denen diese Beeinträchtigung am stärksten ist) nicht zwangsläufig zu schweren Schädigungen der Intelligenz im Sinn einer hundertprozentigen Aufhebung der Denkfähigkeit, eines völligen Unmöglichwerdens von Intelligenzleistungen führen müssen, wenn auch das Gebrauchen abstrakter Begriffe und ein kategoriales Verhalten zur Wirklichkeit nicht unmöglich geworden sind, so bereitet den solcherart Sprachgeschädigten doch jede komplizierte und langandauernde Denkarbeit größte Schwierigkeiten, sofern sie nicht völlig unmöglich geworden ist. Anpassungsfähigkeit, Beweglichkeit, Raschheit und ökonomische Zielausrichtung des Denkens sind nicht nur von der Unversehrtheit der Begriffssphäre, sondern auch von der Intaktheit der Sprache abhängig. Auch nach Zurückbildung der aphasischen Störung können solche Intelligenzschädigungen erhalten bleiben. Beweis dafür ist die lehrreiche Krankengeschichte des Genfer Arztes *Saloz* ^{28d}, der ganz plötzlich aphasisch geworden war, dann aber die Sprache wieder erworben hatte. Er verwaltete sein Vermögen umsichtig, konnte sich an Fachgesprächen beteiligen, aber gerade dabei stellte sich heraus, daß die Gewandtheit seines Geistes doch gelitten hatte.

Somit zeigt auch die Betrachtung der pathologischen Fälle stets von neuem folgendes. Sprechen und Denken sind zwar keine identischen Vorgänge, wohl aber besteht zwischen ihnen ein enger Zusammenhang. Und nicht nur zwischen ihnen, sondern zwischen der Sprache und dem gesamten seelisch-geistigen Leben. Verlust des Wortgedächtnisses hat Verwirrung der Gedanken sowie Verstandesschwächung im Gefolge. Bei bestimmten Aphasiefällen können im Kranken Vorstellungen nur dann auftreten, wenn man ihm Worte vorspricht. Der Ausfall der Sprache hat also eine Herabsetzung des Vorstellungslebens im Gefolge. In Fällen motorischer Aphasie lassen sich die im Bereich der Sprache angetroffenen Störungen auch im Bereich der Wahrnehmung und des Denkens wiedererkennen. Dieser enge Zusammenhang der Sprache mit dem gesamten psychischen Leben zeigt sich in der charakteristischen Abstufung der psychischen Störungen, die als unmittelbare Rückwirkungen der Einbuße sprachlicher Fähigkeiten auf das Gesamtverhalten aufzufassen sind: nämlich daß sich diese Rückwirkung geringfügiger darstellen wird, wenn nur die tieferen Stufen der sprachlichen Rezeptiv- und Expressivvorgänge betroffen sind, als wenn es sich um eine Schädigung der inneren Sprache handelt, also der zentralste Sprachbereich angegriffen ist. Vor allem aber ist wichtig, daß diese Schädigungen über das Denken und das Gegenstandsbewußtsein hinausgreifen und daß auch das emotionell-affektive Verhalten der Aphasischen mancherlei Störungen zeigt.

4. Entwicklungsgeschichtliches

Die zwischen der Sprache und dem Denken bestehenden engen Zusammenhänge vermögen durch eine Betrachtung der menschlichen Onto- und Phylogenese erhellt und bestätigt zu werden. Das Ineinander der Entwick-

lung von Sprache und Geistigkeit läßt sich beim Kind und beim Primitiven an Hand interessanter Parallelen aufweisen. So werden dem Kind gewisse Formen der echten und entwickelten Begriffsbildung erst möglich, wenn ihm die Sprache ein verhältnismäßig geläufiges Werkzeug geworden ist. Von Begriffsbildung läßt sich hier erst reden, sobald zwischen den Vorstellungen Beziehungen entstehen, die in Urteilen ihren Ausdruck finden. Parallelen zwischen der Sprache und dem Denken der Primitiven weist W u n d t s²⁹⁾ Völkerpsychologie nach.

So äußert sich etwa das konkret-anschauliche Denken der Primitiven in entsprechenden Sprachformen. Zeugnis dafür sind gewisse lautsymbolische Züge — W u n d t spricht hier wenig glücklich von Lautmetaphern — in Ortsadverbien und Pronominalformen. Der entferntere Ort, die entferntere Person werden durch Steigerung des Vokaltons ausgedrückt. Nicht selten bildet sich dabei eine mehrfache Abstufung solcher Unterschiede aus, eine Erscheinung, die durchaus der konkreten Form des Denkens auf dieser Sprachstufe gemäß ist. Ferner finden sich korrespondierende Laut- und Bedeutungsvariationen bei Eigenschafts- und Tätigkeitsbegriffen. In der Ewe-Sprache bedeutet ein Adjektiv mit Tieftön und verlängertem Vokal gesprochen einen großen, im Hochton und mit verkürztem Vokal einen kleinen Gegenstand. Auch wir modernen Kulturmenschen bedienen uns unwillkürlich der gleichen Lautvariation, wenn wir einem Kinde Geschichten erzählen, in denen furchtbare Riesen oder niedliche Zwerge vorkommen. Der Naturmensch, dessen Denken überall anschaulich und in diesem Sinn kindlich ist, fixiert ohne weiteres in der allgemeinen Sprache, was wir erst in diesem besonderen Fall in sie hineinlegen, wo wir uns der kindlichen Anschauung anpassen wollen.

Die neueste vergleichende Psychologie hat mit besonderem Eifer die Entwicklungsparallelen zwischen Kind und Affen in bezug auf die Ausbildung von Intelligenz und Sprache untersucht. Hieher gehören die Arbeiten von Y e r k e s³⁰⁾, B r a m a r d³¹⁾, B l a t z³²⁾, J a c o b s o n³³⁾ und vor allem die Beobachtungen des Ehepaares K e l l o g g³⁴⁾, das sein Söhnchen längere Zeit hindurch mit einem jungen Schimpansen aufwachsen ließ. Hier zeigte sich, daß das nicht zur Sprache gelangende Tier und das noch nicht sprechende Kind über ein gewisses Ausmaß von Intelligenz (Werkzeugdenken und -finden) verfügen, das sich somit als sprachunabhängig erweist. Man hat mit Kindern die K ö h l e r s c h e n³⁵⁾ Anthropoidenexperimente wiederholt und ist zu den nämlichen Ergebnissen gekommen, wie es denn in der kindlichen Entwicklung einen Abschnitt gibt, den man als Schimpansenalter bezeichnet hat. Kinder, die noch nicht sprechen können, vermögen doch mit Hilfe eines Stockes entfernte Dinge heranzuholen, einen Hut vom Haken zu nehmen usw. Auch später noch lassen sich sprachunabhängige Intelligenzleistungen beobachten. Das mechanische Verständnis — etwa das Verstehen einer unkomplizierten Maschine — entwickelt sich bei Kindern, ehe sie imstande sind, dergleichen Einsichten in Worte zu kleiden. Das Nämliche gilt für die Auffassung verwickelter räumlicher Formen. Beobachtungen dieser Art berechtigen zu der Annahme, es müsse

beim Kleinkind selbst dann schon eine gewisse begriffliche Deutung der Empfindungen beim Wahrnehmen stattfinden, wenn die dazugehörigen Worte noch nicht zur Verfügung stehen.

Onto- wie phylogenetisch gilt, daß dem Stadium der Sprachentwicklung ein Abschnitt mechanischen Manipulierens vorangeht. Die sensorisch-motorische Intelligenz des homo faber ist unabhängig von der sprachlich bedingten Intelligenz und geht ihr voraus. Französische Psychologen³⁶⁾ setzen neben der „intelligence verbale“ eine „intelligence sensori-motrice“ an. Diese entwicklungspsychologischen Erwägungen machen deutlich, daß bestimmte elementare Bereiche der Intelligenz verhältnismäßig sprachunabhängig sind, zugleich aber lehren sie, daß es zu höheren Leistungen des geistigen Lebens eben doch nur bei Vorhandensein einer Sprache kommt, weshalb sie dem der Vollsprache entbehrenden Tier verschlossen bleiben. Erst das symbolische Denken ist ein Denken im vollen Sinn; das Symbolbewußtsein entwickelt sich aber nur an Hand der Sprache. Zu sachunabhängigen, entstofflichten, darstellenden (also sprachlichen) Zeichen gelangt das bei den primitiveren und gröberen Sinnzeichen verharrende Tier nicht, auch das Kind kommt erst auf bestimmter Entwicklungshöhe dazu. Die Tatsache, daß das Tier keine Vollsprache auszubilden, ja nicht einmal unter menschlichem Einfluß zu übernehmen vermag, wird von einigen Tierpsychologen allzu primitiv aus äußeren Umständen erklärt. Nach Kohls³⁷⁾ kommt der Schimpanse nicht zur Sprache, weil sein ganzes Verhalten unter der Dominanz des Visuellen steht und akustische Reize für ihn nur sekundäre Bedeutung haben. Hier wird übersehen, daß das Wesentliche an der Sprache das dem Tier verschlossene, auf Abstraktionsfähigkeit und Beziehungserfassen gegründete Symbolbewußtsein ist, während dem akustischen Moment der Zeichenäußerung eine vergleichsweise unwichtige Rolle zukommt. Yerkes gelangt in dieser Angelegenheit zu folgendem Schluß: Hätte der Schimpanse neben seinen geistigen Fähigkeiten wie der Papagei ein Verlangen nach auditiv-motorischen Nachahmungen, so könnte er sprechen, da seine Intelligenzhöhe der des sprechenden Kindes nicht nachsteht. Ein Schluß, der mit unerlaubten Vereinfachungen arbeitet. Yerkes deutet die Stummheit des Affen als funktionale Disharmonie und verweist in diesem Zusammenhang auf den verspäteten oder unmöglichen Spracherwerb hörstummer Kinder, den er aus dem Versagen der Artikulationsreflexe erklärt, vielmehr aus deren allzu tragem Ansprechen, das auf eine unzulängliche Auslösung durch die akustischen Perzeptionen zurückgeführt wird. Dagegen hat Delacroix³⁸⁾ beachtliche Einwände erhoben, ohne indes seinerseits zu einer befriedigenden Erklärung des fraglichen Sachverhalts zu kommen. Irgendwelche lautlichen Äußerungen mit bestimmten Situationen zu verbinden, ist lediglich Dressurergebnis, außerdem wäre das noch nicht Sprache, sondern lediglich

ein bedingter verbaler Reflex, während doch die Sprache mehr ist als ein solcher. Bei der Hörstummheit handelt es sich „d'un retard du développement mental, d'une insuffisance intellectuelle“. Hörstummheit entspringt geistigen Mängeln, die sie ihrerseits wieder verstärkt. Hier haben wir deutlich den Zusammenhang zwischen Sprachentwicklung und Intelligenz, auf den Delacroix³⁹⁾ zwar mehrfach hinweist, den er aber doch nicht genügend einschätzt, wenn er sagt: das Kind komme zur Sprache, weil es in ihr sozusagen badet, weil es in jedem Augenblick sprechen hört; zum Erwerb der Sprache bedürfe es ausgedehnter fortlaufender Anregung. Darauf sei erwidert: 1. Von den Zöglingen des Ehepaares Kellogg badete die Schimpansin Gua genau so in der Sprache wie der kleine Donald, trotzdem lernte nur dieser sprechen. 2. Kinder bedürfen nur eines Minimums von sprachlicher Anregung, um zur Sprache zu gelangen, die unter Umständen eine richtige Privatsprache sein kann. Beleg dafür ist die von Jespersen⁴⁰⁾ beschriebene Sprache eines verwahrlost aufwachsenden Zwillingspaars, die auf meine Anregung von dem bei mir dissertierenden dänischen Logopäden E. Forchhammer⁴¹⁾ neuerdings untersucht wurde. 3. ist auch hörstummen Kindern die Sprache nicht verschlossen, wofür außer den dänischen Zwillingen Felix Stumpf⁴²⁾ und die von A. Saareste⁴³⁾ untersuchten estnischen Kinder Belege sind.

Es bleibt dabei, daß das Sprechen eine geistige Leistung ist. Höhere intellektuell-geistige Entwicklung wird beim Kind erst zusammen mit der Sprache möglich. Das gibt auch Delacroix⁴⁴⁾ zu: „La manipulation nettement intelligente, entre dix et vingt mois est contemporaine de l'acquisition de la parole“. So zeigt denn auch die Betrachtung der Entwicklungs-sachverhalte das auch durch die früheren Abschnitte Erwiesene: Die Sprache ist ein mächtiger Hebel der Intelligenz. Zwischen entwickeltem Denken und der Sprache bestehen enge Zusammenhänge, die freilich weder als Identität noch als Parallelismus zu deuten sind. Wenn der Erwachsene weite Teile seiner Denkarbeit außerhalb der Sprache vollbringt, so ist diese doch nicht völlig unbeteiligt daran. Denn sie hat seinerzeit die nunmehr vielfach von ihr unabhängige Denkfähigkeit ausbilden und formen geholfen, außerdem hat sie wesentlichen Anteil am geistigen Aufbau der Gegenstandswelt. Durch den Spracherwerb kommt das Kind zu psychischen Leistungen, die ihm vorher nicht möglich waren. Wie die Psyche ohne die bildende Mitwirkung der Sprache aussieht, darüber vermag das Denken der ununterrichteten, auch in keiner Gebärdensprache unterwiesenen Taubstummen zu belehren. Nach Frohn⁴⁵⁾ fehlt ihnen zufolge des Mangels der Sprache die Möglichkeit abstrakter Denkvollzüge. Sinnhafte Auffassungsprozesse dagegen, die wirklichkeitsnahe Vorstellungen, Handlungen und Vorgänge zum Inhalt haben, vermögen vollzogen zu werden. Die psychische Entwicklung dieser Kinder ist auf einer Stufe stehen geblieben, die dem vor-

sprachlichen Alter des Normalkinds in bestimmten Zügen entspricht und die durch das Unvermögen des Sprechens von ihnen nicht verlassen werden konnte.

5. Sprache und Denkökonomie

Die Sprache ist ein Entlastungsphänomen⁴⁶). Sie ermöglicht an Stelle ausgeführter motorischer und sonstiger Handlungsreaktionen ein entsinnlichtes, abgekürztes und andeutendes Verhalten; zugleich gestattet sie wichtige Abkürzungen und Ersparungen in den notwendigen Denkvorgängen. Im Bereich des Denkens tritt der bewußtseinsökonomische Wert der Sprache besonders hervor. Leibniz sagt einmal: „Gleichwie ein Rechenmeister, der keine Zahl schreiben wollt^e, deren Halt er nicht zugleich bedächte und gleichsam an den Fingern abzählete . . . nimmer mit der Rechnung fertig würde; also wenn man im Reden . . . kein Wort sprechen wollt^e, ohne sich ein eigenes Bildnis von dessen Bedeutung zu machen, würde man überaus langsam sprechen . . . und also im Reden und Denken nicht weit kommen.“ Unsere Begriffe sind nicht ständig an die Sprache gebunden, aber für die Bereiche, wo dies der Fall ist, vermag durch Indienstnehmen der Sprache eine Erleichterung der Denkarbeit erzielt zu werden. Das Wort enthält in gedrängter Form eine Fülle von Vorstellungen und begrifflichem Sachverhaltenswissen, so daß man mit den dadurch zeichnmäßig symbolisierten Sachverhalten geistig arbeiten kann, ohne sie sich jedesmal in extenso bewußt zu machen. Der Begriff und das ihm zugeordnete Sprachzeichen befassen in geistiger Durchdringung einen Inhalt des Gegenstandsbewußtseins in sich. Ist die Summe unserer Vorstellungen und Gedanken der uns zugängliche Weltausschnitt in geistiger Bearbeitung, so ist die Summe unserer Worte das denkökonomische Symbolsystem, das uns ein Arbeiten mit diesen Inhalten erleichtert. Der Begriff vertritt einen Wirklichkeitssachverhalt, das Wort diesen Begriff, somit vertritt das Wort als zeichenhafter Repräsentant für unsere geistige Tätigkeit die Wirklichkeit. Der Bericht eines Ereignisses vermag die nämliche Wirkung zu erzielen wie ein reales Miterleben desselben. Die Sprache dient nicht nur der Fixierung und Vermittlung von Denkergebnissen, sondern bewirkt auch eine funktionale Erleichterung des durch sie ökonomischer gemachten Denkens. Sie setzt uns instand, uns mit Dingen abzugeben, die nicht gegenwärtig sind, ja mit Gebilden, die nicht einmal konkret vorgestellt werden können. Außerdem enthebt sie uns der Mühe, die Dinge, die wir denkend bearbeiten und von denen wir reden, in expliziter Form zu vergegenwärtigen. Ohne die durch den denkökonomischen Wert der Sprache bewirkte Arbeitserleichterung wäre unser geistiges Leben unmöglich. Die verwörtlichten Begriffe vermögen zwar keine neuen

Erkenntnisse zu schaffen, wohl aber ist es durch sie möglich, mit dem früher Geschaffenen in einmal gelegten Bahnen weiterzuarbeiten. Mit Worten vermögen wir das Gebiet der Anschauungen zu überschreiten und in diesem unanschaulichen, nur aus Worten bestehenden Gebiet so gut denkend zu arbeiten wie dort, wo Vorstellungen möglich sind. A. Stöhr⁴⁷⁾ hat diesen Sachverhalt durch den Begriff des *Logoids* angedeutet, eine logisch wie psychologisch interessante und fruchtbare Konzeption.

Die Gewöhnung knüpft das Zeichen eng an das bezeichnete Ding, das dergestalt teilnimmt an der Beweglichkeit, Beständigkeit und der Eignung des Zeichens in verschiedene Kombinationen einzugehen. Erst die Sprache ermöglicht in den meisten Fällen ausgedehnte, durch längere Zeit fortgesetzte Denkleistungen, indem sie den erstmalig durch anschauende Erfahrung erworbenen Einsichtsgewinn bewahrt und so durch ihr Zeichensystem die Welt der Sacherfahrungen geistig „manipulierbar“ macht. Die Tatsache der Denkökonomie ist unabhängig von den materialen Einwirkungen der Sprache auf das Denken; sie ist vornehmlich eine Folge des Zeichencharakters der Sprache.

Diese denkökonomische und damit denkfördernde Leistung der Sprache wird auch aus pathologischen Erfahrungen deutlich. Einem motorischen Apatiker bereiteten Aufgaben, die zur deutlichen Erfassung ihres Sinnes noch der Fixierung einiger begriffsnaher Bedeutungen bedurften, beträchtliche Schwierigkeiten. Diese Erschwerung beruhte nicht auf einem Ausfall der elementaren Merkfähigkeit, sondern auf einem spezifischen Nichtauseinanderhaltenkönnen der Begriffe. Bei Denkaufgaben versagte der Kranke, sobald er gezwungen war, sie in Richtung auf Einzelheiten durchzudenken; jede gedankliche Fixierung der Einzelinhalte war ihm versagt⁴⁸⁾. Das Denken der Apatiker ist — wie namentlich L o t m a r⁴⁹⁾ zu zeigen vermochte — durch ihre erschwerte Wortfindung gestört. Beim Objekterkennen wie bei einfachen Rechenaufgaben zeigen die Apatiker während ihres verlängerten Besinnens allerhand Zwischenenerlebnisse. Die Mehrzahl ihrer Schwierigkeiten läßt sich vom Standpunkt einer Komplextheorie des geordneten Denkverlaufs darauf zurückführen, daß infolge des sprachlich bedingten Mißlingens der unmittelbaren Aufgabelösung ein viel umfassenderer Wissenskomplex als beim Sprachgesunden ins Spiel tritt. Durch seine nach und nach erfolgte Aktualisierung gelingt die determinierte Komplexergänzung, in deren Vollzug die Aufgabe besteht, nicht selten, aber nur in denkbar umständlicher und unökonomischer Weise. Die erschwerte Wortfindung für Abstrakta führt namentlich da zu hochgradiger Erschwerung des Denkvorganges, wo der ins Spiel tretende Wissenskomplex eine Reihe nahe verwandter abstrakter Gegenstände umfaßt, aus welcher die scharfe gedankliche Ausschcheidung des optimalen Gegenstands bei Mangel eines genügenden und gleichmäßigen Ansprechens ihrer Beziehungen im allgemeinen nicht mehr vollzogen werden kann. Ein Teil der Fehlleistungen ließ sich zurückführen auf eine Abschwächung der Determinierung des Denkverlaufs als Folge einer behinderten sprachlichen Nachwirkung oder Wiedervergegenwärtigung der durch ein abstraktes Beziehungswort gegebenen Aufgabe. Bei stärkerer Ausprägung der überall zugrundeliegenden Wortfindungsstörung muß eine schwere Behinderung des Denkens namentlich im Bereich unanschaulicher Gegenstände erwachsen.

Die denkökonomische Leistung der sprachlichen Zeichen läßt sich gut an der Funktion der Zahlwörter klarmachen. Die Zahlwörter sind keine Vollwörter; als charakteristisches Gegenstück zu den Nominibus machen sie deutlich, daß die Zahlen, zu deren Bezeichnung sie da sind, im Vergleich zu den Sinnendungen und deren Vorstellungen einen höhern Formalisierungsgrad aufweisen. Zweifellos waren sie einst Begriffszeichen, aber da hatten sie eben noch nicht ihr heutiges Gepräge.

Den psychischen Vorgang bei ihrer Verwendung hat A. Stöhr⁵⁰⁾ schön beschrieben. In ihrer wohl eingepprägten Sprechverkettung sind sie eine Zählmaschine, die jeder gebrauchsfertig mit sich trägt. Die Grundzahlwortreihe hat den Zweck, die Arbeit mit Mengenvorstellungen zu ersparen. Statt eine Mengenanschauung dem Gedächtnis einzuprägen, läßt man die Zahlwortreihe an den Einheiten der Menge ablaufen und braucht sich dann nur das letzte Wort der Reihe zu merken. Der Unterschied zwischen 1000 und 999 ist dergestalt so leicht zu behalten wie der zwischen 2 und 1. Die zugehörigen Mengenanschauungen dagegen sind mit zunehmender Größe, bei Gleichbleiben des absoluten Unterschieds, immer schwieriger zu unterscheiden. Mit Mengenvorstellungen aus der Erinnerung halbwegs sicher zu arbeiten, ist schon deshalb unmöglich, weil die Erscheinung der Vorstellung nicht der Willkür unterliegt. Jedes Grundzahlwort nach 1 ist eine sprachliche Abkürzung. So ist 4 eine Kürzung für das Stück der Zahlwortreihe 1, 2, 3, 4.

Das Lautmaterial der Zahlwörter stammt aus ehemaligen echten Namen. Das an den Fingern einer Hand Abzählbare wird u. U. kurz „eine Hand“ genannt, das Doppelte „zwei Hände“. Auch sonst werden Beziehungen auf Menschen und Körperteile hergestellt. Wenn man im Grönländischen ein Zahlwort findet *dritte Zehe am zweiten Fuß des vierten Mannes*, so zeigt sich dabei — allerdings in drastischer Überhellung — ein allgemeiner Zug, der bei Ausbildung der Zahlwörter in verschiedensten Sprachen eine Rolle spielte, eben die enge Beziehung der primitiven Zahlausdrücke auf die menschliche Person. Im Beach la Mar heißt „drei Flaschen“ *three fellow bottle*, die Zahl 101 wird ausgedrückt durch *ten fellow ten one fellow*. Ein ähnlicher Brauch wird in der Etymologie unseres Wortes *nicht* greifbar: ahd. *neo-wiht*, nicht ein Mann, kein Wesen. Man hat vermutet, daß das Zahlwort *eins* von einem Nennwort abstammt, das ursprünglich etwas Ganzes, Unzerwerfbares bedeutet; *zwei* bedeutet ursprünglich etwas Gespaltenes, Symmetrisches. Es gibt heute noch Primitivsprachen, die Numeralia in unserm Sinn nicht kennen, bei denen die Menge immer mit der Dingvorstellung zusammenfließt, wo also der Aussageinhalt „zwei Kokosnüsse“ durch ein anderes Gesamtwort ausgedrückt wird als „zehn Kokosnüsse“. In solchen Fällen findet eine denkökonomische Unterstützung der geistigen Arbeit im Bereich der Quantitäten nicht statt. Zu einer solchen kommt es erst, sobald sich die Numeralia als abstrakte Zeichen für Zahlen herausgebildet haben und man es gelernt hat, das Lautmaterial zur Ersparung der Arbeit an der Mengenanschauung zu verwenden. Während also in der

Phylogeneses ein konkretes Verhältnis zu den Zahlausdrücken den Anfang bildet, scheint es in der Ontogenese beim Kulturkind so zu sein, daß diese Phase rasch überwunden wird und sich ein abstrakter Zahlensinn einstellt. Ein Beispiel bei J e s p e r s e n⁵¹⁾ stützt diese Vermutung.

6. Sprache und abstrakte Begriffe

Ein Tiermorphologe, der es im Sinn des bekannten Cuvier-Wortes unternimmt, aus ein paar Knochenfundstücken im weiteren Verfolg der dadurch ansatzweise dargebotenen osteologischen Baugesetze das ganze Tier zu rekonstruieren, wird in seiner Geistesarbeit dabei von der Sprache weder Hilfe erwarten können, noch nötig haben. Denn die hier in Frage kommenden Begriffe sind konkret, d. h. potentiell auf anschauliche Vorstellungen rückbeziehbar. Auch der Mathematiker braucht seine Beziehungs- und Verhältniszeichen nicht in Worte umzusetzen; das mit $+$, $-$, $=$, $\sqrt{\quad}$, \int , ∞ , $>$ $<$ Gemeinte versteht er auch so. Daß etwas größer oder kleiner ist, daß sich etwas invers zur Potenz verhält (Wurzel), läßt sich auch ohne Hilfe der Sprache erfassen. Fraglich ist indes, ob bei noch weiterem Aufsteigen ins Allgemeine und Abstrakte die außersprachlichen Symbole zulangen; etwa wenn es sich darum handelt, die Begriffe „Beziehung“, „Sein“ u. ä. zu denken. Hier liegen dann die Grenzen der sprachfreien Geistesarbeit: die allgemeinsten Begriffe lassen sich eben doch nur mit Hilfe der Wortunterlage denken. Hamlets Monolog „Sein oder Nichtsein“ liefert dafür ein Beispiel. Sicherlich gibt es ein abstraktes Beziehungserfassen, ein reines Denken, das sich nicht nur von den Anschaulichkeitsstützen der Vorstellung freigemacht hat, sondern auch auf die Hilfen von Wort und Zeichen verzichten kann. Aber dieser Vorgang bildet doch wohl die Ausnahme und zwar in dem doppelten Sinn, daß er nur selten zum Ziele führt, sowie sich ausgedehntere Denkarbeit als nötig erweist und er nur in bestimmten Bereichen geistiger Tätigkeit vorkommen kann. Sowie über die sozusagen statische Erfassung der vereinzelt Beziehung zu Verknüpfungen von solchen in ausgedehnten Denkopoperationen fortgeschritten werden soll, ist die Mitwirkung von Zeichen unentbehrlich. Und für gewisse Arbeitsgebiete müssen diese Zeichen in Worten bestehen. So kann etwa die Philosophie auf die Mitwirkung der Sprache nicht verzichten. Denn ihre Gegenstände haben — wie richtig hervorgehoben wurde — weder die straffe Ordnung der mathematischen Gegenstände, noch die sinnliche Wahrnehmbarkeit der Ausgangspunkte der Naturwissenschaft. Es liegt daher im Wesen der Sache, daß die für Zwecke der Metaphysik auszubildende „ars characteristica universalis“, die es nach der von Leibniz in sie gesetzten Erwartung den Philosophen ermöglichen sollte,

an die Stelle des „disputare“ ein fruchtbareres „calculare“ zu setzen, unausgebildet geblieben ist. Denn die mathematisch-physikalistische Symbolsprache der Logistiker kann man doch nicht als Erfüllung ansehen, da sie den Darstellungsansprüchen einer metaphysischen Ontologie hilflos gegenübersteht und auch auf formallogischem Gebiet nur für die Aufgaben einer Umfangslogik zureicht.

Das Denken ist ein Erfassen von Beziehungen, also immer etwas Unanschauliches. Aber es wird von Anschaulichem auszugehen und sich an ihm auszurichten haben. In welchem Ausmaß dieses unterstützend herangezogen wird, ist 1. eine Frage des Veranlagungstypus des betreffenden Denkers, 2. eine Angelegenheit des bearbeiteten Stoffgebiets. Es gibt konkrete Naturen, die den Ariadnefaden des Anschaulichen nie für lange aus der Hand lassen, während andere ohne Schwierigkeit zu ungleich abstrakteren Denkleistungen aufsteigen. Technische Anliegen, etwa die Konstruktion einer Vorrichtung zu gegebenem Zweck, die Probleme ferner, mit denen es Kunsthistoriker oder Zoologen zu tun haben, erlauben dem an sie gewandten Denken ein größeres Maß von Anschaulichkeitsstützung als die eines Erkenntnistheoretikers oder Logikers. Das Denken zeigt als solches das Streben nach Entstofflichung; es löst sich zunehmends von den Anschaulichkeitsgrundlagen ab und sucht auf die Sättigung mit reproduzierten Empfindungen und Wahrnehmungen zu verzichten, um zum abstrakten Denken zu werden, weil gewisse konsequente Leistungen eben nur auf diesem Wege möglich sind. Diese Loslösung von der Anschauung vermag vor allem deshalb zustandezukommen, weil dem Denken eine andere Stütze zur Verfügung steht: der Bereich der Zeichen und symbolischen Formen, unter denen der Sprache eine besondere und ausgezeichnete Stelle zukommt. Das Denken, das über Augenblicksintuitionen hinaus folgerecht fortschreitend ein schwieriges Problem lösen will, ist auf Zeichen angewiesen und diese müssen sprachliche sein, sowie es sich um ein ständiges Arbeiten mit abstrakten Begriffen handelt. Je unanschaulicher die Inhalte des Gegenstandsbewußtseins sind, desto mehr sind sie auf Fixierungsmittel und Träger angewiesen, wenn sie dauernd behalten und für geistige Arbeit verwendbar gemacht werden sollen. Die Tatsache, daß für unanschauliche und schwer vorstellbare Denkgebilde Sprachzeichen vorhanden sind, ermöglicht es uns, im geistigen Raum eine Welt der Abstraktionen aufzubauen.

Alle Begriffe sind unanschaulich, sonst handelte es sich ja um Vorstellungen. Bei sogenannten Konkretis sind nicht die Begriffe konkret, sondern die darunter befaßten Gegenstände, die sinnlich wahrnehmbare Dinge sind. Konkrete Begriffe sind unanschauliche Akte des Gegenstandsbewußtseins, die sich auf Subjekte von Wahrnehmungsurteilen beziehen und damit einen sinnlich repräsentierbaren Inhalt haben. Abstrakte Be-

griffe dagegen meinen gedankliche Ableitungen, Beziehungen, Verhältnisse und Eigenschaften. Sie sind ungleich enger an die Sprache gebunden, da sie Beziehungen von verschiedenen Denkinhalten bezeichnen, die nur durch Worte repräsentierbar sind. Aber die Sprache steht zu den abstrakten Begriffen noch in dem Verhältnis, daß sie deren Schöpferin ist. Sie nötigt uns, die einheitlichen Wirklichkeitssachverhalte aufzugliedern, womit wir zu einer Leistung gezwungen werden, die dem denkenden Erfassen der Wirklichkeit zugute kommt. Wir haben etwa ein einheitliches Wahrnehmungserlebnis, das wir — wobei uns die Sprache zu einer Auseinandersetzung zwingt — als *warmer Ofen* bezeichnen könnten. Wollen wir eine sprachliche Mitteilung daraus machen, so müssen wir sagen *Der Ofen ist warm*. Dabei trennen wir das Ding als Träger einer Eigenschaft, als Wirklicher einer Tätigkeit von diesen Eigenschaften und Tätigkeiten selbst, was zwar die Einheitlichkeit der Wirklichkeitssachverhalte zerstört, uns aber dafür instandsetzt, gleiche oder ähnliche Eigenschaften an verschiedenen Zuständen aussagend zusammenzufassen. Weiterhin wird es möglich, aus oftmals ausgesagten konkreten Prädikatsbegriffen wie *warm* abstrakte Begriffe wie *Wärme* zu bilden und die solcherart verselbständigte Zuständigkeit zum Gegenstand einer besondern Betrachtung zu machen. Zu solchen Verselbständigungen des Eigenschaftlichen wie des Beziehungsmäßigen käme das sprachfreie Denken, wenn überhaupt, weit schwerer und seltener.

Die hinter den Worten stehenden Begriffe können notfalls durch Vorstellungen gestützt werden, was indes selten geschieht. Beim raschen Eilen des Wortes durch die Seele wird ein unanschauliches Sachverhaltswissen aktualisiert; nur bei langsamerem oder gestautem Erleben treten anschauliche Schichten an die Oberfläche. Es ist übrigens nicht so leicht, reproduzierte (zentral erregte) Empfindungen vor das innere Auge zu rufen, und zwar aus einem sprachpsychologisch interessanten Grund. Um zentral erregte Empfindungen von Farben etwa mit der für sie kennzeichnenden Anschaulichkeit ins Bewußtsein zu bekommen, genügt es nicht, an früher empfundene Farben bloß zu „denken“, daß man also das Wort rot im Bewußtsein hat und zugleich das dunkle Wissen darum, die „Gefühlsgewißheit“ davon, dieses Sprachzeichen beziehe sich auf eine damit gemeinte Farbe. Tatsächlich kommt das oft genug vor — ja es ist die Regel — und man sieht daraus, daß für unser „versprachlichtes“ Geistesleben die denkökonomischen Sprachzeichen, die uns gewisse Inhalte auf abgekürzte Weise ins Bewußtsein rufen, ein wichtiges Hilfsmittel sind. Bei Konkretis wird durch sie Zeit und Energie gespart, bei Abstraktis das Haben bestimmter Inhalte des Gegenstandsbewußtseins u. U. erst ermöglicht. Damit gerät unsere gesamte geistige Tätigkeit in Abhängigkeit von der Sprache, was neben anderen auch folgende Konsequenz zeitigt: Die Sprache er-

spart nicht nur, sondern sie verdrängt die anschauliche Verlebendigung durch Vorstellungen, wie sie andererseits auch ausgebildete Begriffserlebnisse auf weite Strecken unnötig macht. Zwischen den anschaulichen Reprodukten von Empfindungen und Wahrnehmungen (den individuell ausgefüllten Vorstellungen) sowie dem unanschaulichen Begriff stehen die allgemeinen Vorstellungen, die als Vorformen der Begriffe zu gelten haben und sie im Denken des Alltags auch oft ersetzen. Das wissenschaftliche Arbeiten mit Begriffen vollzieht sich meist so, daß sich die für den Denktzusammenhang entscheidenden Begriffe nicht in Form verschwommener Allgemeinvorstellungsregulative darbieten, sondern unterstützt durch Urteile, wobei Merkmale zum Bewußtsein kommen, die sich zunächst nicht der Anschauung präsentierten, und manche anschauliche vielleicht wegfallen.

Die Frage, wie beim zusammenhängenden Sprechen, Verstehen, und Denken die Begriffe, die ja a potiori zugleich die Wortbedeutungen ausmachen, im Bewußtsein gegeben sind, ist von der Denkpsychologie in der uns bereits bekannten Weise beantwortet worden. Behauptet wird das Vorkommen eines von allen Empfindungserlebnissen deskriptiv verschiedenen unanschaulichen Wissens und Denkens; die Wortbedeutungen sind uns zumeist lediglich in Form eines unfarbigen Sachverhaltenswissens gegeben. Und eben in dieser Form werden sie für die Denkvorgänge wichtig. Das Unanschauliche (Begriffliche) löst sich vom Anschaulichen in steigendem Maße ab. Bereits Wahrnehmung und Vorstellung enthalten die unanschaulichen Denkfunktionen in sich, da sie ohne diese keine Akte des Gegenstandsbewußtseins, sondern bedeutungslose Inhalte wären, aber erst im abstrakten Denken lösen sich die unanschaulichen Funktionen aus ihrer Verschmelzung mit den anschaulichen. Freilich bedürfen sie zu dieser Entwicklung gewisser Stützpunkte im Bewußtsein und das sind eben die Worte⁵²).

Gegen die verbreitete Auffassung, daß abstrakte Begriffe nur als Wortvorstellungen greifbare Gestalt hätten, wendet sich Fl ag s t a d⁵³). Seiner Ansicht nach können die Worte gerade die abstrakten Begriffe, die aus umfassendster Erfahrung hervorgehen, in ihren Wirkungen nicht in dem Umfang ersetzen, wie es ein wirkliches Denken erfordert. Dieses faßt er als einen in allen Fällen anschaulichen Akt, bei dem es unwichtig ist, ob er — was faktisch oft genug geschieht — von Worten begleitet ist oder nicht. Daraus wird indes deutlich, daß Fl ag s t a d nur einen der möglichen Denktypen ins Auge faßt. Unberechtigt ferner ist seine Polemik gegen H. Hö f f d i n g⁵⁴). Dieser meint, die Assoziation zwischen dem Wortzeichen und der Vorstellung gewähre der geistigen Arbeit dadurch wirksame Hilfe, daß das Zeichen als Surrogat für eine Reihe von Vorstellungen auftritt, die sonst in Beispielen gedacht werden müßten. Da es längere Zeit beanspruche, das konkrete Beispiel heranzuholen als das einfache Zeichen, sei es in bezug auf Schnelligkeit der geistigen Arbeit vorteilhaft, in Zeichen zu denken, womit Hö f f d i n g zweifellos im Recht ist.

Haltbar ist Flagstads Auffassung nur insofern, als sie sich gegen identitätstheoretische oder parallelistische Übertreibungen richtet. Diese fassen das Verhältnis der Worte zum Denken so, daß die Wortvorstellungen mit den Begriffen zusammenfallen oder sie wenigstens durchgängig ersetzen können. Ein ähnliches Zusammenrücken von Wort und Begriff findet sich überall dort, wo zur Wesensbestimmung des Begriffs die Sprache herangezogen wird, wo man etwa definiert: Begriffe sind Wortinhalte, sind die psychischen (inneren) Korrelate des Sprachzeichens, also Denkgebilde, die durch Worte ausgedrückt werden. Demgegenüber halten wir fest: der Begriff kann auch ohne Zurückgreifen auf die Sprache gültig bestimmt werden. Das Begriffsleben ist nicht zwangsläufig an die Sprache gebunden, aber durch deren Verwendung kann die Denkarbeit erleichtert werden. Dies namentlich dort, wo die Anschauungshilfe versagt, wie bei der Arbeit mit abstrakten Begriffen. Durch den Akt der Begriffsbildung erhalten die als Material dienenden Vorstellungen einen genau bestimmten Inhalt. Erst diese Zusammenfassung der flutenden, in steter Umbildung befindlichen Vorstellungsinhalte durch den Begriff bewirkt die Verfestigung, wie sie für Denkopoperationen nötig ist. Diese Fixierung wird durch die Versprachlichung des Begriffes noch gesteigert. Neben die logische Funktion der Fixierung tritt die psychologische der Erleichterung des Denkvorgangs. Die Sprachbezeichnung vertritt und verfestigt die Wissenssphären und macht ein rascheres Arbeiten mit ihnen möglich. Oft kommt es dazu, daß bei schwieriger Denkarbeit die Lösungselemente ausgesprochen werden, damit sie nicht verloren gehen. So ist es denn mehr als ein bloßes Bild, wenn man die Worte als Festungen des Gedankens bezeichnet.

7. Sprachfreies Denken

Ein Mechaniker, der einen versagenden Motor untersucht, kann sich nach langem Herumprobieren, bei dem es sich um intellektgesteuerte Vornahmen, also um eine von Denkleistungen begleitete Tätigkeit handelt, über die Ursache der Stockung klar geworden sein, ohne daß sich in seinem Bewußtsein ein einziges Wort gebildet hätte. Er kommt zu einem Urteil, ohne einen Satz zu formulieren. Sollten sich Worte einstellen, so ist das für das faktisch gefällte Urteil und die daraus gezogenen Folgerungen gleichgültig. Sein zusammenfassendes Urteil besteht darin, daß er ein bestimmtes Werkzeug ergreift und dieses an einer bestimmten und keiner anderen Stelle ansetzt. Und wenn der Autolenker auf den Bremshebel tritt, so ist das gleichfalls die Auswirkung eines Urteils, von dem sich nichts anderes nachweisen läßt als diese Reaktion. Der sprachliche Ausdruck ist somit oft nur Träger und Vermittler des Urteils, keineswegs dieses selbst. Dafür, daß sehr klare Urteilseinsichten nicht in sprachlichen

Formulierungen zum Ausdruck kommen müssen, sondern dies in stummen Handlungen tun können, liefert das Nibelungenlied ein schönes Beispiel. Als Hagen die Gewißheit erhält, daß den Nibelungen schwerste Kämpfe bevorstehen, da reagiert er auf diese Einsicht mit einer wortlosen Handlung: *den helm er vaster gebant*.

Das vergleichende und unterscheidende Zusammenfassen, in welchem das Wesen des Denkens liegt, vermag sich in weitem Maße von der Sprache unabhängig zu machen. Man kann durch wissenschaftliche Beobachtung seine Einsichten erweitern, ohne daß die Sprache dabei eine Rolle spielt. Es läßt sich daher zwischen einem (sprachlich) formulierten Denken, das sich in Form der Sprache und mit Hilfe der Sprachbegriffe abwickelt, und einem nicht formulierten Denken scheiden, das sich an den sachlichen Bewußtseinsinhalten der Wahrnehmung und Vorstellung vollzieht, ohne dazugehörige Sprachvorstellungen. Das nicht formulierte Denken zerfällt nach Erdmann⁵⁵⁾ in ein hypologisches (untersprachliches) und ein hyperlogisches (übersprachliches). Jenes vermag mangels gewisser geistiger Voraussetzungen die Sprache noch nicht in Dienst zu nehmen; hieher gehören gewisse Stadien des kindlichen und vorbegrifflichen primitiven Denkens sowie die Leistungen der Apathiker. Dieses steht über der Sprache und bedarf ihrer nicht mehr (künstlerisches oder wissenschaftliches Schöpfungstum, Erfindung und Entdeckung). Es gibt Denkprozesse, die im wesentlichen ihres Verlaufs und Ertrags im Außersprachlichen vor sich gehen. Hieher gehört ein großer Teil der Denkleistungen, wie sie im Bereich technischer Konstruktionen, physikalischer Kräfteberechnungen, aber auch der organisch-naturwissenschaftlichen Tätigkeit mit ihren anschaulichen Sachdirektiven zu finden sind. Wenn Klages⁵⁶⁾ behauptet, es habe noch nie eine hervorragende Denkbegabung gegeben ohne mehr als gewöhnliche Befähigung für auseinandersetzenende Rede, so ist er von den Introspektionserlebnissen des Geisteswissenschaftlers nicht losgekommen.

Die Bindung des Denkvorgangs an die Sprache weist 1. strukturmorphologische, 2. denktypologische, 3. sachgeforderte Varianten auf. Zum ersten Punkt ist zu bemerken, daß das diskursive Denken weniger als das intuitive der Sprache entraten kann, desgleichen wird das systematische kognitive Denken a potiori enger an die Sprache gebunden sein als das produktive oder emotionale (H. Maier⁵⁷⁾). Die schöpferische Intuition, gleichgültig, auf welchem Gebiet sie sich bekundet, ist hyper- oder meta-logisch. Der Techniker, der das Funktionieren einer erst zu konstruierenden Maschine im Geist vorwegnimmt, wie auch der Geschichtsforscher, der aus den Trümmern einer vergangenen Welt diese neu erstehen läßt, haben ihre geistige Arbeit meist schon fertig geleistet, wenn sie es unter-

nehmen, das Geschaute in Worte zu bringen. Zum zweiten Punkt ist zu sagen, daß typenpsychologische Varianten hier insofern eine Rolle spielen, als sich die verschiedenen Veranlagungsformen — die Denkformen nach Leisegang⁵⁸⁾ — hinsichtlich der zwischen Sprechen und Denken vorhandenen Beziehungen verschieden verhalten können. Wenn Meister der philosophischen Dialektik wie Platon und Hegel in Wort- und Satzsymbolen, in sprachlich formulierten Urteilen zu denken pflegen, während Physiker wie Faraday anschaulich dachten, gewissermaßen ein *Non-language-performance*-Denken⁵⁹⁾ ausbildeten, so ist das weniger eine Sache typologischer Anlageverschiedenheiten als des Unterschieds von Natur- und Geisteswissenschaft, womit wir bei Punkt drei angelangt sind. In der Physik gibt es Gedankeninhalte, die sich leicht in Formeln und Gleichungen, dagegen schwer in Sprache kleiden lassen: das Entropiegesetz ($\frac{dS}{dt} \geq 0$) ist dafür ein Beispiel.

Als Beleg für sprachfreies Denken im Bereich chemischer Entdeckungen sei die Aufstellung der Benzolformel C^6H^6 durch Kekulé v. Stradonitz erwähnt⁶⁰⁾. Dieser Forscher hatte lange darüber nachgedacht, wie die Struktur des Benzolkörpers beschaffen sein könnte, da diese Formel mit der Vierwertigkeit des Kohlenstoffatoms und der Einwertigkeit des Wasserstoffatoms nicht in Einklang zu bringen war. Die geniale Intuition des Benzolrings stellte sich auf eine phantasievisuelle Anregung durchaus sprachferner Art ein. Ein Chirurg wird beim Nachsinnen über einen neuen Operationsvorgang mehr in anschaulichen Vorstellungen von Geweben und sonstigen anatomischen Gegebenheiten denken; die Ersetzung der Sachvorstellungen durch die wissenschaftliche Nomenklatur wird bei ihm nie die Rolle spielen wie die Terminologie im Denken des Philosophen. Indes liefern auch die Geisteswissenschaften gelegentliche Beispiele für Einsichtsgewinne, die ohne Mithilfe der Sprache zustande gekommen sind. Ein Student der Kunstgeschichte berichtete mir bei Gelegenheit einer im Kolleg gehaltenen Umfrage, er habe, als er erstmalig eine Abbildung der Basilika in Vicenza sah, schlagartig die Erkenntnis gewonnen, daß dieses Werk Palladios das Stilvorbild für die von Siccardsburg und vander Nüll erbaute Wiener Oper geliefert habe: Übereinstimmungen in Dachform, Silhouette und mancherlei Einzelheiten vermittelten diese Einsicht. Dieses kunstgeschichtliche Urteil ist durch unentfaltete, aber fruchtbare Ganzerfassungen zustande gekommen, bei denen anschauliche Sachvorstellungen wesentlich, sprachliche Hilfen nur unwesentlich beteiligt waren. Die Einsicht war da auf Grund einer zwingenden Ähnlichkeitsreproduktion. Beim Erblicken des Lichtbilds der Basilika wurde das Erinnerungsbild des Wiener Baues lebendig, und gewisse Relationen der formalen und stilistischen Ähnlichkeit stellten sich ein. Die Hauptleistung des mit bestimmtem Fachwissen ausgestatteten Geistes liegt darin, daß zufolge kritischer Sichtung eben diese Reproduktionen beigebracht werden, sowie in der zweckvollen Auswahl der Intuitionen. Daß hier echtes Denken vorliegt, wird daraus deutlich, daß hier die drei Wesensmomente der geistigen Tätigkeit vorhanden sind: Auswählen, Herstellen von Beziehungen und Aktivitätsgefühl.

Nicht selten müssen wir für die Ergebnisse unseres unmittelbaren Urteilens, die in einem reinen Ordnungs- und Beziehungswissen bestehen, erst die Worte suchen. Das sei hier nochmals mit allem Nachdruck fest-

gestellt. Wir haben oft einen Begriff, aber nicht das zugehörige Wort zur Verfügung; wir wissen genau, worum es sich handelt, obwohl wir erst nach dem Worte ringen, das uns „auf der Zunge“ liegt, aber nicht klar vor dem Geist steht. Das muß Whitney⁶¹⁾ an sich beobachtet haben; desgleichen findet Spearman⁶²⁾, daß bei ihm zuerst die Gedanken da sind und er sich dann entscheidet, in welche Sprache er sie übersetzen soll.

Beim Lesen in geläufigen Fremdsprachen verstehen wir oft den Sinn der Sätze vollständig, ohne doch imstande zu sein, jede einzelne Wendung deutsch wiederzugeben. Da lese ich bei einem französischen Sprachpsychologen den Satz: „La langue est une œuvre de l'intelligence, une invention au même titre que nos habitations, nos outils.“ Ich verstehe natürlich den simplen Satz sofort, ohne doch für die Wendung „au même titre“ auf Anhieb die befriedigende Übersetzung zu finden. Mir fiel der kirchenrechtliche Ausdruck „titulus“ ein, ferner dachte ich an juristische Entsprechungen wie „Rechtstitel“, „Rechtsanspruch“. Bis sich die befriedigende deutsche Wendung einstellte, hatte ich das Gefühl, den Satz weit besser zu verstehen, als ihn übersetzen zu können.

Über die Frage des sprachfreien Denkens haben sich zahlreiche Forscher geäußert; ich nenne Rangette⁶³⁾, Titchener⁶⁴⁾, Woodworth⁶⁵⁾, James⁶⁶⁾ und Müller-Freienfels⁶⁷⁾. Der Letztgenannte sagt von sich selbst, daß in seinem Denken die Sprache eine gewisse Rolle spiele, aber die sei dürftig genug. Er denke meist in bloß angedeuteten Schlagworten; angefangene Sätze würden nicht zu Ende geführt, weil inzwischen neue Gedanken aufgetreten seien. Die beigebrachten Introspektionsergebnisse zeigen ebenso wie die Beobachtungen Feldkellers und Erdmanns, daß auch das die Sprache benützende Denken keineswegs zur Gänze von ihr abhängig ist. Auch hier ist zumindest ein Teil der Denkteile sprachfrei, ein Teil ihrer Ergebnisse bleibt sprachlich unübersetzt. Gelegentlich auftauchende Worte und Satzfragmente, wie sie auch bei dem a priori übersprachlichen Denken nicht fehlen, sind nur die den Weg bezeichnenden Fähnchen und Stangen, keineswegs dieser selbst. Nach James ist die Sprache in dem der Hauptsache nach sprachlosen Denkvorgang ein „haltingplace“; die „transitional parts“ sind nicht sprachlich. Das schöpferische und emotionale Denken verläuft weitgehend im Unbewußten, was bewußt wird, sind nur die Resultate, nicht das Denken selbst. Ähnlich sagt Binet⁶⁸⁾ einmal: „La pensée est un acte inconscient de l'esprit, qui pour devenir pleinement conscient, a besoin de mots et d'images. Mais quelque peine que nous ayons à nous représenter une pensée sans le secours des mots et des images — et c'est pour cette raison seulement que je la dis inconsciente — elle n'existe pas moins“.

8. Ein vermittelnder Standpunkt

Aus unseren kritischen Bemerkungen wird wohl schon deutlich geworden sein, welche Auffassung uns bezüglich des Verhältnisses von

Sprechen und Denken als die richtige erscheint. Es bedarf daher — nachdem die von uns vertretene These durch ein großes Aufgebot von Beweismitteln vor dem Zuviel und Zuwenig geschützt worden ist — nur noch gewisser Ergänzungen und Zusammenfassungen. Denken und Sprechen sind weder identisch noch in dem Sinn zwangsläufig parallel, daß jenes als die innere, dieses als die äußere Seite eines einheitlichen psychophysischen Vorgangs anzusehen wäre. Indes sind sie auch nichts beziehungslos Nebeneinanderstehendes. Vielmehr bestehen hier enge genetische und funktionelle Beziehungen, und wenn es auch ein sprachfreies Denken gibt, so sind doch die Fälle ungleich häufiger, wo das Denken durch die Mitwirkung der Sprache mannigfache Förderung erfährt. Der Normalfall ist wohl der, daß Begriffserlebnisse gemeinsam mit Worterlebnissen vorkommen und daß das Bedeutungserlebnis an das Denken des muttersprachlichen Wortzeichens gebunden ist. Ein vages Sinndirektiv, ein vorsprachliches Sachregulativ wird zur Klarheit des Begriffs erhoben, indem sich das in Betracht kommende Wort einstellt. Wäre es nicht nur in einzelnen typischen Fällen, sondern ausnahmslos anders, so wären die stets von neuem aufgenommenen Bemühungen der Völkercharakterologen wie der Erkenntnissoziologen, zwischen der Sprache eines Volks und seinen Denkgewohnheiten ursächliche Zusammenhänge herzustellen⁶⁹), die Sprache als gemeinschaftliche Erkenntnisform zu betrachten⁷⁰), ein ebenso sinn- wie aussichtsloses Unterfangen, während uns doch ein unabweisbares Gefühl sagt, daß hier tatsächlich Zusammenhänge bestehen müssen, mögen sie auch manchmal überwertet worden sein. Ein unausschaltbarer Rest solcher Beziehungen wird auch von dem zugegeben werden, der weiß, daß die in der Sprache niedergelegten Denkformen mit ihren fundamentalen Apperzeptionen, ihren metaphorischen Dynamisierungen und Verpersönlichungen den Denkweisen und Weltanschauungsansprüchen einer magisch-mythischen Periode entsprechen, weshalb die konservativen Sprachformen für das entwickelte Denken nicht immer ein zulängliches Ausdrucksmittel darstellen. Belege für diese kritische Behauptung liefern u. a. die selbst in der Fachsprache der Naturwissenschaft nicht fehlenden sachlich unangemessenen Metaphern (Kraftbegriff).

Von hier aus sind allerlei Spezialeinwände gegen die Identitätsanschauung erhoben worden, namentlich von Seite gewisser Syntaktiker. So betont Behaghel⁷¹), die Satzgestaltungen der modernen Sprachen könnten nicht unmittelbar als Widerspiegelungen gewisser Denkformen des heutigen Menschen erwiesen werden. Noch stärkere Trennungslinien zwischen „Gedankensatz“ und „Sprachsatz“, worunter er sachlich und zeitlich verschiedene Erscheinungen versteht, zieht J. Ries⁷²). Darauf, daß die Sprachgestaltung langsamer vonstatten geht als das Denken, beruht ein großer Teil der sprachlichen Ersparungen, die aufgeboden werden, um die Sprach-

formulierung mit dem Denken besser Schritt halten zu lassen. Nicht jede Änderung der Gedankenbildung wirkt sich in entsprechender Änderung des Ausdrucks aus. Dazu würde die Anzahl der weit hinter der unendlichen Wandlungsfähigkeit des psychischen Geschehens zurückbleibenden sprachlichen Ausdrucksformen nicht zureichen.

Die Sprache ist in vielen Fällen ihre eigenen Wege gegangen, die nicht immer mit denen des Denkens gleichliefen. Sie ist ebensowenig zur Gänze von logischer Gesetzmäßigkeit durchwaltet wie das Leben selbst, ist ein irrationaler Organismus wie dieses. Vermag der Wissenschaftler gelegentlich in klaren Begriffen zu denken, denen keine gleich klaren Sprachfügungen zur Seite stehen, so ist auch das Umgekehrte nicht selten. Dann werden Worte gebraucht, die nicht von einem begrifflich ausgebildeten Bedeutungserlebnis, sondern höchstens von einem verschwommenen Sinn direktiv begleitet sind. Hier wird eine Erkenntnis mittelalterlicher Psychognose aufschlußreich: „Quaeris, quid sit tempus, nescio. Non quaeris, scio“. Gleichwohl vermag jemand, der um das Wesen der Zeit nicht oder nur vage Bescheid weiß, das Wort „Zeit“ dennoch richtig zu gebrauchen. Reden kann man von allem; dazu genügt das verschwommenste Regulativ, wenn es nur durch ein paar Musterfälle gestützt ist. So gebrauchte jemand, der kein Latein verstand, die Wendung *a potiori* ganz richtig, ohne auf Befragen über den Sinn der verwendeten Worte Aufschluß geben zu können.

Kinder sprechen manchmal Worte, die sie irgendwo aufgeschnappt haben, ohne sie zu verstehen, wodurch sie — Kellers „Grüner Heinrich“ gibt dafür ein schönes Beispiel — in schwere Ungelegenheiten geraten können. Aber auch Erwachsene verwenden gelegentlich solche fast bedeutungsentleerte Worthülsen. Zu ihrer Feststellung sind die von E. Brunswik⁷³⁾ zur Entlarvung von Scheinwissen ausgebildeten Methoden brauchbar. Dergleichen ist häufig; nicht wenige Wörter bleiben lange ohne klaren Begriff. Meringer⁷⁴⁾ fand bei Erwachsenen, daß viele nicht wußten, was die Wimpern sind. Vielbesagende Feststellungen dieser Art würden sich ergeben, wenn man die Modeausdrücke untersuchen wollte, die zu Schlagworten gesunken sind, ehe sich mit ihnen ein klarer Begriff verbunden hat. Wie viele Leute reden von „Hormon“, „Vitamin“, „Komplex“ u. dergl., ohne sich etwas Bestimmtes dabei zu denken. Das ist die unerfreuliche Kehrseite jener fördernden Wirkung der Sprache, die als Denkökonomie bezeichnet wurde, daß wir von Dingen reden können, ohne sie vorzustellen und ein deutliches Begriffserlebnis von ihnen zu haben. So unerfreulich das bedeutungsentleerte Gebrauchen von Worthülsen ist, wird man aber doch nicht in den sprachpsychologischen Rigorismus verfallen dürfen, angemessene Verwendung von Worten nur dort sehen zu wollen, wo der Gebrauchende sie exakt zu bestimmen vermag.

Sind doch nicht einmal die in einer wissenschaftlichen Definition ausgesagten Beziehungen stets im Bedeutungsbewußtsein gegenwärtig.

Begriff und Wortbedeutung fallen zumeist nur in einer bestimmten Phase der Entwicklung des betreffenden Begriffs zusammen. Der Begriffsinhalt, der eine Zeit lang mit der Wortbedeutung identisch war, ändert sich im Gefolge neuer Einsichten, technischer Fortschritte und sonstiger kulturgeschichtlicher Bedingungen. Das Wort aber und die sprachliche Wendung sind beharrlicher, so daß schließlich das nämliche Wortzeichen für eine ganz andere Sache eintreten kann, die mit dem Ausgangsbegriff realiter nichts mehr zu tun hat.

Beispiele liefert mein Aufsatz⁷⁵⁾ über die Entstehung unserer technischen Terminologie. So gab es das Wort *Telegraph* lange bevor die heute damit bezeichnete Sache (der elektromagnetische Fernschreiber) erfunden und vorhanden war. Oder: In den ersten Jahrzehnten nach dem Aufkommen der elektrischen Beleuchtung deckten sich in der Wendung *das Licht abdrehen*, Begriff und Wortbedeutung. Nach der Einführung der Siemens-Schalter, bei denen der gewünschte Erfolg nicht mehr durch Drehen, sondern durch einen Druck zu bewerkstelligen war, fielen in der gleichwohl noch weiter gebrauchten Wendung Wortbedeutung und Begriff auseinander.

Fast jedes sprachliche Zeichen verbindet sich ferner im Lauf seiner Entwicklung mit so vielen Vorstellungen, daß es nicht mehr als Korrelat eines einzigen, sondern mehrerer Begriffe zu gelten hat. Man denke hier an Erscheinungen wie Homo-, Homoio-, Synonymik, Metaphorik, Metonymik, Bedeutungserweiterung, -verengerung, -veredlung, -verschlechterung usw. Alle diese Tendenzen sind ständig am Werk, um aus einem einheitlichen Bedeutungsträger mehrere zu machen, da neben dem neuen Inhalt oft noch der alte in Geltung bleibt: Beispiel ist etwa das Wort *Dirne*. In diesem Fall sind die einzelnen Bedeutungen nicht mehr so eng an das Wort geknüpft wie die ursprüngliche. Bei Worten, mit denen der Sprachgebrauch verschiedene Bedeutungen und damit Begriffe verbindet, vermag die Verschiedenheit von Bedeutungs- und Worterlebnis eindringlich erkannt zu werden. Messer⁷⁶⁾ beschreibt dieses Erlebnis so: Oft ist uns zunächst nur eine Bedeutung bewußt; dann tritt blitzartig das Erlebnis der zweiten und dritten Bedeutung hinzu, und es kommt uns dabei vor, als befänden wir uns plötzlich in einer neuen Region oder als sei ein merkwürdiger Umschlag in uns erfolgt.

Daß beim psychischen Erleben von Homonymen und mehrdeutigen Worten ein Sinngestalts- und Zusammenhangserlebnis die Hauptrolle spielt, wurde schon erwähnt. Ausdrücke wie *Star*, *Grund*, *Steuer*, *Hahn* sind als solche noch gar keine eigentlichen wohlbestimmten Begriffsträger, vielmehr werden sie das erst in Einbettungen wie *Grund und Boden*, *Grund und Ursache*, wo also der Zusammenhang ersichtlich macht, welche der verschiedenen Bedeutungen verstanden werden soll. Bei isoliert darge-

botenen Homonymen muß die Einstellung des Auffassenden eine Sinneinbettung vornehmen, ehe das Wort zum aktuellen Begriffsträger wird. Bei dem isolierten Wort *Star* denke ich an den Vogel, es ist aber leicht einzusehen, daß ein Augenarzt bei diesem Wort nicht die ornithologische, sondern die ophthalmologische Sinnerfüllung vollziehen wird.

Wie verhält sich nun der hier vorgetragene vermittelnde Standpunkt zu der Lehre vom „reinen“ Denken? Im Bereich des introspektiv, experimentell sowie durch das Studium der Lebensbeschreibungen schöpferischer Persönlichkeiten leicht Nachprüfbares liegt die Feststellung, daß es ein sprachloses, dafür anschauungsgestütztes Denken gibt, andererseits ein anschauungsloses, jedoch durch Sprachhilfen und sonstige Symbole getragenes. Daneben wird als dritter Fall ein reines Denken angesetzt, von dem behauptet wird, es brauche weder durch Anschauungen noch durch Sprachzeichen gestützt zu werden.

R. Graßler⁷⁷⁾, der an Stellen, wo er seiner eigenen Parallelismustheorie kritisch gegenübertritt, zum Aufweis von Unstimmigkeiten zwischen Sprache und Denken gelangt, sieht Belege für dieses reine Denken in den sogenannten Konstellationen. Im System unseres Wissens überschauen wir die Relationszusammenhänge oft ohne Sachvorstellungen oder Worte. Die Beziehungen sind alle bewußt, nur der Name fehlt. Reines Denken heißt, Beziehungen aller Art, besonders Effekte und ihre Verwendung zu Zwecken im Sinn haben. Das ist ein weder auf Anschauungen noch auf Worte angewiesenes Ordnungswissen.

Zu diesen denktheoretischen Konstruktionen kann der Psychologe nur sagen, daß es ein reines Denken als Gesamtprozess nicht gibt, wenn auch in einzelnen Denkprozessen Teile vorkommen können, die ohne jeden anschaulichen wie sprachlichen Inhalt verlaufen, wo also die Sprache lediglich die Aufgabe hat, die ohne ihre Mithilfe gewonnenen Ergebnisse zu fixieren. Die Annahme eines reinen Denkens, das über augenblickliche unzusammenhängende Intuitionen hinaus in Form längerer systematischer Verläufe vorkommen soll, ist somit höchst problematisch.

Die zwischen Sprechen und Denken bestehenden Beziehungen werden nicht selten so gedeutet, daß man sagt, die Sprache sei das Werkzeug des Denkens. Faßt man diese Bestimmung nicht zu eng, so kann man sie gelten lassen. Tatsächlich müssen Gefühle und Wollungen irgendwie rationalisiert werden, wenn sie sprachlich ausdrückbar sein sollen. Außerdem läßt sich diese Behauptung entwicklungspsychologisch stützen. Nach Meumann⁷⁸⁾ wird die Sprache dem Kind das Mittel zur Fixierung der Ergebnisse seiner Analyse und Vergleichung für das Gedächtnis. Sie erleichtert, ja ermöglicht ihm erst selbständige Reproduktionen der Erinnerungsvorstellungen und die Bildung abstrakter Begriffe. Das denkungeübte Geistesleben vermag sich nur mit Hilfe dieser Stützen, die ihm die Sprache gewährt, im Bereich des Abstrakten zu bewegen, auch der

geschulten Intelligenz sind sie förderlich. Hier wird der Begriff der nicht phonetisch, sondern logisch gefaßten Artikulation wichtig, den Gabelentz⁷⁹⁾ und de Saussure⁸⁰⁾ auf die Sprache als geistige Tätigkeit angewendet haben.

Nach jenem ist die Sprache der gegliederte Ausdruck der Gedanken durch Laute. Durch diese ordnende Auseinanderlegung ganzheitlicher Gedankengebilde zu einem klaren Nacheinander kommt die Sprache dem Denken zu Hilfe. Die Aufgliederung der Gedanken und ihr Ausdruck in Sätzen ist etwas, wozu nach H. A m m a n n⁸¹⁾ nur die Vollsprache des Menschen gelangt. Auch der Schweizer Sprachforscher meint mit Artikulation eine für das Denken wichtige Leistung der Sprache. Die Sprache ist kein materielles Ausdrucksmittel für die Gedanken in dem Sinn, daß diese vorher schon völlig fertig da wären und durch die Sprache nur bezeichnet würden. Vielmehr sind die vorsprachlichen Gedanken für sich meist dunkel und chaotisch; erst die sprachliche Zerlegung zwingt sie, sich zu klären und zu ordnen.

Es ist eine der bei diesem Denker so häufigen bestechenden Halbwahrheiten, wenn B e r g s o n⁸²⁾ einmal sagt: „Nous tendons instinctivement à solidifier nos impressions pour les exprimer par le langage.“ Dazu bemerkt der Sprachpsychologe, daß wir unsere seelischen Erlebnisse nicht verfestigen, um sie sprachlich formulieren zu können, sondern eben diese Formulierung unserer Innerungen durch ein sprachlich gestütztes Denken oder inneres Sprechen ist es, was diese Verfestigung bewerkstelligen hilft. Treffender drückt D e l a c r o i x⁸³⁾ diesen Sachverhalt so aus: „Le signe est un instrument de la pensée et non pas une enveloppe de la pensée toute faite.“ Dabei denkt er nicht an Zeichen schlechthin, sondern an die Sprachzeichen. „La pensée recourt la plupart du temps au langage intérieur.“ Eine funktionale, nicht materiale Förderung des Denkens durch die Sprache gibt A. S e c h e h a y e⁸⁴⁾ zu: Das Denken wird durch die Sprache in dem Sinn gefördert, daß es bei längeren Verläufen seine eigenen Wege rascher und leichter gehen kann, nicht in dem Sinn, daß es von ihr erst die Formen, Schemata und Kategorien erhalte, in denen es sich zu bewegen vermag.

Den äußerlich gefaßten Begriff der „Einkleidung“ wird man ablehnen, doch ist zuzugeben, daß — bevor gesprochen werden kann — ein durch das Denken gewonnener Inhalt da sein muß, mag dieser auch noch so amorph und bruchstückhaft sein und erst durch die sprachliche Auseinanderlegung seine wahre Gestalt erhalten oder ferner von der Äußerung durch eine so kurze Zeitspanne getrennt sein, daß man meinen könnte, der Gedanke entstünde erst während des Sprechens. Denken ist in allen Fällen mehr als ein bloßes Sichbewegen in oder ein Sichtreibenlassen von Vorstellungen, die nach assoziativen Gesetzen abrollen, Denken ist vielmehr sinnvolles Auswählen und Verknüpfen von Vorstellungen im Dienst eines Erkenntniszwecks. Bloße Vorstellungassoziation ist z. B. dort unzureichend, wo für einen strengen wissenschaftlichen Begriff der passendste Ausdruck unter gespannter Aufmerksamkeit (also unter klar bewußtem, aktivem psychischem Verhalten, nicht unter passiver Hingabe an die jeweils verfügbaren Assoziationen und die gerade auftretenden Einfälle) gewählt und festgehalten wird. Im echten Denkprozeß sind die Vorstellungen (soweit

sie nicht überhaupt durch ein völlig unanschauliches Sachverhaltswissen ersetzt sind) nur die Grundlage für zielstrebige, aktive, stellungnehmende, auslesende und verknüpfende intellektuelle Vorgänge. Diese nun sind im Materialen ihrer Leistung nur gelegentlich vom Sprachlichen her zu fördern: etwa durch fruchtbare sprachliche Apperzeptionen, die brauchbare gedankliche Ausblicke gestatten, durch produktive Begriffsüberschiebungen und vielbesagende Kürze des Ausdrucks. Hier vermag die Sprache den Denkenden auf Einfälle zu bringen, die er sonst kaum gehabt hätte, ihm Sachverhalte sichtbar zu machen, auf die er sonst nicht gekommen wäre. Das aber ist für den Denker weder der erwünschte noch der Regelfall; beim Lyriker werden derartige Sachhilfen vom Wort her viel leichter und öfter möglich sein. Die angemessene Auswahl der sprachlichen Bezeichnungen für die zu äußernden Denkinhalte und -gebilde vermag nur von Sinndirektiven aus gewonnen zu werden, die nicht im Bereich des Sprachlichen, sondern dem des geistig bearbeiteten Sachlichen zuhause sind. Das eigentlich Schöpferische und Stoffgewinnende des Denkens ist übersprachlich; der formende und durcharbeitende Verlauf des Denkens dagegen vermag vom Sprachlichen her in bezug auf Folgerichtigkeit und Schritthaftigkeit wesentlich gefördert zu werden.

III. Hauptstück

Die Leistungen der Sprache

A. Die primären Sprachfunktionen

1. Die dialogischen Sprachfunktionen

a) Allgemeines

Die Sprache ist ein Gefüge von Zeichen, mit deren Hilfe sich eine „Darstellung“ von Sinn- und Sachverhalten bewerkstelligen läßt, so zwar, daß sie das nicht Gegenwärtige, ja das sinnlich überhaupt nicht Faßbare zu repräsentieren vermag. Diese symbolische Andeutung und Vermittlung von Sachverhalten ist das Wesensmoment der Sprache. Was nicht in diesem Sinn Darstellung mit Hilfe von Zeichen ist auf Grund intentionaler Setzungen, kann nicht Sprache genannt werden. Unterhalb des Sprachlichen bleiben daher bloße reflexhafte Gefühlslaute, die als Symptome einen innern Zustand des erregten Subjekts der nacherlebenden Einfühlung anderer erschließen, desgleichen die kaum artikulierten Zurufe, die den Apostrophierten lediglich auf die Situation aufmerksam machen, wobei dieser das für ihn Wichtige selbst aus ihr erfassen muß. Die Sprache ist ein Verständigungsmittel und zwar das leistungsfähigste, das es gibt. Sie ist ein Mittel des zwischenmenschlichen Verkehrs, der durch sie eine Extensität und Intensität gewinnt, wie sie keiner anderen Gemeinschaft beschieden sind. Um dieser dialogischen Leistungen willen ist die Sprache ausgebildet worden, hier liegen ihre Hauptfunktionen, wenngleich sie in entwickelten Zuständen des Geisteslebens für das an ihr und durch sie gebildete Bewußtsein noch andere Leistungen vollbringt. Die Sprache ist ein Mittel, das es uns ermöglicht, unsere Innerungen, d. h. die Inhalte unseres Bewußtseins, zu verständlichen Äußerungen für andere zu machen. Die Art der mitzuteilenden Bewußtseinsinhalte wird später für die Einteilung der Elementarleistungen oder finalen Sinndimensionen der Sprache in Betracht kommen. Was die wichtigste Gruppe von Sprachleistungen miteinander verbindet, ist das dialogische Moment, das Herstellen eines sozialen Kontakts mit mindestens einem Partner. Gefühle werden geäußert, damit ein anderer von ihnen Kunde nehme; Wollungen werden verlautbart, um das Verhalten anderer zu lenken; erkannte Sachverhalte werden im

Wortbegriffsmaterial der Sprache dargestellt und berichtend dem anderen zur Kenntnis gebracht, um sein Wissen zu bereichern. Jede dialogische Sprachäußerung ist Mitteilung und sie ist notwendig eine von den herkömmlicherweise im Organonmodell der Sprache zusammengefaßten Leistungen, entweder Kundgabe oder Auslösung oder Darstellung (wofür wir ein anderes Fachwort vorschlagen). Wir sprechen von primären oder elementaren Funktionen, weil es sich hier um Leistungen handelt, von denen jede Sprachäußerung eine vollbringen muß, im Gegensatz zu den später zu erörternden sekundären Funktionen. Desgleichen werden über den dialogischen die praktisch zwar ungleich weniger wichtigen, aber doch auch vorhandenen monologischen Leistungen und Aufgaben nicht zu vergessen sein.

Der Leistungsaspekt besitzt für die Psychologie besondere Bedeutung. Da für sie als die Wissenschaft von den Akten, Funktionen und Vorgängen im Bereich des Seelischen die Sprache eine Tätigkeit ist, Tätigkeiten aber sinnvoll sein, d. h. eine Leistung erbringen müssen, liegt es für sie nahe, die Betrachtung der Sprache von hier aus anzugehen. Was dem Psychologen also an der Sprache wichtig wird, ist nicht deren objektive Seite (Sprache als *ergon*, als Zeichensystem bestimmter Struktur, als phonologisches, morphologisches, syntaktisches und lexikalisch-semasiologisches Regelgefüge, das über allen konkreten Sprachverwendungen steht und in jeder enthalten sein muß), sondern deren subjektive Ansicht (Sprache als *energeia*, als stets von neuem verwirklichte Tätigkeit menschlicher Individuen). Eine psychologische Sprachdefinition wird den Begriff der psychophysischen Tätigkeit in den Mittelpunkt stellen und ihn durch die mit dieser Tätigkeit zu vollbringenden Leistungen näher bestimmen. Genus proximum wäre die Zeichengebung im allgemeinen, *differentia specifica* der Gesamtbereich der Funktionen und Zwecke, in deren Sinn jene Tätigkeit ausgeübt wird sowie die Besonderheit der in Hinblick auf jene Funktionen ausgebildeten Mittel. Sprache wäre demnach eine bestimmte psychophysische Tätigkeit, die sich bedeutungserfüllter, artikulierter und graphisch fixierbarer Lautzeichen zu Zwecken der Kundgabe seelischer Zustände, der Auslösung praktischer Reaktionen bei anderen Individuen sowie zum darstellenden Bericht von Sinnverhalten bedient.

Einen Überblick über die Leistungen der Sprache erhält man, wenn man sich die Frage beantwortet, was mit ihr alles zu machen ist. Nach A c h ¹⁾ dient sie dazu, die Erfüllung von Wünschen bei anderen Personen zu erreichen, ferner ist sie ein Mittel, innere Zustände ohne besondere Wunschabsichten auszudrücken, außerdem vermag sie ästhetische und sonstige Gefühlswirkungen auszulösen, schließlich verwendet man sie zur Darstellung von Erlebnissen der Phantasie und Wirklichkeit, der dichterischen und sonstigen Produktion, zur Niederlegung wissenschaftlicher Ergebnisse und Theorien, zur Schilderung von Sachverhalten usw. Systematischer als diese aufraffende Aufzählung geht B ü h l e r ²⁾ zu Werk, wenn

er am Modell der einfachsten Sprechverkehrssituation die elementaren Sprachfunktionen abliest: Jemand spricht mit einem andern über etwas. Das ergibt drei Konstituenten: Sprecher, Angesprochener, mitgeteilter Gegenstand, ferner drei Sinndimensionen der dialogischen Sprechleistung. Die vorwiegende Ausrichtung auf den Sprecher ergibt die Kundgabe, die vorherrschende Ausrichtung der Rede auf den Hörer, dessen Verhalten gesteuert werden soll, macht das Wesen der Auslösung aus, und wo der mitgeteilte Sachverhalt das Zentrum bildet, haben wir das, was Bühler Darstellung nennt.

b) Überblick über die Funktionstheorien

Ein Versuch, die Sprache von ihren Leistungen her zu bestimmen, findet sich schon in Platons *Kratylos*. Nach ihm ist sie ein Organon, mit welchem einer dem andern etwas über die Dinge mitzuteilen und diese durch Benennung auseinanderzuhalten vermöge: *ὄνομα ἄρα διδασκαλικὸν τι ἐστὶ ὄργανον καὶ διακριτικὸν τῆς οὐσίας*. Diese einprägsame Bestimmung und der bei Platon zu findende Vergleich der Sprache mit Werkzeugen wirkt bis in die Gegenwart nach. So bei A. Marty³⁾, wenn er sagt, die Sprache sei ein Organ, das wie jedes Werkzeug aus seinem Zweck und der zu erfüllenden Aufgabe zu begreifen ist. Im Anschluß an diese Vorbilder sind zahlreiche Leistungsbestimmungen gegeben worden, von denen einige kurz gemustert seien, da man nicht nur aus den hier niedergelegten richtigen Einsichten, sondern auch aus den Fehlern lernen kann. Zu diesen gehören vor allem die oft anzutreffende Unvollständigkeit und die Unsystematik der Aufzählung. Jene liegt vor, wo nicht sämtliche vorhandenen Funktionen erfaßt werden oder innerhalb eines selbstgewählten Ausschnittes keine Vollständigkeit erzielt ist. Unsystematik der Aufzählung ist dann festzustellen, wenn Bestandsstücke verschiedener Schichten durcheinander gebracht werden. Den ersterwähnten Fehler sehen wir gegeben in den singularistischen Theorien, die zustandekommen, sobald man sämtliche Leistungen auf eine einzige zurückführen zu können glaubt. Dabei ist jeder einzelnen von den primären Sprachfunktionen die Ehre widerfahren, in den Mittelpunkt einer solchen Lehre gestellt zu werden. Ein reiner Singularismus ist freilich von niemandem vertreten worden, da jeder der hieher zu zählenden Theoretiker neben der von ihm zur Hauptsache gemachten Sprachfunktion noch andere kennt; immerhin findet er sich in Form starker Annäherungen.

In diesem Sinn vertreten Wundt, Darwin⁴⁾ und Croce⁵⁾ einen Ausdruck-singularismus, bei Marty und Wegener⁶⁾ haben wir einen Singularismus der Auslösfunktion, während Phänomenologen wie D e m p e⁷⁾ im Anschluß an die Sprachlogik Bolzanos⁸⁾ der Darstellung eine Sonderrolle zuerkennen.

Zur Ergänzung der damit gesetzten Einseitigkeiten werden dualistische und pluralistische Funktionstheorien ausgebildet. Der Grundgedanke der Dualisten lautet: die Hauptleistungen der Sprache sind Ausdruck und Eindruck. Nach Th. W. Danzel⁹⁾ hat die Sprache eine doppelte Funktion. Sie kann unmittelbarer

Ausdruck eines Erlebnisses sein, anderseits kann sie als Verständigungsmittel ein Gedachtes meinen. Diesen Funktionsdualismus finden wir ziemlich übereinstimmend bei G. Runze¹⁰⁾, H. Maier¹¹⁾, K. Jaberger¹²⁾, O. Dittrich¹³⁾ und K. Voßler¹⁴⁾, der allerdings Neigung zeigt, das monologische Ausdrucksmoment in den Vordergrund zu stellen. Auch mannigfache Abwandlungen dieses Grunddualismus finden sich. Für E. Lork¹⁵⁾ ist die Sprache einerseits Trägerin inneren Erlebens, anderseits Denk- und Verständigungsmittel. Nach H. Ammann¹⁶⁾ dient die Sprache den ästhetischen Zwecken der Gestaltung seelischer Erlebnisse, sodann den praktischen der Verständigung. W. Horn¹⁷⁾ stellt die Antithese Ausdruckstätigkeit — Zwecktätigkeit auf, und nach E. Martinak¹⁸⁾ ist die Sprache einerseits unwillkürliche Ausdrucksbewegung, anderseits Willensäußerung.

Von pluralistischen Funktionstheorien sprechen wir dort, wo der Sprache mehr als zwei nicht aufeinander zurückführbare Leistungen zuerkannt werden. So bezeichnet sie W. Schingnitz¹⁹⁾ als Objektivation des unmittelbar Gegebenen, bzw. Erlebten; nach der Art, in der diese Objektivation erfolgt, unterscheidet er: die rein subjektive bzw. intrapersonale Form der Objektivation (Monolog), die subjektiv-objektive bzw. interpersonale Form der Mitteilung oder Verständigung (Dialog), schließlich die rein objektive bzw. extrapersonale Form der Fixierung im Stofflich-Materiellen (schriftlich Niedergelegtes). H. Schwarz²⁰⁾ führt vier Funktionen der Sprache an: Kundgabe, Bedeutung, Nennung (Darstellung), Mitteilung. G. Gerber²¹⁾ unterscheidet Sprache als Kunst, Mitteilung und Erkenntnis. Von diesen Einteilungen ist keine brauchbar, weil sie in unsystematischer Weise verschiedene Funktionsbereiche (dialogische und monologische, primäre und sekundäre) durcheinanderwirren, dafür auf keinem Gebiet Vollständigkeit erreichen.

Am meisten befriedigt noch die Bühlersche Funktionsdreiheit von Kundgabe, Auslösung und Darstellung, mit der allerdings nur die primären dialogischen Sprachleistungen voll erfaßt sind. Die monologischen Funktionen erwähnt Bühler nur beiläufig und die sekundären läßt er — als mit seinem zentralen Satz von der Zeichennatur der Sprache unvereinbar — überhaupt unbeachtet, womit er als ontozentrischer Strukturtheoretiker der Sprache im Recht ist, was ihm aber ein Psychologe nicht nachmachen darf. An der Aufzählung dieser drei den Kosmos der reinen Sprache konstituierenden semantischen Grundfunktionen hält Bühler trotz gewisser Einwände fest, nur zwei Namen sind in der „Sprachtheorie“ geändert worden, indem statt Kundgabe und Auslösung nunmehr Ausdruck und Appell gesagt wird. Die Ersetzung des Terminus „Kundgabe“ durch das Wort „Ausdruck“, wohlgermerkt bei gleichbleibender „notio“, erscheint mir nicht glücklich, weil damit ein Ansatz für Mißverständnisse geschaffen wird, die denn auch nicht ausgeblieben sind. In der gegenwärtigen Sprachpsychologie wird der Terminus „Ausdruck“ nicht immer als Synonym für „Kundgabe“ gefaßt, vielmehr wird verschiedenes darunter verstanden. Wir nehmen daher den preisgegebenen Begriff wieder auf, da wir das Wort „Ausdruck“ für das monologisch-intrasubjektive Gegenstück der dialogischen Kundgabe aufsparen wollen. Eine weitere terminologische Änderung wurde schon angedeutet. Wir vermeiden im Funktionenkapitel

den von uns zur Bezeichnung des zentralen Wesensmoments der Sprache verwendeten Begriff „Darstellung“. Was Bühler mit seinem Begriff der Darstellung meint, besteht sachlich zu Recht, aber wir sagen im Funktionenkapitel dafür lieber Bericht, Verständigung, Information. Außerdem liegen erst diese Begriffe auf annähernd gleicher Ebene mit Kundgabe und Auslösung. Auch Kundgabe und Auslösung sind nur dann sprachliche Leistungen, wenn sie ein Darstellungsmoment in sich enthalten. Ich will mit der Sprache entweder mein Inneres kundgeben oder das Verhalten meines Partners beeinflussen oder ich will ihm bestimmte Einsichten vermitteln, ihn über etwas in Kenntnis setzen. Daß ich alles das tun kann, dafür ist gemeinsame Voraussetzung der Umstand, daß die Sprache mit ihren Zeichen die Wirklichkeit symbolisch zu repräsentieren, ihre Sachverhalte begrifflich zu fassen, also Darstellung zu üben vermag. Diese Ersetzung des Begriffs Darstellung mit Hinblick auf seinen funktionell-leistungsmäßigen Sinn durch den Begriff Verständigung findet sich auch bei O. Niemeyer²²). Er nennt als Zweckbestimmungen der Sprache Kundgabe, Auslösung und Verständigung. Die Verlegung der Darstellung aus dem Funktions- in den Wesensbereich wird angedeutet, wenn es u. a. heißt, daß auch in der Ausdrucksfunktion der Sprache ein Darstellungsmoment mit am Werk sein müsse, da der Ausdruck nie ohne Inhalt sein könne.

c) Psychologische Zuordnungen

Es ist möglich, die genannten Funktionskategorien (Kundgabe, Auslösung, informierender Bericht) durch Zuordnung zu anderen Grundbegriffen und -tatsachen der Psychologie deutlicher herauszustellen. Von der Zuordnung dieser Funktionen zu den drei Konstituenten des elementarsten Sprachverkehrs (Sprecher, Angesprochener, mitgeteilter Sachverhalt) war schon die Rede. Mit dieser Parallelisierung steht eine andere in innerem Zusammenhang: die zu den drei möglichen Aspekten der Psychologie (Erlebnis, Verhalten, Werk). Nur in erster Näherung leuchtet dagegen folgende, gleichfalls bei Bühler zu findende Zuordnung ein: Die Sprachzeichen sind Symptome, wenn sie im Dienst der Kundgabe stehen, Signale, sobald sie die Aufgaben des auslösenden Appells erfüllen, Symbole, wo sie der Darstellung dienen. Hier hat wohl die phonetische Prägnanzformulierung, die so einprägsam wirkende Alliteration, den Tatsachen Gewalt antun lassen. Denn Sprachzeichen sind in allen Fällen Symbole, niemals meinen sie sich selbst, sondern immer etwas durch sie Bedeutetes. Auch Auslösungssignale wie *Achtung!*, *Halt!*, Gefühlssymptome *Herrlich!* und *O Schmerz!* sind Symbole.

Zur Aufhellung der hier erreichten Vollständigkeit in der systematischen Aufzählung der Sprachfunktionen trägt es bei, wenn man eine

geradezu in die Augen springende Zuordnung²³) vollzieht, die Zuordnung dieser Leistungen zu den Hauptbereichen des seelischen Lebens, so zwar, daß die Kundgabe dem Fühlen, der Appell (Auslösung) dem Wollen, der informierende Bericht dem Erkennen und Denken an die Seite gestellt wird. Mit der Vornahme dieser Zuordnung soll zunächst einmal ausgesagt werden, daß das Sprechen als realer Akt keine elementare Tätigkeit der menschlichen Seele ist und nicht zum Bereich derjenigen psychischen Funktionen gehört, die man seit der Erfahrungsseelenkunde des 18. Jahrhunderts unter den Begriffen Fühlen, Wollen und Denken zusammenfaßt. Aber es beherbergt — nach Demps²⁴) treffendem Wort — alle diese Funktionen mehr oder weniger in sich und steht zu ihnen in ganz bestimmten Beziehungen; daher kann eine Gliederung der Sprachleistungen von hier aus, vom Grad des Anteils der psychischen Funktionen an ihnen erfolgen und die von uns vorgeschlagene Zuordnung bedeutet keine unangemessene Verwendung der psychologischen Kategorien. Ist der Inhalt des sprachlich zu Äußernden der Hauptsache nach ein Akt des Zustandsbewußtseins, so bezeichnen wir diese Äußerung als Kundgabe. Diese Funktion steht mit dem Bereich des Emotionellen in besonderem Wesenszusammenhang. Es können natürlich auch andere seelische Erlebnisse kundgegeben werden, aber es ist doch wohl so, daß sprachliche Äußerungen rein kundgebender Art, die weder praktische Auslösung noch theoretische Darstellung informativen Charakters bezwecken, vor allem durch gefühlsmäßige Spannungen und Erregungen bewirkt sein werden. Eine Kundgabe von Gedanken und Inhalten wissensmäßiger Art wird leicht in informativen Bericht übergleiten und eine Kundgabe von Wollungen und Strebungen wird den selbstzweckhaft-kontemplativen Charakter der Kundgabe nicht festhalten können, sondern zur zweckgeleiteten Auslösung, zum fordernden Appell werden. Unsere Zuordnung will daher nur so viel besagen, daß im Bereich des Gefühlslebens und der durch starke Gefühlsregungen bewirkten Sprachäußerungen der reinste Typus, der Bestfall der Kundgabeleistungen verwirklicht erscheint. Vorwiegend im Bereich des Wollens wird sich die Funktion der Auslösung bewegen. Hier handelt es sich um Strebungen, um Akte des Ursachbewußtseins, die nach außen projiziert werden sollen. Dabei dient die Sprache als Steuerungsmittel im zwischenmenschlichen Verkehr. Ein Sprechender bedient sich der Sprache, um dadurch das Verhalten seiner Mitmenschen in dem von ihm gewollten Sinn zu beeinflussen und damit seinen Wünschen zur Erfüllung zu verhelfen. Das muß nicht im Sinn egoistischer Wollungen geschehen. Auch wo jemand das Verhalten anderer so lenkt, daß sich eine von der gegebenen Lage geforderte Reaktion einstellt, die im Interesse der Angesprochenen selbst liegt, hat man es mit Auslösung zu tun. Sie zeigt den zentrifugalen Charakter der Willensvorgänge, während die Kundgabe zentrales Gepräge

aufweist, bei aller dialogischen und Mitteilungsabsicht doch vor allem auf das eigene Zustandserlebnis des Sprechers (dessen Verstärkung oder Entladung) abgestellt ist. Wo weder Gefühlserregungen geäußert noch praktische Erträge erzielt werden sollen, sondern die Sprachverwendungen der Verständigung, der Mitteilung von Sachverhalten dienen, wo Inhalte des Gegenstandsbewußtseins zur Kenntnis des Hörers gebracht werden sollen, da liegt die Funktion des informierenden Berichts vor, die in ihren reinen Fällen ein Korrelat zum logisch-intellektuellen Bereich des seelischen Lebens bildet. Ein Sprechender stellt mit den Mitteln der Sprache Sach- und Sinnverhalte berichtend dar, die von ihm erfaßt worden sind und von denen er den andern in Kenntnis setzen will, was in rein theoretischer Absicht geschehen kann, ohne daß außer dem Verständnis etwas erreicht, ohne daß das praktische Wollen und Handeln des Partners beeinflußt werden soll.

Diese drei Funktionen stehen als elementare, nicht aufeinander zurückführbare, nicht weiter zu vereinfachende Leistungen selbständig nebeneinander. Jedoch ist durch diese theoretische Irreduzibilität nicht ausgeschlossen, daß die Leistungen kombiniert werden und diese Leistungskomplexe in den Dienst bestimmter Zwecke treten können. Die Kundgabe gefühlsmäßiger Erregungen kann erfolgen, um den Partner zu bestimmten Reaktionen zu bewegen, desgleichen kann die Darstellungsfunktion mit Auslösungsabsichten verbunden werden. Diese Leistungskombinationen sind sogar das Normale. Gleichwohl hat die theoretische Betrachtung die Pflicht, aus diesen Mischungen die reinen typischen Fälle herauszulösen; das ist bei jeder typologischen Betrachtung so. Und als solche reine Leistungstypen ergeben sich dann die genannten Funktionen, die gleicherweise elementar nebeneinanderstehen. Es war daher eine Verkennung der Tatsachen innerhalb der Leistungssphäre, wenn D e m p e diese drei Funktionen auf eine einzige zurückführen zu können glaubte. Diese theoretische Gleichberechtigung der einzelnen Funktionen schließt aber ebensowenig wie die Vereinigung zu konkreten Leistungskomplexen eine verschiedene pragmatistische Akzentverteilung aus. Betrachtet man sämtliche Sprachäußerungen eines Individuums während einer längern Zeitspanne, so wird sich unschwer erkennen lassen, daß Auslösungs- und Berichtsleistungen die Kundgaben bei weitem überwiegen, ja, daß diese einen selten rein verwirklichten Fall bilden. Aber auch diese praktisch-statistische Gebrauchsdifferenzierung darf uns nicht abhalten, die genannten Funktionen als gleicherweise elementare, zwar kombinierbare, aber im Wesen irreduzible und begrifflich-definitiv wohl von einander abgrenzbare Grundfälle der Sprachleistungen entschieden zu sondern.

Die Zuordnung der Sprachleistungen zu den Grundgebieten des Seelischen wird noch durch den andern Umstand gerechtfertigt, daß ihr zufolge

den biologisch-genetisch ältesten Schichten des Seelischen (dem Fühlen und Wollen) die entwicklungsmäßig ältesten Schichten des Sprachlichen (Kundgabe und Appell) an die Seite gestellt werden. Das denkende Erkennen als psychische, das darstellend-informierende Berichten als sprachliche Funktion sind höchste Leistungen, zu denen es erst auf gehobenen Bewußtseinsstufen kommt. Das Geistesleben muß durch bestimmte Tätigkeiten vorgeübt sein, ehe sich aus der den Anfang bildenden Totalität des Bewußtseins, in der sämtliche psychische Funktionen unter der Vorherrschaft des Gefühls, der vegetativ-vital bedingten Stimmungen und der tiefenpersonalen Triebaffekte ungeschieden und amorph beisammen wohnen, die kortikal kontrollierte intellektuelle Tätigkeit herausdifferenzieren konnte. Genau so mußte die Sprache durch primitivste und primärste Kundgabe- und Auslösungsleistungen erst eine gewisse Ausbildung erfahren haben, ehe sich der in ihnen beschlossene Vorstellungsgehalt zum informierenden Bericht verselbständigen konnte. Am Anfang steht eine ungeschiedene Funktionsganzheit, die Kundgabe und Auslösungen mit unvollkommenen Ansätzen darstellenden Berichts vereinigt. Selbständige Informationen, reine Berichte waren erst auf späterer Stufe der Ausbildung des menschlichen Geisteslebens möglich. Dieser letzte Entwicklungsschritt setzt nicht nur eine gewisse Höhe der Abstraktionsfähigkeit und die Tatsache des symbolischen Denkens, sondern auch des theoretischen Interesses und somit des Intellekts voraus.

Die hier verwertete Zuordnung der Sprachfunktionen zu den Hauptbereichen des Seelischen findet sich auch bei R. Müller-Freienfels²⁵⁾, wo unter Verwendung des genannten psychologischen Einteilungsgesichtspunkts als heuristischen Prinzips drei Grundfunktionen der Sprache unterschieden werden: 1. eine rein subjektiven Charakter tragende emotionale oder Entladungsfunktion; 2. eine verständigungserzielende praktische oder Willensfunktion; 3. eine verständnisnerzielende theoretische oder Erkenntnisfunktion. Die Einteilung von Müller-Freienfels deckt sich nicht mit der unsern, denn diese bewegte sich bis jetzt nur im Bereich der dialogisch-intersubjektiven Funktionen; von den monologisch-intrasubjektiven war zwar schon andeutungsweise die Rede, in dieser Einteilung indes wurde noch nicht auf sie Bezug genommen. Müller-Freienfels aber verbindet diese beiden Funktionsgruppen, indem er den dialogischen Sprachleistungen (angeführt unter Ziffer 2 und 3) eine monologische Funktion zugesellt. Dadurch wird nicht nur die Reinheit der Systematik geschädigt, sondern auch die teilweise Berücksichtigung der monologischen Funktionen mit einer empfindlichen Unvollständigkeit in der Aufzählung der dialogischen erkaufte. Wo sind in seinem Schema die sozial-kommunikativen Gefühlsäußerungen unterzubringen, die durchaus auf die Kundnahme eines Partners abgestellt sind, die dialogischen Expressionsleistungen, die es neben den subjektiv-monologischen durchaus gibt?

d) Die Kundgabe

Eine solche liegt vor, wenn innere Erlebnisse des Sprechers angezeigt werden, wenn jemand sich gedrängt fühlt, ein starkes, bewegendes gefühls-

mäßiges Angesprochensein in Worten zu äußern, so zwar, daß ein teilnehmender Partner über sie in Kenntnis gesetzt wird und diese Kundnahme in Rückwirkung auf den Sprecher die kathartische, erleichternde Wirkung der Aussprache erhöht. In einem Roman von G. Rendl²⁶⁾ wird die hier gemeinte psychologische Tatsache gut umschrieben: „Ich hatte mir nichts so sehr gewünscht als einen Freund zu haben, um über dies und jenes reden zu können. Gibt es denn nicht Dinge, die, solange sie nicht ausgesprochen werden, wie eine niederdrückende Last sind“. Verhältnismäßig reine Fälle der Kundgabe liegen vor, wenn jemand in plötzlichem Schmerzaffekt *Au* schreit oder mit *Aha* eine aufdämmernde Erkenntnis und damit die Lösung einer quälenden Spannung anzeigt. Äußerungen der Freude, der Trauer usw. (*Welche Freude, Wie traurig*) enthalten zwar ein gewisses Darstellungsmoment — wie jede Sprachäußerung — aber der Hauptakzent liegt hier nicht auf der logisch-begrifflichen Erfassung von objektiven Sachverhalten, sondern auf dem lyrischen Zustandsmoment. Der reinste Fall der Kundgabe, der aber schon hart an der Grenze des Sprachlichen liegt, ist somit die Interjektion, das Gefühlswort. Wo Erscheinungen dieser Art in amorphe, unartikulierte Ausrufe übergehen, ist das Gebiet der Sprache allerdings verlassen, so klar gerade in solchen Fällen das psychologische Kundgabemoment heraustritt, für das ja die möglichst unmittelbare Äußerung des Gefühlszustands kennzeichnend ist. Das Verhältnis des Kundgabemittels zum kundgegebenen seelischen Akt ist — nach Dempe — das Kausalverhältnis. Die Sprachlaute zeigen hier die seelischen Erlebnisse an wie der Blitz anzeigt, daß eine elektrische Entladung stattgefunden hat. Oft sind es weniger die Worte selbst als die begleitenden Gebärden und Mienen des Sprechers sowie die musikalischen Elemente der Rede (Stärke oder Schwäche der Lauthervorbringung, leidenschaftliche Akzentuierung, Tempo, Rhythmus und Melodie), die die seelischen Zustände des Sprechers kundgeben. Die Kundgabe ist — im Gegensatz zum „Ausdruck“ — durchaus dialogisch. Nach Bühler²⁷⁾ hat Kundgabe nur in der Gemeinschaft einen Sinn, d. h. sie erfordert notwendig ein die Kundgabe entgegennehmendes Wesen. Kundgabe und Kundnahme (d. i. die suggestive Kontaktwirkung der Äußerung) sind logisch korrelative Begriffe. Die Tatsachen, die in der Kundgabe enthalten sind und ihren Inhalt bilden, sind als solche nicht wichtig, sondern nur in der Spiegelung, die sie im Gefühls-Erleben des Subjekts finden. Die Äußerung ist im wesentlichen ich-zugewandt, wenn sie auch als dialogische Leistung irgendwie auf die Resonanz eines anteilzeigenden Kundnehmers abgestellt ist und als sprachliche Äußerung mit irgendeinem sachlichen Gehalt befrachtet sein muß. Reine, hundertprozentige Kundgabeleistungen, ein Schmerzensschrei, ein wehmütiger Seufzer, ein freudiges Jauchzen usw. fallen aus der Sprache heraus, und die primären Interjektionen, die dergleichen quasi-sprachlich

stilisieren (*oh, ach, au, juche, heißa*) sind nach verbreiteter Auffassung bloß Randerscheinungen des Sprachlichen. Die Hauptsache ist jedenfalls nicht die auslösende Wirkung, nicht die Verständigung über einen Sachverhalt, sondern die möglichst nachhaltige Entladung gefühlsmäßiger Erregungen. Das *Au*, das jemand beim allzu gut gemeinten Händedruck eines athletischen Freundes ausstößt, hat den Berichtswert „Du tust mir weh“, den Auslösungswert „Laß los“, aber die Hauptsache ist doch die Kundgabe des Schmerzerlebnisses; *dieses* ist die Ursache der Äußerung. Hier haben wir eine der Leistungskombinationen, wie sie in der lebendigen Sprache so häufig sind. Der Rolle des Kundgabemoments trägt Delacroix²⁸⁾ Rechnung, wenn er sagt: „Le sentiment est . . . l'instigateur le plus fréquent de la parole. On parle surtout qu'on éprouve des sentiments et pour les exprimer“. Hier ist allerdings zu bedenken, daß der ganz starke Affekt entweder völlig sprachlos ist oder zu vorsprachlichen Ausdrucksmitteln hinstrebt.

Trotz dieser Einschränkung ist das Expressivmoment für die Sprache außerordentlich wichtig, nicht nur für ihre Entstehung, sondern auch für die Gestaltung ihres Laut- und Formenbestandes. Um verstärkter Expressivwirkung willen erfahren nicht wenige Worte Veränderungen ihres lautlichen Gefüges.

Ein solcher Ertrag für das Gefühl wird in manchen Fällen durch an sich bedeutungslose Ableitungssilben erreicht. Beispiele sind die dänischen Ausdrücke für „langwierig, ermüdend“ *langsommelig, kedsommelig, evindeligt*, die für die Normalformen *lang(som), kedelig, evig* eintreten. Nach Jespersen²⁹⁾ ist ein langes Wort wie *aggravate* ein kräftigerer Ausdruck für „ärgern“ als das allzu kurze *vez*. Um einem Gefühl der Geringschätzung Luft zu machen, ist eine starke, ausgiebige Entladung wie z. B. *platitudinous* weit dienlicher als ein einsilbiges Wörtchen. Von hier aus erkennt man den Gefühlswert von manchen mundfüllenden Wörtern, wie sie gelegentlich zustande kommen durch symbolische Erweiterung schon bestehender Ausdrücke. H. Schröder³⁰⁾ spricht hier von Streckformen. Jespersen erwähnt in diesem Zusammenhang die Neigung, einzelne Laute unter dem Einfluß lebhaften Gefühls zu längen oder zu kräftigen. Wenn der Berichtssatz *it's very cold* entsprechend affektgeladen ist, wird sowohl der Diphthong *ou* wie auch das *l* außergewöhnlich lang gesprochen, desgleichen wird in der französischen Wendung *c'était horrible* das *r* lang und nachdrücklich gerollt. Diese expressiven Lautänderungen, wie sie in den Erscheinungen der „emphatischen Dehnung“ vorkommen, sind den Phonetikern wohlbekannt; zahlreiche Belege bei E. Richter³¹⁾. Schöne Beispiele für die Einwirkung des Affekts auf den Sprachbau bringt ferner E. Gamillscheg^{32a)}. Manchmal kann eine aus dieser psychologischen Wurzel erwachsende Beeinflussung der Aussprache ein Wort dauernd ändern, so wenn lat. *totus* zu ital. *tutto* wird. A. J. Carnoy³²⁾ hat nachgewiesen, daß vor allem affektgeladene Wörter wie Kosenamen, Kinderausdrücke, ironische oder Spottausdrücke usw. von solchen Veränderungen betroffen werden. Im Tschinuk z. B. werden die Gefühlswörter, seien sie nun verkleinernd oder vergrößernd, durch Verstärkung der Konsonanten ausgedrückt. Von hier aus erklärt sich eine interessante Tatsache der vergleichenden Grammatik, daß in verschiedenen Sprachen

die Neigung besteht, Verbalintensiva, Iterativa und Frequentativa durch Verstärkung der Konsonanten und gewisse Änderungen im Vokalbestand zu bilden. In der steirischen Mundart gibt es ein Zeitwort *schñaitten* (*schnoatten*), das ein Intensivum zu „schneiden“ ist; im Arabischen finden sich neben *daraba*, *jadribu* die Intensiva *darraba*, *jadarribu* (heftig schlagen). Das Zustandekommen derartiger Endungen kann durch die Annahme erklärt werden, daß die genannten Änderungen von Kundgabesätzen ihren Ausgang nahmen, wo die betreffenden Worte unter starkem Affektdruck gesprochen wurden³³). Der Affekt ist ja oftmals die Ursache von Sprachänderungen auf lautlichem wie auf bedeutungsmäßigem Gebiet und die Expressivfunktionen — vor allem die Kundgabe, die kräftige Entladungs- mit entsprechend verstärkter Eindruckswirkung koppeln möchte — sind sein wichtigstes Betätigungsgebiet. Dieses Bedürfnis nach Ausdruck erzeugt nicht nur „emphatische Lautungsverschiebungen“, sondern hat auch auf syntaktischem und stilistischem Gebiet allerlei Abweichungen vom zunächst Sprachüblichen im Gefolge. In der Syntax des frühen Indogermanischen galt die Regel, daß das eigentliche Attribut vor seinem Träger zu stehen habe. Zeuge dessen sind Komposita wie *deva datta*, *εἰμενής*, *tripes* usw. Daneben war es aber auch gestattet, das Attribut seinem Träger folgen zu lassen, und diese Stellung galt offenbar als nachdrücklichere. Gabelentz³⁴) weist darauf hin, daß sich diese syntaktische Doppelheit heute noch in den germanischen Sprachen findet, die in affektgeladener, herzlich kosender oder heftig scheltender Anrede eine Nachstellung des Adjektivattributs gestatten: *sister dear!*, *Hund, verfluchter!* Von emotionalen Bedürfnissen dieser Art, von Ausdrucks- und Kundgaberücksichten her erklären sich verschiedene Erscheinungen auf stilistischem Gebiet, wie etwa die verstärkende *A p p o s i t i o n* und die *I n v e r s i o n*.

e) Die Auslösung (der Appell)

Hier ist die Sprachäußerung du-zugewandt. Dabei handelt es sich nicht darum, daß Gefühlszustände lediglich zu dem Zweck ausgedrückt werden, einem teilnehmenden Partner von ihnen Kunde zu geben, wodurch sich — sozusagen zurückwirkend — die Abreaktionswirkung verstärkt; vielmehr soll hier in Auswirkung willensmäßiger Erregungen des Sprechers auf das praktische Verhalten des Partners aktiv Einfluß genommen, es soll gelenkt werden. Ruft jemand *He!*, so will er damit die Aufmerksamkeit eines unachtsamen Mitmenschen auf irgendeinen augenblicklich wichtigen Vorgang lenken. Das erwartete oder nötige Verhalten kann näher bezeichnet, der erstrebte Ertrag sprachlich genannt werden: *Vorsicht!*, *Achtung*, *Auto!*, *Stehen bleiben!* *Den Revolver her!* *Komm!* Einleuchtende Beispiele liefern die militärischen Kommandos. Ist der Musterfall der Kundgabe der *A u s r u f*, bei dem die mehr oder minder amorphe Sprachgestaltung als Symptom innerer Zustände des Sprechers wirkt, so ist der beispielhafte Fall der Auslösung der *A n r u f*, bei dem die mehr oder minder lakonisch-elliptische Sprachgestaltung als steuerndes Signal fungiert. Jede mit dem Werkstoff der Sprache arbeitende Auslösung erfüllt natürlich auch eine Nennung und damit eine gewisse Information, aber gegenüber dem darstellenden Bericht ist doch ein wesentlicher Unter-

schied vorhanden. Es dreht sich nicht um Kenntnisvermittlung theoretischer Art, nicht um sachliche Belehrung, sondern um Einflußnahme auf das Handeln. Die sprachlich vermittelten Inhalte dienen nicht lediglich der Kenntnis, sondern sollen unmittelbar praktische Auswirkungen zeitigen. Das hier enthaltene Darstellungs- und Berichtsmoment ist nur Mittel zum Zweck. Wer an erhellenden Zuordnungen seine Freude hat, könnte sich die Kundgabe als die lyrische, die Auslösung als die dramatische — aber auch als die rhetorische —, den informierenden Bericht als die epische Sprachfunktion vorstellen. Der reinste Fall der Auslösung liegt nach Bühler im Anruf vor, der sonst keine Nennfunktion erfüllt, also in Lautkomplexen wie *Heda!*, *Holla!*, *Sie da!*, die lediglich die Aufgabe haben, die Aufmerksamkeit des Hörers auf den Rufer oder die Situation zu lenken. Imperative wie *Komm!*, *Halt!* sind nach Bühler ebensowenig wie die befehlenden Nennformen und Mittelwörter (*Stehen bleiben!*, *Stillgestanden!*) reine Auslösungen, da sie das geforderte Tun bereits nennen. Demgegenüber ist zu bemerken, daß ein in diesem Sinn „reiner“ Appell, mit Hilfe von darstellungsfreien Anrufen vollzogen, zu den Randerscheinungen und Grenzfällen des Sprachlichen gehört. Sprachliche Auslösung liegt nur dort vor, wo diese Wirkung des Gesprochenen im Hörer mit Hilfe darstellender, bedeutungsvoller Zeichen erzielt wird, wo das Auslösungssignal nicht hundertprozentig seinen Sinn von der Situationseinbettung erhalten muß. Solch sozialer Kontakt vermag durch verschiedene Mittel hergestellt zu werden, durch Anrufe, Befehle, Bitten, Wünsche. Die durch sie hindurchgehende finale Ratio ist dann eben das, was wir als Auslösung bezeichnen.

f) Bericht und Information

Mit diesen Begriffen ist sachlich dasselbe gemeint wie mit dem seit Bühler üblichen (aber schon vorher als Terminus verwendeten) Begriff „Darstellung“. Nach ihm gibt die als Darstellung bezeichnete Sprachleistung keine Erlebnisse des Sprechers kund, ist auch nicht wie der auslösende Anruf bestimmt, die Aufmerksamkeit des Hörers zu erregen, sondern informiert über Sach- und Sinnverhalte. Der Sprecher will, daß durch seine Worte der Hörer den Sinn erfahre, den er, der Sprecher, damit darstellen wollte. Die Aussage ist einem Sachverhalt zugeordnet, den der Sprecher dem Hörer zur Kenntnis bringen will. Bei allen informierenden Berichtleistungen ist der Sprecher sachzugewandt. Es ist unwichtig, in welchen Beziehungen der mitgeteilte Sachverhalt zum Gemütszustand des Sprechers steht, auch die Wirkung auf den Angeredeten ist nicht das zunächst Wichtige, sondern der Sprecher will in erster Linie einen Sachverhalt möglichst objektiv hinstellen und dadurch Einsichten vermitteln. Wenn ein Mathematiklehrer den Satz vorträgt: „In einem ebenen Konti-

num können in einem Punkt nur zwei Grade zu einander normal stehen“, so will er damit weder seine eigenen persönlichen Gefühle kundtun, noch das Verhalten seiner Zuhörer irgendwie beeinflussen, sondern einfach einen eingesehenen Tatbestand zu ihrer Kenntnis bringen. Es wird im Bereich der sprachlichen Symbole und mit ihrer Hilfe ein Sinnverhalt formuliert, ein gedanklicher Zusammenhang geäußert, ohne daß dabei etwas anderes in Frage käme als eben dieser Sinnverhalt. Die Grundfunktion des Berichts ist biologisch und entwicklungspsychologisch, aber auch phänomenologisch einigermaßen anders gelagert als die beiden vorher erwähnten Elementarleistungen der Sprache, die in ungleich geringerem Maße spezifisch sprachlich sind. Symptom innerer Zuständlichkeiten kann ein Seufzer, eine vorsprachliche Interjektion ebenso gut oder noch weit eindrucksvoller und unmittelbarer sein als etwa die Sprachfügung *Wie traurig*. Ein Pfiff, ein unartikulierter Laut können die Funktion der Auslösung ebenso wirksam erfüllen als die Worte *Achtung!* oder *Vorgesehen!*. Wenn es sich dagegen um darstellenden Bericht von Sachverhalten handelt, dann ist die Sprache und die mit ihr in enger assoziativer Verbindung stehende Begriffswelt unentbehrlich. Vorsprachliche Mittel (Gebärden etwa) können hier lediglich als dürftiger Ersatz gelten, der nur in vergleichsweise einfachsten Fällen den Empfänger der Sendung über den gemeinten Sachverhalt zweifelfrei zu informieren vermag.

H. Fuchs³⁵⁾ führt, um den Unterschied zwischen Kundgabe und Darstellung deutlich zu machen, folgendes Beispiel an. Der nämliche Satz *Es regnete unaufhörlich* hat verschiedenen Sinn, je nachdem er in einem Wetterbericht oder im Tagebuch eines Jugendlichen steht, der sich schon lange auf einen Ausflug gefreut hatte. Im ersten Fall wollte der Schreiber lediglich einen Tatbestand feststellen, im zweiten Fall ist dem Schreiber der Tatbestand nur deshalb wichtig, weil er in unmittelbarer Beziehung zu ihm selbst steht; ja noch mehr, er soll gar nicht in erster Linie das ausdrücken, was er dem Inhalt nach aussagt, nämlich daß es regnete, sondern soll etwas kundgeben: die ganze Trauer und Enttäuschung, die den Schreiber ob des ins Wasser gefallenem Vergnügens erfüllte. „Der Schreiber des ersten Satzes und der des zweiten haben etwas ganz anderes mit ihren Sätzen gewollt. Der erste wollte etwas darstellen, der zweite wollte etwas kundgeben.“ Für das hier Gemeinte, das man gelten lassen kann, wenn auch in einem Wetterbericht die Worte doch wohl ein wenig anders gewählt werden als in einem Tagebuch, schlagen wir eine andere Formulierung vor. Wir sagen: Beide Sätze stellen dar, und zwar den gleichen Sachverhalt, nämlich daß unablässig Feuchtigkeit vom Himmel niederrann. Aber der erste Schreiber trifft die Feststellung sachlich, zum Zweck des Berichts, der zweite dagegen zu Zwecken der Kundgabe (oder des Ausdrucks), weshalb hier expressive Untertöne und Stimmungswerte eine wesentliche Rolle spielen.

Damit ist unsere Erörterung der primären Sprachzwecke im dialogischen Verkehr beendet. Wie der Raum drei Dimensionen hat, so hat — nach Bühler — die Sprache diese drei Dimensionen. Und ein Sprachzeichen kann nur in diesen Dimensionsrichtungen sinnvoll sein: In der Richtung

auf den Sprecher, dessen seelische Erlebnisse es anzeigend kundgibt, in der Richtung auf den Hörer, in welchem es signalmäßig eine Wirkung auslöst und in Beziehung auf einen Gegenstand oder Sachverhalt, den es in symbolischer Weise nennt oder darstellt. Diese Einteilung wird dann auch für die Besprechung der monologischen Sprachleistungen fruchtbar, der wir uns jetzt zuwenden.

2. Die monologischen Sprachfunktionen

a) Allgemeines

Nach Platon ist die Sprache ein Mittel, das von einem Sprecher benützt wird, um einen Zuhörer über Sachverhalte zu informieren, ein Organon der Mitteilung im zwischenmenschlichen Verkehr also. Indes deutet er an, daß die Sprache mit einem wesentlichen Teil ihrer Leistungen über diesen kommunikativ-intersubjektiven Wirkungsbereich hinausragt. Die Leistung der Sprache als *ὄργανον διδασκαλικόν* ist zwar durchaus dialogisch, aber die zweite Funktionszuweisung (*ὄργανον διακριτικόν τῆς οὐσίας*) geht doch wohl auf die Leistung der Sprache als Denkhilfe, eine Funktion, die auch monologisch, also für das einsame Seelenleben wichtig wird. Ähnlich stellt die romantische Sprachtheorie (Novalis³⁶) neben die Sprache als „Mitteilungskunst“ die Sprache als „Besinnungskunst“. Kein Zweifel, die praktisch wichtigste Leistung der Sprache ist die Mitteilung oder besser gesagt, der Gesamtbereich der Funktionen, die ihr im dialogischen Verkehr zukommen. Die Mitteilung ist die an Grundbezügen reichste Erscheinungsform des konkreten Sprechereignisses und die volle Wirklichkeit der Sprache ist erst mit dem „Gespräch“ gegeben: die beiden Strukturen Sprache und Gemeinschaft sind nach Ipsen³⁷) wesenhaft aufeinander bezogen und auch genetisch ist die Sprache ohne ein Zusammenleben der Menschen nicht denkbar. Aber an der Sprache sind verschiedene Faktoren beteiligt. Nach H. Delacroix³⁸) hat die Sprache einen dreifachen Ursprung. „Le langage découle de la vie sociale, de l'expression des émotions, de la nature de l'intelligence“. Und außerdem ist die Hervorhebung des Wichtigsten vom Standpunkt einer nicht-pragmatistischen Wissenschaftslehre noch keine erschöpfende Bestandaufnahme. Es ist für den Psychologen von Interesse, im Bereich der Sprachleistungen auch das minder Wichtige, das selten Verwirklichte, das nie rein für sich Erscheinende, die Übergangs- und Interferenzphänomene kennenzulernen. Die Sprache ist zwar der Hauptsache nach ein Verständigungsmittel, indes kommt ihr auch im einsamen Seelenleben, wo an Verständigung und Mitteilung nicht zu denken ist, eine Rolle zu. Neben den dialogisch-intersubjektiven Leistungskomplex treten die monologisch-intrasubjektiven Funktionen. Gerade von hier aus vermag der Psycholog gewisse Randerscheinungen innerhalb

des Sprachlichen zu erfassen und wichtige Einsichten über die Beteiligung der Sprache an verschiedenen Bereichen des menschlichen Seelen- und Geisteslebens zu gewinnen. Wenn E. Ernst^{38a)} gelegentlich die Äußerung tut, jeder Sprecher setze einen Hörer voraus, zu dem er spricht, so trifft er mit dieser Verabsolutierung des Dialogischen zwar den empirisch häufigst verwirklichten Normalfall, ohne indes sämtlichen Möglichkeiten der Sprache gerecht zu werden.

Wenn auch den monologischen Sprachfunktionen nicht die Aufmerksamkeit gewidmet wurde, wie sie die dialogischen seit jeher auf sich gezogen haben, ist ihr Vorhandensein doch schon oft nachdrücklich herausgestellt worden. Auf die Scheidungen bei Schingnitz, Dittrich, Maier u. a. wurde bereits hingewiesen. Auch Wundt³⁹⁾ hält die sich selbst genügende Äußerung des Affekts und die auf Mitteilung berechnete, vom Willen zur Wirkung auf andere getragene Äußerungsart auseinander, was ja auch innerhalb seines Ausdruckssingularismus durchaus möglich ist. Stärkere Beachtung haben schweizerische, belgische und französische Sprach- und Entwicklungspsychologen diesen Dingen zuteil werden lassen. „Le langage sert“ — so faßt Delacroix⁴⁰⁾ die Sprachleistungen zusammen — „à susciter des sentiments et à provoquer des actes; il sert aussi à communiquer des pensées, à constater des événements: fonction sociale au premier chef.“ Aber immer ist die Sprache nicht kommunikativ, oft spricht der Mensch zu sich selbst, „soit par langage intérieur, soit par monologue à haute voix“. Besonders wichtig ist dabei, daß auch dem Monolog eine Mehrzahl von Sprachfunktionen zuerkannt wird. „Les différentes fonctions du langage sont toujours mêlées; à dose diverse, . . . constatation objective, expression de soi pour soi interviennent dans le langage solitaire comme dans la conversation.“ Die französischen Psychologen haben ferner verschiedene Mischformen von Konversation und Monolog herausgearbeitet. Den von Tarde festgestellten Formen der Konversation fügt Delacroix hinzu „la conversation jeu“ und „la conversation monologue“. Die letztere wird so bestimmt: „Les gens qui parlent à d'autres souvent obéissent au seul désir de parler d'eux, de dominer un auditoire; ils monologuent en présence d'autrui.“ Piaget⁴¹⁾ hat dann mit allem Nachdruck der gemeinschaftdienenden Sprache („langage socialisé“) die egozentrische Sprache gegenübergestellt. Das sprechende Kind nimmt in bestimmtem Alter nur wenig Rücksicht auf den Partner „ne lui demandant que l'illusion d'être entendu et compris“. Der Sechsjährige etwa „monologue devant autrui, il parle tout haut pour soi même devant les autres“. Gegen die Überschätzung des egozentrischen und monologischen Sprechens bei Piaget haben dann allerdings andere Pädagogen und Kinderpsychologen Stellung genommen. So Decroly⁴²⁾. Eine merkwürdige Überbewertung der Rolle der Sprache im einsamen Seelenleben findet sich desgleichen bei K. Voßler⁴³⁾, der allen Ernstes den Gedanken vertritt, die Sprache sei ein monologisches, kein dialogisches Phänomen. Voßler verweist hier auf das Selbstgespräch, auf zwecklose und unsoziale Ausdrucksbewegungen, schließlich auf die Kunstwerke der Sprache, die nichts anderes sind als Zwiesprachen der Dichter mit sich selbst, Monologe der Seele. Derlei selbst wieder übers Ziel schießende Reaktionen gegen frühere Einseitigkeiten beweisen ebenso wie die stets wieder aufgenommenen Versuche einer Systematik der gegen die dialogischen sauber abgegrenzten monologischen Sprachfunktionen, wie nötig eine eingehende Erörterung dieser Dinge ist.

Ein solcher Versuch, den dialogischen wie den monologischen Sprachfunktionen

in gleicher Weise gerecht zu werden, findet sich bei dem Psychiater und Sprachpathologen R. Thiele⁴⁴⁾, ohne daß auch er mit diesen Dingen psychologisch fertig geworden wäre. In erster Linie ist die Sprache zwischenmenschliches Beziehungsmittel, zugleich aber auch Ausdrucksmittel. Das ist sie dann, wenn Lautgruppen ohne intentionalen Bezug auf einen Partner produziert werden, wie bei den interjektionellen Gefühlsäußerungen. Außerdem dient die Sprache der Formulierung der Gedanken und gewinnt damit die Bedeutung eines Denkmittels. Die von Thiele aufgestellte Funktionsdreiheit von Ausdruck, Kundgabe (Kenntnisgabe), Formulierung von Denkinhalten bringt dia- und monologische Sprachleistungen durcheinander, ohne in einer der beiden Leistungsgruppen Vollständigkeit der Aufzählung zu erreichen. Mit den monologischen Leistungen im engeren Sinn hängt auch die Tatsache des *Gemeinschaftsmonologs* zusammen, worunter wir das verstehen, was H. Ammann⁴⁵⁾ als „chorisches Sprechen“ bezeichnete. Eine Gruppe von Leuten steht bei schlechtem Wetter auf dem ungeschützten Bahnsteig einer kleinen Haltestelle und wartet auf den Zug, der ewig nicht daherkommt. Da beginnt einer zu schimpfen, auf die verfluchte Bummelei usw. Die anderen stimmen alsbald ein. Hier hat keiner dem anderen etwas mitzuteilen, denn was den Inhalt der Rede bildet, ist dem Hörer ja ebenso gegenwärtig wie dem Sprecher. Die sprachliche Äußerung steht hier lediglich im Dienst der Entladung, die sich in diesem Fall durch den chorischen Widerhall verstärkt.

Wie sich die dialogischen Sprachleistungen in eine Dreiheit von Funktionen aufspalten ließen, wobei es möglich war, die zunächst empirisch-induktiv am Sprachmaterial gewonnene Dreiheit durch nachträgliche Zuordnung zu den Hauptbereichen des Seelischen zu einem geschlossenen System zu erheben, genau so bietet sich die monologische Leistung bei näherem Zusehen als eine Mehrheit von Funktionen dar, die nach dem gleichen Gesichtspunkt zu ordnen sind. Das Vorhandensein einer monologischen Sprachfunktion ist am wenigsten hinsichtlich ihrer emotionell-expressiven Leistung bestritten. Daß es einen monologischen Ausdruck gibt, in welchem und durch welchen sich ein erregtes Seelenleben entläßt, gleichgültig, ob jemand zuhört oder nicht, ist weitgehend anerkannt. So sehr, daß über dieser Funktion die anderen — freilich minder deutlich hervortretenden — Teilfunktionen dieses monologischen Bereichs der Beachtung entschwinden. Uns wird die bereits bewährte psychologische Systematik vor solcher Unvollständigkeit schützen und die derart geleitete Betrachtung wird uns zeigen, daß innerhalb der monologischen Sphäre außer den gefühlsmäßigen auch verstandes- und willensmäßige Leistungen aufweisbar sind. Die Sprache ist sowohl Trägerin des Geisteslebens und Medium des Denkens als auch gelegentlich Hilfsmittel und Stütze unseres Wollens und Handelns.

b) Der Ausdruck

a) Zur Begriffskritik

Wo eine sprachliche Äußerung innerer (vorwiegend emotioneller) Zustände mit Rücksicht auf die Kundnahme eines Hörenden erfolgt, sprechen

wir von Kundgabe. Geschieht eine Äußerung bewegender Erlebnisse lediglich zum Zweck der Entladung, also ohne Verständigungsabsicht, ohne Rücksicht auf einen Zuhörer, so scheint uns das Wort „Ausdruck“ angemessen. Ausdruck ist somit das monologisch-intrasubjektive Gegenstück zur Kundgabe, die dialogisch und nur bei Vorhandensein eines Kundnehmers möglich ist.

Bühler⁴⁶⁾ bezeichnet anfänglich mit dem Begriff „Kundgabe“, später mit dem Terminus „Ausdruck“ jedesmal sowohl die inter- wie die intrasubjektive Expressivleistung. Dagegen wendet sich kritisch E. Winkler⁴⁷⁾, einer der Sprachtheoretiker, die genau zwischen Kundgabe und Ausdruck scheiden. So schließt auch Bühlers Begriff der Darstellung sowohl die zu Zwecken der Kenntnisvermittlung geübte intersubjektive Sprachverwendung wie auch die Leistung der Sprache für das einsame Denken in sich, allerdings liegt hier — wie stets bei Bühler — der Nachdruck auf dem dialogisch-kommunikativen Geschehen. Das entscheidende Moment bei seiner Fassung der Kundgabe ist „nicht dies, daß eine innere seelische Erregung irgendwelcher Art nach außen sozusagen abfließt, sich Luft schafft, sondern das soziale Moment des Zweiphasenprozesses; zur Kundgabe wird ein derartiger Zusammenhang erst dadurch, daß er in die biologisch ältere Einrichtung der Auslösung eingebaut ist oder ... durch das Korrelat des Notiznehmens anderer Individuen. Zu einer Kundgabe wird eine Wort- oder Gebärdenäußerung erst in Relation zu einem Kundnehmer. Die Darwinsche Theorie der Ausdrucksbewegungen erfährt in diesem Zusammenhang dadurch eine sprachpsychologische Ergänzung, daß ein Empfänger der Ausdrucksbewegungen eingeführt wird, wodurch diese zu Kundgabeleistungen werden und semantischen Charakter erhalten. Daneben kennt Bühler eine unwissentliche und unwillentliche Form der Kundgabe, die auf keinen Empfänger bezogen ist und somit das darstellt, was wir als reinen monologischen Ausdruck bezeichnen.

Wenn er sie bagatellisieren zu können glaubt, so muß gerade vom Standpunkt des Psychologen betont werden, daß das nicht angeht. Kundgabe und Ausdruck vermögen sich in ihren gebildemäßigen Ergebnissen (Gefühlswörtern, Ausrufsätzen usw.) weitgehend zu gleichen, aber in ihren psychischen Voraussetzungen können sie oft sehr verschieden sein. Wenn man redet, will man nicht immer einem Partner etwas sagen, oft will man nichts anderes als sich aussprechen. Zu einem solchen Verhalten der Sprache gegenüber kommt der Mensch unter Einfluß starker Erregungen. Zu ihrer Entladung dienen nicht nur Ausdrucksbewegungen wie Weinen, Lachen, Aufstampfen mit den Füßen, sondern auch Sprachäußerungen. Denn auch die Sprache ist dem Menschen so zur zweiten Natur geworden, daß sie kaum bewußt und absichtslos aus seinem Innern hervorbrechen kann und als motorische Reizausleitung genau so zur Entladung dienlich ist wie die genannten Ausdrucksbewegungen. Diese „ausrufende“ Rede beruht nach Gabelentz auf anderen seelischen Grundlagen als die „dem Verkehr dienende“. Hier sei ferner verwiesen auf die von Havers⁴⁸⁾ zur Deutung syntaktischer Erscheinungen ausgewertete Scheidung von sprachlichen Ausdrucks- und Eindrucks Mitteln. Zu jenen

gehören die vorzugsweise der emotionalen Entladung dienenden Figuren wie das historische Präsens und sonstige affektbedingte Formen.

β) Entwicklungspsychologisches

Genetische Erörterungen werden schon vor den Sprachursprungsbetrachtungen gelegentlich unerlässlich, weil eben das Werden zur Erhellung des Seins beizutragen vermag. So gerade hier, wo eine Betrachtung der genannten Art die genetische und phänomenologische Selbständigkeit des monologischen Ausdrucks gegenüber der dialogischen Kundgabe darzutun vermag. Den Ursprung der Sprachentwicklung bildet ein Zweiphasenprozeß von Kundgabe und Auslösung; in ihm hat man die für Onto- wie Phylogeneese gültige biologische Wurzel zu sehen. Dieser Zweiphasenprozeß hat aber eine wichtige Vorstufe, von der zunächst allerdings dahingestellt bleiben muß, ob man in ihr schon etwas spezifisch Sprachliches zu sehen hat. Das gesteigerte Lebensgefühl der Brunstperiode veranlaßt die männlichen Tiere zu allerhand Leistungen, die zunächst nichts anderes sind als Entladungen des erregten Gefühls und Hineinsteigerungen in dieses. Die männlichen Stockenten führen zu Balzgenossenschaften vereinigt, allerlei Zeremonien auf, wobei es den Erpeln gleichgültig ist, ob die Weibchen zusehen. Dabei bleibt es aber nicht. Im weitem Verlauf bekommen diese Vornahmen die Bedeutung werbender Selbstdarstellung; sie wollen Eindruck auf die nunmehr aufgesuchten Weibchen machen und haben daher Kundgabecharakter. Aber auch dabei bleibt es nicht. Der erzielte Eindruck soll das Verhalten der Weibchen in bestimmtem Sinn steuern, somit wird die Kundgabe zur Auslösung. Auch das Schreien des Säuglings ist zunächst nur unwillkürliche Reaktion auf unlustvolle Gefühlszustände. Da das Kind aber alsbald merkt, daß ihm auf sein Schreien Hilfe zuteil wird, tritt dieses in den Dienst von Kundgabe und Auslösung. Bestimmt man die Sprache als Verständigungsmittel, so ist die Kundgabe die zeitlich erste aller Sprachfunktionen. Sie hat aber selbst wieder eine Vorstufe: ein elementares Expressionsbedürfnis, ein nicht weiter zurückzuführendes Verlangen der Lebewesen, auf stark bewegende, heftige Gefühlsregungen bewirkende Reize mit akustischen oder motorischen Ausdrucksbewegungen zu antworten. Nur auf Grund dieses elementaren psychophysischen Mechanismus, der durch vielfältige Übung ausgebildet sein mußte, bevor von Sprache überhaupt die Rede sein konnte, vermochte sich diese zu entwickeln. Der Mensch mußte erst durch mannigfache Erfahrung gelernt haben, daß er durch seine zweckfreien reflektorischen Ausdruckslaute bei den Artgenossen ungesuchte Verständniswirkung erzielte, ehe er diese Laute im Dienst der Absicht, solche Eindruckserfolge hervorzurufen, verwenden konnte. Somit kommt der Ausdruck genetisch vor der

Kundgabe, die Funktion der ohne Verständigungsabsicht erfolgenden Expression ist älter als die im sozialen Eindruckskontakt erfolgende Kundgabe.

Hier erheben sich zwei Fragen und zwei Bedenken. Zunächst: ob diese *Ausdrucksfunktion* auch *nach Entwicklung einer Sprache im eigentlichen Sinn* ihre Selbständigkeit bewahrte oder nicht vielmehr in der Kundgabe aufging. Damit hängt die zweite Frage zusammen, ob es sich bei dem reinen, selbstgenügsamen Ausdruck überhaupt um eine angemessene Sprachverwendung handelt. Wir halten da zunächst nur fest, daß sich die Sprache aus vorsprachlichen expressiven Reflexschreien entwickelt hat, die dem elementaren psychophysischen Ausdrucksmechanismus entsprungen und auf Grund gleicher Anlagen (seelischer Isomorphie) sowie der Teilhabe an gemeinsamen Erlebnissituationen von den Gefährten des unter Ausdruckszwängen reflektorisch schreienden Individuums weit früher in ihrer globalen Bedeutung erfaßt wurden, ehe einer der Angehörigen dieser primitiven Gemeinschaft an Verständigung denken und seine akustisch-motorischen Äußerungen spontan darauf abstellen konnte. Wie der Urmensch früher erntete als säte, so heimste er auch mit seinen expressiven Zufallsäußerungen früher Verständnis ein, bevor er ein solches beabsichtigte. Die ersten Lauterzeugnisse befriedigten lediglich ein Bedürfnis des Individuums ohne Rücksicht auf sein Zusammenleben mit den anderen (H. Paul). Dieses höhere Alter des Expressivmoments war wohl der Beweggrund für manche Betrachter der Sprache, sie unter die Ausdruckstatsachen einzureihen, wodurch dann natürlich anderes zu kurz kam. Die Ablehnung dieser Einseitigkeit führt dann zu entgegengesetzten Einseitigkeiten der Kritiker. So wird über der Ablehnung der genannten Theorie ganz vergessen, daß der Ausdrucksfunktion auch in entwickelten Zuständen der „eigentlichen“ Sprache noch eine selbständige Rolle zukommt. Freilich gehört ein solches Sprachverwenden ohne Verständigungsabsicht, das bloß ein erregtes Seelenleben entspannen will, zu den Grenzfällen des Sprachgebrauchens, vielleicht zu den Atavismen auf diesem Gebiet, aber es von vornherein als unangemessene Leistung von der Sprache auszuschließen und diese erst dort beginnen zu lassen, wo sozial-kommunikative Verständigungsabsicht einsetzt, ist eine Gewaltsamkeit der vollen Lebens-tatsache „Sprache“ gegenüber.

Man hat den Affekt als den Vater der Sprache bezeichnet und ein „pathognomisches“ Entwicklungsstadium an den Anfang gestellt. Anlaß aller Ausdrucksbekundungen waren heftige Gemütsbewegungen, die allenthalb expressive Reaktionen zeitigten, darunter Schreie und Lautgebärden. Zu solchen abreagierenden Lautäußerungen von nichts als expressivem Charakter kam es natürlich immer wieder und kommt es auch heute noch in entsprechend bewegten Lagen. Aber es gab daneben auch minder er-

schütternde Situationen, in denen sich nach einer langen Zeit des Vorhandenseins solcher expressiver Äußerungen allmählich ein Funktionswandel vorbereiten konnte. Dieser setzte wohl damit ein, daß die expressiven Sprachschreie in weniger bewegenden Lagen einen Teil des anfangs sie allein erfüllenden Gefühlsgehalts verloren. Dafür trat, wenn diese Ausdrucks-laute von anderen Mitgliedern der primitiven Gemeinschaft auf Grund sympathischer Einfühlung oder dadurch, daß zwischen dem expressiven Zufallslautgebilde und dessen gleichfalls wahrgenommener Ursache eine Beziehung hergestellt wurde, verstanden worden waren, in ihnen das Vorstellungsmoment stärker hervor: der Affektlaut erhielt eine Bedeutung und wurde *signifikativ*. Mit diesem Signifikativwerden der ursprünglich zufällig-willkürlichen, d. h. in ihrer Beschaffenheit an keinerlei diakritische Relevanzen konventioneller Art gebundenen Reflexlaute beginnt die Sprache im eigentlichen Sinn. Nun ist zweierlei möglich. Es kann der bereits mit einiger Konstanz ausgestattete, in seiner Struktur nicht mehr völlig dem Zufallsbelieben überlassene Lautkomplex weiterhin ohne Verständigungsabsicht in Verwendung bleiben.

Auch der Kulturmensch, der ja nicht in allen Lebenslagen in gleicher Weise gebildet und zivilisiert ist⁴⁹⁾, bedient sich in erregten Augenblicken potentiell sinnvoller Zeichen (der geprägten Formen seiner Muttersprache) zu Zwecken des bloßen Ausdrucks, ohne auf ihren verständnisermöglichenden Zeichencharakter Wert zu legen, ohne in einem allerdings nur Sekunden dauernden sprachpsychologischen Atavismus von ihnen mehr zu verlangen als eine monologische Abreaktionsleistung. Diese Entladung kommt zunächst zustande durch die Motorik des Aussprechens, dann aber auch — und das ist der wesentliche Grund, weshalb man hier von Sprache reden darf — dadurch, daß die Wahl bestimmter Wortbedeutungen aus einem *seelischen Sinnzusammenhang* erfolgt und die Worte mit ihrer Bedeutung in den Dienst eines solchen Sinnkomplexes treten, der freilich nicht in voller Bewußtheit vorhanden sein muß. Der Fluchende spricht Worte aus, deren frevelhafter Gehalt ihm bewußt ist und die ihm eben wegen dieser außerhalb der Fluchsituationen gemiedenen Bedeutungen in bestimmten Augenblicken wichtig werden. Den Beweis dafür, daß die Bedeutung der Worte beim Fluchen nicht gleichgültig ist, sehen wir darin, daß es immer wieder dieselben Vorstellungsbereiche sind — vor allem die des Sakralen und Unflätigen — die in den zum Fluchen reizenden Lagen aufgesucht werden.

Die zweite der vorhin angedeuteten Möglichkeiten liegt in folgendem. Die in der geschilderten Weise ausgebildeten Gefühlslaute können nunmehr auch als symbolische Zeichen für etwas verwendet werden und in den Dienst der Verständigung treten. Nunmehr ist der Ausdruck zur Kundgabe, der Reflexlaut zum Zeichen geworden, das auf andere wirken soll: der

soziale Zeichenkontakt ist hergestellt. Und von hier ist kein weiterer Schritt zur Auslösung. Der mit Bedeutung erfüllte Laut kann zur Beeinflussung des Verhaltens der Partner verwendet werden, der Schrei wird zum Ruf, zum Zuruf. Der Zuruf enthält ein wesentliches transsubjektives Moment; er soll von anderen aufgenommen und verstanden werden. Die Entwicklung ist also folgende. Am Anfang stand der pathognomische Reflexlaut monologisch-expressiver Art. Dann, als das durch Zufall zum Initiator gewordene Individuum merkte, daß es mit seinen reflektorischen Äußerungen die Aufmerksamkeit seiner Gefährten erregte und ein gewisses Verständnis fand, vermochte der unwillkürliche Ausdruckslaut zum Kundgabelaut zu werden, der bereits intentional auf das Verständnis von Artgenossen abgestellt war. Bei der Kundgabe verfügt der Laut(-komplex) schon über eine gewisse Bedeutung und damit ist der Weg für alles weitere frei. Nunmehr ist die Entwicklung einer Darstellung und berichtenden Vermittlung von objektiven Sachverhalten mittels symbolischer Lautzeichen möglich. Jetzt vermag die Sprachäußerung nicht nur aufmerksam zu machen und das Verhalten der Gemeinschaftsmitglieder auf die einfache Weise zu steuern, daß eine der in der gegenwärtigen Wahrnehmungssituation nötigen Reaktionen herbeigeführt wird, wobei die „empraktische“ Ergänzung der aufmerksam gemachten Partner das meiste tun muß, sondern hier sagt die Sprache bereits etwas, hier informiert sie im Sinn einer synsemantisch vollendeten Darstellung, die der Unterstützung durch die Wahrnehmung nicht mehr bedarf. Mit den Lautäußerungen, die dann schon Zeichencharakter haben, indem sie durch wiederholte konstante Zuordnung zu bestimmten Dingen mit festem Bedeutungsgehalt erfüllt worden sind, kann die sich entwickelnde Sprache in zunehmendem Maß reichere Sachverhalte darstellen, unabhängig von der sympathischen Einfühlung der anderen und den Stoffhilfen der Wirklichkeit. Nun könnte man sagen, erst damit sei Sprache erreicht, alles andere seien nur Vorstufen, unentbehrliche zwar, die indes zur eigentlichen Sprache ebenso wenig zu rechnen seien wie das reflektorische Ausdrucksgeschrei des Kindes und seine funktionslustvollen Lall-Übungen, die das eigentliche Sprechen vorbereiten. Durch diese Einschränkung wäre das entwicklungsgeschichtliche Prius der Ausdrucksfunktion vor jeder Kundgabe zwar anerkannt, zugleich aber jene aus dem Kreis des Sprachlichen ausgeschlossen. Über eine solche Einschränkung ex definitione ließe sich natürlich reden, doch besteht dabei die Gefahr, daß man durch diese enge Fassung des Begriffs Sprache leicht dazu gebracht wird, die monologischen Funktionen innerhalb der entwickelten Sprache geringzuschätzen oder überhaupt zu übersehen. Sie sind aber vorhanden und der Psychologe wird sie zu berücksichtigen haben, wenn anders er seine Beziehung auf die volle Wirklichkeit der Sprache nicht preisgeben will.

γ) Zur Psychologie von Ausdruck und Kundgabe

E. Winkler⁵⁰⁾ bestimmt die Kundgabe als ein intentionelles Herausstellen von inneren Erlebnissen und Vorgängen mit Hilfe von Sprachbedeutungen. Ihr eignet somit eine Meinungsintention, die dem Ausdruck als der unwissentlichen und unwillentlichen Kundgabe fehlt. Unwillkür und mangelnde Verständigungsabsicht sind also Wesensmomente des Ausdrucks. Unter Ausdruck begreift man die Abreaktion stark bewegender Gefühle durch Äußerung mittels Sprachlaut und Wort (also konventionell geprägter Laut-Bedeutungseinheiten), wobei es nur auf die kathartische Wirkung der Aussprache als solcher ankommt. Der vorwaltende Bezug auf Gefühlserlebnisse ist hier noch deutlicher als bei der Kundgabe. Natürlich können auch andere seelische Erlebnisse nach Ausdruck verlangen, aber nur solche, die starke Gefühlsbesetzung mit sich führen, wofür das *εβρηκα* des Archimedes berühmter Beleg ist. Der echte Ausdruck bedarf keines Kundnehmers; gewisse Äußerungen werden auch getan, wenn niemand zuhört. In Momenten quälender Spannung, in Überraschungssituationen sprechen wir halblaute oder laute Worte aus, zu keinem andern Zweck als dem der inneren Entspannung. Oft wählt man dabei in der dunklen Absicht energischerer Entladung derbe Worte, die man nicht gebraucht hätte, wenn dem Sprecher bewußt gewesen wäre, seine expressiv-monologische Äußerung habe Zuhörer und Zeugen. In solchen Augenblicken bedient man sich vielleicht der heimischen Mundart, die im Dialog der Hochsprache weichen mußte und im fremden Land entfahren uns ungewollt muttersprachliche Laute, die für Verständigungszwecke wertlos wären. Der Ausdruck quillt aus den der verstandesmäßigen Kontrolle weitgehend entzogenen Tiefenschichten der Seele. In der Fremde längst vergessene muttersprachliche Vorstellungen werden im Affekt wieder lebendig, wie H. Schuchardt⁵¹⁾ an einem hübschen Beispiel dartut. Der ausdrucksheischende Affekt streift Äußerliches, Angelerntes und Anerzogenes ab und läßt den Urgrund der Seele hervortreten. Näheres darüber bei W. Havers⁵²⁾.

Wie sehen nun solche Ausdrucksleistungen ihrer objektiven Struktur nach aus? Man sagt, der Ausdruck sei umso amorpher, je unmittelbarer er ist, je erschütternder die zur Abreaktion drängenden Erlebnisse waren: die Impulsivität gebiert die Formlosigkeit⁵³⁾. Und von den hier allerdings häufigen stammelnden Urlauten her, die noch nicht Sprache sind, verfällt diese Funktion einer gewissen Mißachtung. Manche Sprachtheoretiker zeigen deutliche Neigung, den Ausdruck selbst dort, wo er Sprachworte verwendet, als etwas Vorsprachliches anzusehen. Indes gibt es zweifellos echten Ausdruck auch innerhalb des Sprachlichen. Was hier laut wird, müssen nicht immer amorphe vorsprachliche Eruptionen, auch

keine bloßen Affektwörter sein. Im Dienst des Ausdrucks stehen nicht nur primäre Interjektionen (kaum stilisierte Naturlaute), sondern häufig auch sekundäre, d. h. Naturlaute, die in sprachliche Form übergegangen sind. Darüber hinaus können im Dienst des Ausdrucks einzelne Nennworte in Satzfunktion (etwa isolierte Schimpfworte als Einwortsätze), ferner Ellipsen (*Verdammt noch einmal*), Aposiopesen (*Da soll doch gleich . . .*), aber auch grammatisch vollständig gestaltete Sätze (*Dieses Sauwetter soll doch gleich der Teufel holen*) verwendet werden. Die Funktion des Ausdrucks kann sich ebensogut wie momentaner Zufallslaute der geprägten Formen einer Sprache bedienen, wenngleich eine Herabsetzung der Grammatikalisierung so gut wie immer zu beobachten sein wird. Es hängt von differentiellpsychologischen, charakterologischen und nationalstilistischen Umständen ab, welche Formen und Mittel von den Sprechern bevorzugt werden, dann aber auch vom Gefühlsgehalt der konkreten Erlebnissituation.

Manche Ausdruckstheoretiker ordnen die Sprache als Mitteilungs- und Verständigungsmittel in die Gruppe der Zwecktätigkeiten und bringen sie damit in Gegensatz zur echten Ausdruckstätigkeit, der jedes Willensmoment fehlt. Ich glaube indes, daß die Sprache mit einem vergleichsweise allerdings nicht sehr ins Gewicht fallenden Teil ihrer Leistungen an jener Ausdruckstätigkeit im engern Sinn partizipiert. Natürlich gibt es da typenpsychologische Unterschiede. Bei gewissen Unterformen des integrierten Typus spielt die Sprache als Ausdrucksmittel eine größere Rolle als beim mehr desintegrierten. In späteren differentiellpsychologischen Erörterungen werden wir auf einen „verbalen“ Typus hinzuweisen haben, der in sämtlichen Funktionen seines Gefühls-, Geistes- und Willenslebens besonders stark auf die Mitwirkung der Sprache angewiesen ist. Die Angehörigen dieses Typus stellen die Sprache oft genug in den Dienst solcher Erlebnisse, die an sich ihrer gar nicht bedürften.

Systematische Umfragen haben mir auch über diesen Punkt Klarheit verschafft. Ein in psychologischer Selbstbeobachtung geübter Student teilte mir mit, er habe die Gewohnheit, sein ästhetisches Erleben vor schönen Naturgegebenheiten durch sprachliche Formulierungen klarer und bewußter zu gestalten. Die Entwicklungspsychologie lehrt, daß die Sprache für onto- und phylogenetische Frühstufen zweifellos auch eine echte Ausdruckstatsache ist. A. Gehlen⁵⁴) weist darauf hin, die Weltoffenheit und Empfänglichkeit des Kindes zeige sich darin, daß es Seheindrücke mit unspezifischen Ausdrucksbewegungen beantworte, unter denen sich auch lautmotorische befinden (Anplappern des Gesehenen). Ausdruck ist ein rein menschliches Phänomen; hier äußert sich ein weltoffenes, triebfreies Wesen in Bewegungen ohne Erfolgswert. Diese freien und zwecklosen Bewegungen triebentlasteter offener Kommunikation sind das Material für spätere intendierte Kommunikationen, so daß Ausdruck dann zugleich Mitteilung ist.

Um die Abstellung der Sprache auf sozial-kommunikativen Zeichenverkehr darzutun, bringt F. Redl⁵⁵) folgendes Beispiel. „Vor einem Auto

überquert ein Fußgänger unachtsam die Straße. Der Fahrer hupt, aber dies ist selbst als bloßer Ausdruck seines Ärgers sinnlos, wenn der Fußgänger taub ist.“ Da möchte ich doch ein Fragezeichen anbringen. Muß denn eine Ausdrucksleistung k o m m u n i k a t i v sinnvoll sein? Mir scheint das Wesen solcher Leistungen gerade darin zu liegen, daß sie nicht als Mittel in den Dienst eines Verständigungszweckes treten müssen, sondern Selbstzweck sein können. Von der Entladung braucht niemand Kunde zu nehmen, wenn nur dem sich Entspannenden leichter ums Herz wird. Um einen Zeichenkontakt zwischen Fußgänger und Autolenker herzustellen, ist das Hupen im obenerwähnten Fall natürlich sinnlos. Aber als abreagierender Ausdruck des Ärgers ist es das sicher nicht. Es kann eine für den seelischen Gleichgewichtszustand des Lenkers nicht unwichtige Entladungsleistung vollbringen und ihm zur Wiedererlangung seiner seelischen Fassung behilflich sein, die durch das kaum vermiedene Unglück in Frage gestellt worden war. Ebenso kann ein gemurmertes oder bloß innerlich gesprochenes Schimpfwort erleichtern, von dem wir doch gar nicht wollen, daß unser Partner es vernähme. Von hier aus gilt es, eine Ansicht D e m p e s⁵⁶⁾ zu modifizieren, die zwar den Sprachsoziologen befriedigen kann, da sie den weitaus größten Teil der praktischen Sprachverwendungen deckt, aber nicht den Psychologen, weil hier eben doch nicht alle in Betracht kommenden psychischen Einstellungen zur Sprache berücksichtigt sind. Das Sprechen ist keine mechanische Funktion der menschlichen Seele, sondern eine „Handlung“. Nur ist das Sprechen keine selbstständige Willenshandlung, d. h. keine solche, deren Absicht sich darin erschöpfte, bedeutungserfüllte Lautzeichen um ihrer selbst willen zu realisieren. „Das Ziel des sprechenden Menschen liegt vielmehr immer jenseits der Sprache und springt erst sekundär mit determinierender Kraft auf sie zurück“. Dazu sei bemerkt. Sicherlich ist die Sprache ein Zweckgebilde und dessen Verwendung (das Sprechen) ist eine sinnvolle Handlung, d. h. eine einsicht- und zweckgesteuerte senso-, ideo- und psychomotorische Aktion. Aber diese teleologische Handlung kann in gewissen Fällen zur autotelischen werden. Gelegentlich — und zwar überall dort, wo die Sprache in den Dienst des reinen Ausdrucks tritt — verwenden wir sie, ohne die äußeren Zwecke der Mitteilung, der Erkenntnisformulierung usw. verwirklichen zu wollen. Wir gebrauchen die bedeutungsvollen Lautkomplexe zwar nicht um ihrer selbst willen, aber doch zu keinem andern Zweck als dem, ein erregtes Seelenleben zu entladen. Die Sprechmotorik ist eine elementare Form der Reizausleitung.

δ) Zur Psychologie des Fluchens⁵⁷⁾

Einen Beweis für die Behauptung, daß es im Bereich des Sprachlichen monologischen Ausdruck gibt, liefern bestimmte Erscheinungen des Flu-

chens. Der Fluch kann natürlich in den Dienst verschiedener Funktionen treten. Es gibt Flüche, die darauf berechnet sind, Eindruck zu machen, etwa jemanden einzuschüchtern, die also von anderen gehört werden müssen. Das sind kundgebende Flüche. Daneben gibt es auslösende Flüche, die im Hörer besonders rasch und nachhaltig bestimmte Reaktionen bewirken wollen, wofür die Unteroffiziere auf Reitbahn und Kasernenhof Belege liefern. Aber mit diesen Erscheinungen ist gerade der Hauptfall des Fluchens nicht erfaßt, als welcher doch wohl der monologisch-expressive Fluch anzusprechen ist. Zu vielen Flüchen kommt es überhaupt nur, wenn der Betreffende allein ist. Das Vorhandensein potentieller Kundnehmer wirkt oft genug nicht anregend, sondern hemmend. Neben einem posierenden und forcierten Naturburschen- und Kraftmeiertum, das seine Expressionen absichtlich auf Eindruck stilisiert, gibt es ein monologisches Fluchen; d. h. manche Menschen, die sich in Gesellschaft beherrscht zeigen, sind erstaunlicher Flüche fähig, wenn sie sich allein wissen oder glauben. Es wird also auch dann, ja sehr oft nur dann geflucht, wenn sozialer Zeichenverkehr und Kundnahme ausgeschlossen sind. Und zwar kommt es in solchen Fällen des monologisch-expressiven Fluches keineswegs bloß zu verkümmerten Ersatzformen. Der Unterschied zwischen Kümmer- und Vollformen des Fluches ist kein Korrelat des Funktionsunterschiedes zwischen ausdrückenden und kundgebenden Flüchen, sondern weit eher ein nationalpsychologischer. Übrigens ist eine Kombination der beiden Funktionsbereiche durchaus möglich. Der Fluch hat auch dort, wo er eine Wirkung auf andere beabsichtigt, die Aufgabe der Entspannung, in der ja immer die Hauptleistung des Fluchens liegt. Der Kundgabe- und Auslösungsertrag wäre auch mit geringerm Affekt- und Kraftaufwand zu erreichen. Die autotelisch-expressive Leistung ist zumindest in entwickelten Kulturzuständen die Hauptfunktion des Fluches geworden. Wollte in Zeiten magisch-primitiver Geistigkeit der Fluchende beschwörend auf die Dinge einwirken, so ist für den Zivilisationsmenschen eine derartige Leistung des Fluches nur noch in atavistischen Überbleibseln vorhanden (etwa wenn sich eine Tücke des Objekts aufregend bemerkbar macht). Ist im Fluch eine angemessene Verwendung der Sprache zu sehen? Gehören Flüche zur Sprache? Ich glaube, fraglich ist die Zugehörigkeit des Fluchs zur Sprache nur bei den Kümmerformen des Fluchs sowie den schematischen Flüchen, die nicht selten zu Interjektionen von höchst unbestimmter Bedeutung werden und oft in amorphes Kauderwelsch übergehen. In diesem Sinn wirken auch die Entstellungen des Lautbestandes, deren ursprünglich religiöse Absichten später ebenso uneinsichtig werden wie die unter ihrer Mitwirkung zustande gekommenen Wortformen unverständlich. Neben die lautliche Entstellung tritt die Konventionalisierung und ein damit verbundener Bedeutungswandel, die den

ursprünglichen Vorstellungsgehalt der Fluchwörter verschwinden lassen können. Beispiel ist etwa das wienerische *schmafu*, heute ein harmloses Eigenschafts- und Umstandswort, das aus einer obszönen Fluchformel des Französischen entstanden ist. Durch solche Konventionalisierungen und die damit Hand in Hand gehenden Bedeutungsentleerungen können unflätige Ausdrücke literarisch und gesellschaftsfähig werden, wofür das deutsche *Hundsfott* (cunus canis) ein Beispiel ist, desgleichen der nationale Leibfluch des Rumänischen (*du te în b. m.*). Derartige sprachliche Entwicklungsprozesse können Nennwörter zu bedeutungsentleerten Gefühlswörtern machen, die mehr und mehr ins Gebiet vorsprachlicher Interjektionen hinüberwandern. Unzweifelhaft dagegen besteht Zugehörigkeit zur Sprache bei den Vollformen des Fluchs, die mehrere Wörter in lautlicher Normalform und im Vollgewicht ihrer Bedeutung verwenden, ferner bei originellen Neuprägungen, die man im Ungarischen und Rumänischen so häufig zu hören bekommt. Die zum Fluch gebrauchten frevelhaften oder unflätigen Wörter werden im vollen Bewußtsein ihrer Bedeutung verwendet — die Neuheit der Zusammenstellung beweist das — und es ist gerade ihr obszöner Bedeutungsgehalt, welcher der primitiven Psyche des Fluchenden die erstrebte Entspannung gewährt. Die gewünschte Entladung vollzieht sich durch das Setzen dieser Vorstellungen. Flüche dieser Art sind also trotz ihrem monologischen Charakter unzweifelhaft Sprachleistungen, da hier der Ausdruck mittels der geprägten Formen einer bestimmten Sprache zustande kommt und außerdem Bedeutungsbewußtsein und Meinungsintention vorhanden ist.

e) Randerscheinungen des Sprachlichen

Die noch mehrfach zu erörternde Frage, inwieweit der Ausdruck und die monologischen Sprachfunktionen eine legitime Sprachverwendung bilden, inwieweit dergleichen überhaupt in den Bereich der Sprache gehört, führt zu interessanten Betrachtungen. Außer Entspannung und Abreaktion gibt es innerhalb der monologischen Funktionen noch einige andere Verwendungszwecke der Sprache. Schopenhauer hat einmal auf folgenden Fall aus dem Alltagsleben der Seele hingewiesen. Wir beschäftigen uns in Gedanken mit allerlei früheren Begebenheiten. Plötzlich fällt uns irgendein blamables Ereignis ein und wir unterbrechen die Gedankenkette, indem wir ein ablenkendes Wort aussprechen. Ein solches Wort müßte einem zufällig anwesenden Hörer unsinnig vorkommen: Es ist auch sinnlos vom Aspekt einer möglichen Kundgabe und Verständigung; von einem andern dagegen, etwa dem einer Hygiene des Seelenlebens, ist es weder sinn- noch funktionslos. Freilich kommen wir damit an die Grenze des Sprachlichen; denn ähnliche Leistungen wie die geschilderte können von bedeutungslosen Lautkomplexen auch vollbracht werden.

Gleichfalls im Sinn einer Ablenkung, die durch Konzentration des Geistes auf anderes erfolgt, wirken Worte, die bei körperlich schwerer, aber mechanisch vor sich gehender Arbeit gesprochen werden.

In einer Novelle von P. Alverdes wird von einem jungen Kriegsfreiwilligen erzählt, der schwere Schanzarbeit tun muß. Die uns interessierende Stelle lautet: „... er wankte ächzend unter seiner Last über Schutt und Gräben dahin. Dazu stieß er allerlei sinnlose Worte oder ganze Sätze im Takt seines Atems vor sich hin. ‚In Chinesien, in Chinesien‘, keuchte er, ‚da ist großes Leid gewesen‘, oder: ‚Und er saugt mit Lust an der Mutterbrust‘. Es waren törichte Worte und er hätte nicht zu sagen vermocht, warum sie ihm just in den Mund kamen, aber sie stärkten ihn wie Zaubersprüche.“ Was hier außer der Ablenkung noch arbeitsfördernd wirkt, ist natürlich die durch die Motorik des Sprechens unterstützte Rhythmisierung der körperlichen Leistung.

Mit diesen Erscheinungen ist man an die unterste Grenze dessen gelangt, was überhaupt noch als Sprache zu bezeichnen ist. Genau so wie es eine obere Grenze des Sprachlichen gibt, besteht auch eine untere. Die obere kann man dort ansetzen, wo die noch sprachlich unterstützte Geistesarbeit ohne spürbare Diärese in ein über-(nicht vor-)sprachliches Denken übergeht, wo sich das Vorstellen gleicherweise von der Anschauung wie von den Sprachzeichen emanzipiert. Die untere Grenze des Sprachlichen verläuft innerhalb der glossomorphen Funktionsspielereien und expressiven Verbigerationen, wie sie noch durchaus in die Spielraumbreite des Normalitätsbereichs fallen und etwa in behaglichen, mit weitgehend bewußtseinsentlasteten Tätigkeiten ausgefüllten Situationen anzutreffen sind. Von hier aus läßt sich manches zu einer Umfangsbestimmung dessen, was als Sprache zu bezeichnen ist, beitragen. Der genannte Kriegsfreiwillige verwendet Worte, die aus dem Lexikon der deutschen Sprache stammen und denen daher ein Sinn zukommt. Aber indem diese Bedeutungen in unangemessenen Zusammenhängen verwendet werden, wird der Sinn dieser Worte sozusagen aufgehoben und dieses ablenkende Spiel mit der Sprache wird zu einer Art höherer Entwicklungsstufe des Lallens: die bedeutungsverleihende und meinende Intention schrumpft auf ein Mindestmaß zusammen. Ähnlich gebrauchen Katatoniker und Epileptiker in ihren Verbigerationen Bestandteile des Wortschatzes bestimmter Sprachen, also bedeutungserfüllte Worte. Aber mit diesen Bedeutungen wird nichts bezeichnet und die Komplexionsstrukturen, in welche die einzelnen Redeteile eingeordnet werden, bauen kein höheres Sinn Ganzes auf, sondern zerstören noch den Sinn der Aufbauteile. Hier ist also nur die äußere Form der Sprache vorhanden. Denn für die Sprache ist es wohl wesentlich, daß die verwendeten Lautzeichen nicht nur eine lexikalische Bedeutung haben, sondern auch vom Sprecher sinnvoll gebraucht werden.

Nun gilt es dieses Minimum von Sinn zu bestimmen, das vorhanden sein muß, damit von Sprache die Rede sein kann. Wo die vorgegebenen bedeu-

tungserfüllten Formen einer Sprache ohne Rücksicht auf diese ihre Bedeutung verwendet, wo die Worte zufällig und wahllos ergriffen werden, da handelt es sich nicht um ein Verwirklichen von Sprache, ebensowenig wie bei den Lautpermutationen kindlicher Lallspiele. Diese verbigerierenden Spiele treten indes in den Wesensbereich der Sprache ein, sowie sie zu gewissen Gedankengängen des Sprechenden in Beziehung stehen. Die im vorigen erwähnte Ablenkungsfunktion der Wörter bewegt sich innerhalb des Sprachlichen, wenn die verwendeten Sprachzeichen in irgendwelchen — unter Umständen nur tiefenpsychologisch feststellbaren — Sinnzusammenhängen mit den beklemmenden Gedankengängen stehen; sie sind dagegen nicht Sprache, sobald das Aussprechen der Worte bloß als motorische Funktion eine Art Ablenkungstätigkeit darstellt, für die ein Pfiff oder eine unartikulierte Lautäußerung ebenso gut hätte eintreten und deren Aufgabe, als Störungsreiz zu wirken, hätte übernehmen können. Die Wahl der Worte muß also in einem Sinnzusammenhang mit gewissen psychischen Bedürfnissen der Person erfolgen. In der Beurteilung dessen, was in konkreten Fällen noch als Sprache zu bezeichnen ist, weichen Psychologen und Psychotherapeuten oft beträchtlich voneinander ab, und zwar sind die letzteren geneigt, auch dort noch Sprache anzunehmen, wo jene ein sinnloses Spiel mit Lautkomplexen sehen. Für den Seelenarzt sind eben oft auch dort noch Sinnzusammenhänge erkennbar, wo die Mittel des Normalpsychologen versagen. Auch beim Fluch ist die monologische Expression nur dann Sprache, wenn die verwendeten Worte sinnvoll sind und durch ihren Sinn die Entladung mitbewirken helfen, wenn die Entladung durch geprägte Worte erfolgt, wobei es auf diese konventionelle Bedeutung ankommt. Damit ist gesagt, daß jede Entladung, die mit Hilfe der Sprache geschieht, grundsätzlich verständlich sein muß, wenn sie auch nicht zu dem Zweck vorgenommen wird, jemand zu verständigen. Jener Sachverhalt ist gemeint, wenn dialogische Funktionstheorien von einem potentiellen oder fingierten Kundnehmer sprechen. Da der Fluchende seine seelische Entspannung nicht mittels momentaner „idiogenetischer“, sondern mittels überindividueller, vorgegebener Zeichen (Bestandstücken des Lexikons einer „langue“) bewirkt, kann diese Abreaktion von anderen kundgenommen werden und es ist weiters nicht zweifelhaft, daß in zahlreichen Fällen die volle Entladungsleistung erst dort vorhanden ist, wo der Fluch von einem aktuellen Kundnehmer gehört wird. Das gilt für sprachliche Entladungen überhaupt. Wenn man von der kathartischen Wirkung der Aussprache redet, so meint man damit, daß sich ein seelisch Bedrängter vor einem teilnehmenden Zuhörer ausspricht, ihm seine Beklemmungen beichtet, um Zuspruch und Trost zu erlangen oder wenigstens die seelische Last nicht mehr allein tragen zu müssen. So partizipiert die Kundgabefunktion zu nicht geringem Teil auch an der expressiven Wir-

kung der Sprache, die also nicht zur Gänze der monologischen Leistung vorbehalten ist. Falsch aber wäre es trotzdem, von dieser Einsicht her die monologische Funktion zu gering einzuschätzen. Sicher steigert sich der Abreaktionserfolg in vielen Fällen, wenn der Ausdruck zur Kundgabe wird, aber daneben gibt es einen Ausdruck, wo das nicht der Fall ist, der zur Gänze im Monologisch-Intrasubjektiven verharret. Auch er ist eine durchaus zur Sprache gehörende Leistung, wenn er die im vorigen durchgesprochenen Bedingungen erfüllt.

Ein Sprachphänomen des erkrankten Seelenlebens ist die *Logorrhöe* der Paralytiker, die indes ungleich eher zur Sprache gehört als das stumpfsinnige Wiederholen sinnleerer und zusammenhangloser Redeteile, wie es die verbigerierenden Katatoniker pflegen. Denn die Paralytiker haben in ihrem krankhaften Rededrang, der für sie zweifellos eine expressive Funktion vollbringt, doch zumeist eine Ahnung von dem, was sie sprechen und sie ergötzen sich nicht selten an den Größenvorstellungen, die sie sprachlich äußern. Eine Art der Sprachverwendung, die nicht gerade pathologisch ist, wohl aber nur in ekstatischen Ausnahmezuständen des Seelenlebens verwirklicht wird, ist die *Glossolie*. Freilich hat dieses Reden in Lauten, die mit den sinnvollen Zeichen einer konkreten „langue“ nichts zu tun haben, mit der Sprache im eigentlichen Sinn kaum noch etwas gemein. Zu dieser Erscheinung äußert sich Voßler⁵⁸⁾ folgendermaßen. „Unverständliche Stimmen und Lautgebilde brechen aus den überreizten Gemütern und Sprachorganen der Verzückten hervor. Kein Zweifel, daß sie dabei dem Gefühlswert der Klänge und Rhythmen . . . kurz dem ganzen sinnlichen Charakter des Sprechens besonders hingegeben sind. Aber Sprache ist dieses Sprudeln und Stammeln eben deshalb nicht, weil es ihnen selbst wie den beteiligten Hörern unverständlich bleibt. Was sie hervorbringen, mag noch so beseelt oder seelisch noch so betont sein, es bleibt als bloßer Sprechakt ohne das dazugehörige Verstehen unterhalb der menschlichen Sprachgrenze. Es ist religiöser Ausdruck, aber es ist keine Sprache“. Das wesentliche ist, daß hier die Verständlichkeit fehlt und zwar nicht nur die transsubjektive, sondern auch die für das redende Individuum selbst. Damit man irgendwo Sprache gegeben sehen kann, müssen sich alle Funktionen, auch der monologische Ausdruck, innerhalb des Bereichs konstanter, mit fester Bedeutung erfüllter, also potentiell über- und zwischenindividuell verständlicher Zeichen bewegen. Bei der Glossolie dagegen handelt es sich um unfeste Lautgebilde ohne Zeichencharakter, ohne mehr als einmalige Zuordnung, daher auch ohne feste Bedeutung.

Für die Sprache ist also wesentlich 1. die Verwendung geprägter Formen im obigen Sinn. Dieser Wesenszug ist unerlässlich, damit man von Sprache reden kann, aber für sich allein genügt er noch nicht, denn sonst würde

auch das Reproduzieren menschlicher Worte durch den Papagei Sprache sein. Wenn man indes die Leistung des „sprechenden“ Papageis als Sprache bezeichnet, so geht das nur im Hinblick auf die Sprachleistung dessen, der den Vogel seinerzeit abgerichtet hat und auf die Verständnisleistung der dem dressierten Tier später Zuhörenden. Leibniz sagt in bezug auf diese Dinge einmal: „On peut dire que les perroquets ont des mots sans avoir du langage“. Der Papagei hat keine Sprache, weil er die von ihm reproduzierten Worte selber nicht versteht. Damit gelangen wir zu Punkt 2: Damit man von Sprache reden kann, muß sinnvolles Gebrauchen geprägter Sprachformen vorliegen, muß ein setzendes Bedeutungsbewußtsein am Werk sein. Wenn auch manchmal die gesprochenen Worte einem Zuhörer, der gewisse seelische Voraussetzungen einer nicht auf Kundnehmer abgestellten Ausdrucksleistung nicht kennt, unverständlich bleiben würden — natürlich nur in ihrem höheren Zusammenhang, nicht als einzelne Bedeutungsträger — so müssen sie doch in ihrer Wahl aus gewissen Sinnbeziehungen zu der konkreten geistigen Situation des Sprechenden erwachsen und von hier aus eine logische Rechtfertigung erhalten.

Nehmen wir an, zwei Personen sitzen in einem Raum, jede für sich beschäftigt. Plötzlich sagt eine von ihnen halblaut: *Dummheiten*. Dieses Monologbruchstück ist dem andern als Vokabel des deutschen Sprachschatzes zwar verständlich, in seiner eigentlichen Intention dagegen uneinsichtig, da nichts in der augenblicklichen Lage die Verwendung dieses Worts rechtfertigt. Gleichwohl ist dieser Einwortsatz für den Sprechenden nicht sinnlos; denn damit hat der Monologisierende vielleicht gewisse Skrupel verscheucht, die ihn innerlich quälten. Er bezeichnet diese Gedanken — etwa, ob sein Benehmen in einer bestimmten Situation richtig war — ausdrücklich als *Dummheiten* und erledigt sie dadurch für sein waches Ich. Etwas unklar Quälendes wird zur Klarheit des sprachlich geformten Begriffs erhoben und damit abgetan. Sprache liegt also nur dort vor, wo geprägte, überindividuell geltende Zeichen durch einen sinngebenden Meinungsakt, eine sie in ihrer herkömmlichen Bedeutung bestätigende Verwendungsintention neu verwirklicht werden.

Die Sprache ist ein soziales Organ; eine individuelle Sprache gibt es nicht. Private Wortbildungen, die sich ein Individuum für seinen monologischen Eigengebrauch schafft, sind Ausnahmen und kommen nur als höchst vereinzelte Einstreusel im Zusammenhang der allgemeinen Sprachmittel vor. Sprache setzt immer eine für eine Mehrheit von Individuen geltende Zeichenkonvention voraus. Damit ist aber nicht gesagt, daß mit diesem konventionellen Zeichensystem lediglich dialogische Funktionen ausgeübt würden. Wir haben ja ausführlich dargelegt, daß es daneben ein Selbstgespräch gibt, das keine Verständigung beabsichtigt. Aber diese intraindividuelle Leistung bewegt sich in den Formen, erfolgt mit den Mitteln der interindividuellen Verständigung. Daher ist auch der Monolog potentiell verständlich. Das vorwiegend zu Mitteilungszwecken gebrauchte zwischenmenschliche Verkehrsmittel Sprache ist dem Menschen dermaßen

vertraut, so sehr zur zweiten Natur geworden, daß es mit seinem konventionellen Zeichenbestand für die Zwecke des geheimsten Gesprächs der Seele mit sich selbst brauchbar ist. Die Glossolie ist eben deshalb eine Erscheinung pseudosprachlicher Art, weil hier der verzückte Monolog mit einmaligen Augenblicksgebilden bestritten wird. Es handelt sich dabei gar nicht um Zeichen, denn jene Lautkomplexe stehen nicht nur außerhalb jeder Überlieferung, sondern auch jeder Konstanz; sie sind mit sich selbst nicht identisch, von dauernder Zuordnung des Lautzeichens zu einer Bedeutung ist daher keine Rede. Daß diese „utterances“ gelegentlich bei demselben Erweckten verschiedene Male mit ähnlichen phonetischen Gebilden einsetzen⁵⁹⁾, spielt keine Rolle. Jedenfalls sind die Lautkomplexe der Glossolie zufolge der mangelnden Konstanz nicht nur für interindividuelle Verständigung unbrauchbar, sondern es finden sich auch starke intraindividuelle Verschiedenheiten. Das gleiche Individuum drückt seine Verzückungen jedesmal mit anderen Lautkomplexen aus, weil es vergessen hat, welche Zufallslautgebilde ihm für ähnliche Inhalte bei früherer Gelegenheit in den Mund gekommen sind. An anderer Stelle⁶⁰⁾ habe ich die literarischen Gegenstücke zu Glossolie und schizophrenen Sprachstörungen untersucht, für welche das nur zeitpathologisch zu verstehende Schaffen des „Dadaismus“ ebenso drastische wie fratzenhafte und freche Beispiele liefert. Auch sie lehren, daß Sprache niemals ein selbstzweckhaftes Hervorbringen von absoluten Klängen, sondern ein sinnvolles Verwenden von Lautgebilden ist, denen eine überindividuelle Bedeutung anhaftet. Weder bedeutungsbefreite Wortmusik noch die dem Lexikon eines einzigen Individuums angehörenden Bedeutungsträger können dem Kulturphänomen Sprache zugerechnet werden.

Die Bestimmung dessen, was zur Sprache zu rechnen ist, zeitigt vom Gebildeaspekt des Sprachwissenschaftlers ein anderes Ergebnis als die vom Handlungs-, Intentions- und Leistungsgesichtspunkt des Psychologen aus vorgenommene. Von jenem Standpunkt aus wird überall dort Sprache gesehen, wo geprägte Formen im Sinn der diakritisch bedeutsamen Phoneme, der morphologischen, syntaktischen sowie der semantisch-lexikalischen Strukturen einer einzelsprachlichen Zeichenkonvention vorliegen. Von hier aus muß man die Sätze, die nach Brehms Bericht der berühmte Graupapagei v. Kleinmayrns⁶¹⁾ gesprochen haben soll, doch wohl als deutsch, d. h. als etwas Sprachliches bezeichnen, wie man die Worte, die ein von einem Franzosen abgerichteter Papagei wiedergibt, als französisch ansprechen muß. Vom psychologischen Gesichtspunkt dagegen liegt nur dort Sprache vor, wo Lautzeichen im Bewußtsein des mit ihnen verbundenen Sinnes geäußert werden. Damit von hier aus die Begriffe Sprache und Sprechen berechtigterweise verwendet werden dürfen, bedarf es des Aktes der Setzung, worunter wir mit D em p e die Herstellung

einer eindeutigen Beziehung zwischen Lautkomplex und Bedeutung verstehen. Pathologische Randerscheinungen wie das unbewußte Sprechen bei Bewußtseinstrübungen und in Dämmerzuständen der Seele (im Schlaf, in der Narkose, im Rausch usw.) bedürfen hier nur kurzer Erwähnung.

Auch Bühler bemüht sich um klare Grenzziehung zwischen dem zur Sprache Gehörenden und allem Vorsprachlichen. Er sagt: Zeichen, die noch keine Bedeutungen, Bedeutungen, die noch keine Zeichen gefunden haben, gehören nicht zur Sprache; ebensowenig das zwecklose Hervorbringen von Sprachzeichen im reinen Lall- und Kombinationsspiel, die Funktionsübungen des Stimmapparates oder des Gedächtnisses. Dazu möchte ich einiges bemerken. Zunächst ist unklar, was „Zeichen ohne Bedeutung“ sein sollen. Ein Zeichen ohne dadurch Bezeichnetes ist eben kein Zeichen, sondern eine sinnlose Vornahme. Und wenn ein Schauspieler seine Rolle mechanisch auswendig lernt, so gehört das sicher nicht zur Sprache, wenn man aber einen Lehrsatz langsam liest und laut wiederholt in vollem Bewußtsein der mit den Worten gemeinten Bedeutungen, so ist das eine angemessene Verwendung der Sprache. Und wenn jemand Zauberformeln spricht im Glauben an die Wunderkraft der Laute als solcher, so soll das nach Bühler eine zwar zweckvolle, aber inadäquate Verwendung der Sprache sein. Ich glaube indes, daß mit dieser ausschließenden Bestimmung nur die Zauberformeln vom Typus *Abracadabra* und *Hokus-pokus* gemeint sein können, deren Zugehörigkeit zur Sprache auch von anderen Erwägungen aus fraglich ist. Es gibt daneben aber noch andere Zaubersprüche — und sie dürften wohl die Mehrzahl bilden — deren Verwendung noch durchaus in die echte, wenngleich magisch überwertete Sprachverwendung fällt.

Davon war schon die Rede, daß in der gegenwärtigen Sprachtheorie die Neigung besteht, den Ausdruck aus dem Bereich der angemessenen Sprachfunktionen und weiter der Sprache auszuschließen. Schon die auf Grund der Unterscheidung zwischen final-absichtlichem und real-kausalem Bedeuten vorgenommene scharfe Trennung zwischen Sprache als Mitteilung und Willensäußerung einerseits, unwillkürlicher Ausdrucksbewegung andererseits verleitet dazu⁶²). W. v. Humboldt⁶³) stellt einmal „Empfindungsgeschrei“ und „Sprache“ gegenüber. Ist der Mensch so bewegt, daß er nicht mehr daran denken kann, den Gegenstand von sich wenigstens in der Vorstellung loszureißen, so stößt er einen Affektlaut aus; im entgegengesetzten Fall redet er und erhöht nur den Ton nach Maßgabe des Affekts. Diese Bestimmungen werden stets von neuem aufgegriffen. So wenn zwischen dem bloß auf ein Erlebnis zurückweisenden Ausdruck und den durch eine Meinungsintention gekennzeichneten Sprachäußerungen in eigentlichem Sinn geschieden wird. Beste Zusammenfassung dieser Ansichten bei E. Winkler⁶⁴). Der reine reflektorische Ausdruck, sofern er durch ein psychisches Kausalverhältnis unmittelbar, ohne Vermittlung einer Meinungsintention an das Seelenleben des Sprechers gebunden erscheint, gehört nicht zur Sprache. Sobald der Reflexlaut dagegen Bedeutungs- und Meinungsträger wird, hört er aber auch schon auf, reiner Ausdruck zu sein. Wo begriffliche Prägung, also die menschliche Sprache anfängt, endet der reine Ausdruck. Übrigens

hat schon Aristoteles darauf hingewiesen, der Schritt vom Vorsprachlichen zum Sprachlichen werde damit getan, daß die Affekt- und Erregungslaute hinter den Bedeutungslauten zurücktreten.

Das alles ist sicher richtig. Für hundertprozentigen Ausdruck ist in der Sprache kein Platz und ein solcher wird sich ihrer auch gar nicht bedienen. Der Akt der Bedeutungssetzung ist etwas, was im Zustand des völligen Herrschens stärkster Affekte nicht möglich ist. Ausdruck durch die Sprache und innerhalb ihrer kann nur stattfinden, wo jenes Mindestmaß an Besinnung vorhanden ist, daß die Sprachbedeutungen in den Dienst dieser Funktion gestellt werden können. Aber — und das hat nun der Psychologe den sauberen Scheidungen der Logik gegenüber einzuwenden — die in dieser Bedeutungssetzung steckende, dazu nötige über-reflexhafte, überkausale Bewußtseinsleistung kann ganz gering werden. Die Sprache ist uns so vertraut wie die Atemluft, und das bedeutungsvolle Gefüge ihrer Zeichen steht uns in fast allen Lebenslagen zur Verfügung. Die intentionale Bewußtseinsleistung im Akt der Bedeutungssetzung ist in bestimmten Situationen vorwaltender Gefühlserregung unter Umständen so gering, daß sich der sprachliche Ausdruck den Reflexleistungen maximal annähern kann. Das Sprechen als geistig-seelischer Akt erwächst aus einer Totalbestimmtheit des Bewußtseins, an der das Denken beteiligt ist. Wenn echtes Sprechen ohne Bewußtseinsleistung nicht möglich ist, so ist dabei doch zu bedenken, daß diese auf ein Mindestmaß expliziter Bewußtseinsarbeit reduziert werden kann. Wie oft kommt es vor, daß wir im Alltagsgespräch richtige Antworten geben, obwohl wir kaum auf die Worte unseres Partners hören, da wir innerlich mit etwas anderm beschäftigt sind. Die Sprache steht uns nicht nur dann zur Verfügung, wenn wir auf Wortwahl und -prägung unsere Aufmerksamkeit richten, sondern wir bedienen uns ihrer in derart unmittelbarer Weise, daß es schwer hält, den Ausdruck Reflex zu vermeiden. Natürlich liegt ein Reflex im echten Sinn des Rückenmarks- oder Hirnstammreflexes nicht vor, da es sich beim Sprechen gehirnanatomisch betrachtet um ein psychisches Geschehen handelt, das an kortikale Bezirke und an Vorgänge in der Hirnrinde gebunden ist, also nicht um ein solches der subkortikalen Reflexzentren, des verlängerten Marks usw. Der Sprechvorgang ist nach Wernicke ein Spezialfall der ‚psychischen Reflexaktionen‘, deren Ablauf mit Bewußtsein einhergeht. Auf die auch im Bereich des Sprachlichen mögliche Mechanisierung und Automatisierung bestimmter Äußerungsformen sowie auf das Sprechen in der Hypnose (z. B. bei ärztlichen Explorationen) sei nur hingewiesen.

Unsere Stellungnahme zu dieser Frage lautet demnach: Die als Ausdruck bezeichnete Funktion ist als angemessene Verwendung von Sprache

anzusehen, wenn sie mit spezifisch sprachlichen Mitteln erfolgt. Das ist der Fall, wenn nicht nur vorsprachliche, amorphe Gefühlslaute, sondern bedeutungserfüllte Lautzeichen in den Dienst des kundgabebefreiten Ausdrucks treten, wobei die expressiv verwendeten Worte mit ihrem in der betreffenden Sprachgemeinschaft üblichen Sinn erscheinen und wo ferner ein gewisser — wengleich minimaler — Anteil des Bedeutungsbewußtseins nicht fehlt.

g) Zur Psychologie der Interjektion

Um diese Erörterung abzuschließen, ist es nötig, die bereits mehrfach herangezogene Sprachtatsache der Interjektion zu klären. Hier handelt es sich um den gefühlsnächsten Redeteil, der eben deshalb hinsichtlich seiner Zugehörigkeit zum Bereich des Sprachlichen umstritten ist. Nach unserer Auffassung sind die Interjektionen Angehörige des Sprachschatzes, somit Worte, aber freilich keine vollen Begriffszeichen, keine Namen. Andererseits sind sie aber auch keine hundertprozentigen reflektorischen Reizausleitungen, da ihnen eine gewisse Stilisierung und Konventionalisierung zuteil geworden ist. Sie sind Äußerungen eines Bewußtseinsinhalts, aber sie benennen kein Exemplar aus einem Begriffsfeld. Das gilt allerdings nur für die sogenannten sekundären Interjektionen, die in der folgenden Übersicht allein berücksichtigt sind. Die primären, die gewisse Randerscheinungen des Sprachlichen bilden, hatten schon bei der vorhergehenden psychologischen Betrachtung zu Zwecken der Grenzziehung zwischen Sprachlichem und Vorsprachlichem Erwähnung gefunden.

Wie teilen die Interjektionen ein in: I. **a u s d r ü c k e n d e** u n d **k u n d g e b e n d e**. 1. gefühlseindeutige (affekt- und reaktionskonstante). Beispiele: *pfui, o weh, hurra*. Die Angehörigen dieser Gruppe sind an bestimmt gekennzeichnete, wohldefinierte emotionelle Zustände gebunden; etwa *pfui!* an die Erregung von Abscheu. 2. gefühlsmehrdeutige: *oh!* und *ah*, können bei verschiedenartigen Gefühlserlebnissen gebraucht werden. 3. vorstellungsangenäherte (onomatopoetische). Beispiele: *piiff-paff, bumms, pardaus* usw. Sie haben nicht bloß Beziehungen zu Gefühlen, sondern auch zu Inhalten des Gegenstandsbewußtseins (Vorstellungen). Obwohl sie keine Begriffszeichen sind, da sie keinen echten Darstellungsgehalt haben, können sie im Zusammenhang mit Begriffswörtern die Eindringlichkeit und den Stimmungsgehalt einer Schilderung erhöhen: *Er sprang auf und — heidi! — gings zur Tür hinaus; Bumms! lagen Gläser und Teller in tausend Stücken auf den Boden*. II. **a u s l ö s e n d e**. Beispiele: *he!, holla!, pst!* Lautgebilde wie diese haben den Sinn akustischer Signale. Sie enthalten selbst noch nichts Darstellendes und Berichtendes, aber sie bereiten eine Mitteilung vor und erhöhen die Aufmerksamkeit für sie. Sie sind absicht-

licher und willkürlicher als der stärker reflektorische reine Gefühlslaut, ohne deswegen zu Begriffszeichen zu werden. Da die Interjektionen als Symptome für gleichbleibende innere Zustände oder zufolge ihrer Einbettung in den Redezusammenhang oder weiterhin zufolge häufiger empirischer Ergänzungen durch die im wesentlichen weitgehend analogen Situationen eindeutig verständlich sind, also konventionelle Verfestigung erfahren haben, können sie auch zu Zwecken der Mitteilung verwendet werden, ohne daß sie dem Sprechenden halb unwillkürlich durch ein starkes Ausdrucksverlangen abgenötigt würden. Darauf hat Delbrück⁶⁵) treffend hingewiesen. Ich sage *au!* nicht bloß, wenn mir der Schmerz gegen meinen Willen einen Laut auspreßt, sondern auch wenn ich, z. B. Kindern gegenüber, einen Schmerz ausdrücken will, den ich gar nicht habe.

Wir konnten im vorigen zugeben, daß dort, wo begriffliche Prägung und damit das eigentlich Sprachliche beginnt, reiner Ausdruck schon gar nicht mehr vorliegt. Aber um Ausdruck handelt es sich deswegen doch, mag auch der Ausdruck durch Sprache nicht zu den reinsten Fällen der genannten seelischen Erscheinung gehören. „Spricht die Seele, so spricht, ach, schon die Seele nicht mehr“. Der völlig unwillkürliche und reflexmäßig erfolgende Ausdruck stärkster Affekte, wie sie namentlich durch überraschend eintretende schreckliche und schmerzliche Erlebnisse hervorgerufen werden, dieser jeder höheren und bewußten geistigen Kontrolle entzogene reine Ausdruck wird sich nicht der Sprachmittel bedienen, sondern gewisser Ur- und Naturlaute des Affekts, die mit den Mitteln der Schrift nicht zu bewältigen sind, da sie außerhalb jenes Wesenszuges der Sprache liegen, für den man in sprachpsychologischer Auswertung gewisser Grundeinsichten der modernen Phonologie die Bezeichnung *abstraktive Relevanz* vorgeschlagen hat. Bei solchen reinen Expressivlauten handelt es sich um ein Gurgeln, Kreischen, Stöhnen und Aufschreien, das sich keiner Ordnung fügt und außerdem von Fall zu Fall nicht unbeträchtlich variieren kann, wenngleich — was diese Äußerungen zu unmißverständlichen Symptomen seelischer Zustände macht — zwischen Affektlauten der Freude und denen des Schmerzes ein kennzeichnender Unterschied bestehen wird. Aber richtige Deutung auf Grund von *Einfühlung* ist noch kein Sprachverstehen. Sprachzeichen werden verstanden, vorsprachliche Affektlaute intuitiv und sympathisch erfaßt und gedeutet. Dergleichen expressive Lautgebärden sind gemeint, wenn von vorsprachlichen Affektlauten die Rede ist. Was sie dorthin verweist, ist indes keineswegs der Umstand, daß sie zu kundgebender Verständigung nicht taugten. Denn zu einer solchen sind sie durchaus brauchbar. Für einen Partner der nämlichen Situation wären sie eindeutige Symptome der seelischen Zustände des sich durch diese pathologischen Ausdruckslaute Entladenden — aber nicht jedes mögliche Zeichen, nicht alles Deutbare ist auch schon

Sprache. Was die erwähnten Laute als vorsprachliche Ausdrucksphänomene erscheinen läßt, ist zunächst der Umstand, daß es sich dabei um reflexhaft-kausale Äußerungen handelt, deren Bedeutungserfüllung zum wesentlichen vom empfindenden Hörer vorgenommen werden muß und die in nichts auf eine Intention (und bestünde diese auch nur in einem Minimum an Bedeutungsbewußtsein) des sich Äußernden zurückgeht. Zu diesem psychologischen und intentionalen kommt ein strukturell-qualitativer Unterschied. Diese Laute sind innerhalb eines verhältnismäßig weiten Rahmens ziemlich willkürlich: es fehlt bei ihnen die Lautzeichenkonstanz. Auf den nämlichen schrecklichen Anblick werden nicht nur verschiedene Personen mit einigermaßen verschiedenen Affektlauten antworten, sondern diese Affektlaute werden auch bei der nämlichen Person in mehreren ähnlichen Fällen nicht immer völlig gleich ausfallen. Es bestehen sowohl inter- wie intraindividuelle Differenzen.

Wenn behauptet wird, die nämlichen Affekte zeitigten auf Grund gewisser invarianter Bestände der menschlichen Psyche im wesentlichen den gleichen Ausdruck — eine Ansicht, der sich auch die moderne Lautphysiognomik anschließt —, so gilt das zwar, aber doch nur annähernd. Und wenn Wundt⁶⁶⁾ die Meinung vertritt, daß die Gefühlslaute in den verschiedenen Sprachen übereinstimmen, vor allem in ihrem Lautcharakter, insofern als die Naturlaute für die heftig erregenden Affekte die hohen, solche für deprimierende Gefühle die tieferen Vokalklänge enthalten, so trifft auch das lediglich innerhalb sehr weiter Grenzen zu und außerdem ist dazu folgendes zu bemerken. Wundt bezieht sich hier auf die sogenannten „primären Interjektionen“, die nicht völlig mit dem identisch sind, was wir hier unter vorsprachlichen Gefühlslauten verstehen. Er meint damit zwar Naturlaute, die mit der eigentlichen Sprache in keiner innern Verbindung stehen und gleichsam vereinzelte Trümmer einer vorsprachlichen Stufe bilden, tatsächlich sind aber auch diese primären Interjektionen von dem, was wir hier meinen, also den amorphen Schreilauten und Seufzern, durch eine gewisse Stilisierung getrennt. Erst jener von uns ins Auge gefaßte Fall vertritt den Typus der außersprachlichen Ausdrucks-laute in voller Reinheit. Hier fehlt jede Invarianz des klanglichen Bestandes, die als solche nur die Folge einer Artikulation sein kann. Die in ihrem phonetischen Aufbau meist sehr komplizierten unartikulierten Zufallslautgebilde, wie sie in Augenblicken des Affekts reflexmäßig ausgestoßen werden, sind so in der Regel nicht wiederholbar, daher keine beliebig verwendbaren Mittel der Zeichengebung. Außer Betracht bleibe hier, daß der Schauspieler dergleichen Erscheinungen — so etwa die im höchsten Schreckaffekt zu beobachtende, durch Lähmung der Musculi crico-arytaenoidei postici zustandekommende tönende Inspiration — nachzuahmen und in den Dienst seines Spiels zu stellen vermag, womit er natürlich „ver-

standen“ wird. Die unmittelbaren, einmaligen Zufallslaute des Affekts unterscheiden sich in jeder Hinsicht von den Lautzeichen der Sprache, aber nicht nur von den zu komplexiblen Aufbauleistungen geeigneten, in ihrer diakritischen Bedeutung genau festgelegten Phonemgestalten der Rede, sondern auch von den stilisierten und konventionalisierten Affektlauten, die jede Sprache im Interjektionskapitel aufbewahrt: *Ah, Oh, Ach, hélas, alace, ahi, oimè, jaj, evoe, vae, heu, vai, vah, proh*. Diese Laute sind keine dem Belieben des Augenblicks überlassenen Zufallsgebilde, sondern abgeschliffene, zurechtgeformte Stilisierungen von unmittelbaren expressiven Affekterzeugnissen. Manche dieser Gefühlswörter — z. B. *Ei, ei!* — haben sogar etwas ausgesprochen Literarisches. Die eben genannte Interjektion ist ein stilisiertes Lautzeichen für gedämpfte Verwunderung, *Ah* und *Oh* sind Sprachzeichen für gesellschaftlich gemäßigte Überraschung. Aber diese stilisierten Gefühlslaute sind uns bei all ihrer Konventionalisierung so vertraut, daß wir uns ihrer zu unmittelbarem Ausdruck bedienen können. Sie sind tatsächlich Erzeugnisse jener zwischenindividuellen Angleichung, der auch die im eigentlichen Sinn sprachlichen Zeichen ihre allgemein verbindliche und verständliche Beschaffenheit verdanken und doch bedienen wir uns ihrer, als ob sie — gleichsam augenblicksgeborene und spontane Hervorbringungen der bestimmten Affektsituation und unserer dahinterstehenden individuellen Anlage — unmittelbar aus unserm Innern quöllten. Und was hier von den Interjektionen gesagt wurde, gilt zum größten Teil auch für die eigentlichen Sprachzeichen. Zwischen diesen beiden Gruppen bestehen ja keine unübersteiglichen Grenzen und stets von neuem erleben wir, daß Interjektionen zu Nennwörtern (oder tragenden Bestandteilen von solchen) und umgekehrt diese zu Interjektionen werden. So sind *Jessas* und *Marandjosef* im Bayrisch-Österreichischen nicht mehr religiöse Eigennamen, sondern richtige Affekt- und Gefühlswörter. Besonders deutlich wird das bei der Fügung *o je*, die auch rein äußerlich das Aussehen einer Interjektion angenommen hat. Faktisch aber steckt *O Jesus* darin oder vielmehr die aus sakralen Gründen vorgenommene Deformation *o jemine*. Mhd. *wāfen!* (als Ausruf) ist kein Hauptwort mehr, sondern richtige Interjektion, Ausdruck des Erstaunens und bestürzten Schreckens. Umgekehrt werden in Abraham a Sancta Claras Buchtitel *Huy und Pfuy der Welt* die Interjektionen zu richtigen Appellativen. Es gibt ja nicht nur einen Bedeutungswandel innerhalb der logischen Wortbedeutungen, sondern auch eine Verbindung von Bedeutungs- und Funktionswandel.

Wie uns die geschichtliche Betrachtung des Wortschatzes zeigt, daß gelegentliches Hinüberwechseln von Nennwörtern in die Interjektionsgruppe und umgekehrt stattfindet, genau so läßt sich feststellen, daß bedeutungserfüllte, begrifftragende Sprachzeichen nicht zur sachlichen In-

formation gebraucht werden, sondern unter Umständen auch zur Gefühlsentladung. Dabei bleibt die Bedeutung der betreffenden Worte zumindest in Rudimentärform erhalten. Wenn eine in einsamer Tätigkeit begriffene Köchin, der ein Mißgeschick unterlaufen ist, halblaut *o weh* sagt, so könnte für diese Laute nicht die Interjektion *juchhe* eintreten. Auch die monologisch-ausdrucksmäßige Leistung bestimmter Lautgebilde ist an gewisse feststehende Bedeutungen gebunden und damit wird ihr sprachlicher Charakter klar. Was die Entladung bewirkt, ist nicht allein die akustisch-motorische Sprechleistung, sondern die mittels der Wortbedeutungen erzielte Umsetzung dumpfer, gestaltloser Gefühlszustände in die Klarheit sprachlich formulierter Begriffe. Die Sprachzeichen sind uns eben so vertraut, daß sie uns fast immer zur Verfügung stehen. Die Sprache ist — man kann das schwer anders ausdrücken als durch ein Bild — ein Teil unseres Selbst geworden. Sie ist zwar ein fertig vorliegendes überindividuelles Konventionssystem, das nicht vom gerade sprechenden Einzelwesen, sondern vom objektiven Geist einer Gemeinschaft geschaffen und daher in gleicher Weise auch für viele andere Menschen verbindlich ist, aber wir handhaben sie so, als ob sie unser privatester Besitz und unsere eigenste Schöpfung wäre. Individuelles Sprechen ist zufolge der Vorgegebenheit der Ausdrucksmittel immer nur eine relative Neuschöpfung, aber es funktioniert der Bewußtseinsrepräsentanz nach in der Weise einer absoluten Urschöpfung. Wir haben uns Phoneme, Fügungsgesetze und Wortschatz der Sprache seelisch eingeeignet, die Fremdgesetzlichkeit ist zur Selbstgesetzlichkeit geworden; zumal für die Muttersprache gilt das. So bedarf es denn nur eines Mindestmaßes an Besinnung, um mit dem so vertrauten Bestand arbeiten zu können, und der Ausdruck durch Sprache, der faktisch immer ein mittelbarer ist, vollzieht sich so, als ob er ein unmittelbarer und spontaner wäre. Entwicklungsgeschichtliche Betrachtung vermag uns zu zeigen, daß die Sprache mit fortschreitender Kultur ihren Geltungsbereich ausdehnt. Dem Kulturmenschen ist sie auch in solchen affektgeladenen Augenblicken ein Mittel seelischer Entspannung, wo der Primitivere in vorsprachliches Geschrei ausbricht. Das Wirkungsgebiet der vorhin erwähnten reinen Ausdruckslaute, die vor den nicht aller Konventionalisierung und Stilisierung entbehrenden primären Interjektionen anzusetzen sind, wird zusehends eingeeengt, wenn ihnen auch nach wie vor eine Reservation zur Verfügung steht, aus der sie kaum je vertrieben werden dürften. Der Kulturmensch äußert seine Affekte nur noch selten mit Hilfe der reinen Naturlaute; vielmehr werden diese versprachlicht und das Ausdrucksgeheul geht in die Sprache ein. Darum haben sehr zivilisierte Sprachen nur einen geringen Bestand an primären Interjektionen (und selbst dieser schrumpft sichtlich zusammen), während die sekundären zunehmen und weiters richtige Sprachfügungen in den Dienst des Ausdrucks gestellt

werden. Ein hübsches Beispiel dafür bei Wundt⁶⁷). Die Helden der griechischen Tragödie äußern ihren Schmerz mit Lauten, die zum größten Teil dem Gebiet der primären Interjektionen angehören, wofür der Philoktet des Sophokles den bekanntesten Beleg bietet. Der moderne Übersetzer ist außerstande, dieses expressive Schmerzgestammel- und -geschnatter mit deutschen Gefühlswörtern wiederzugeben, weil diese einfach nicht vorhanden sind, sondern ist genötigt, die kaum stilisierten Schmerzenslaute in richtige Worte überzuführen. Hierin spiegelt sich ein Vorgang, der wahrscheinlich so lange die Sprache besteht, wirksam gewesen ist: der allmähliche Ersatz der primären durch sekundäre Interjektionen. Zunehmende Zivilisation mildert und bremst nicht nur die Äußerungen des früher hemmungslosen Affektlebens, sondern stellt diesem auch die Mittel der Sprache zur Verfügung. Die Entladung bewegter Gefühlszustände — früher ausschließliche Angelegenheit eines vorsprachlichen Ausdrucksgeschreis — vollzieht sich später nicht nur weit seltener und gedämpfter, sondern zu nicht geringem Teil im Wirkungsbereich der Sprache, die auch dafür ein taugliches Mittel ist. Sie ist ja das geistige Werkzeug schlechthin, dessen nicht nur das intellektuelle, sondern auch das emotionelle Leben ständig bedarf. Beim Ausdruck handelt es sich um eine Umsetzung seelischer Erscheinungen in bedeutungsvolle Sprachzeichen. Und wenn auch diese Innerungen nicht deshalb in Äußerung übergeführt werden, damit sie anderen Individuen zur Kenntnis gelangen, so wären sie doch einem potentiellen Kundnehmer verständlich und zwar nicht nur im Sinn vorsprachlicher Symptome, sondern in spezifisch sprachlicher Weise. Aber diese sprachliche Verständlichkeit für einen zufällig an der nicht für ihn berechneten Ausdruckssituation teilnehmenden Hörer ist nicht das einzige, was den sprachlichen Charakter dieser Ausdrucksleistungen ausmacht, vielmehr kommt noch der Umstand hinzu, daß die Bedeutung der Sprachzeichen expressive Relevanz hat, d. h. daß sie mit eben diesen Bedeutungen in der konkreten Ausdruckslage wichtig werden. Die Sprachzeichen ordnen sich mit ihren und eben diesen Bedeutungen in den bestimmten Sinnzusammenhang des zum Ausdruck hindrängenden Geschehens ein. Der zornig Schimpfende reagiert mit anderen Worten als der freudig Erschütterte oder der Schmerzerfüllte. Für alle diese Aufgaben stellt die Sprache die tauglichen Mittel bereit.

Die hier feststellbare Entwicklung ist in mehrfacher Hinsicht sprachpsychologisch interessant. Zwischen amorphem Heulen, das weder durch musikalische Notation noch phonetisch durch schriftliche Zeichen für artikulierte Pränanzgestalten fixierbar ist, das aber trotzdem als verstehbares Symptom für die Erlebnisse eines Wesens dienen kann — und dem andern Pol der Äußerung, der sprachlich darstellenden Kundgabe (*Ich habe so schreckliche Zahnschmerzen*) liegen die Interjektionen. Sie zer-

fallen in die erwähnten Gruppen. Bei den primären, die den ausdruckshaften Naturlauten noch nahestehen, ist indes das gleitend-amorphe Heulen doch schon zu bestimmten Vokalqualitäten verfestigt (*au*), bei den sekundären geht die sprachliche Stilisierung, die Abschleifung des naturhaften Lautbestands wieder einen Schritt weiter.

Als Beispiel sei die sprachgeschichtlich sehr interessante Interjektion *o weh* genannt. Sie ist die zeichenhafte Zurechtformung eines ungeformten Schmerzenslautes, der im Griechischen mit *οἰαί*, im Lateinischen mit *vae*, im Gotischen mit *wai*, im Rumänischen mit *vai* wiedergegeben wird. Dieser stilisierte Gefühlslaut vermag dann in syntaktische Verbindungen einzugehen: *οἰαί τιμί*, rumän. *vai de mine, weh mir!*; unter Umständen wird er zum richtigen Hauptwort: *ὡ οἰαί*, das *Weh*. Ein Teil der gängigen Begriffsträger leitet sich in jeder Sprache von Gefühlslauten her: *ächzen, heulen, jauchzen, juchzen*; *eiulare, φεόζειν*; von der griechischen Interjektion *ἀλαλά* stammen folgende Wörter: *ἀλαλαγή, ἀλάλαγμα Kriegsgeschrei, Jauchzen*, weiters *Kampf, ἀλαλάζειν das Kriegsgeschrei erheben, laut rufen* usw.

Die hier angedeutete Entwicklung liegt im Sinn der bereits erwähnten progressiven Versprachlichung und zunehmenden Verzeichlichung der reflexmäßigen Affektsymptome. Diese selbst ist die Folge einer fortschreitenden Intellektualisierung, einer zunehmenden kortikalen Steuerung des tiefenpersonalen reflexmäßigen Geschehens. Man kann diese wichtigen Dinge durch Hinweis auf einen erklärenden Oberbegriff dem Verständnis näher bringen, und zwar den der „progressiven Zerebration“, mit dem der Neurolog und Gehirnanatom De Crinis⁶⁸⁾ im Anschluß an Economo⁶⁹⁾ einen entscheidenden Entwicklungssachverhalt bezeichnet.

Der gehirnanatomische Unterschied zwischen dem Menschen und den höchsten Vertebraten beruht im wesentlichen auf der Zunahme bestimmt charakterisierter Hirnteile, an die die intellektuellen Fähigkeiten geknüpft sind. So fehlt z. B. dem Affengehirn die motorische Sprachregion. Die progressive Zerebration ist das anatomisch-physiologische Korrelat der geistigen Entwicklung des Menschen über das Tier hinaus. Auch dem Säugling fehlt das geistige Leben; seine psychischen Bekundungen sind auf Reflexe beschränkt. Das Reflexgebiet im Rückenmark und Stammhirn ist bei der Geburt bereits ausgereift; zu einem Eingreifen der Großhirnrinde aber kommt es erst später. In den entwicklungsgeschichtlich alten Hirnteilen laufen Prozesse ab, die sich im wesentlichen auf das vegetative Leben beziehen. Die Großhirnrinde wächst später als Hemmungs- und Kontrollorgan zu den schon vorhandenen Stammhirnteilen hinzu. Von hier aus läßt sich eine Aufbaufolge der seelisch-geistigen Leistungen feststellen. Das psychische Leben des Menschen ist zunächst ein bloßes Empfindungs- und Affektleben; das letztere ist ungezügelt und jäh wechselnd. Anatomisch lassen sich die dem Gefühlsleben zugrundeliegenden lebenswichtigen Triebe, Instinkte, Impulse, Allgemeingefühle, Affekte in älteren Teilen des Zentralnervensystems, d. h. im Hirnstamm, lokalisieren, dessen Einfluß auf das menschliche Verhalten erst stufenweise durch die ausreifenden Teile des Gesamthirns eingedämmt wird. Darauf bezieht sich die von F. Kraus⁷⁰⁾ vorgeschlagene Scheidung zwischen Tiefenperson und kortikaler Person. Diese fügt der Regelung des vegetativen Lebens durch den Hirnstamm den intellektuellen Auf-

bau hinzu. Erst nach Ausreifen der kortikalen Person gibt es Intellekt, echte Willensentscheidungen, teleologisch und bewußt gesteuerte Handlungen usw.⁷¹).

Diese Gegenüberstellung gilt nicht nur für die Phylo- und Ontogenese des Menschen, sie läßt nicht nur eine erhellende Unterscheidung zu zwischen Mensch und Tier, Anthropoiden und Homo sapiens, Kind und Erwachsenem, sondern auch eine solche zwischen Primitiven und Kulturmenschen. Im Gesamtverhalten des Kulturmenschen spielen kortikale Kontrollen, intellektuelle Steuerungen des Trieb- und Affektlebens eine entscheidende Rolle, während beim Primitiven alles das in kennzeichnend geringerm Maße vorhanden ist. Die Sprache ist ein Spiegel dieser Entwicklung. Die Interjektionen der Kultursprachen sind stilisierte Überbleibsel dieses vorsprachlichen Affektgeschreis, dessen sich der Primitive im Verein mit einer ungezügelten Körpermotorik zum Ausdruck bewegender Zustände bedient. Die Interjektionen gehören zur Sprache, als sie sich lautlichen Prägnanzformen annähern (oder bereits zu solchen geworden sind) und ferner als sie wohl umschriebenen inneren Zuständen als unmißverständliche, konventionelle und konstante Zeichen zugeordnet sind.

c) Der innere Appell

Ungleich weniger als über die Tatsache des Ausdrucks, bei der es eine Reihe grundsätzlicher Fragen zu klären galt, wird über die beiden folgenden monologischen Sprachfunktionen zu sagen sein. Wir fragen zunächst, ob auch die dialogische Appell- und Auslösungsleistung ein monologisch-intrasubjektives Gegenstück hat, das im Sinn der eingangs vorgeschlagenen Systematik dem Bereich der Willenserscheinungen zugeordnet sein müßte. Und es ist wohl mehr als eine Verführung des Denkens durch ein vorgegebenes Einteilungssystem, wenn wir diese Frage bejahen zu können glauben, womit wir übrigens nicht allein stehen. Eine Reihe von Ethikern hat die enge Beziehung der Sprache zum eigentlichen Wollen und willensgesteuerten Handeln (im Gegensatz zu Trieb- und Affekthandlungen) aufgewiesen. Durch den sprachlichen Ausdruck und die damit verbundene Besonnenheit und Klärung erhebt sich der Wille über dumpfe Begierde, chaotischen Trieb und ungestümen Affekt. Freilich, wie die Wichtigkeit der monologischen Sprachfunktionen ganz allgemein bei weitem hinter der des dialogischen Leistungsbereiches zurücktreten mußte, so ist auch die Rolle der einzelnen monologischen Funktionen nicht gleich an Bedeutung. So ist vor allem das jetzt zu besprechende Gegenstück zur Auslösung nur eine seltene, zudem bloß in Ansätzen und kaum jemals rein aufweisbare Erscheinung. Die Sprache hat im einsamen Seelenleben u. a. die Rolle einer Denkhilfe und Bewußtseinsstütze. Damit braucht sie durchaus nicht im Bereich des Theoretischen zu verbleiben, sondern kann unschwer in die Sphäre des Praktischen übergehen. Da ein Handeln

ohne zumindest in Ansätzen vorhandene Denk- und Überlegungsakte doch wohl die Ausnahme bildet, vermag die theoretische Denkhilfe zur praktischen Handlungshilfe zu werden, und das wäre dann eine der sprachlichen Leistungen, auf die es uns hier ankommt.

Wir suchen angestrengt etwas und fragen uns dabei: „Wo kann ich das nur hingelegt haben?“ Dadurch bringen wir erhöhte Bewußtheit in unser Tun, und die dergestalt bewirkte Steigerung unserer Aufmerksamkeit wird auch praktisch wichtig, da unser Suchen nunmehr systematischer verläuft. Indem wir unsere Tätigkeit bei komplizierten Leistungen gelegentlich mit Sprache begleiten, kommt eine gewisse Ordnung und Gliederung hinein. Was sonst automatisch, mechanisch verlief, wird nun klarer und bewußter. Das ist in vielen Fällen ein Vorteil; manchmal freilich ist der automatisierte Ablauf besser. Einem Erlebnisbericht, in welchem O. Tann-Bergler eine von Billroth vorgenommene Operation schildert, entnehme ich eine für uns interessante Stelle. Sie tut dar, daß der berühmte Chirurg die Gewohnheit hatte, bei seinen Operationen zu sprechen, ohne damit Verständigung im Auge zu haben. „Dabei spricht er beständig in leisem Tone, wie zu sich selber, und kündigt jeden Griff, jeden Schnitt oder Stich, den er zu vollführen beabsichtigt, vorher an.“ Dieses monologische Sprechen wirkt als handlungsfördernde Bewußtseinsstütze. Dergleichen zeigt uns die Psychologie des Alltags oft genug. Wer mit äußerster Raumausnützung einen Koffer zu packen hat, ohne in dieser Tätigkeit besonders geübt zu sein, wird die einzelnen unterzubringenden Dinge laut aufzählen und benennen. Hier stellen sich leicht Sätze ein wie: „Was kommt jetzt?“, „Wo gebe ich das hin?“, „Was brauche ich bei der und der Gelegenheit?“ Dadurch kommen wir unserm Gedächtnis zu Hilfe und schützen uns davor, benötigte Dinge zu vergessen, was ohne diese sprachliche Handlungskontrolle und Gedächtnisstütze weit eher geschähe.

Eine schwer übersehbare vielspältige Tätigkeit wird dadurch gefördert, daß man ihre einzelnen Phasen mit halblautem Reden begleitet. Unser Handeln wird in solchen Fällen nicht bloß zweckentsprechender, sondern auch leichter. Das sprachliche Benennen der Dinge macht das darauf gerichtete Denken bewußter und expliziter und dadurch das Hantieren mit ihnen in höherm Grade mühelos. Das geschieht vor allem bei Tätigkeiten, die viel Aufmerksamkeit und Konzentration der Gedanken auf das Vorzunehmende erfordern.

Daneben sind indes auch andere, ja gegenteilige Fälle möglich. Es gibt Handlungen, die körperliche Sammlung, scharfen Blick und ruhige Hand verlangen, ohne daß der Geist bei ihnen sonderlich angestrengt wäre. Auch hier kann Sprache hilfreich sein. Man lasse ungeübte Personen eine Nadel einfädeln. Es ist zu wetten, daß dabei gesprochen wird. Ein psychologisch besonders interessanter Fall ist der, daß die Sprache ihre handlungsfördernde Wirkung nicht durch Konzentration, sondern durch *D e z e n t r a t i o n* vollbringt, etwa wenn es sich darum handelt, nervöse Hemmungen durch ablenkendes Sprechen zu überwinden. Eine Tätigkeit, die mechanisch leicht vor sich geht, kann gehemmt werden, sowie sich Bewußtsein auf sie richtet. Solche Hemmungen lassen sich dadurch beseitigen, daß

durch ablenkendes Sprechen die Bewußtseinsbeteiligung von dieser Tätigkeit abgezogen wird.

Mir sind Fälle nervöser Schreibhemmungen bekannt, wo die davon Betroffenen zu ablenkenden Worten ihre Zuflucht nahmen; dabei handelt es sich natürlich um zentrale Hemmungen, nicht um muskuläre Störungen (Chirospasmus, Mogigraphie). Gesprächen mit Nervenärzten verdanke ich ein interessantes Beispiel für eine hiergehörige Erscheinung. Ein Patient, der an nervösen Hemmungen beim Urinieren litt, bekämpfte diese dadurch, daß er bestimmte Sätze aussprach, jedesmal dieselben. Hier war also nicht nur die Motorik des Sprechens wichtig, sondern auch der Wortlaut, der Vorstellungsgehalt der betreffenden Sprachäußerung. Aus dem medizinischen Fachschrifttum ist mir ein Fall in Erinnerung, daß ein mit gleicher Hemmung Behafteter in dieser Lage Flüche und Lästerungen aussprach, vor deren frevlerischem Bedeutungsgehalt ihm selber schauderte. Hier halfen gleichfalls die Sprachbedeutungen an der Überwindung störender Hemmungen mit.

Noch eine andere Leistung der Sprache im Bereich der praktisch-volitionalen Funktion gilt es kurz zu erörtern: das direkte Gegenstück zum sprachlichen Appell innerhalb des zwischenmenschlichen Verkehrs; „Gegenstück“ freilich nur hinsichtlich einer analogen Einstellung, keineswegs in dem Sinn, daß sich auf monologisch-intrasubjektivem Gebiet eine Leistung nachweisen ließe, die der intersubjektiven und dialogischen Auslösung an Lebenswichtigkeit und Häufigkeit auch nur einigermaßen gleichkäme. Hieher gehört es, daß zahlreiche Menschen, wenn ein bestimmtes Tun sich zu entscheidender Leistung zuspitzt, die Sprache in den Dienst dieses Tuns stellen. Der Skiläufer, der Autolenker sprechen etwa vor einer schwierigen Kurve halblaut vor sich hin *Achtung* oder *Jetzt heißt aufpassen!*. Und wem ist es noch nicht geschehen, daß er sich selbst kommandierte *Eins, zwei, drei* oder *Nun los!*, wenn er den Sprung ins kalte Wasser nicht gleich wagte. Es gibt solche Fälle des Zögerns, in denen die Sprache als eine Art „Selbstausslösung“ fungieren muß. In drastischer Überhellung läßt sich diese Erscheinung im Bereich des Pathologischen studieren. In Fällen striärer Akinese können die Kranken — wie Bostroem⁷²⁾ nachweist — durch eigenes Befehlen bestimmte Bewegungsauslösungen bewirken, die für sie mit dem gewöhnlichen Verfahren ihrer Willentechnik nicht zu erreichen sind. — Interessante Fälle monologischen Sprachgebrauchs finden wir in den echten Tagebüchern, d. h. in solchen, in denen der Verfasser nur für sich schreibt, ohne an Leser zu denken oder nach dem Herausgeber zu schielen, wie das bei Tagebüchern Prominenter nicht selten der Fall ist⁷³⁾. Die Äußerungen des echten Tagebuches sind ichzugewandt, die Auswahl des Inhalts ist vom Ich bestimmt, desgleichen die Form, die von sachlichem Bericht weit absteht. Es handelt sich dabei um ein Sprechen mit sich selbst, das nur nicht akustisch, sondern graphisch vor sich geht. Normalerweise dient die Sprache des Tagebuchs nicht dem Zweck, mit einem Du in Kontakt zu treten, sondern nur der monologischen

Absicht, durch sprachliche Formung das eigene Erleben zu vertiefen, zu klären und zu fixieren⁷⁴). Oder der Verfasser genießt die Funktionslust der sprachlichen Formung gefühlsbetonter Sachverhalte. Auf jeden Fall sind diese monologischen Sprachverwendungen Beweise dafür, daß die Sprache auch bei völliger Ichzentrierung und der Ausschaltung alles sozialen Kontakts psychologisch interessante Leistungen vollbringt. Dort, wo Du-Zuwendung und damit Auslösungsabsicht vorliegt, ist das nur scheinbar so. Denn dieses Du, an das sich die Ergüsse wenden, ist nicht anwesend und wird diese Zeilen nie zu lesen bekommen, wenn anders es sich um ein echtes Tagebuch handelt.

d) Sprache als Denkhilfe und Bewußtseinsstütze

Mit diesen Ausdrücken bezeichnen wir das monologische Gegenstück zu der dritten Sprachfunktion, dem darstellenden, informierenden Bericht. Die intrasubjektive Leistung der Sprache wirkt sich nicht nur auf dem Gebiet des Gefühls- und Willenslebens, sondern auch auf dem des Geisteslebens aus. Neben Ausdruck und inneren Appell tritt im einsamen Seelenleben eine Verwendung der Sprache, die das Bewußtsein steigert und die Denkarbeit erleichtert. Dort, wo die Erkenntnisse nicht durch blitzartig herauspringende Intuitionen, sondern nur auf längeren abstrakten Denkwegen zu erreichen sind, wird die Mitarbeit der Sprache oft genug nötig sein. Davon war ja schon die Rede; hier nur einige funktionspsychologische Ergänzungen zu diesen früheren Ausführungen. Die Denkkakte als solche werden expliziter und klarer, wenn ihnen die Sprache zuhilfe kommt, gewisse begriffliche Sonderungen vollziehen sich leichter, sobald sich der Denkende vorhandener terminologischer Scheidungen bedienen kann. Vor allem vermögen die Sprachzeichen in den Dienst jener erschwerten Objektionen zu treten, die sich gegen Hindernisse, Zweifel und Störungen durchzusetzen haben. Das Ausmaß, in welchem die Sprache herangezogen wird, kann verschieden sein. Vom stummen Denken in Wortvorstellungen und innerhalb der Kategorien des Sprachlichen, der „inneren Sprache“, bis zum lauten Denken, dem Selbstgespräch, das selbst wieder verschiedene Vollständigkeitsformen aufweisen kann, gibt es alle möglichen Grade und Typen. Wichtig ist uns hier, daß Monologe, wie wir sie an dieser Stelle meinen, aus theoretischer Geisteshaltung erwachsen, also durchaus unexpressiv sind. Dieses Selbstgespräch kann sich in einzelnen abgerissenen Worten bewegen, jedoch auch die Gestalt abgerundeter Sätze annehmen. Verständigung eines andern wird bei diesen als Denkhilfe dienenden Selbstgesprächen nicht beabsichtigt. Zu solchen kommt es ja fast ausschließlich nur dann, wenn wir allein sind oder uns allein glauben. Jedenfalls stellen wir bei Zugegensein eines möglichen Partners schon rein akustisch unsere Äußerung nicht auf ein verstehendes Auffassen ab.

A. Messer⁷⁵⁾ bezeichnet im Anschluß an N. Ach das Erleben von Gegenständlichem mit dem Fachwort *Objektion*. Ein solcher elementarster Denkakt ist in allen Wahrnehmungen vorhanden und zwar liegt er nicht bloß darin, daß bei ihnen allen eben „etwas“ (ein Objekt überhaupt) wahrgenommen wird, sondern auch in dem Umstand, daß diese Objekte für uns mehr oder minder bestimmt sind als Dinge, Vorgänge usw. Diese bestimmten Objektionen fassen wir in Begriffen. Bei den alltäglich in vertrauter Umgebung gemachten Wahrnehmungen spielen die Begriffe eine geringe Rolle. Die Dinge sind einfach da, unbenannt und doch bekannt. So wenig beim Wahrnehmen bekannter Dinge die Objektion zum Bewußtsein kommt, so wenig tun das auch ihre besonderen Formen, wie sie durch die Begriffe sich scheiden und näher bestimmen lassen. Freilich mußten wir uns zu diesem Verhalten erst durch andere Zustände entwickeln, bei denen die Wahrnehmungen nicht so glatt abliefen und auch Begriffe am Bewußtseinsgeschehen erheblich beteiligt waren. In Lagen des Schwankens und Zweifels, in Zuständen erschwerter Objektion drängen sich Fragen ins Bewußtsein und damit auch Begriffe: „Ist das Schwarze dort ein Baum oder ein Mensch?“ Dieses gespannte Erlebnis der Unsicherheit findet seine Lösung durch den Denkakt des Urteilens.

Und hier wird nicht nur der Begriff, sondern auch der Name herangezogen, um die Klarheit zu erhöhen und die Objektion gegen die hemmenden Umstände durchzusetzen. Wo die Objektion glatt abläuft, bedarf es nicht einmal der Begriffe, geschweige denn der verdeutlichten Sprachbenennungen, wo Wahrnehmung und Objektion dagegen erschwert sind, greift man zu der erwähnten Hilfe, schon deshalb, weil der Elan des Denkens dadurch ein anderer wird: die meisten Menschen pflegen laut zu denken, sowie die Denkarbeit intensivere Formen annimmt. Sollten solch halblaut geäußerte Denkhilfen von einem Zufallshörer zur Kenntnis genommen werden, so ist das zu Unrecht geschehen, denn diese Lauthervorbringungen waren ihrer Absicht nach keine dialogisch-kommunikativen Mitteilungen. Die Sprachbedeutungen sind hier in den Dienst des Denkens getreten und die akustisch-motorische Formulierung sollte funktionsfördernd auf den Denkprozeß wirken. Der für jede Sprachäußerung bestehende Zwang zum zeitlichen Nacheinander fördert die Klarheit des Denkens, vor allem bei solchen Personen, die zu schnell denken (was noch keine Ideenflucht sein muß) und die daher an Gedankenkatachresen und -überlagerungen leiden, die mit einem neuen Gedanken beginnen, noch ehe der vorige zu Ende gedacht ist.

Darüber aufschlußreich Flaßstad⁷⁶⁾. Das Verlangen, eine wichtige Sache mit jemand zu besprechen, beruht mit darauf, daß die geordnete Denktätigkeit leichter vor sich geht, wenn man sich auch physisch aussprechen kann. Quelle des Sprechens ist der Trieb, dem Gefühl durch Bewegungen Ausdruck zu verleihen, und die Spuren dieses Ursprungs verschwinden offenbar auch im vorgestellten Sprechen nicht. Auch dieses entspringt dem Drang nach Befreiung, zugleich aber auch dem nach Klarheit. Das Gefühl der Klarheit, das durch das Sprechen oder das Denken in Worten erreicht wird, beruht darauf, daß die wirkliche oder vorgestellte Rede den Verlauf der Vorstellungen hemmt, indem wir gezwungen sind, für die einzelnen Momente unseres Bewußtseinsinhalts Handlungen auszuführen oder vorzustellen.

Indem wir so bei den einzelnen Momenten verweilen, wird der Inhalt des Bewußtseins analysiert, das logische Verhältnis zwischen den Vorstellungen tritt deutlicher zutage und jede Einzelvorstellung wird leichter der Mittelpunkt neuer bedeutungsvoller Assoziationen.

Da Begriffe und Sprachbezeichnungen im Vergleich mit den unbestimmteren und flüchtigeren Vorstellungen etwas Beständigeres sind, ist die Sprache ein Mittel, die fließenden Vorstellungen zu verfestigen. Hier wirkt die „Sprache als Handlung“, was im Anschluß an einen Vortrag des Hamburger Sprachtags⁷⁷⁾ näher ausgeführt sei.

Am Phänomen der Handlung (also auch im Sprechakt) lassen sich vier Momente unterscheiden: Antrieb, Intention, Bewegung, Erledigungsreaktion. Der Antrieb zur sprachlichen Handlung wird durch den Drang zur Ausbildung des Erlebnisses gespeist. Die Sprache ist nicht bloß Träger der Darstellung, sondern sie bildet die Sachverhalte aus, gibt ihnen prägnante Gestalt. Ein Denkprozeß beginnt meist in Form einer vagen Sphäre. Der Inhalt des noch nicht formulierten Gedankens ist verschwommen und ungreifbar. Durch die Sprache, die einen motorisch wohlgegliederten Akt bildet, wird die amorphe Einheit des Gedankens sowohl differenziert als auch festgelegt. Der Denkinhalt wird präzisiert und dadurch der Gefahr enthoben, dem Bewußtsein leicht zu entschwinden. Nietzsche sagt einmal, er habe auf einem Spaziergang zu den nächstbesten Worten gegriffen, um einen auftauchenden Gedanken festzumachen. — Wird die Sprachmotorik gestört, so leidet auch der Prozeß der Entwicklung des Gedankens und seine Fixierung. Hier bringt das pathologische Material Aufschlüsse. Bei motorischen Apathikern zeigt sich ein Nichtfesthalten-können begonnener Gedanken und ein Denken in lauter Sphären. Geht das Denken nicht durch innere Sprache oder den Schreibakt in Motorik über, so entsteht ein Zustand einer Gedankenüberhäufung, der den weiteren Verlauf der geistigen Produktion unmöglich macht. Dabei handelt es sich natürlich nicht um ein Fehlen einfacher Entladungen, da die groben Körperbewegungen nicht den gehemmten Denkprozeß in Bewegung setzen können. Erst die Differenziertheit und Vielgestalt der Sprachmotorik bildet die angemessene Bedingung für weitere geistige Tätigkeit. Die motorisch-sprachliche Äußerung ist nicht nur Träger der Darstellung und Mitteilung, sondern ein dynamisches Moment im Produktionsprozeß. In der sprachlichen Äußerung wird schließlich auch der Antrieb zur Ausbildung befriedigt: die sprachliche Formulierung, die einem Denkvorgang den Charakter des Definitiven gibt, ist die Erledigungsreaktion des Denkens.

Von O. Dittrich⁷⁸⁾ haben wir eine Satzdefinition, die von der Mitteilungsleistung der Sprache ausgeht und das Verstehen durch den Angesprochenen als Wesensmoment in die Begriffsbestimmung einführt. Dazu bemerkt Wundt⁷⁹⁾ kritisch, daß hier über der Eindrucksleistung die monologische Funktion zu kurz gekommen sei. Mag immerhin zur ersten Entstehung der Lautsprache das Zusammenwirken von Sprecher und Hörer unerläßlich sein: nachdem einmal das sprechende Denken da ist, bleibt es nicht an diese Bedingungen gebunden, und eine allgemeine Satzdefinition muß auf den im einsamen Denken gebildeten Satz ebenso wie auf den in einer Unterredung entstehenden anwendbar sein. Diesem Einwand begegnet Dittrich so: „Daß bei Anwendung der Sprache im

stillen Denken kein anderes Individuum als Empfänger da sei, ist natürlich nicht richtig: man macht sich dann selbst mittels der Sprache etwas klar und Geber und Empfänger sind in einer Person oszillativ vereinigt“. Darauf haben nun wir zu entgegnen: Ditttrichs Formulierung ist recht unglücklich, ja sie führt, wenn man auf ihren Bahnen bleibt, alsbald zu völligen Unausdenkbarkeiten. Diese Beweisführung setzt nämlich voraus, daß Sprecher und Denker nicht dasselbe Gehirn haben, daß der Angesprochene, der doch im Fall des einsamen Sprechens mit dem Sprecher identisch ist, nicht schon wüßte, was der Sprecher meint und daß dieser ihm deshalb etwas Neues mitzuteilen vermöchte. Von hier aus ist kein großer Schritt zu dem akademischen Witz, Professor X. sei deshalb so gelehrt, weil er ein regelmäßiger Hörer seiner eigenen Vorlesungen sei. Diese höchst problematische „oszillative Vereinigung“ von Sender und Empfänger im stillen Denk- und Sprechakt wäre nur möglich auf Grund einer weitgehenden Persönlichkeitsdissoziation, wo einmal der Denker, dann wieder der Sprecher als Amtswalter in streng gesonderten Tätigkeitsbereichen das Wort ergriffen. Das meint Ditttrich natürlich nicht, obgleich er in den „Grundzügen“ tatsächlich von einer Spaltung der Persönlichkeit spricht, aber er drückt seine Gedanken so unglücklich aus, daß Weiterführungen dieser Art nahe gelegt werden.

Wir kennzeichnen die Rolle der Sprache im stillen Denken und Sprechen so. Ein mit intensiver Denkarbeit Beschäftigter stellt an schwierigen Punkten dieser Tätigkeit die Sprache in deren Dienst. Er macht sich nicht mit Hilfe der Sprache etwas klar, sondern die Denkarbeit geht dadurch leichter vonstatten, wenn der Denker seine Gedanken in die sprachliche Berichtsform bringt. Die gesamten Bewußtseinsinhalte präsentieren sich deutlicher, verschwommene Gedankenkomplexe legen sich auseinander, die Fülle der terminologischen Begriffe wird sprachlich auseinandergehalten, sachliche Scheidungen werden mit Hilfe der sprachlichen Sonderungen leichter vollzogen als ohne sie, kurz die Sprache erweist sich bei kritischer und vorsichtiger Benutzung als wertvolle Denkhilfe. Und zwar kann das Denken — um bereits Angedeutetes weiterführend aufzugreifen — durch die Sprache eine sachlich-materiale wie auch eine formal-funktionale Förderung erfahren. Jene liegt vor, wenn etwa die Verwendung sprachlicher Zeichen fruchtbare Assoziationen und damit neue gedankliche Ausblicke eröffnet, die Arbeit mit den Begriffen erleichtert, Gedankensprünge aufdeckt, Denkfehler verhindert oder entlarvt. (Daß die Sprache umgekehrt auch die eben genannten Fehler nahelegen kann, wird später zu zeigen sein.) Von funktionaler Förderung sprechen wir dagegen, wenn die Indienststellung der sprachlichen Formen den Denkprozeß beschleunigt, die Vollziehung der einzelnen Denkschritte erleichtert und den aktiven Elan des Denkens erhöht. Es gibt Gelehrte, die ihre besten Einfälle dann haben,

wenn sie mit anderen über die sie beschäftigenden Gedanken disputieren und die leicht dazukommen, auch wenn sie allein sind, an wichtigen Stellen ihrer Denkarbeit vom stillen zum lauten Denken überzugehen. Es gibt ausgesprochen dialogisch-dialektische Naturen — Lessing als Verfasser von Streitschriften ist dafür ein Beispiel — die ihre probehaltigsten Gründe für eine zu erweisende Sache im Kampfgespräch mit einem fingierten Gegner gewinnen. Die häufige Verwendung der stilistischen Figuren des Dialogismus und der Apostrophe ist ein Anzeichen für diese Wesensart des Verfassers.

Auf die fördernde Rolle der Sprache im einsamen Seelenleben, insbesondere für das Denken, hat auch Bühler⁸⁰⁾ hingewiesen. Ohne den Namen Dittrichs zu nennen, wendet er sich gegen dessen Ansicht, in solchen Fällen monologischer Sprachverwendung hätte man es mit Mitteilungen des Sprechers an sich selbst zu tun. Das wäre eine recht überflüssige Tätigkeit; hier handelt es sich vielmehr um das monologische Gegenstück zu dem, was Bühler Darstellung nennt. Aus dieser Funktion, die unserm Denken so wichtige Dienste leistet, läßt sich die Tatsache des einsamen (stillen oder inneren) Sprechens restlos begreifen. Darauf kommt es uns an. Wie Kundgabe und Auslösung ihre monologischen Korrelate haben, so ist dies auch mit der dritten, der gegenständlichen Sprachfunktion, der Darstellung oder — wie wir sagen — der Information, dem Bericht der Fall. Die Sprache ist ein in ihrem Bedeutungsbestand überindividuell verständliches Zeichengefüge, das indes nicht nur dialogisch-kommunikative, sondern auch monologisch-intrasubjektive Leistungen zu erfüllen hat. Nach Dempe⁸¹⁾ ist die setzungsbezogene und setzungsimmanente Verstehbarkeit der Sprachzeichen ein Wesensmoment der Sprache, nicht aber die Erzielung eines realen Fremdverständnisses, einer Mitteilung.

B. Die sekundären Sprachfunktionen

1. Begriff der sekundären Sprachfunktion

Neben den primären Funktionen steht eine Gruppe weiterer Leistungen der Sprache, die auf anderer Ebene liegen und sich an praktischer Wichtigkeit mit den erstgenannten nicht messen können. Außer diesem Wichtigkeitsunterschied liegt hier ein struktureller vor. Bei den primären Funktionen dienen die Worte als Zeichen, als Träger und Vermittler von Bedeutungen und diese wirkten im Sinn der genannten Leistungen im zwischenmenschlichen Verkehr und im einsamen Geistesleben. Daneben aber gibt es Fälle, wo die Sprachzeichen auch noch mit ihrem Symbol-Leib wirken, wo sie nicht nur Vermittler, sondern eigenwertige Wirkungsgegenstände sind. Das weist über die Zeichenfunktion hinaus; denn hier vertreten die Worte ja nicht etwas, sondern wirken selbst.

Bühler¹⁾ spricht mit Bezug auf diese Sachverhalte von Einmengungen aus sprachfremden Zeichenfunktionen, wie sie etwa vorliegen in den Überresten des magischen Denkens und der Ladung der Wörter mit religiösen, moralischen und juristischen Funktionen. Auch sonst kann man gelegentlich die Überzeugung vernehmen, mit den primären Funktionskategorien sei nicht alles zu erfassen, was die Sprache im Bereich des Geistig-Kulturellen leistet. So erkennt D e m p e²⁾, daß neben der bei ihm auf eine einzige Funktion beschränkten Schicht der primären Leistungen ein sekundärer Bereich von Funktionen anzusetzen ist, die die Sprache haben kann, aber nicht muß. Unter Sekundärfunktion versteht er ferner die aktuellen Ziele, die man mit dem Verwenden von Sprachfügungen im Auge haben kann und die keine konstitutiven Elemente der Sprache bilden, obwohl sie für das wirkliche Sprechen von richtunggebender Bedeutung sind. Seine Aufzählung der sekundären Funktionen ist indes unvollständig und unzulänglich.

Die Sprache als Gefüge bedeutungsvoller Zeichen, die gedankliche Inhalte symbolisieren, ist ein Werkzeug, das an verschiedenen Stellen unseres theoretisch-kulturellen wie unseres praktisch-handelnden Lebens eingesetzt zu werden vermag. Daneben aber gibt es im Gesamtbereich menschlichen Kulturverhaltens noch einige Gebiete, in denen die Sprache nicht lediglich (obwohl auch) als Gefüge medialer Symbole, sondern darüber hinaus als etwas Übermediales wirkt, wo die Worte nicht nur als an sich gleichgültige Zeichen verwendet werden, die ohneweiters durch andere den nämlichen Begriffen zugeordnete ersetzt werden können, wo vielmehr die sprachlichen Darstellungsmittel als etwas für sich Wirkendes fungieren, wo den Worten als solchen eine bestimmte Wirkungskraft eignet oder zugeschrieben wird. So etwa im ästhetischen Wertgebiet. Hier verbindet sich ein gewisser melodischer, euphonisch-eurhythmischer Ertrag, ein Stimmungston mit eben diesem Wort und seiner Schallmasse (seiner klanglichen, lautmalenden oder -symbolischen Gestalt), aber nicht mit seinem Synonym. Oder es ist bei religiösen Zeremonien primitiver Kulturen ein bestimmter Zauber- und Beschwörungsertrag an eben diese Klanggestalt gebunden: das Wort ist als solches Gefäß magisch-sakraler Kräfte.

Die Sprache ist Werkzeug und geformter Mittler; darin liegt der größte Teil ihrer Bedeutung für den Aufbau der Kultur. Aber sie ist außerdem noch etwas anderes. Sie ist Atemluft und Existenzraum des menschlichen Geisteslebens, ist eine Kultursphäre von eigener Gesetzmäßigkeit; sie ist die Zwischenwelt, die sich zwischen den Menschen und die Außenwelt gestellt hat³⁾. Wesentlich am Aufbau der Gegenstandswelt und am Erkennen beteiligt, ist sie nicht nur wichtiges Medium des kulturellen Schaffens, sondern Ort und Bereich für Schöpfungen und Wertsetzungen intellektueller, ästhetischer und ethischer Art. Um diesen Dingen gerecht zu werden, müssen die die primäre Leistungsschicht erfassenden Funktionsbestimmungen ergänzt werden durch eine Betrachtung der sekundären Sprachleistungen. Selbstverständlich lassen sich diese in wesentlichen Be-

zügen auf die primären Funktionen zurückführen und in erster Näherung auch aus ihnen erklären: die Sprache ist zu bestimmten logischen usw. Leistungen tauglich, weil sie ein Gefüge darstellender Zeichen ist. Aber alles ist damit noch nicht erfaßt. Daneben bleibt Raum für ein System der sekundären Sprachleistungen, welches alles dasjenige in kategorialer Zusammenschau enthalten muß, was die Sprache neben und über ihren primären Funktionen an Leistungen erbringt. Auch dabei handelt es sich um Sprachliches, also nicht bloß um Anliegen einer logisch-ästhetisch-ethischen Sachforschung. Bei den meisten dieser Leistungen ist die Sprache nicht beliebig zu handhabendes Mittel, sondern oft bestimmende Potenz, deren Ansprüchen genügt werden muß. Dieser mehrfach zutagetretende überinstrumentale Charakter der Sprache ist nicht nur von Geisteswissenschaftlern, sondern auch von medizinischen Kennern der zentralen Sprachstörungen nachdrücklich hervorgehoben worden. An Hand pathologischer Ausfallserscheinungen wird nachgewiesen, wohin die Sprache kommt, wenn sie nur noch als Werkzeug verwendet wird⁴). Sie verfällt völliger Entseelung, wie gewisse Fälle amnestischer Aphasie zeigen. Überall, wo der Mensch in lebendiger Beziehung zu sich oder den Mitmenschen Sprache benützt, ist sie nicht nur Werkzeug, sondern Erscheinung der seelischen Verbundenheit. Mit W. v. Humboldt wird immer wieder betont, die Sprache sei nicht nur Austauschmittel zu gegenseitigem Verständnis, sondern außerdem Weltbild und Weltanschauung, geistiger Raum einer Volksgemeinschaft. Sie ist für jeden Menschen von grundlegender Bedeutung, weil es kaum ein bewußtes Geschehen gibt, das nicht unter der Wirkung des sprachlichen Wissens stünde.

Die Primärleistungen der Sprache vermochten vom immanent sprachpsychologischen Gesichtspunkt aus festgestellt zu werden; die sekundären bedürfen des kulturpsychologischen Aspekts, um richtig gesehen zu werden. Zuzufolge ihrer Sekundärfunktionen spielt die Sprache eine Rolle im Bereich des Magisch-Religiösen, des Ethischen, Ästhetischen und Intellektuellen. Diese Rolle ist freilich nicht in allen der genannten Gebiete die gleiche. Im Bereich des Ästhetischen ist die Sprache ausgesprochen wert- und kulturschöpferisch, was in den anderen Sphären nicht der Fall ist. Ja auch an schädlichen Einflüssen fehlt es nicht. Somit ist von hier aus nicht nur ein Hervorheben positiver Erträge, sondern auch eine Kritik der Sprache möglich. Denn die Sprache fördert nicht nur, sondern hemmt und verführt auch gelegentlich.

Wenn wir den nun einmal vorhandenen Ausdruck „sekundäre Funktionen“ übernehmen, um die Zahl der Fachausdrücke nicht zu vermehren, so bleibt uns dabei doch folgendes bewußt: 1. daß es sich dabei um eine weitmaschige Sammelbezeichnung handelt, die Verschiedenes, nicht immer auf derselben Ebene Liegendes umfaßt; 2. daß der Ausdruck „Funktion“

hier in sehr weitem, gelegentlich in uneigentlichem Sinn zu verstehen ist; 3. daß man es dabei lediglich mit einer handlichen Kurzbezeichnung für die sowohl in ihren positiven Erträgen zu schildernde, als auch kritisch zu musternde Rolle der Sprache im Gesamtbereich der menschlichen Kultur zu tun hat.

2. Die ästhetische Sekundärfunktion

Den Beweis für den in bestimmten Fällen nicht bloß zeichenmäßig dienstwerthaften, sondern außerdem eigenwertigen Charakter der Sprache bildet die ästhetisch-künstlerische Sprachverwendung, deren Bedeutung man anerkennen muß, selbst wenn man hierin nicht die eigentlich schöpferische Leistung der Sprache sieht, wie dies Croce⁵⁾ und Voßler⁶⁾ tun. Die Sprache ist das Medium der Dichtung, wobei indes dieser Ausdruck nicht bloß im Sinn von Werkstoff- und Wirkungsmittel, sondern von Existenzsphäre zu verstehen ist. Man nehme aus einem Gedicht ein Wort heraus und ersetze es durch ein synonymes: die Wirkung ist gestört, wenn nicht aufgehoben. Nimmt man einem Gedicht die sprachliche Form, in der es von seinem Schöpfer dargeboten wurde, so bleibt nicht der Gehalt, ein schöner Gedanke etwa, sondern meist nichts übrig.

H. Lützel⁷⁾, der Versuche dieser Art anstellt, kommt hier zu brauchbaren Bestimmungen. In der Wissenschaft ist das Sprachmaterial als solches gleichgültig, sofern es nur genau zu sagen erlaubt, was gemeint ist: darum ist eine astronomische Abhandlung ohne weiteres übersetzbar. Eine lyrische Dichtung ist das nicht im gleichen Maß. In der Wissenschaft ist die Sprache bloß Verständigungsmittel, in der Dichtung gehört sie schon als Klang und Bewegung zur Sinnmitte des Werks. Im Bereich der Wissenschaft verhält sich die Sprache sinn dienend, im Bereich der Dichtung sinn bildend.

Ihre eigene Beschaffenheit verleiht den Dichterworten eine ästhetische Sinnfülle, eine Bedeutung, die nicht zusammenfällt mit derjenigen, die den durch sie symbolisierten Sach- und Sinnverhalten eignet. In diesem die ästhetische Sekundärfunktion bildenden überlogischen Plus liegt etwas, was mit primären Funktionskategorien nicht zur Genüge erfaßbar ist. Hier handelt es sich durchaus um Sprachliches, nicht um Wirkungen, die auf Rechnung einer sprachunabhängigen poetischen Gegenstandssphäre kommen. Die Sprache hat nicht den ohne sie schon vorhandenen poetischen Wert zu vermitteln, sondern diesen in einer bestimmten Konkretionsstufe erst zu setzen. Die nämlichen Gedanken- und Gefühlserlebnisse, die gleichen „Objektive“ können sprachlich derart vorgetragen werden, daß sich nicht die geringste ästhetische Wirkung an sie schließt. Nun könnte man einwenden, die Leistung des dichterischen Werks sei mittels der primären Funktionskategorien genügend zu erfassen. Zur Vermittlung des dargestellten Gehalts komme hier eben eine besondere Ausdrucks-

leistung hinzu, die nicht nur die begriffliche Zentralbedeutung der Worte, sondern allerlei Nebenwirkungen in ihren Dienst stelle. Dieser Einwand läßt sich aber nur dann vertreten, wenn man die primären Leistungsbestimmungen mit einem Sinn befrachtet, der über das mit ihnen zunächst Gemeinte hinausführt.

Das ästhetische Leistungsgebiet ist der Bereich, wo gewisse Unzulänglichkeiten, die der Sprache ihrer Entwicklung gemäß anhaften, im Sinn werthafter Erträge verwendet werden können. Hier handelt es sich ja nicht um realiter verbindliche Mitteilung, sondern um ein Spiel der Phantasie. Manches Erbe aus früherer Zeit, Personifikationen und Bilder, die in logischer Hinsicht unzulänglich sind, vermögen als Archaismen oder poetische Atavismen werthhaft zu wirken. Die zwangsläufige Uneigentlichkeit der Sprachzeichen, ihre niemals fehlende Verquickung mit allerlei Nebenbedeutungen — in logischer Hinsicht ein Mangel, dem die Wissenschaft durch mathematische Zeichen und Fachworte aus fremden Sprachen abzuhelpen sucht — ist in ästhetischer Hinsicht ein Vorzug. Wo ein Wort zur abgeschliffenen Münze im Sprachverkehr des Alltags geworden ist, hat es für den Dichter jeden Wert verloren, weil es das Verständnis so gradlinig wie eine chemische Formel erzeugt. Dem Dichter aber kommt es nicht auf nackt-eindeutige Begrifflichkeit, sondern auf stimmungsvolle Bildlichkeit an. Er bevorzugt den ungewöhnlichen und uneigentlichen (den altertümlichen, neologistischen, tropischen) Ausdruck; der logische Mangel des erschwerten Verständnisses wird als ästhetischer Gewinn gebucht. Die dichterischen Tropen sagen durchgängig mehr oder anderes aus, als sachlich zutrifft⁸). Als ästhetische Figmente, die im Sinn bestimmter Auffassungszwecke die Wirklichkeit willkürlich behandeln, haben sie etwas Unwahres an sich. Die gehobene Sprache idealistischer Zeiträume empfindet jede konkrete und treffende Redeweise — das Ideal der Verständigung im Fall sachgemäßer Information — als unangenehm. Sie nennt die Dinge möglichst nicht bei ihren Namen, sondern umschreibt, wählt zu weite, zu allgemeine Ausdrücke. Auch damit werden eigenartige ästhetische Wirkungen erzielt.

Einen weitem Beleg für die Eigenwertigkeit der ästhetisch verwendeten Sprache liefert die *Glossomorphie*. Diese ist, wo es sich um logische Erträge handelt, schlechthin schädlich. Auf einem Teilgebiet des Ästhetischen, dem Komischen, ist sie dagegen erlaubtes Wirkungsmittel. Glossomorphes Sprachspiel ist eine entspannende Ergötzung, für die sich völkerpsychologische und weltliterarische Belege zur Genüge beibringen lassen, von den Scherzkatachresen der Kinderstube bis zu den Unsinnsmärchen und Lügendichtungen (Hans Clawert, Finkenritter, Münchhausen). Mit verbaler und glossomorpher Komik unterhält *Morgenstern* sein Publikum, wenn er durch Analogie- und Kontrastbildungen, durch Kombination

und Kontamination allerhand Wesen erschafft, die nur im Bereich des Sprachlichen existieren, wenn er Vorgänge sich vollziehen läßt, die im Bereich des Sachlichen nicht möglich sind. Ich behandle den sprachästhetischen Problembereich absichtlich kurz, weil von diesen Dingen in zahlreichen meiner Schriften eingehend die Rede ist.

3. Die ethische Sekundärfunktion

a) Die Fragestellung

Die Beziehungen der Sprache zum Ethisch-Praktischen hebt R. Graßler⁹⁾ hervor, wenn er sagt, die Sprache bereite durch ihre lebensnahe Symbolik Wollen und Handeln vor. Anderen Symbolsystemen liegt dergleichen fern. Auch noch in anderer Hinsicht hat die Sprache teil am Bereich der sittlichen Erscheinungen. Hier liegen nicht nur glottoethische, sondern auch psychologische Probleme beschlossen. Jede Einzelsprache hat eine Reihe von Wirkungsmitteln geschaffen, um im Sprechverkehr zum Ausdruck zu bringen, daß der Sprecher seinen Partner als Persönlichkeit achtet. Sie hat Mittel ausgebildet, um Ehre zu bezeugen und das Selbstgefühl des Angesprochenen zu heben. Ein bewußtes Außerachtlassen dieser durch die Sprachkonventionen des respektvollen Verkehrs bereitgelegten Mittel kann den Kundnehmer gewisser Apostrophen mit quälendem Minderwertigkeitsgefühl erfüllen, in ihm den Unlustzustand des sich Mißachtetfühlers erzeugen. Beleg dafür ist das ungarische Zeitwort *lemagázni* (= jemand durch 'ein abschätziges Höflichkeitspronomen herabwürdigen). Solche Einflüsse vom Ethischen her sind in verschiedenen Bereichen der Sprachgestaltung anzutreffen: in der Grammatik (z. B. der Morphologie des Wortes und des Satzes), im Wortschatz und Wendungsbestand und schließlich in verschiedenen Stilschichten.

b) Grammatisches

Neben den grammatischen Imperativ treten vom psychologischen Gesichtspunkt aus verschiedene andere Befehlsarten und -formen, die nach ihrer Wirkung auf den Hörer abzustufen wären¹⁰⁾. Besonders entwürdigend und hochmütig klingen die Befehle mit *man* — Goethes berühmtes „Man lache nicht!“ ist hier Musterbeispiel — oder im Passiv. Diese Art der Befehlerteilung läßt den Angeredeten überhaupt nicht mehr als Person gelten. Minder herrisch sind die Befehle im Indikativ der Gegenwart oder der Zukunft, da sie zwar den eigenen Willen des Beauftragten für die Dauer der angeordneten Handlung ausschalten, ihn aber sonst als Person achten. Das Gegenteil dieser Bräuche liegt vor, wenn Äußerungen, die tatsächlich Befehle sind, sprachlich so geformt werden, als läge die auszuführende Handlung im freien Belieben oder im eigenen Interesse des

Angeredeten. Von dieser Art sind die urbanen französischen Befehlsformen, die, wenn man von der Erscheinung des Heischefuturums absieht, großenteils auf *s'il vous platt* ausgehen. Zahlreiche Sprachen haben ferner die Möglichkeit, den strikten Befehl zu mildern, ja ihn fast zur Bitte abzuschwächen, dadurch etwa, daß er in Frageform vorgetragen wird. Diese ethischen Tatsachen wirken bis in die Struktur der Wortbildung hinein und haben ihre Korrelate im Formenbestand der Sprache. So wenn im Ungarischen die für den barschen Befehl vorhandenen kurz abbrechenden Formen (*írj* = schreib!, *dolgozz* = arbeite!) rein äußerlich eine Verlängerung erfahren, wo es ein höfliches Ersuchen auszudrücken gilt, um ihnen den brüskten Charakter des kurz Abbrechenden zu nehmen (*írjál, dolgozzál*). Nicht der Befehl als solcher wird als unangenehm gemieden, sondern nur die barsche Kurzform. Aus gleichem Grund müssen im Lateinischen die Befehlsformen *es, este, i* den längeren Formen *esto, estote, vade* weichen. Auch hier wird der vergewaltigende Kommandoton rein morphologisch beseitigt. Und im Französischen lauten Bejahung und Verneinung nicht kurz *oui* und *non* (was in der Alltagsrede als Gipfel der Unhöflichkeit gälte), sondern *oui (non), monsieur (madame)*. Belege für ähnliche Erscheinungen bietet die Grammatik auf Schritt und Tritt. Sie müssen das Interesse des Sprachpsychologen erregen; denn man versteht solche Formen gar nicht, wenn man die zugrundeliegende psychologische Ratio nicht kennt. Daß sich in der Umschreibung des Futurums beim englischen Zeitwort für die erste Person der Ein- und Mehrzahl das Hilfsverbum *shall*, für die anderen dagegen *will* durchgesetzt hat, dürfte wohl ähnlich zu erklären sein. Ein Sollen wurde nur dem Ich und dem inklusiven Wir zugemutet. Sowohl der Bestand an Verbalgenera wie auch der an Verbalmodis wird vom Ethischen her beeinflußt. Jene eigentümliche Einschränkung des Verbalbegriffs, die man als Konjunktiv bezeichnet und die rein formal — etwa im Sinn einer Ablehnung der von der *Consecutio modorum* ausgehenden Zwänge — in manchen Sprachen einer zunehmenden Schrumpfung unterliegt, wird vor allem durch die Bedürfnisse eines höflich achtungsvollen Sprechens aufrechterhalten, das apodiktische Behauptungen vermeidet und die Redeformen eines zurückhaltenden Tones bevorzugt. In manchen Indianersprachen ist der Modus Dubitativ in Gesprächen mit würdigen Partnern die fast allein gebrauchte Form. Das Japanische spricht vom Tun hochgestellter Persönlichkeiten nicht im einfachen Aktivum — es ziemt sich doch nicht, daß ein vornehmer Herr selbst Hand anlegt —, sondern in Verbalformen, deren Wertigkeit man für unser Sprachgefühl am besten durch den Begriff des Kausativums andeutet. Auch bei uns sagte die höfische Sprache vor nicht allzuvielen Jahrzehnten: *S. M. geruhte auszufahren*. Der Begriff des Tätigseins wurde auf diese Weise abgeschwächt, indem man die betreffende Tätigkeit ausdrücklich als im

Willen des hohen Herrn liegend hinstellte (mhd. *geruochen* = seinen Willen auf etwas richten). Im Kasusgefüge des Deutschen gibt es einen ethischen Dativ, einen Wemfall des inneren Anteils, der den Sprecher oder den Angesprochenen mit dem berichteten Geschehen in einen gewissen Zusammenhang bringt; hierher gehören außerdem Fügungen wie soziativer Plural und Gemütlichkeitspossessiv.*

Von den Sprachwissenschaftlern ist vor allem Gabelentz¹⁰⁾ für diese Dinge sehend geworden. Mehrfach scheidet er in der Sprache zwischen logischen und psychologischen Faktoren, so etwa mit Bezug auf die Modalität. Unter logischer Modalität versteht er die Verknüpfung einmal zwischen Subjekt und Prädikat, sodann der sich aneinander reihenden Gedankensätze mittels der logischen Kategorien des Seins, Nichtseins, Werdens, Könnens, Müssens, der Bedingung, Ursache usw. Diese Modalität ist objektiv und steht damit im Gegensatz zu jener subjektiv-psychologischen, die das seelische Verhalten des Sprechenden zum Inhalt der Rede betrifft. Wenn man einen Befehl in verschiedene Formen kleidet, ihn barsch und kurz ausspricht oder ihn zu Wunsch und Bitte abschwächt, wenn man eine Frage unmittelbar stellt oder sie in anderen Fällen weitschweifig umschreibt, wenn man in die mitteilende Rede allerhand Wörter einflieht, die mit dem Gegenstand nichts zu schaffen haben, so liegt in allen diesen Fällen der Grund hierfür nicht in der Sache, sondern in einem gemütlich-geselligen Bedürfnis des Sprechenden. Er will dann eben mit dem Angesprochenen in Beziehungen treten, die mehr als sachlich sein sollen.

Von diesen ethisch wie psychologisch gleicherweise bedeutsamen Bedürfnissen aus erklärt sich das Vorhanden- und das So-Sein bestimmter Sprachformen und Redeteile. Aber nicht nur der grammatische, sondern auch der musikalische Bestand — der Satzton z. B. — kann in den Dienst ethischer Kategorien gestellt werden. Am Schluß der Aussagesätze sinkt der Ton, in den Fragesätzen steigt er. Der steigende Ton zeigt an, daß der Gedanke noch unvollendet ist, der fallende hingegen, daß er als beendet angesehen werden soll. Diese normalen Betonungsverhältnisse erfahren manchmal aus ethischen Bedürfnissen eine Umkehrung. Aussagesätze erhalten dann steigenden Ton, um den Eindruck einer schroff aufgestellten Behauptung oder eines Widerspruchs abzuschwächen; der Inhalt wird als doch nicht ganz sicher hingestellt. Desgleichen erhalten Befehlsätze diese inverse Betonung, um den Befehlscharakter zu mildern. Umgekehrt kann ein Vorgesetzter, der im Wortlaut seiner Befehle noch eine gewisse Höflichkeit beobachtet, durch den fallenden Ton dieser Sätze Ungeduld und Unwillen zum Ausdruck bringen.

c) Euphemismus und Litotes

Mit diesen Erscheinungen werden sich die folgenden Abschnitte noch eingehend zu beschäftigen haben; hier sei nur von einer psychologisch interessanten Teilfrage die Rede. Die verhüllende (euphemistische) Bezeichnung anstößiger Dinge kann im Dienst ethisch wertvoller wie mißwertiger Bestrebungen stehen. Das letztere ist der Fall, wenn euphe-

mistische Formulierung es ermöglicht, Genuß aus Vorstellungsbereichen zu gewinnen, deren Betreten in der Regel durch moralische Zensur verboten wird: in diesem Sinn bewirken euphemistische Umschreibungen das „Salonfähigwerden“ von Zoten. Hier sind allerlei konventionelle Lügen am Werk. Es wird nicht durch Vermeidung unerfreulicher Vorstellungen ein zartes Gemüt geschont, sondern meist nur der Forderung Rechnung getragen, in Ausdrücken zu reden, die konventionellerweise als die feineren gelten. Da diese Euphemismen aber nach einiger Zeit sprachüblich werden, ist ihr Verhüllungswert gleich Null. Der Hörer ist sofort im Bild. Wir sehen also: Verpönt ist nicht die widrige Vorstellung, sondern nur das zur direkten Bezeichnung dienende Wort. Die Sache bleibt bestehen wie sie ist, man darf auch genötigt werden, an sie zu denken, nur muß diese Nötigung nach bestimmten Auswahlgesetzen des Wortgebrauchs erfolgen. Stets aufs neue erweisen die hiehergehörigen Tatsachen, daß für die zugrundeliegende Auffassung — sie eignet keineswegs nur primitiven Zeiträumen — die Sprache nicht als Gefüge indifferenter Zeichen gilt. Wäre sie nichts anderes als das, dann kämen die erzielten Wirkungen ausschließlich auf die Rechnung der mitgeteilten Inhalte.; die sprachliche Formulierung könnte dann nichts hinzutun und nichts mildern. Würde die geschlechtliche Betätigung als etwas Anstößiges gefühlt, so müßte jedes Wort, das auf diesen Sachbereich hinweist, gleichermaßen unerfreulich und tabu sein. So ist es aber nicht. Verboten sind lediglich die drastisch-direkten Bezeichnungen, verhüllende Worte dagegen sind erlaubt, obwohl sie — ist die Verhüllung einmal konventionell geworden — den peinlichen Gegenstand genau so deutlich machen, wie die unverhüllte Bezeichnung das tut. Wie es einen ex-metaphorischen Entwicklungszug in der Sprache gibt, demzufolge ursprünglich indirekt-bildliche Bezeichnungen nach einiger Zeit zu angemessenen werden, gibt es einen ex-euphemistischen, der die verhüllenden Ausdrücke alsbald um ihre Wirkung bringt. Der Euphemismus ändert weniger die zentrale Vorstellung als den Vorstellungsträger, was aber schon als genügend empfunden wird. Dergleichen Konventionen des guten Tons wären unmöglich, wenn man die Inhalte ins Auge faßte und die Sprachzeichen nur als an sich belanglose Mittler gelten ließe. So ist es aber nicht. Für die landläufige Auffassung vermögen die sprachlichen Bezeichnungen als durchaus übermediale Potenzen die Dinge zu verändern.

Wohlgemerkt: Wir betreiben hier nicht Sprachlogik, weshalb es uns gleichgültig läßt, ob diese immer wieder vom naiven Bewußtsein eingenommene Einstellung zur Sprache richtig ist. Als Psychologen wird uns diese Tatsache als solche zum interessanten Problem. Gewisse Dinge werden ohne weiteres getan, und dieses Tun wird als ganz ordnungsgemäß befunden, aber man spricht nicht von ihnen: offenbar weil man den höheren Grad von Bewußtheit scheut, der den Sachverhalten und ihren psychischen

Korrelaten durch die sprachliche Formung zuteil würde. Auch das ist ein Beweis für den übermedialen Charakter der Sprache, den wir ihr zwar nicht als Erkenntniskritiker, wohl aber als Psychologen zubilligen müssen. Der Sprechende wirkt nicht nur durch die mitgeteilten Inhalte, sondern auch durch die feine, zarte, taktvolle, vornehme, gesellschaftsfähige oder derbe, drastische, schonungslose, ordinäre Art der Mitteilung, und auf diese kommt viel an. Er hat es in der Hand, durch seine Formulierung auf die Wirkung des Inhalts Einfluß zu nehmen, etwa sie durch Euphemismus und Litotes abzuschwächen.

Wie oft ist der Arzt genötigt, eine „infauste“ Diagnose durch sprachliche Formulierung weniger schrecklich zu machen, ohne doch direkt falsche Vorstellungen zu erregen. Was Ärzte hierüber mitzuteilen wissen, hat psychologisches Interesse. Vor hypochondrischen Patienten mit krankhafter Karzinomfurcht darf das Wort „Krebs“ überhaupt nicht in den Mund genommen werden; es wird auch bei günstigem Befund gemieden, als ob die verbale Setzung auf den Bereich der Tatsachen einwirken könne. Bekannt ist die Erzählung von den beiden morgenländischen Traumdeutern, die einen Traum ihres Königs übereinstimmend auslegten, aber verschieden formulierten: der eine so, daß er hingerichtet wurde, während der andere, der sprachlich geschickter war, in der Gunst seines Herrn stieg.

An dieser Stelle ist die ethische von der psychologischen Fragestellung zu scheiden. Die Sprachethik fragt: Was leistet die Sprache im Dienst der Verwirklichung des sittlichen Werts? Hier wird darauf hingewiesen, daß die Sprache Ausdrucksformen geschaffen habe, um Güte, Zärtlichkeit und inneren Anteil zu überzeugender und gefühlswirksamer Äußerung zu bringen, Schreckliches schonend mitzuteilen usw., wodurch sie mitwirkt an der Erleichterung des Lebensleids, in der man eine Hauptaufgabe des sittlichen Verhaltens gesehen hat. Die sprachpsychologische Fragestellung lautet dagegen: Wie vermag die Sprache trotz der letzten Endes unmißverständlichen Darstellung des gemeinten Sachverhalts die tröstende Wirkung auszuüben oder ein zartes, schamhaftes Gemüt zu schonen? Um diese Frage zu beantworten, muß man sich die wichtigsten der von der Sprache dafür aufgebauten Mittel ansehen. Sie verwendet hier nicht die konkreten, bezeichnendsten, sondern zu weite, allgemeine und abstrakte Ausdrücke. Zufolge konventioneller Zuordnung wird zwar das im Mittelpunkt der Bedeutung Stehende verstanden, aber es scheint daneben doch immer noch die Möglichkeit einer anderen Deutung zu bestehen. Die Formulierung ist ferner nicht nur denkbar unandringlich, sondern oft auch noch hypothetisch. Somit besteht kein Zwang, das Verständnis unmittelbar und eindeutig in die gefürchtete Richtung zu schicken. Schließlich können die verwendeten Worte in Gefühlston und Sphäre allerlei Tröstliches und Erhebendes enthalten. Wo es sich um Anliegen der Schicklichkeit handelt, läßt der allgemeinere oder umschreibende Ausdruck dem Angesprochenen, auch wenn er das zu Verhüllende auf den ersten Blick durchschaut, die Möglichkeit

offen, sich so zu gebahren, als verstehe er es nicht völlig genau, da der Formulierung ja die suggestiv-direkte Verweisung der Auffassung in eine einzig mögliche Richtung nicht eignet. Hier stellt die Sprache — wie so oft — ihr Arbeiten mit Fiktionen in den Dienst bestimmter Ziele. Bahnsen¹¹⁾ spricht einmal davon, daß man im höhern Salonton wie in der gehobenen Dichtersprache lieber mit der leichten Federzeichnung abstrakter Andeutungen als mit der breiten Pinselführung anschaulicher Beschreibung erzähle. Das Abstrakte gilt als solches schon für ein der gemeinen Sinnlichkeit Entrücktes; deshalb spricht man von bestimmten Dingen um so anständiger, je mehr man dem Hörer zu raten aufgibt. Abstrakta tun dabei den nämlichen Dienst wie Fremdwörter, bis auch sie allzuverständlich werden. Eine gewisse Zeit dürfen sie dann noch gebraucht werden, schließlich aber müssen sie verschwinden und werden selbst wieder einer neuen euphemistischen Umschreibung bedürftig. Beispiele sind Wörter wie *Verhältnis* im Deutschen, *enceinte* im Französischen. Letzterer Ausdruck ist ein bildlicher Euphemismus, hergenommen von der Tatsache, daß Frauen zu bestimmten Zeiten ohne Gürtel gehen mußten (*in-cincta*). Heute hat dieser Ausdruck seinen euphemistischen Charakter längst verloren. Hier gibt es merkwürdige Kreisläufe. Manchmal sind späteren Zeiten bestimmte Ausdrücke, die frühere Jahrhunderte durch Euphemismen zu verdrängen für nötig befunden hatten, ganz unanstößig, während die mildernden Ersatzworte peinlich geworden sind. Der Ausdruck *Minne* ist dafür ein Beispiel: um 1200 ein Fachwort höfischer Lyrik, um 1500 dermaßen gesunken, daß Mädchen diesen Ausdruck mieden, nach 1800 romantischer Archaismus von besonderem Stimmungswert. Im Anschluß daran einiges über das Feine und Vornehme als sprachethisch-ästhetische Grundgestalt. Im früheren Russisch gab es eine Art Bedientenstil, in welchem die Angehörigen dieses Berufs von ihrer Herrschaft sprachen; auch bei uns hätte ein Diener alten Schlages niemals gesagt: *Die Herrschaften sind beim Essen*, sondern er hätte *speisen* gesagt, wenn er nicht überhaupt ein ihm feierlich klingendes Fremdwort (*Diner*) vorgezogen hätte. Jede Sprache besitzt eine Reihe von Worten, Wendungen und Formen, die als fein und vornehm gelten. Bei manchen Sprachen geht das so weit, daß sich eigene Redeschichten ausgebildet haben, die als soziale Stilgenera den rhetorischen (*genus amplum, medium, tenue*) gegenüberreten können. Ebenso wie die gepflegte Umgangssprache alles meidet, was als grob und niedrig erscheint, an Sprechweise und Sprachform ungebildeter Kreise gemahnt, ebenso wird die Sprechweise bildungsmäßig gehobener Schichten aufgesucht. Das „feine“ Reden vermeidet es, anstößige Dinge überhaupt zu erwähnen, oder es stellt, wenn sich das nicht umgehen läßt, gewisse „tecta verba“ in seinen Dienst. Außerdem nimmt es Rücksicht auf bestimmte assoziative Faktoren. Auch bei ganz unanstößigen Dingen können die sie bezeichnenden Ausdrücke vom Stand-

punkt einer sozialen Ästhetik aus als unerfreulich empfunden werden¹²). Hieher gehören nicht nur die „Ausdrücke der Gosse“, sondern auch alle Ausdrücke, die von der „Gehobenheit“ allzusehr abliegen. Man vergleiche in bezug darauf Worte wie: *Mund — Schnute — Fresse — Maul; Pferd — Gaul — Mähre; Gemahlin — Gattin — Frau — Weib — Alte, Olle*. Gebraucht man Ausdrücke der saloppen Umgangssprache zu einem mit uns nicht in vertrauten Beziehungen stehenden Partner, so mag sich dieser mit Recht verletzt fühlen.

Mit Hinblick auf die Rolle des Euphemismus im Sprachschatz einzelner Sprechergruppen unterscheidet sich auch die Sprache der Männer von der der Frauen¹³).

Die Frauen primitiver Völker verfügen nicht über die Tabu-Euphemismen, die ihre Männer auf Jagd und Kriegspfad verwenden, dafür haben sie genügend andere. Die Weibersprache der Kariben liefert zahlreiche Belege dafür. Die Frauen der Suaheli verwenden sinnbildliche Worte in ihren Geheimkulten zur Bezeichnung unzüchtiger Dinge. Die Ersatzwörter sind entweder die gewöhnlichen Namen für harmlose Gegenstände oder stammen aus anderen Bantusprachen¹⁴). Die gleichen Bestrebungen verleihen auch den Sprechweisen europäischer Frauen ein kennzeichnendes Gepräge. Auch hier haben die Frauen eigene Euphemismen für alles, was mit dem Geschlechtsleben zusammenhängt. Vor allem scheuen sie sich, gewisse Körperteile und deren Tätigkeit mit den unmittelbaren, oft derben Bezeichnungen zu benennen, die Männer und vor allem junge Leute bevorzugen, wenn sie unter sich sind. In starker Überhellung tritt diese an sich allen Frauen aller Länder eigene Sprachtendenz bei den Präziosen des *Hôtels Rambouillet* heraus, weil sie hier durch gleichsinnige Bestrebungen des barocken Zeitstils verstärkt wird. Wenn sie es nötig finden, den Begriff Katze zu umschreiben, so äußert sich hier barocke Periphrasensucht, die einen zeitgenössischen deutschen Dichter veranlaßt, für Seide die schwülstige Wendung *bunte Würmermüh* zu ersinnen. Wenn sie dagegen statt heiraten sagen „*sich der erlaubten Liebe hingeben*“ oder das Hemd bezeichnen als „*la compagne perpétuelle des morts et des vivants*“, so ist hier weibliche Prüderie am Werk. Belege wie diese geben uns das Recht, diese weibliche Sonderterminologie als sekundäres psychisches Geschlechtsmerkmal anzusehen. Frauen zeigen ferner Abneigung gegen alle Ausdrücke, die den Beigeschmack des Fluchens haben. Außerdem lieben sie die Litotes und sagen statt *schmutzig* oder gar *dreckig* lieber *unsauber* oder *nicht ganz rein*.

Da wir über die Auswirkungen des Geschlechtsunterschieds auf sprachlichem Gebiet nur noch gelegentlich und beiher zu sprechen haben werden, sei hier noch einiges sprachpsychologisch Interessante über die Frauensprache gesagt. Der Wortschatz der Frauen ist meist konkreter, alltags- und mundartnäher. Dieser Tatsache trägt das altindische Drama dadurch Rechnung, daß es die Männer Sanskrit, die Frauen dagegen Prakrit reden läßt. J e s p e r s e n vermag ferner nachzuweisen, daß bestimmte Adverbia von den Frauen ganz besonders bevorzugt werden und auch die Syntax kennzeichnende weibliche Sondermerkmale aufweist. Die Frauen lieben Ausrufsätze, die sie oft halbvollendet abbrechen. Dergestalt kommt es zu einer charakteristischen Häufung der sogenannten Kurzsatzsätze vom Typus *Nein, so was!, Wissen Sie!, Did you ever!* Das Denken der Frauen liebt Sprünge und Auslassungen — M e r e d i t h sagt von einer seiner Heldinnen „*She thought in blanks*“ — daher sind in ihrer Sprache Ellipsen häufig, und da sie zwingend schlußfolgerndes

Denken weniger lieben als ein Nebeneinanderlegen von Vorstellungsinhalten, ist ihr Satzbau nicht so sehr wie der des Mannes auf Hypotaxe, sondern vorwiegend auf Parataxe abgestellt.

d) Die Höflichkeitssprache

Die Sprache weiß Anstößiges zu verhüllen, Widriges zu verschönern; damit steht sie im Dienst ethisch bedeutsamer Erscheinungen wie Schicklichkeit, Schamgefühl und Takt. Aber auch die hypothetischen Vorschriften des geselligen Verkehrs wirken sich auf sprachlichem Gebiet aus¹⁵). Es ist nicht nur das gesellschaftliche Ethos der schonenden Rücksicht, das einen Sprechenden veranlaßt, gewisse „gesellschaftslügnerische“ Dinge zu sagen, sondern die Sprache als solche wirkt hier führend und verführend. Die Sprachform des „guten Tons“ nötigt uns zu allerlei Höflichkeitsfiktionen, außerdem bietet sie sofort die entsprechenden Ausdrucksformen dar. Sie besitzt eine Fülle festgewordener Umschreibungen, Höflichkeitsfloskeln und stehender Redensarten, in deren Bahn eine „Konversation“ unverbindlich dahinrollen kann, ohne stets die inneren Zustände der Sprechenden kundzugeben. Neben den Sachforderungen der schonenden Rücksicht, die nicht mißachtet werden dürfen, wo auf erfreuliche Geselligkeit Wert gelegt wird, stehen direkte Sprachzwänge durch den geläufig gewordenen stehenden Besitz an allerhand Höflichkeitswendungen. Gewisse gesellschaftliche Formeln besagen gar nichts, weil sie nicht im Belieben des Sprechenden stehen, sondern durch die Konvention erzwungen sind. Ein Politiker früherer Zeiten, der ein feindliches Parteiblatt der Lüge zieh, indem er ihm eine „Berichtigung“ sandte, begann seine wutschnaubende Zuschrift mit den Worten *Geehrte Schriftleitung* und setzte ein *Hochachtungsvoll* an den Schluß. Von einem bekannten Finanzmann wird berichtet, er habe über seinem Schreibtisch für lästige Besucher die Mahnung anbringen lassen, Aufforderungen zum Bleiben dürften nicht ernst genommen werden. Die Höflichkeit nötigte ihn, solche überhaupt auszusprechen. Heute ist gerade in Hinblick auf diese Dinge sehr vieles besser geworden, aber die Prägung der Sprache durch jahrhundertalte Konventionen ist nicht so leicht zu verwischen. Gewiß, man sagt heute nicht mehr *Meine Wenigkeit*, läßt die Personalpronomia der ersten Person nicht mehr so häufig aus wie früher, die Titelsucht ist zurückgegangen, aber gewisse allgemeine sprachethische Tendenzen sind geblieben. Gerade der Sprachpsychologe ist imstande, durch Aufdeckung der hier wirksamen Triebkräfte das Verständnis bestimmter Erscheinungen zu fördern, die sich in den verschiedensten Sprachen finden. Etwa der Tatsache, daß in der höflichen Anrede die angesprochene Einzelperson die Pronominal- und Verbalformen der Mehrzahl bekommt. Das geht so weit, daß in der englischen Umgangssprache unserer Tage die zweite Person Einzahl als Anrede überhaupt

abgekommen ist. An die Stelle des *thou* tritt *you*; ähnlich verhält es sich mit französisch *tu*. Aber oft bleibt es nicht dabei, daß der angeredeten Einzelperson die Formen der Mehrzahl zuerkannt werden; vielmehr wird der Inhalt des höflichen Personalpronomens nicht selten durch eine Fügung wiedergegeben, die etwa „Eure Herrschaftlichkeit“ bedeutet. Hieher gehören das spanische *Usted*, entstanden aus *Vuestra merced*, ferner das rumänische „Sie“ = *Domnia voastra*. In Österreich wurde das einfache „Sie“ bis noch vor kurzem als nicht genügend höflich empfunden, sondern durch Anreden wie *Euer Gnaden*, *Gnädige Frau* ersetzt. Was sich hier in gesteigerter Weise auswirkt, ist das in allen Höflichkeitssprachen vorhandene Streben nach Höherbezeichnung, ein Streben, das oft genug groteske Blüten treibt — so wenn früher in Wien jeder besser Gekleidete einen Adelstitel verliehen bekam und als *Herr von* angesprochen wurde — das sich im Prinzip indes überall nachweisen läßt. Ital. *signore*, franz. *seigneur*, *monsieur* gehen auf lat. *senior* zurück, das ursprünglich nur den Trägern einer Ältestenwürde zukam, dann aber auf alle Welt angewendet wurde. Das gleiche ist der Fall beim deutschen *Herr* (ahd. *hēriro*). Ursprünglich eine sehr hohe Standesbezeichnung (mhd. Anrede *her keiser*) wird es metaphorisch auf die Vornehmen überhaupt angewendet und bleibt lange Zeit deren Vorrecht: im Mittelalter wird genau geschieden zwischen dem adligen und dem bürgerlichen Dichter; jener wurde als *Herr*, dieser als *Meister* bezeichnet. Der Titel *Fräulein* war bis zum Ende des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus jungen Damen von Adel vorbehalten, dann aber wurde jedes unverheiratete weibliche Wesen ohne Rücksicht auf Rang und Stand damit angesprochen¹⁶⁾. Wenn Faust Gretchen als Fräulein anspricht, so liegt darin eine absichtliche Höherbezeichnung, die von Gretchen auch gefühlt und abgelehnt wird. Fünfzig Jahre nach dem Urfaust wäre das die einzig mögliche Anrede auch für ein Bürgermädchen gewesen. Man sieht also, die Höflichkeitsbezeichnungen haben insgesamt die Tendenz, zu sinken, ihren ursprünglichen Wert einzubüßen. Die psychologische Ratio dieses Entwicklungszuges liegt in dem erwähnten Streben zur Höherbezeichnung. Wer im höflichen Gespräch seinen Partner ehren oder ihn sich durch eine *Captatio benevolentiae* günstig stimmen will, der wird ihm nicht nur die gebührenden Titel unverkürzt zukommen lassen, sondern auch wohl noch etwas mehr tun¹⁷⁾. Und in diesem sachlich unbegründeten Plus liegt der Rechtsgrund dafür, daß die Höflichkeitssprachen aller Völker in ihren Beständen starke Entwertungen zeigen, bestimmte Titel und höfliche Anreden zum gesunkenen Kulturgut gehören, dessen man sich schließlich entledigen muß.

e) Sprachliche Lügenerscheinungen¹⁸⁾

Sprachliche Kundgaben können echt oder unecht, sprachliche Darstellungen richtig oder falsch sein, wobei die genannten Werterträge die

Folge einer Intention des Sprechenden sind. Wahrheit im Sinn von objektiver Richtigkeit (sachliches Zutreffen der sprachlichen Darstellung, Übereinstimmung einer Aussage mit dem gemeinten Sachverhalt, möglichst „kovariante Transformation“ von Tatsachen in den Bereich sprachlicher Formulierungen) ist logisch-theoretischer Wert. Als Wahrhaftigkeit — Gegensatz nicht zur Unrichtigkeit, sondern zur Lüge — als bewußt wahre Aussageformung, bei welcher der Sprechende nach bestem Wissen und Gewissen bemüht ist, seine Darstellung mit den Sachverhalten, so wie sie ihm bekannt sind, in Übereinstimmung zu bringen, ist die Wahrheit ein sittliches Anliegen; nicht die Richtigkeit der Darstellung, sondern die Redlichkeit der Aussage, die Echtheit der Kundgabe, nicht der sachliche Ertrag, sondern die ethische Intention stehen dabei im Vordergrund. Diese Wertbereiche brauchen sich nicht zu decken. Es kann lüglicherweise etwas Richtiges gesagt werden, umgekehrt kann eine wahrhaftige Aussage irrig und falsch sein.

Lügen sind bewußt falsche sprachliche Aussagen. Aussagen aber sind Urteile und gehören ins Gebiet der Logik. Die Zugehörigkeit der Lüge zum Problembereich der Logik ist offenbar, wenn — wie z. B. beim Sophisma — eine den Denkgesetzen widersprechende Formulierung zum Zweck der Täuschung gewählt wird. Ist die Lüge als Urteil ein logisches Phänomen, so ist sie als unwahres Urteil Gegenstand axiologisch ethischer Betrachtung. Zugleich aber ist sie Angelegenheit der Psychologie¹⁹⁾. Schonende Falschbezeichnungen, Leidenserleichterung durch Unwahrheit (Sterbenden gegenüber) gehen zunächst den Ethiker an; sie interessieren aber den Psychologen gleichfalls. Der Ethiker hat auf die hier wirksamen sittlichen Triebkräfte zu sehen, den Psychologen kümmern die in Betracht kommenden seelischen Vorgänge, dem Sprachpsychologen sind diese insofern wichtig, als sie die sprachliche Formulierung modifizieren. Ihn interessieren alle Lügenerscheinungen nur insoweit, als sie in sprachlicher Hinsicht problemhaltig sind. Die krassesten Lügen sind ihm uninteressant, sobald sie sich der unproblematischen sprachlichen Normalform bedienen.

Wir fragen nun: Finden sich Lügenerscheinungen, die zur Sprache in besonderen Beziehungen stehen? Ist die Sprache auch in Hinblick auf das Aussprechen von Unwahrheiten bloß passiv-indifferentes Medium oder entfaltet sie hier eine gewisse Aktivität? Nach all dem früher Gesagten kann unsere Antwort auf diese Frage nicht zweifelhaft sein. Die Sprache ist kein Werkzeug, das sich stets in beliebiger Weise handhaben läßt, da es eigener Dynamik entbehrt. Wie schon mehrfach betont, ist sie als Niederschlag des objektiven Geistes, als Verdichtung von Denkformen, Kulturgewohnheiten und Lebenseinstellungen eine Macht, die unser Denken und Handeln zu beeinflussen vermag. Eine freie Anwendung des Gesetzes der Heterogenie der Zwecke wäre hier möglich. Wir glauben unsere Gedanken frei und

spontan auszudrücken, indessen unterliegen wir, ohne es zu merken, dem Sprachzwang und der Sprachverführung. Die seelische Innerung wird in der sprachlichen Äußerung oft genug zu etwas völlig anderem. Da die Sprache eine unendliche Fülle von Wirklichkeitssachverhalten mit einem immerhin begrenzten Wortschatz bewältigen muß (Armut der Sprache), ist es selbstverständlich, daß die meisten Wörter vieldeutig und dehnbar sind. Auch die syntaktischen Fügungen sind nicht immer eindeutig. Dieser Doppelsinn kann bewußt zu unredlichen Zwecken ausgenützt werden. Wirklich sachentsprechend zu reden, ist nicht immer leicht, da der Sprache als solcher eine einerseits verhüllende (euphemistische), anderseits eine steigernde (hyperbolische) Tendenz eignet. Es gibt ferner zweifellos Annäherungsformen an die Lüge, zu denen die Sprache die Hand bietet. Sie ist ja nicht nur zum Mitteilen, sondern auch zum Verbergen der Gedanken geschickt; sie stellt eine Fülle von Möglichkeiten zur Irreführung des Hörenden bereit, deren sich die Hinterlistigen von jeher mit Geschick zu bedienen wußten. Bequeme, ja verführerische Mittel zu solchen Täuschungen sieht man etwa in den Amphibolien und Äquivokationen, die für Sophismen und Trugreden aller Art wichtig werden. Und außerdem. Wenn das wahrhafte sprachliche Kundgeben und Berichten seine Worte schlicht und ehrlich der Situation und dem Gegenstand entnimmt, so gibt es dazu ein sittlich mißwertiges Gegenstück, das allerhand „Worte macht“ und aus dem bereitliegenden Sprachschatz eitle Phrasen übernimmt, um dem Mitgeteilten oder der Person des Sprechers ein Ansehen zu verschaffen, auf das sie sachlich keinen Anspruch erheben dürften.

Wenn hier von Sprachlügen die Rede ist, so handelt es sich dabei zumeist um Lügenerscheinungen „im außermoralischen Sinn“ — mit Nietzsche²⁰⁾ zu reden — ferner weit mehr um Annäherungsformen und Übergangserscheinungen als um reine und eigentliche Fälle von Lügen.

f) Der linguistische Skeptizismus

Bevor auf Einzelnes eingegangen werden kann, sei die oft vertretene Ansicht erörtert, die Sprache sei als solche schon unwahr und verlogen. Dieser Standpunkt ist mit unerfreulicher journalistischer Pointierung in F. Mauthners Sprachkritik vertreten worden, hat indes schon vorher Ausdruck gefunden. Er ist die Reaktion auf eine frühere Einstellung, die der Sprache völlig vertraut, sich blindlings von ihr leiten läßt, die mit dem wohldefinierten Sprachbegriff die Sache zu besitzen glaubt, die von der Sprache her philosophiert (Epistemologismus) und durch etymologische und semasiologische Analysen etwas über das Wesen der Dinge zu erfahren meint (scholastischer Wortrealismus). Im Gegensatz zu dieser Überschätzung des Sprachlichen betont der manchmal in Hyperkritik ausartende linguistische Skeptizismus folgendes.

Die Worte sind verblaßte Uneigentlichkeiten und Bilder, die den Gegenständen in keiner Weise gerecht werden. Adäquater Ausdruck ist mit den Mitteln der Sprache unmöglich; sie leitet nicht nur als unzulängliches Erkenntniswerkzeug das Denken irre, sondern ist als ebensowenig brauchbares Mitteilungswerkzeug zur unmißverständlichen Übermittlung des Erkannten untauglich. Die griechischen Skeptiker leiteten aus ihrer Verzweiflung an der Sprache für sich die Pflicht ab, sich bestimmter Erklärungen zu enthalten (*ἀφασία, ἐποχή*). Eine Reihe populärer Mißtrauensvoten gegen die Sprache habe ich an anderm Ort zusammengestellt. Den sachlichen Gehalt solcher oft recht witzig pointierter Äußerungen — etwa: die Sprache habe es den Menschen für immer unmöglich gemacht, einander wirklich zu verstehen — wird man nicht überschätzen.

Aber ihr bloßes Vorhandensein ist doch auch wieder ein bedeutsamer psychologischer Test. Daß derartige kritische Standpunkte der Sprache gegenüber bezogen werden konnten, muß sachliche Anhaltspunkte haben. Und das sind nun eben diejenigen, die uns das Recht geben, von Lügenerscheinungen im Sprachlichen zu reden. Tatsächlich hat jede Sprache zum Zweck schonender Verhüllung eine Menge von verdeckenden Ausdrücken ausgebildet, und die konventionelle Schicklichkeitssprache weicht von angemessener Sachtreue oft genug ab. Immer wieder hat es daher Stürmer und Dränger sowie revolutionär naturalistische Richtungen gegeben, die sich aus gesteigertem Wahrheitsverlangen gegen die überlieferten Euphemismen wenden.

Sehr drastisch hat sich Nietzsche im Sinn eines sprachlichen Skeptizismus geäußert. Wahrheit bedeutet im Bereich des Sprachlichen lediglich den Gebrauch der konventionellen Uneigentlichkeiten. Diese Konventionen der Sprache sind nicht Erzeugnisse des Erkenntnis- und Wahrheitssinnes. Bezeichnungen und Dinge decken sich nicht. Wir glauben etwas von den Dingen zu wissen und haben doch nichts als Metaphern der Dinge, die den ursprünglichen Wesenheiten in keiner Weise entsprechen. Was wir Wahrheit nennen, ist nichts als ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Personifikationen, Anthropomorphismen, kurz die Summe der menschlichen Relationen, die poetisch und rhetorisch gesteigert und übertragen wurden und die nach langem Gebrauch einem Volk angemessen und kanonisch vorkommen. Wahrhaft sein heißt somit, die konventionellen Sprachformen benützen, in dem für alle verbindlichen Stil lügen.

g) Sophismen, Doppel- und Hintersinn

Während die erst später genauer zu erörternden Paralogismen Fehlschlüsse auf Grund von Sprachverführung sind, handelt es sich bei den Sophismen um absichtliche Trugschlüsse zum Zweck der Überredung und Täuschung. Als Sophistik im weitern Sinn bezeichnet man jede trügerische und spitzfindige Scheinweisheit, die mit verschmutzter Dialektik entgegengesetzte Begriffe und Themen verteidigt sowie unredliche Handlungen sprachlich zu Recht macht. Die Sophisten verstanden mit ihrer dolosen Sprachbeherrschung der problematischen Sache zum Sieg zu verhelfen. Ihr Lieblingsmittel — eben das Sophisma — ist nur

durch die Eigenart der Sprache möglich, deren Schwäche hier geschickt ausgenutzt wurde. Daß es sich bei den genannten Fehlschlüssen um sprachlogische Dinge handelt, ist auch die Meinung, die Aristoteles vertritt, wenn er die Fehlschlüsse der Gruppe *παρά τὴν λέξιν* nach den Mißgriffen im Sprachlichen einteilt: Verwechslung mehrerer Bedeutungen eines Worts, Fehldeutung doppelsinniger syntaktischer Formen usw. Bekanntes Beispiel eines Trugschlusses ist der *κροκοδείλλτης*, wo das trügerische Dilemma durch die Unklarheit des Begriffs „Wahrheit“ zustandekommt. Hier wie in dem gleichgebauten Sophisma des Euathlos, wo der Begriff „einen Prozeß gewinnen“ auf zweifache Weise verstanden wird, verdeckt die wortspielhaft pointierende, symmetrische Anordnung der Äußerungen den jedesmaligen Standpunktwechsel. Erscheinungen wie diese, ferner der Denkfehler der *Quaternio terminorum* sind durchaus sprachbedingt.

Im Anschluß an die Sprachmittel der Sophisten sei die *Reservatio mentalis*, das Hauptverfahren „jesuitischer“ Verstellung, erwähnt. Auch der Gedankenvorbehalt ist eine der Lügenerscheinungen, die durch das Mittel der Sprache möglich werden. Mit einem solchen hat man es zu tun, wenn ein Schwörender oder Vertragsschließender eine vorgegebene Sprachfügung verwendet, ihr aber in Gedanken eine andere — sprachlich-formal mögliche, aber in diesem Falle sinnwidrige — Auslegung gibt oder wenn er eine Formulierung vorschlägt, die ehrlicherwise aus der bestimmten Verständigungssituation nur in einem Sinn verstanden werden kann, während er hinterhältig den fernerliegenden, obgleich sprachlich ebenfalls gerechtfertigten Sinn meint und zu lügenerischen Zwecken benützt. Eine Sprachlüge ist es ferner, wenn man sich bloß an den Wortlaut (Buchstaben) des Gesetzes hält. Das Hauptmittel, das die Sprache solch hintersinnigen Formulierungen zur Verfügung stellt, ist die *Amphibolie*. Jede Sprache enthält solche Mehrdeutigkeiten in Wortschatz, Wendungsbestand und Syntax. Die Inder pflegten mit Leidenschaft die Kunst, mit Hilfe amphibolischer Ausdrücke lange Perioden zu bauen, die verschiedene Deutungen zuließen. Das nämliche ist der Fall bei der Technik sufischer Lyriker, die allerhand anakreontische Themen in der Weise behandeln, daß sie auch eine mystische Deutung gestattet²¹). Mehrdeutigkeit des Ausdrucks ist meist ein durch Unachtsamkeit entstehender Stilfehler, doch kann man natürlich die Doppelrede absichtlich verwenden, um seine wahre Meinung zu verbergen. Das könnte z. B. ein Kritiker tun, der behauptet, die Sängerin X. Y. habe bei ihrem gestrigen Konzert *selten schön* gesungen. Auch die Syntax liefert Doppeldeutigkeiten. *Amor patriis, timor hostium* bedeuten etwas ganz anderes, je nachdem objektiver oder subjektiver Genetiv vorliegt. Der Redezusammenhang vermöchte natürlich Eindeutigkeit herzustellen, aber in bestimmten Fällen wird seine Hilfe absichtlich nicht in Anspruch genommen. Doppeldeutig wird die Sprache ferner durch *locutio compendiaris*,

das Außerachtlassen bestimmter syntaktischer Konventionen (Verwechslung von Subjekts- und Objektsstelle z. B.) sowie durch das Nichtverwenden sonstiger Verständnishilfen (Zeichensetzung). Berüchtigt war die Zweideutigkeit der Orakelsprüche, die entweder durch zu weite Fassung zustandekam (*Κροίσκος ἄλλαν διαβάς μεγάλην ἀρχὴν διαλύσει*) oder durch absichtliche Unklarheit in der Satzkonstruktion, wie in dem Satz *Ibis redibis non morieris in bello*, wo unklar bleibt, zu welchem Zeitwort die Verneinung gehört. Oft ist falsche Betonung eines Wortes im Satze der Grund für die Zweideutigkeit. Welche Doppelzüngigkeiten und Täuschungen durch Verwendung solcher und ähnlicher Mittel möglich werden, ist oft genug dargelegt worden sowohl von Logikern²²⁾ wie von Stilistikern²³⁾. Sie weisen auf eine Reihe von Erscheinungen hin, die zu bequemen Mitteln für Unaufrichtigkeit werden können. Man denke ferner, welche Ausnützung die in allen Sprachen anzutreffenden *voces mediae* gestatten, d. h. Wörter von neutraler Bedeutung, die Entgegengesetztes bezeichnen können²⁴⁾: *fameux*, *famous*, *famoso* heißt sowohl „berühmt“ als „berüchtigt“, ähnlich dän. *bergyted*; franz. *intéresser* kann sich auf wohlthätigen wie schädlichen Einfluß beziehen; lat. *hostis* (got. *gasts*) geht auf Freund wie Feind; altfranz. *bannir* bedeutet gleicherweise „zu sich rufen“ und „wegschicken“. Zu Mißverständnissen können auch alle emphatischen und prägnanten Bezeichnungen Anlaß geben, die zu Hilfsmitteln der Lüge werden, wenn sie in Zusammenhängen gebraucht werden, die die Korrektur dieser Ungenauigkeiten durch den Hörer hintertreiben. Zweideutig sind auch gewisse Kopulawörter, die bald in kategorisch-assertorischem, bald in fiktiv-allegorischem Sinn verstanden werden können. Von grammatischen Erscheinungen sei noch das *Activum causativum* angeführt. Auch *Aposiopesen* und *Ellipsen* können zu Zwecken der Irreführung ausgenützt werden; gibt es doch nicht nur lügnerisches Reden, sondern ebenso unaufrichtiges Schweigen und Verschweigen. Man kann ferner zutreffende Formulierungen in irreführende Verständnislagen einbetten. Mittel dazu sind Akzentuierung und Sprechton. Bekanntlich läßt sich Richtiges in solchem Ton vorbringen, daß der Hörer das Gegenteil annimmt. Dazu gehört dann auch ein hinterhältiges Ausnützen der jeweiligen Sprechsituation, wofür Grillparzers Leon in „Weh dem, der lügt“ einprägsame Beispiele liefert. Sein Verhalten macht deutlich, daß die Worte allein zum richtigen Verständnis nicht immer genügen. Man lügt nicht allein mit den Worten, sondern mit dem ganzen Gehaben, dem Sprechton und der Sprechmelodie. Will man einen Sterbenden dergestalt trösten, daß er an diese fromme Lüge glaubt, so muß man nicht nur den Wortinhalt, sondern noch manches andere in deren Dienst stellen. Wie oft hat sich ein Angeklagter durch den dissimulatorisch-harmlosen Sprechton besser verteidigt als durch das Gesagte selbst. Daß der Sprechton den Sinn einer Aussage ins Gegenteil ver-

kehren kann, zeigt auch die Erscheinung der Ironie. Es gibt Sprechgewohnheiten, für die sich ein verneinender Satz von einem bejahenden durch kein anderes Mittel unterscheidet als durch ein phonetisch-tonales Ironievorzeichen. Solche Bräuche sind deshalb gefährlich, weil sie den Sprecher weniger festlegen und man sie leicht ableugnen kann. Man kann auch mit zu weiten und zu allgemeinen Bezeichnungen lügen, wenn es dem Redenden aus irgendeinem Grund nicht angenehm ist, die eigentlichen Ausdrücke zu wählen. Erscheinungen wie der „Wink mit dem Zaunpfahl“ und des „Stichelns“ vermögen diese Technik deutlich zu machen, obgleich sie selbst nichts Unredliches an sich haben. Es liegt ferner im Wesen der Sprache, daß niemals auswahllos gesprochen werden kann, und so vermag man denn auch durch die Art der Auswahl die Tatsachen zu fälschen, ohne doch direkt Unrichtiges zu sagen. Hieher gehören die „ausweichenden Antworten“. Schließlich seien noch diejenigen „Ausreden“ erwähnt, mit denen man nicht andere, sondern sich selbst täuschen will. Gewisser Dinge will man vor sich selbst nicht „Wort haben“, weil sie, die man lieber im Dunkel läßt, durch die sprachliche Formulierung zur Klarheit des Begriffes erhoben würden. Wir suchen für manches problematische Motiv eine schwächere Formung, um uns vor uns selbst zu rechtfertigen. Unser Handeln ist nicht immer nur von manifesten Triebkräften beherrscht, die wir uns offen eingestehen, sondern oft genug von latenten, die wir nicht zugeben wollen und bei denen wir auch sprachlich alles dazutun, daß sie nicht mit unbarmherziger Nacktheit hervortreten. Bestimmte Bewußtseinsinhalte bedeuten oft nicht sich selbst, sondern Tieferes hinter und unter ihnen. Das gilt auch für das Sprachliche. Es gibt sprachliche Deckformulierungen, die nur eine tiefenpsychologische Betrachtung auf ihren wahren Darstellungsgehalt und Aussagewert zu deuten vermöchte. Damit aber kämen wir zu den tiefenpsychologischen Problemen der Vorstellungsverdrängung und Bewußtseinssymbolik, auf die hier hingewiesen werden muß, weil das Sprachliche dabei eine nicht unwesentliche Rolle spielt.

h) Vergleich und Metapher

Die hier zu erwähnenden Erscheinungen zeigen, daß der Dienst am ästhetischen Wertbereich dem reinen Wahrheitsgehalt sprachlicher Formulierungen abträglich sein kann. Das Gebiet des Ästhetischen ist ja u. a. dadurch gekennzeichnet, daß hier gewisse Züge, die in der praktischen Realität einen Mangel bedeuten, zu eigenartigen und werthaftern Wirkungen verwendet werden können. Das einfachste Mittel, dessen sich ein Sprecher bedienen kann, um die Formulierung seiner Gedanken faßlicher zu machen, ist der Vergleich. Ich habe an anderer Stelle²⁵⁾ an Hand von zahlreichen Beispielen nachgewiesen, daß die Vergleiche in der Regel keine Äquivalenzverhältnisse setzen, sondern Über-

steigerungen. So ist denn fast jeder Vergleich ungenau, weil er Dinge gleichsetzt, die höchstens ähnlich sind und auch das weniger den Sachverhalten als der ausgelösten Gefühlswirkung nach. Mit Vorliebe schießt er über das Ziel hinaus, trägt die Farben dicker auf und vergewaltigt so im Sinn bestimmter Erträge die Wirklichkeit. Wohlgemerkt: nicht erst der Dichter tut dergleichen, sondern jeder, der etwas lebendig erzählt oder schildert. *Das Haar des Greises war weiß wie Schnee.* Dieser schlichte Alltagsvergleich schließt eine Wirklichkeitsvergewaltigung in sich. Das Haupt des ehrwürdigsten Greises ist der Weiße des Schnees gegenüber grau.

Der Vergleich führt uns zu einem andern wichtigen Sprachphänomen, der Metapher²⁶). Man kann sie — was freilich nicht genetisch verstanden werden darf — als abgekürzten Vergleich fassen. Die Vergleichspartikel fällt aus und das Bild tritt an die Stelle der eigentlichen Vorstellung, womit eine Erhöhung der Uneigentlichkeit gegeben ist. Der Vergleich enthält bloß eine übertreibende Gleichsetzung, die Metapher gibt dann die eigentliche Unrichtigkeit. Die Metapher ist eine Uerscheinung alles Sprachlebens, die ihre Wirksamkeit entfaltet, lange bevor an künstlerische Verwertung gedacht werden kann. Fast unser gesamter Sprachbesitz ruht auf metaphorischer Grundlage, nur weiß man das nicht mehr, da bei den erstarrten Exmetaphern längst Aneigentlichung (Adäquation) eingetreten ist. Was anfangs ein wenig kongruentes Bild mit starker Wirklichkeitsvergewaltigung war — etwa got. *augadauro* (Augentor = Fenster), engl. *window* —, wird nach Aufnahme in den Sprachgebrauch als eigentliche und angemessene Bezeichnung gefühlt. Die Tätigkeit des Begreifens, auf der alle Benennung beruht, ist nur analogisch, sie arbeitet beständig mit einem *à peu près*. Begriffe entstehen durch Gleichsetzung des keineswegs völlig Gleichen. *Nietzsche* betont daher, ein jedes Wort werde sofort dadurch zum Begriff, daß es nicht nur als Bezeichnung für das einmalige Uerlebnis, dem es sein Entstehen verdankt, dienen, sondern zugleich auf zahllose, bloß ähnliche Fälle passen soll. Diese Ungenauigkeiten aber entschwinden sofort dem Bewußtsein. Es war anfangs gewiß eine kühne und gewaltsame Übertragung, den menschlichen Kopf als Becher (*cuppa*), als Topf (*testa, tête*) oder als Pfanne (schwed. *panna*) zu bezeichnen, heute ist für uns nichts Anstößiges dabei; und das nicht bloß deshalb, weil den meisten Deutschen, Italienern usw. die Etymologie des genannten Wortes unbekannt wäre. Nein auch dort, wo jeder um sie Bescheid weiß, wie in dem österr. Volksausdruck für Kopf *Plutzer* (= Kürbis und kürbisförmiges Tongefäß), stört die Uneigentlichkeit nicht, weil es sich bei metaphorischen Gleichsetzungen dieser Art eben um einen der Sprache ganz geläufigen Vorgang handelt. Das Geläufigwerden einer Zuordnung löscht alle Gewaltsamkeit und Unrichtigkeit wieder aus, die bei der ersten Setzung dieser Zuordnung sicher vorhanden war. Wir wissen recht wohl, daß die Erde sich um die Sonne

dreht, gebrauchen aber unbekümmert das dieser astronomischen Elementarerkenntnis widersprechende Bild *die Sonne geht auf*. Mustern wir in irgend-einer Sprache den Bestand an Vorwörtern, so zeigt sich, daß die zeitlichen früher eine räumliche Bedeutung hatten: es wurden also unbedenklich räumliche Bestimmungen auf Zeitliches übertragen.

Diese höchst gewaltsamen Transformationen sind Musterbeispiele für das immer wieder anzutreffende Streben der Sprecher, schwer zu verdeutlichende Dinge durch Erhellung von anderer Anschauungssphäre her faßlicher zu machen. Das Moment des Räumlichen aber ist „begreiflicher“ als das des Zeitlichen oder gar als das Gebiet kausaler Verhältnisse. Darum sind unsere Zeitbezeichnungen meist vom Räumlichen hergenommen: man spricht von *Zeitraum, Zeitpunkt, Zeitabschnitt, einer Spanne Zeit* usw. *Um, nach, vor*, jetzt Glieder temporaler und lokaler Adverbialverbindung, gelten ursprünglich nur vom Raum. *Über* hat heute auch kausalen Sinn; man klagt *über den Tod eines teuren Angehörigen*. Früher war *über* rein lokal. Der Wendung *über einer Leiche klagen* lag die Vorstellung zugrunde, daß sich der Tote am Boden befand, während die jammernden Verwandten über ihm waren (stehend oder kniend).

Überall in der Sprache finden wir jenes Hin und Her der Uneigentlichkeiten, das vor keiner Gewaltbarkeit zurückschreckt. Jede Sprache ist ein Wörterbuch mehr oder minder verblaßter Metaphern. Innerhalb dieser allgemeinen Uneigentlichkeit bewegen sich unsere Aussagen in verschiedenen Geschicklichkeitsgraden. Dichter verstehen aus dieser logischen Not der Sprache eine ästhetische Tugend zu machen, oft aber wird diese zwangsläufige Uneigentlichkeit (Metaphorik aus Ausdrucksnot) lästig. Auf die Tatsache der Notmetaphorik, die besonders deutlich zum Ausdruck kommt, wo der Bestand an Begriffszeichen gering ist, haben schon Cicero und Gianbattista Vico hingewiesen.

Einige Belege für diese Erscheinung der erzwungenen Metaphorik. Ein Negerkind sieht im Norden erstmalig Schneeflocken und bezeichnet sie als spielende weiße Schmetterlinge. Schneeflocken als Schmetterlinge des Winters — das mutet an wie ein dichterisches Bild, ist aber hier nichts anderes als eine erzwungene Unrichtigkeit aus der Enge des Sprach- und Erfahrungsstoffes. Unsere Sprache ist ein Korrelat unserer Erfahrung und reicht nicht über diese hinaus. Indianer, denen K. v. d. Steinen einen Spiegel zeigte, benannten diesen mit ihrem Ausdruck für „Wasser“. Das Tertium comparationis half ihnen das unbekannte Ding bezeichnen, allerdings mit weitgehender Gewaltbarkeit und dementsprechender Unrichtigkeit. Auch dem Kulturmenschen läuft dergleichen nicht selten unter. Die Kenntnisse, der Begriffs- und Wortvorrat, der vorhandene Apperzeptionsstoff reichen gegenüber neuen Erscheinungen oft nicht hin. Gleichwohl will der Mensch — und das ist nun der Grund für zahlreiche Uneigentlichkeiten — nichts Unbezeichnetes leiden: lieber naive Wirklichkeitsvergewaltigung als Verzicht auf Benennung. Ganz deutlich tritt dieser Trieb mit all seinen Fehlgriffen in der Kindersprache heraus. Da wird das Känguruh unbedenklich als *Hoppe-Reh* bezeichnet oder der Name für den Hund, den ein Kind als einzige Tierbezeichnung besaß, auch für alle anderen Tiere verwendet. Notmetaphern finden sich auch bei Erwachsenen häufig, wenn sie sich in einer nur wenig vertrauten Sprache ausdrücken müssen. Ergötzlich ist die

Notmetapher eines Franzosen, dem bei einem Mittagessen in Deutschland das Wort „heiß“ nicht einfiel: *In der Suppe ist viel Sommer*. Besonders zahlreiche Belege liefern die Minimum- und Reduktionssprachen.

Zu den Erscheinungen der sprachlichen Metaphorik gehören ferner die Anthropomorphismen. Die Sprache ist zur Gänze anthropomorphisch und so wird die Natur nach Maßgabe des Menschlichen belebt und beseelt, ihre Erscheinungen werden *ex analogia hominis* benannt und gedeutet. Hierher gehört der sprachliche Ausdruck von Einfühlungs-erlebnissen: *die Tanne strebt stolz empor, die Sonne lacht, der Donner grollt*. Eine *participation mystique* sieht überall das Walten eines Lebendigen, Willensbegabten, und die Sprache — aus diesem Geist einstens entstanden und geformt — unterstützt dergleichen Auffassungen auch noch in Zeiten, die über solchen naiven Personalismus längst hinaus sind. Unpersönliches bekommt durch die sprachliche Auswirkung dieser fundamentalen Apperzeption die Sprachform persönlicher Wesen. Die genannte Auffassungsweise, für welche die idg. Sprachen besonders deutliche Beispiele liefern, wurzelt in den grammatischen Kategorien der elementaren Satzstruktur (Subjekt und Prädikat). Diese Aktionsschematik legt sachlich unbegründete Personifikationen näher als das andere syntaktische Kompositionsweisen tun. Von solchen personifikativen Fiktionen und „Hominismen“ ist auch die Sprache der Wissenschaft nicht frei. Die Formulierungen der Naturgesetze enthalten manch metaphorisches Element; so hat du Bois-Reymond den Kraft-Begriff als versteckte Ausgeburt unseres unwiderstehlichen Hanges zur Personifikation bezeichnet.

i) Die Hyperbel

Fast jeder bildliche Ausdruck sagt mehr, als sachlich verantwortet werden kann, erweist sich somit als Auswirkung einer immanenten Steigerungstendenz solcher Fügungen. Das führt zur Betrachtung der Hyperbel, die daher ebensowenig wie die Metapher lediglich als stilistischer Tropus und rhetorisches Kunstmittel, vielmehr als Urtatsache alles Sprechens anzusehen ist, die in den Hauptfunktionen der Sprache wurzelt. Wo es sich um Ausdruck und Kundgabe handelt, da sollen die drängenden gefühlsbetonten Sachverhalte möglichst restlos entladen und sprachlich abreagiert werden; das ist die expressive und kathartische Wurzel der Hyperbel. Auch wo die sprachliche Formulierung eine Wirkung auf andere im Sinn von Appell und Auslösung erstrebt, wird es oft geboten sein, den Eindruck auf die Hörenden so stark als möglichst zu gestalten, um die ins Auge gefaßte Wirkung nur ja sicher zu erreichen; das ist die appellierende, die impressive Wurzel der Hyperbel. Daß nun gerade die südlichen Völker in

maßlosen Hyperbeln schwelgen, während der Norden hier ungleich zurückhaltender ist, hat seinen rassenpsychologisch wohl verstehbaren Grund. Im Süden überwiegen die A II-Typen, d. h. Charakterstrukturen von hoher Expressivität und geringer Sachlichkeit bei fluktuierender Aufmerksamkeit und schwacher Perseveration. H. v. Keßler²⁷⁾ sieht die charakterliche Beschaffenheit der Eingeborenen Mexikos u. a. gekennzeichnet durch ein rasches Abklingen gewöhnlicher Reize und ein schnelles Nachlassen der Willensverläufe. Daher müssen sich Predigt und politische Agitationsrede, desgleichen jede Beteuerung und Aufforderung stärkster Hyperbeln bedienen, wenn sie nachhaltigen Eindruck erzielen wollen.

Auch der darstellende Bericht wird manchmal, um seinen Aufgaben in drastischer und zwingender Weise zu genügen, zur Hyperbel greifen. Davon sei gar nicht die Rede, daß jemand, der bewußt aufschneidet (Jägerlatein), Hyperbeln häuft, wohl aber davon, daß jede Sprache einen stattlichen Bestand fertig geprägter übersteigernder Redensarten aufweist, die sich den Sprechenden als gängige Münze anbieten und somit das gefährlichste Verführungsmittel für sachentsprechende Darstellung bilden. Was die hier beschlossenen Gefahren mildert, ist die Tatsache, daß die konventionell gewordenen Hyperbeln allgemach ihren Übertreibungscharakter verlieren und mit automatisch vorgenommenem Abstrich verstanden werden: es gibt einen ex-hyperbolischen Zug in der Sprache wie es einen ex-metaphorischen und ex-euphemistischen gibt. Da aber dieser Zug nicht in allen Fällen gleicherweise am Werk ist, besteht die Gefahr der Verführung durch hyperbolisches Ausdrucksgut gleichwohl.

Nur hingewiesen sei auf die daraus erwachsende Komplikation dieses Problems, daß manche hyperbolische Wendung sachlich-berichtsmäßig unzutreffend, kundgabemäßig indes durchaus echt und angemessen sein kann. Sagt ein erzürnter Bräutigam zu seiner Braut, die ihn beim Stelldichein warten ließ *Ich stehe schon eine geschlagene Stunde hier*, so wird das rein zeitlich genommen wohl nicht stimmen, paßt aber vielleicht gut auf das subjektive Zeiterlebnis des ungeduldig Harrenden, dem die sich dehnenden zehn Minuten wie eine Stunde vorgekommen sein mögen.

Die *exagérations* des französischen Wendungsschatzes tragen diesen subjektiven Erlebnisübertreibungen bereitwillig und weitgehend Rechnung.

Das Lügenhafte, das diesem Sprachphänomen innewohnt, dem es nicht auf Angemessenheit, sondern auf Stärke und Drastik ankommt, ist früh bemerkt worden. Bei Tryphon steht bereits zu lesen: *Ὑπερβολή ἐστὶ φράσις ὑπεραινονσα τὴν ἀλήθειαν ἀξήσεως ἢ μειώσεως χάριν*. Die Neigung zu hyperbolischem Ausdruck eignet vor allem der volkstümlichen Umgangssprache, fehlt aber auch der höheren Sprache keineswegs. So zeigen die Verneinungen in allen Sprachen das Streben, die Farben dick auf-

zutragen: *ne pas, ne point, nihil* (= *ne hilum quidem*, nicht einen Faden). Das ist das nämliche Prinzip, wie es in deutschen Verneinungshyperbeln (*keinen Pappentiel, nicht die Bohne*) am Werk ist. Banale Verstärkungsausdrücke führen zu Widersprüchen (*furchtbar schön, schrecklich nett*). Dergleichen fehlt auch in der Hochsprache nicht, das Wort *sehr* ist dafür ein Beispiel. Ursprünglich bedeutet es „schmerzlich“ (vgl. engl. *sore*), war daher nur in Fügungen wie *sère leit, sère wunt* möglich. Ähnlich wird in manchen süddeutschen Gebieten *arg* im Sinn von positiven Steigerungen verwendet. Die hyperbolische Tendenz der Sprache, das ständig wirksame Verlangen nach starken Ausdrücken bewirkt das Allgemeinwerden solcher Worte.

Eben dieses Verlangen hat aber noch eine andere sprachpsychologisch sehr interessante Erscheinung im Gefolge: das z w a n g l ä u f i g e A b s i n k e n des hyperbolischen Wortguts, das ebenso verblaßt wie das euphemistische. Dieser bereits erwähnte ex-hyperbolische Zug ist dann der Grund, warum die Fügung *schrecklich schön* von den sie Gebrauchenden nicht als Katachrese empfunden wird. Wenn ein Bayer sagt: *Da muaß i fei gschlafen haben, wie du dös gsagt hast*, so ist *fein* hier lediglich ein schwaches Beteuerungswort, das kaum mehr sagt als etwa „faktisch“. Will er dagegen *fein* als Gradadverb verstanden wissen, so gebraucht er es nie ohne weitem Steigerungsausdruck (*arg, saumäßig* usw.)²⁸). Der psychologische Grund für das Absinken von Hyperbel und Euphemismus ist unschwer anzugeben. Beide stehen in engem Zusammenhang mit dem erreichten Gefühl. Gefühle aber stumpfen sich leicht ab, das Gesetz der Reizermüdung gilt nirgends mehr als im Bereich des Emotionalen. Mit der Verallgemeinerung ursprünglich emotionaler Redeweisen geht nach Havers²⁹) eine Entwertung und Abnutzung des Gefühlstons oder des Affektgehalts Hand in Hand. Mit der häufigen Wiederholung eines Vorgangs, eines Wortes verbindet sich ein allmähliches Ablassen des ursprünglich starken Gefühlswerts. Auch der Vorstellungswert bleibt von derartigen Vorgängen nicht unberührt: die von uns als progressive Verzeichlichung angeführte sprachliche Entwicklungsgesetzlichkeit bewirkt, daß eine uneigentliche, bildliche oder mildernde Bezeichnung bald nicht mehr als solche, sondern als die eigentliche, angemessene und unverhüllte erlebt wird. Damit ist die andere Seite der ex-euphemistischen sowie die ex-metaphorische Entwicklungstendenz erklärt.

Auch die Zahlangaben sind ein beliebtes Auswirkungsgebiet hyperbolischer Bestrebungen. Bekanntlich werden die großen runden Zahlen ganz unmathematisch verwendet, mit starken Übertreibungen und Abrundungen nach oben, wobei es auf sachliches Zutreffen nicht ankommt. Die Centifolie hat nicht hundert Blätter, der Tausendfüßler keine 1000 Beine. Ähnlich verwendeten die Römer den Begriff Tausend nicht immer

um 10³ auszudrücken, sondern oft einfach im Sinn einer sehr großen Zahl.

j) Ästhetische Rücksichten

Wir deuteten bereits an, daß logische und ästhetische Werterträge gelegentlich in gewissem Widerspruch stehen, daß um schönheitlicher Wirkung willen der Wahrheit und Angemessenheit des Ausdrucks nicht selten Gewalt angetan wird. Dafür ein paar Beispiele. Ein Jurist, ein Techniker, die in einem Bericht einen Sachverhalt möglichst genau zu schildern haben, werden jedes Ding mit der angemessensten Bezeichnung benennen und wenn diese zehnmal hintereinander vorkommt. Bei ästhetisch eingestellten Sprachgestaltungen dagegen besteht die Forderung des Ausdruckswechsels. Sie hat zur Folge, daß das treffendste Wort (*mot propre*) nicht ausschließlich verwendet werden kann, sondern nur in Abwechslung mit anderen, die natürlich meist weit weniger bezeichnend sind, daher von der richtigen Bezeichnung abführen. Zu Alterationen der Wirklichkeit verführen und zwingen oft genug die Figuren der Antithese, des Kontrastes, der Klimax und Antiklimax. Um die prägnante Wirkung des vollen Gegensatzes zu erzielen, wird oft ein Teil heller oder dunkler gemalt, als den Tatsachen entspricht. In der Klimax muß jedes folgende Glied das vorhergehende an Stärke übertreffen: wie oft wird da die sachliche Richtigkeit der pointierten Rhetorik geopfert. Eine noch gefährlichere Wahrheitsklippe ist die Redeform des *Incrementum*. Ähnliches gilt für Wortspiele, Anspielungen, *Oxymoren*, *Paradoxen*, *Paronomasien* sowie vor allem für die Erscheinungen des Witzes. Unter Witz verstand man früher die Fähigkeit, entfernt ähnliche Dinge in einen überraschenden Zusammenhang zu bringen. Geistreiche Formulierungen opfern nicht selten die Wahrheit der schlagend zur Geltung gebrachten Pointe. Dabei ist durchaus nicht immer satirische Bosheit die Triebkraft, sondern eine immanente Dynamik der Sprache. Auch die klanglich-formalen Wirkungsmittel, vor allem der Reim, verführen oft zu Unrichtigkeiten. Die Wirkung des Reimes geht jedoch über das akustische Gebiet weit hinaus. Indem der Gleichklang Worte aneinander kettet, verbindet er auch Gedanken, ja er gebiert solche geradezu, Gedanken, die oft genug „des Reims bucklige und schiefbeinige Kinder“ sind. *Nyrop* bringt dafür überzeugende Beispiele. Als nach dem Tode des Schriftstellers *Faret*, der ein durchaus nüchterner Mann gewesen war, auf ihn ein Gedicht erschien, wurde er dort als *Wirtshausgänger* hingestellt, nur weil sein Name einen so bequemen Reim auf *cabaret* abgab. *E. Tegnèr* hat darauf verwiesen, daß wir gerade mit bezug auf diese Dinge öfters als wir es glauben in die Falle der Sprache gehen. Eine halbe Wahrheit scheint uns leicht eine ganze zu sein, wenn sie von zusammenklingenden Wörtern gestützt wird. Das Sprichwort

Ehestand — *Wehestand* ist vielleicht gar nicht aus trüben Erfahrungen erwachsen, sondern aus der Tatsache, daß irgend jemandem einmal dieser Reim ein- und auffiel. Faktisch gibt es ja Sprichwörter, die nicht den Lebenssachverhalten, sondern den formalen Klangbeständen der Sprache entwachsen. So verdankt der Satz *Morgenstunde hat Gold im Munde* seine Existenz nicht der Erfahrung, daß man in der Frühe am erfolgreichsten arbeite (was ja nach Kräpelin nur für die Morgenarbeiter zutrifft), sondern einem alten Schulmeisterklangspiel *Aurora habet aurum in ore*.

Die Dichter als Lügner zu bezeichnen und ihre ästhetischen Fiktionen als Unwahrheiten zu werten, fällt uns natürlich nicht ein. Eher gehören diejenigen Fälle hieher, wo in außerdichterischer Sphäre ästhetische Rücksichten — die prägnantere Formulierung, der bessere Klang usw. — zu allerlei Ungenauigkeiten führen. Wenn eine poetische Braut ihrem Bräutigam schrieb „Unter meinem Fenster blühen die Linden“, obwohl es Kastanien waren, weil ihr diese Klausel besser gefiel, so haben wir hier eine der häufigen und typischen Sprachverführungen vom Ästhetischen her. Eine solche liegt desgleichen vor, wenn Rousseau einmal wider besseres Wissen den römischen Senat als *assemblée de deux cents rois* bezeichnete, weil der durch das richtige Zahlwort (*trois — rois*) zustandekommende Schlagreim als ungerechtfertigter Gleichklang sein Ohr beleidigte³⁰).

4. Das magisch-mythische Verhältnis zur Sprache

a) Allgemeines

Der übermediale Charakter, den die Sprache in gewissen Ausnahmefällen annehmen kann, wird in dem als „magisch“ bezeichneten Verhältnis zu ihr besonders faßbar. Für diese Einstellung zur Sprache gehen Begriff und Wort, Sache und Zeichen ineinander über, die Sprache bezeichnet die Dinge nicht bloß, sondern steht mit ihnen in einem geheimnisvollen Real- und Wirkenszusammenhang: der Name deckt sich mit dem Wesen und ist dessen Offenbarung³¹). Dieses magische Verhältnis, so unangemessen es einer kritischen Betrachtung erscheinen mag, ist eine stets von neuem verwirklichte Tatsache, weshalb sich der Psychologe damit zu beschäftigen hat. Immer wieder wird man auf das entwicklungspsychologisch so merkwürdige Phänomen geführt, daß das menschliche Denken in der Sprache nicht nur sein Werkzeug und Mitteilungsgerät erblickt, sondern eine gewissermaßen aus eigenen Gnaden bestehende autonome, ja schöpferische Macht. Das die Sprache in der angegebenen Weise überschätzende magische und mythische Denken stellt zwar eine eigene (primitive) Phasengruppe der menschlichen Geistesentwicklung dar, aber gerade in bezug auf das Verhältnis zur Sprache findet sich diese Ein-

stellung bei Angehörigen von modernen Kulturvölkern gleichfalls. Daß Wortmagie und -fetischismus auch bei uns noch nicht ausgestorben sind, wird aus der Angst mancher Zeitgenossen vor dem „Verschreien“ und „Berufen“ deutlich, aber auch aus dem Kultus, der mit gewissen Warenmarken getrieben wird. Psychische Grundlage dieses magischen Glaubens an die Kraft der Bezeichnung ist primitive Suggestibilität und unkritische Geisteshaltung. Was als magisch wirksam angesehen wird, sind — wie leicht zu beweisen ist — immer nur die Worte als solche, nicht die hinter ihnen stehenden Inhalte und Gesinnungen. Die durch ein verrufenes Wort angedeuteten Vorstellungen sind nicht verpönt; mit einer umschreibenden Wendung dürfen sie ohne weiteres erzeugt werden. Belege dafür liefern in Fülle Erscheinungen wie Namenaberglaube, Wort-Tabu, magische Logophobie, die u. U. zur Ausbildung primitiver Wechsel- und Geheimsprachen führen. Auch das sogleich näher zu erörternde religiöse Verhältnis zur Sprache ist von ähnlichen Grundsätzen beherrscht. Ein Zauberspruch ist an bestimmte Worte gebunden. Bei den Merseburger Zaubersprüchen waren zweifellos die eigentlichen Zaubersprüche des Lösesegens (*insprinc haptbandun, invar vīgandun*) und des Blutsegens als solche wichtig. Man hätte sie nicht durch andere wenn auch gleichbedeutende Worte ersetzen dürfen, ohne die im Sinn der gläubigen Überzeugung dieser Zeit damit verbundene Wirkung aufzuheben. Strikteste Beibehaltung eben dieser Zeichenform ist Gebot; das Verfehlen auch nur eines Buchstaben bringt schwerste Gefahren mit sich³²). Darum werden diese Formeln rhythmisiert und mit einer sakralen Sprechmelodie versehen, um sie dem Gedächtnis einzuprägen. Aus solchen Bemühungen um die sakralarchaische Sprache erwächst in Indien die Sanskritphilologie. Alle Liturgie ist an den Wortlaut bestimmter Formeln, nicht an zeichenunabhängige Gedankeninhalte gebunden.

b) Sprache, Mythos, Religion

Neben der profanen steht die sakrale Sprache des Gebets und des Kultus. Sie war für bestimmte Gelegenheiten unbedingt verbindlich; die bei Mysterium und Gottesdienst ertönende Forderung *εὐφημεῖτε* (*favete linguis*) ordnete zunächst nur an, sich unheiliger Worte zu enthalten. In der Sprache des Gebets ändert sich gegenüber der profanen allerhand: die Sprechweise ist anders, auch der lexikalische Bestand ist es weitgehend, Archaismen und mannigfache Periphrasen finden sich: so treten devote Umschreibungen an die Stelle der ersten Person des Personalpronomens. Von den hier beschlossenen Forderungen und Bräuchen können sich morphologische Änderungen ergeben, die dann auch für die Alltagssprache verbindlich werden. Dergestalt erklärt sich die grammatisch merkwürdige Tatsache, daß der Vokativ von *deus* gleich dem

Nominativ ist. In der Kultsprache ist allen Anreden an die Gottheit die tiefe Stimmlage eigen, die auch die feierlichere ist.

Nach Loewes³³⁾ Ansicht vermochten daher wohl die o-Stämme mit der Bedeutung „Gott“ den Vokativ auf —e durch den Nominativ auf —os zu ersetzen. Bei der ursprünglichen Verwendung des vokativischen *deus* wirkte das Bestreben, die Feierlichkeit des Wortes zu steigern.

Vor allem aber übt die Sprache großen Einfluß auf Entstehung und Weiterentwicklung der religiösen Vorstellungen. Nach Delbrück³⁴⁾ hat sich der Mythos aus dem metaphorischen Element der Sprache entwickelt. Auch M. Müller³⁵⁾ bestimmt das Mythische als die durch die Sprache auf die Gedanken ausgeübte Macht. Wie der Mensch im Traum durch Wortähnlichkeiten und wechselnde Bilder geführt wird, so löst sich in der Urzeit der Religion der *μῦθος* als religiöse Konzeption aus dem *μῦθος* der sprachlichen Benennung, etwa einfachster Naturvorgänge. Sprache und Mythos stehen in engster Verbindung, kein mythischer Gedanke kann ohne die symbolisch-interpretierende Kraft des Wortes entstehen. Der Mythos ist der Schatten, den die Sprache über die Gedanken wirft. In Urzeiten ist die Macht der Sprache über das geistige Leben besonders deutlich. Für damals gilt unbedingt, was einmal pointierend in die Formel gebracht wurde: nicht wir haben die Worte, das Wort hat vielmehr uns³⁶⁾. Daß die Götter ihre Eigenschaften von sprachlichen Anklängen her erhalten, läßt sich stets von neuem nachweisen. So hat sich der Prometheusmythos aus der mißverstandenen Etymologie eines Sanskritzeitworts entwickelt, das neben der Hauptbedeutung „schütteln“, „erschüttern“ auch noch den Sinn von „Feuerbohren“ hatte³⁷⁾. Beispiele für Sprachverführungen auf religiösem Gebiet, die darin bestehen, daß vom Namen und den durch ihn angeregten phonetischen Ähnlichkeitsassoziationen auf die Sache geschlossen wird, liefert die Heiligenverehrung zur Genüge. Bestimmte Heilige haben da oft merkwürdige Funktionen zugewiesen erhalten, die sich sachlich nicht erklären lassen. Grund dieser Zuweisung ist einfach der, daß der Name des Heiligen rein klanglich mit der Bezeichnung für eine bestimmte Sache oder Tätigkeit zusammengebracht wird. So glaubte man etwa in Frankreich, daß St. Claude Hinkende heile (Anklang an *claudication*), St. Liénard Gefangene befreie (*déliar*); St. Clou (Clodoaldus) hilft gegen Brandgeschwüre (*clous*). Hat man Gicht oder Gelenkwassersucht im Knie (*genou*), so betet man zu St. Genou (Genulphus)³⁸⁾.

Die nämliche Tatsache läßt sich auf verschiedenen Profangebieten gleichfalls feststellen. Zufallshomonymien und äußerliche Anklänge schlagen Brücken zu Gebieten, die sachlich keinerlei Zusammenhang aufweisen: so übt der Sprachlaut seine merkwürdige Macht über die Gedanken. Aus einer Fülle von Belegen, die Nyrop und andere zusammengetragen haben, nur einiges. Im Französischen werden die Namen *Nicodème*, *Nicolas*, *Guillaume* appellativ im Sinn von Dummkopf gebraucht, offenbar wegen des Anklangs an Wörter wie *nigaud* und *guiller*³⁹⁾. In der Volksmedizin stößt man mehrfach auf ähnliches. Bestimmte Heilmittel werden lediglich nach sprachlichen Assoziationen und Anklängen gewählt, nicht nach pharmakologischen Erfahrungen. Da ihnen nicht die geringste Heilkraft inneohnt, handelt es sich bei diesen Erscheinungen um kennzeichnende Fälle von Sprachverführung. So galt früher das Schlafenbein von Tieren als

Heilmittel gegen Schlaflosigkeit, weil man mhd. *schlaf* = *tempus* (Schläfe) mit *sonnus* zusammenbrachte. Die Griechen hielten den Amethyst für ein Schutzmittel gegen Trunkenheit, da man sich in der volksetymologischen Umdeutung von arab. *jamsitun* an das heimische *μεθύω* + *α*-privativum gemahnt fühlt. In allen diesen Fällen liegt die Quelle des Irrtums in der verführenden Macht der Sprache. Ein unkritisches Denken hält die Worte für notwendige und sachgemäße Bezeichnungen; daher meint man eine Verbindung von den Wörtern zu den Sachen finden und von den Bezeichnungen Sachaufschlüsse erhalten zu können.

c) Sprach-Tabu

Die eben gekennzeichnete Einstellung zur Sprache schreibt den Worten nicht nur einen zeichenmäßigen Repräsentationswert, sondern einen realen und materialen Stellvertretungswert zu. Deshalb glaubte der chinesische Arzt von früher genug getan zu haben, wenn er nicht das Heilmittel selbst verabreichte, sondern die Asche verbrannten Papiers, auf dem der Name des Medikaments gestanden hatte. Das Aussprechen des Worts greift nach dieser Ansicht hinein in reale Kausalzusammenhänge; es hat beschwörende und herbeizwingende Macht, weshalb man sich hütete, Götter, Dämonen usw. mit ihren richtigen Namen zu nennen oder von Krankheiten und sonstigen gefürchteten Ereignissen auch nur zu reden. Mußte es doch geschehen, so bediente man sich verhüllender Umschreibungen. Das führt uns neuerdings zu der schon erörterten Erscheinung des Euphemismus. Zwei der hier in Frage kommenden Triebkräfte hatten wir bereits kennen gelernt. Die eine sahen wir in dem ethischen Motiv schonender Milde, die das Verletzende oder Schreckliche abschwächend mitteilt. Die zweite war gegeben durch das sozial-ästhetische Motiv: es besteht in dem Verlangen nach gesellschaftsfähiger, kultivierter Redeweise, die durch Vermeidung niedriger und derber Ausdrücke den Forderungen des Anstands Genüge leistet. Aus einer dritten Wurzel erwächst der Euphemismus dort, wo er religiös-abergläubischer Scheu sein Entstehen verdankt. Dafür liefern die Tabu-Euphemismen die besten Belege⁴⁰). Vorher aber einiges über das Tabu selbst. Mit gewissen Dingen darf man nicht in Berührung treten, auch zu reden von ihnen ist verboten: sei es wegen ihrer Heiligkeit, die eine Profanierung verbietet, oder weil sie schädlich sind. Hier interessiert uns nur das Namentabu, in welchem sich der Wortaberglaube in Reinstkultur darbietet. Durch das bloße Aussprechen des Wortes, dem zauberhafte Kräfte zugeschrieben werden, tritt man mit der Sache in Berührung, weshalb Gewalt über die Sache hat, wer das Wort besitzt. Das wird besonders für das Verhältnis des Primitiven zu den Eigennamen wichtig⁴¹). So darf der Name des Königs oder Häuptlings nicht ausgesprochen werden;

Worte der Alltagssprache, die damit klanglich identisch sind, werden tabu. Ein hübscher Beleg dafür bei Ogden⁴²⁾: „When a New Zealand chief was called Wai, which means water, a new name had to be given to water“. Diesen Brauch bezeichnet die Ethnologie als Tepi. Unter dem Fachwort Hlonipa wird die Gepflogenheit verstanden, daß bei zahlreichen primitiven Völkerschaften nach dem Tod eines Stammesgenossen der Name des Verstorbenen sowie die ähnlich klingenden Wörter aus dem Sprachschatz entfernt werden, um den Geist des Toten nicht zu zitieren. Der Primitive nennt seinen Namen nicht gern, um sich nicht in fremde Gewalt zu begeben: der Name gilt ja als unmittelbarer Träger von etwas Seelenhaftem, das in seinem Anruf wirksam wird. Nach Danzel⁴³⁾ ist der Name für den Primitiven nicht ein zufällig mit dem Träger verknüpftes Wortklanggebilde, sondern eine fast dinghafte Wesenheit von Eigenbeständigkeit und -wirksamkeit. Nomen est omen et numen. Der Mensch dieser Denkungsart fühlt sich mit seinem Namen schicksalhaft verbunden. In manchen Gegenden führen die Männer zwei Namen: einen geheimen, der als der eigentliche gilt, und einen öffentlichen Gebrauchsamen. Man tut das, um sich vor Verwünschungen zu sichern. Näheres über all diese Dinge (Worttabu, Namenseele, magische Wortkräfte und Logophobie) bei Ogden.

Der Name hat ferner herbeizwingende Kraft. An diese magische Kraft des Wortes glauben die Schöpfer und Verwender der Beschwörungsriten aller Zeiten und Kulturen, glauben die primitiven Jäger, welche die Jagdtiere durch Zaubergesänge in ihren Bereich zu ziehen vermeinen. Das Wort kann den Ausgang eines intendierten Geschehens beeinflussen: daß dieser Glaube auch in unseren Tagen seine Wirksamkeit noch nicht eingebüßt hat, zeigen gewisse Bräuche unserer Schauspieler, Seeleute, Jäger usw. Auf die hier beschlossene völkerpsychologische und ethnologische Problematik sei nur insoweit eingegangen, als das für unsere sprachpsychologische Zielsetzung von Wichtigkeit ist. Man glaubt allen Grund zu haben, mit den gefährlichen Worten vorsichtig umzugehen. Das ist der Ausgangspunkt für sämtliche der noch zu besprechenden Auswirkungen des Sprachtabus. Über die magischen Wurzeln dieses Namensaberglaubens belehrt uns Agrippa v. Nettesheim⁴⁴⁾. Die moderne Psychologie greift zur Erklärung dieser Erscheinungen auf die Struktur der primitiven Geistigkeit zurück. Für sie ist dieser Wortaberglaube eine Folge der primitiven „participation mystique“, einer wechselseitigen Durchdringung später getrennter Funktionsgebiete.

Für das primitive Bewußtsein ist — wie Jaensch⁴⁵⁾ im Anschluß an Lévy-Brühl⁴⁶⁾ ausführte — das sprachliche Zeichen nicht scharf gesondert von dem damit bezeichneten Gegenstand: das Aussprechen des Wortes scheint daher das damit Gemeinte unmittelbar mit sich zu führen. Aber auch die archaische Sprache zeigt

nach W. Wolf⁴⁷⁾ im Vergleich zu späteren Formen ein organisches, d. h. integriertes Gepräge. Dazu bemerkt Jaensch, er habe diese magische Kraft des Wortes in der integrierten Jugendphase und bei integrierten Erwachsenen oft feststellen können. Das Gegebensein des Wortes ist hier in hohem Maß dem Gegebensein der bezeichneten Sache äquivalent. Erscheinungen, die dem Wortzauber der Primitiven gleich sind, finden sich heute noch bei Angehörigen des integrierten Typus. Diese machen oft weite Umwege, weil bestimmte Straßen für sie ganz unmittelbar den Charakter der ihnen unsympathischen Persönlichkeit oder Sache zu tragen scheinen, wonach sie benannt sind. Auch für das Kind ist das mit den Worten gegebene Erlebnis ein reicheres und erfüllteres als im Normalfall für den Erwachsenen; die Wortzeichen haben dort noch den halben Sachecharakter.

Die im vorigen gekennzeichnete primitive Denkweise begnügt sich nicht mit vereinzelt Tabus, sondern schließt diese zu eigenen Systemen (Decksprachen, Wechselsprachen) zusammen, über die das Buch von A. J. Portengen⁴⁸⁾ Interessantes mitzuteilen hat. So besitzen die Sangiresen eine Tabusprache (Sasahara), die von der Alltagssprache nicht unwesentlich abweicht. Sie wird auf offener See verwendet, um die Geister zu verhindern, von den Absichten der Seefahrer Kenntnis zu gewinnen. Damit ist auf eine allgemeine Erscheinung innerhalb des primitiven Sprachlebens hingewiesen. Der Gebrauch bestimmter Worte ist auf Jagd und Kriegspfad verpönt: daher müssen für diese Gelegenheiten neue Ausdrücke geschaffen werden. Dergestalt wird das magische Verhältnis zur Sprache geradezu wortschöpferisch. Eine sakrale Ersatzsprache, die aus Synonymen, Umschreibungen, Verstümmelungen und Fremdwörtern besteht, ist in Celebes anzutreffen. Ähnliches findet sich in der von Olrik⁴⁹⁾ und Jacobsen untersuchten Geheimsprache der shetländischen Fischer. Auf hoher See wird anders gesprochen als daheim: die Fische dürfen nicht genannt werden, bestimmte direkte Ausdrücke wie Messer und Feuer muß man umschreiben. Diese primitiven Geheimsprachen erinnern den Sprachpsychologen mit ihren definierenden Umschreibungen an die Substitutionen der Amnesie, wo die direkten Ausdrücke ebenfalls periphrastisch bezeichnet werden, allerdings nicht aus magischen, sondern aus pathologischen Gründen, weil sie dem Aphasischen nicht zur Verfügung stehen.

Gleichfalls nur in gewissen äußeren Ergebnissen kommen mit den genannten Erscheinungen des Sprach-Tabus die zu betrügerischen Zwecken ausgebildeten Geheimsprachen mit ihren Deckmetaphern überein: die im Weltkrieg von den Lebensmittelschiebern geschaffenen dolosen Deckbezeichnungen für Mehl, Butter, Reis usw.⁵⁰⁾ liefern hier Belege, desgleichen die Ausdrücke der Kunden- und Pennälersprache, des Gaurerrotwelsch u. dgl. Die Psychogenese dieser Umschreibungen und Verhüllungsbezeichnungen ist eine andere als bei den der magischen Decksprachen. Wer irreführt werden soll, sind keine Dämonen, sondern

höchst reale Mächte, außerdem herrscht hier keine sprachmagische Grundüberzeugung, sondern einfach das Streben, die verwendeten Zeichen für Uneingeweihte unverständlich zu halten.

d) Decknamen⁵¹⁾

Musterbelege für Erscheinungen des Sprach-Tabus liefern dagegen wieder die — oft, aber nicht immer euphemistischen — Decknamen, die gefürchteten Tieren beigelegt werden. Heute noch ist das Sprichwort lebendig: „Wenn man den Wolf nennt . . .“ Das einfachste hier oftmals herangezogene Auskunftsmittel besteht in einer durch Laut- oder Silbenmetathese bewirkten Klangveränderung des prekären Namens. Durch derartige Änderungen sucht man sich vor den Gefährdungen zu schützen, die das Aussprechen des „richtigen“ Namens mit sich bringt, worauf G. Bonfante, F. Specht u. a. hingewiesen haben. So wird etwa das idg. *ulkuos* (Wolf) im Griech. und Lat. zu *λύκος* und *lupus* verändert. Nicht selten geht man einen Schritt weiter und gebraucht statt der direkten Bezeichnung Namenmaskierungen oder antiphrastische Schmeichelnamen für das gefährliche Tier, um es durch diese *captatio benevolentiae* günstig zu stimmen. Der Wolf will es nach Ansicht des Volks nicht leiden, daß man ihn beim Namen nennt; daher die Fülle von Umschreibungen. Im Norwegischen finden wir die Decknamen *skrubbb* und *skrog* (der Magere), altnord. *gråbeinn*, schwed. *gråben*, norweg. und älter dän. *graaben*, in deutschen Mundarten *Grauhans*, *Graustiel*, franz. *pieu gris* usw. Neben diese indifferenten Deckbezeichnungen treten schmeichelnde Verwandtschaftsnamen. In Mecklenburg war früher der Ausdruck *Vaddermann* für den Wolf üblich⁵²⁾; eine ähnliche Erscheinung ist es, wenn sich ein Volk „Wölfe“ nennt, obgleich hier nicht so sehr Versöhnungsbereitschaft wirksam ist als der Wunsch, der geschätzten Eigenschaften dieses Tiers teilhaft zu werden. Wir denken hier an Geschlechts- und Stammesnamen wie *Ylfingar*, *Wülfinge*, *Wulfingas*. Auf die bei der germanischen Namengebung stets von neuem festzustellenden totemistischen Erscheinungen hat Much⁵³⁾ hingewiesen. Beim Bären geht die zu euphemistischer Umschreibung zwingende Furcht so weit, daß die eigentliche Bezeichnung für dieses gefürchtete Tier in manchen Sprachen verloren gegangen ist. Für altind. *ṛkṣas*, griech. *ἄρκτος*, lat. *ursus* gibt es im Slawischen und Germanischen keine Entsprechungen⁵⁴⁾. Die alten Wörter sind dort durch die Deckbezeichnung *medvedi*, hier durch den von der Farbe des Tiers hergenommenen Namen *bero* (der Braune) verdrängt worden. Auch das lateinische Wort für Schlange (*serpens* = das Kriechende) ist kein alter Ausdruck, sondern eine Deckumschreibung des eigentlichen Namens.

Besonders kennzeichnend sind die Versöhnungsnamen des Wiesels in den romanischen Sprachen⁵⁵). Dieses an sich ungefährliche Tier gilt für giftig, außerdem schreibt man ihm einen dämonischen Charakter zu. Auch in Österreich ist dieser Glaube verbreitet: wen ein Wiesel anbläst, der wird geschwollen. Der französische Name für dieses Tier (*belette* = Schöntierlein) ist ein ausgesprochener Euphemismus. Er wird uns verständlich aus der Äußerung *Rollands*⁵⁶): „Partout on évite de prononcer le nom de la belette ou bien on substitue à son vrai nom un nom aimable caressant.“ Da das Wiesel auf besondere Schönheit keinen Anspruch machen kann, erklärt sich der Ausdruck „schön“ hier als Beschwichtigungswort, wie er schon im Altertum als Schmeichelwort für chthonische Gottheiten erscheint: Hekate wird als *καλλιστη* angerufen⁵⁷). Ein merkwürdiger Reflex dieses Volksaberglaubens in der Erzählung „Die Irrungen“ von E. T. A. Hoffmann: „Es hatte sich nämlich eine (!) Wiesel in unser Zimmer eingefunden, die ich zu verfolgen im Begriffe stand, als meine Mutter hinzukam und mich auf das heftigste ausschalt. Dann lockte sie das Tierchen . . . und sprach zu ihm also: ‚Beste Dame, seien Sie uns auf das schönste willkommen‘ usw.“ Auch an verwandtschaftlichen Schmeichelnamen nimmt das Wiesel teil. Im Spanischen heißt es *comadreja*, im Neuprovenzalischen *coumayrelo* (Gevatterin)⁵⁸), in Österreich *Mühmelein*. Dort sind die Decknamen für dieses dämonische „Seelentier“ überhaupt zahlreich, und zwar kommen alle möglichen Typen vor: vom fingierten Verwandtschaftsnamen über die hypokoristische Versöhnungsbezeichnung bis zur indifferenten Namensmaskierung und phonetischen Entstellung der eigentlichen Bezeichnung (*Jüngferlein, Stadelkätzlein, Pfeifkätzlein, Härmlin, schnelles Tierlein, Weusel*). Man beachte hier die Diminutive, die keineswegs bloß darauf zurückgehen, daß es sich beim Wiesel um ein sehr kleines Tier handelt; denn andere Tiere, die nicht größer sind, entbehren dieser schmeichelnd-zärtlichen Formen. Wenn wir bei den französischen Basken als Beschwichtigungsnamen für das Wiesel den Ausdruck *andereder* (Schöne Dame, vgl. ungarisch *menyét-asszony*) finden, bei anderen Völkern die erwähnten Verwandtschaftsbezeichnungen, so müssen diese Übereinstimmungen auffallen. Gleichwohl wird man hier nicht historische Abhängigkeit und Beeinflussung, sondern eine spontane Gleichförmigkeitserscheinung anzunehmen haben, die auf die nämlichen psychischen Motive und Gesetzlichkeiten zurückgeht.

Solche Verwandtschaftsbezeichnungen finden sich auch bei gefürchteten Krankheiten. In Frankreich heißt ein Augengeschwür *compère loriot*, für die Pest ist der Ausdruck *Gevatterin* belegt. Auf Bornholm wird das Wechselfieber *Stiefmutter* genannt. Bei Krankheiten gibt es Deckbezeichnungen verschiedenster Art, vor allem Euphemismen und Litotes-Fügungen. In bestimmten Gegenden Skandinaviens darf jemand, der sich mit einem Beil schwer verletzt hat, die böse Wunde nicht bei Namen nennen, sie würde sonst schlecht heilen⁵⁹); er darf nur von einem *Mal* sprechen. Ähnlich gebrauchen österreichische Zimmerleute für Verletzungen mit der Axt den zu wenig besagenden Ausdruck *jucken*. Oft vermeidet man das Wort „Krankheit“ überhaupt; so sprachen die Römer lieber von *infirmitas, languor, vitium* als von *morbus* (wegen des Anklangs an *mors*), und in romanischen Ländern gebraucht man die schwächeren Bezeichnungen *malattia, maladie* (Unpäßlichkeit). Bei entsetzlichen Krankheiten sind Beiwörter wie *heilig, schön, gesegnet* häufig⁶⁰). Dabei handelt es sich

um ein Gutsprechen von gefährlichen Dingen aus Gründen der Beschwörung und der schonenden Mitteilung. Der Rotlauf (Erysipelas) wird als *Rotschön* bezeichnet, der Schlagfluß heißt *gesegnet*; entzündliche und brandige Krankheiten — z. B. die Gürtelflechte (Herpes zoster) — werden als *heiliges Feuer* u. ä. angesprochen, die Bursitis phlegmone hat den Namen *Schönröte*, für die Passio iliaca (Koterbrechen) ist der Volksausdruck *Miserere* weitverbreitet. Aus den Aberhunderten von euphemistischen und antiphrastischen Ausdrücken für Tod und Sterben sei nur wenig ausgehoben: griech. *ὀδὰξ ἔλον οὐδας; γαλαν ὀδὰξ ἔλοντες*; lat. *naturae concedere, abire ad plures*; ital. *andare nel numero dei più, mordere la polvere*; span. *morder la tierra*; deutsch *zur ewigen Ruhe eingehen, das Zeitliche segnen* usw. Statt „Leichnam“ sagt man *sterbliche Überreste*, oder *irdische Hülle*. Übrigens ist „Leichnam“ selbst schon ein Euphemismus; das im frühen Ahd. gebräuchliche direkte Wort *hréo* (got. *hraiv*) wird durch den metaphorischen Ausdruck *lhhamo* ersetzt. Neben edlen Euphemismen stehen mit bezug auf diese Dinge freilich auch allerlei zynische, schnoddrig-burschikose Ausdrücke: *abkratzen, ins Gras beißen, andare a ingrassare i cavoli, manger les pissenlits d'en bas*. Das sind galgenhumoristische Überkompensationen einer zweifellos vorhandenen Scheu vor diesen Dingen.

Durch Tabu-Euphemismen werden ferner solche Ausdrücke ersetzt, die üble Vorbedeutungen mit sich führen. Musterbeispiel sind die idg. Bezeichnungen für „links“. Griech. *εὐώνυμος* (mit einem Namen von guter Vorbedeutung) muß das anstößig gewordene *ἀριστερός* ablösen, das aber selbst schon ein Euphemismus ist. Die linke Seite gilt als unheilvoll, daher wird der Ausdruck dafür vermieden. Während das Wort für „rechts“ nach Hirts Nachweis fast durch alle idg. Sprachen hindurchgeht: altind. *dakṣīnas*, altbulgar. *desīnu*, lit. *dešinē*, griech. *δεξιός* lat. *dexter*, got. *taihswō*, finden sich für „links“ zahlreiche Ausdrücke, die sich zufolge ihrer Übereinstimmung in verschiedenen Sprachen als alt erweisen: altind. *savjās*, altbulg. *šuj*; griech. *λαίος*; lat. *laevus*; griech. *σκαίος*, lat. *scaevus*; irisch *clé*. got. *hleiduma*; daneben stehen offenbare Neubildungen: griech. *ἀριστερός* heißt „die bessere“, lat. *sinister* vielleicht etwas Ähnliches, Ahd. *wini-star* (erhalten in dem Fuhrmannsruf *wist*) gehört zu *wini* (Freund), die sämtlich euphemistische Decknamen sind⁶¹). Auch die Ortsnamen werden von ähnlichen Erwägungen aus geformt und umgeformt. Die illyrische Küstenstadt *Ἐπίδαμνος* wurde von den Römern in Dyrrhachium umbenannt, offenbar zur Vermeidung des Anklangs an das ominöse *damnum*. Der Ort Maleventum wird von ihnen in Beneventum verwandelt, um ein günstigeres Omen zu schaffen. Tatsächlich ist der Name so harmlos als möglich, denn *Μαλόεις*, Akk. *Μαλόεντα* heißt etwa Apfelgarten. Ein interessanter seemannsprachlicher Fehleuphemismus liegt in dem romanischen Wort für „Wind-

stille“ vor (ital. *bonaccia*, katal. *bonansa*, span. *bonanza*, altprov. *bonasa*). Es weist auf ein **bonacia*, das im Vulgärlatein an die Stelle des griech. *μαλακία* (Sanftheit, Weichheit) trat, aus dem man fälschlich eine Beziehung zu lat. *malus* heraushörte. Unter dem beherrschenden Einfluß dieses abergläubischen Verhältnisses zur Sprache begeht die Volksetymologie auf Schritt und Tritt Fehlgriffe.

Die stehende Wendung *acht Tage* für den Zeitraum einer Woche geht gleichfalls auf abergläubische Sprachmaskierung des wirklichen Sachverhalts zurück, um die ominöse Siebenzahl zu vermeiden: auf sieben Tage zu verreisen, konnte Unglück bringen⁶²). Im Französischen ist sogar die Zahl zweimal sieben verpönt: es heißt daher *quinze jours*. — Als Tabu-Euphemismen sind auch zahlreiche Götternamen anzusprechen. Vielleicht geht es auf eine Tepi-Erscheinung zurück, daß der ur-indogermanische Name für Gott (*deivos*) in mehreren Sprachen durch neue Worte ersetzt wurde (got. *gub* slaw. *bogu*). Auch der Gott Wotan hat viele Decknamen aufzuweisen. Bei den Namen gefürchteter Götter sind Entstellungen häufig (Loki) und die sprachliche Form eschatologischer Vorstellungen erleidet desgleichen von hier aus Veränderungen (*Muspilli*). Der Wortforscher muß um diese psychologischen Zusammenhänge wissen; denn mit gewöhnlichen Verfahrensweisen sind diese Worte nicht zu etymologisieren. Schädliche Dämonen, gefährliche und unheimliche Wesen überirdischer Art werden mit Euphemismen oder antiphrastischen Versöhnungsnamen bedacht, mit Bezeichnungen also, die das Gegenteil von dem ausdrücken, was sich das Volk unter diesen Wesen vorstellt. So werden die gräßlichen Erinnyen von den Griechen als die Gnädigen (Eumeniden) oder als die Ehrwürdigen (*Σεμναι*) bezeichnet; die Römer haben dafür den gleichfalls bewußt unrichtigen Namen Parzen (die Schonenden). Ein übelgesinnter Dämon erhält den Namen *bihviz* (aequum sciens), die Unholden werden *Holden* genannt und *Drude* weist auf *trütan* (mit „traut“ bedeutungsverwandt). Hieher gehören dann die in allen Sprachen zahlreichen Decknamen für Teufel und Hölle. Das griechische Wort für den Widersacher Gottes (*διάβολος* = Verleumder) ist selbst schon ein Euphemismus, er genügt aber alsbald nicht mehr, sondern muß durch neue Bezeichnungen ersetzt werden, im Deutschen etwa durch die prophylaktische Wendung *Gottseibeius*, durch die Pronominalsubstitution *der und jener*, im Dänischen heißt er *en vis mand* (ein gewisser Mann) oder *gammel karl* (alter Kerl). Das führt uns auf die Flüche, Verwünschungen und Beteuerungen, bei denen man es vermeiden will, den Namen Gottes eitel zu nennen oder sonstige tabuierte Sakralbezeichnungen zu gebrauchen. Das einfachste Mittel dazu ist die Auslassung: *Bewahre, Behüte!* oder man entstellt das verpönte Wort phonetisch oder macht es sonstwie sinnlos: *Potz* (statt

Gottes), *morbleu*, *corbleu*, *diantre* (*mort*, *corps de dieu*, *diable*): Herrjeh; auch humoristische Ersetzungen finden sich nicht selten: *Gottstrambach*, *Heiliger Strohsack*, ebenso werden Zahlwörter für dergleichen Substitutionen herangezogen (*Meiner Sechs*). Aber nicht nur die Gesamtheit der Ausdrücke für das Göttliche und Heilige selbst, nein alles, was nur irgendwie mit diesen Bereichen zusammenhing, verfiel einer gewissen sprachlichen Auszeichnung. Als Beispiel seien die romanischen Ausdrücke für „Wort“ genannt. Die eigentliche Bezeichnung *verbum* war durch prägnante Verwendung in religiösem Sinn („in initio erat verbum“) sakrosankt geworden und stand daher dem Profangebrauch nicht mehr zur Verfügung, weshalb dieser einen uneigentlichen Ausdruck mit der Bedeutungsfunktion des Wortbegriffs *verbum* betrauen mußte; es rückte *parabola* (Gleichnis) in die freie Stelle ein (*parole*, *parola*, *palabra*). Auch lat. *virgo*, das alsbald der Jungfrau Maria vorbehalten wird, erfährt durch diese gehaltliche Auszeichnung rein morphologisch eine Sonderentwicklung.

Bei allen Flüchen und Verwünschungen sind Antiphrasen häufig. Im Mhd. wird oft *sælec* für *unsælec* gebraucht, ital. *benedetto* hat oft genug den Sinn von *maledetto*, „verfluchtes Vieh“ heißt französisch *sacré animal*. Das hebr. *bārakh* bedeutet sowohl „segnen“ wie „fluchen“, und die Vulgata übersetzt es gelegentlich mit *benedicere*, obwohl der Sinn keinen Zweifel läßt, daß *maledicere* gemeint ist. Auch lat. *sacer* und das australische Wort *tabu* können sowohl mit „heilig“ wie auch mit „verflucht“ übersetzt werden. Diese sprachpsychologisch merkwürdige Erscheinung hat die Aufmerksamkeit der Religionswissenschaftler, der Sprachforscher wie der Tiefenpsychologen auf sich gezogen. Man spricht hier vom Gegensinn der Urworte⁶³) und sieht ein ambivalentes Verhalten zu den durch diese Worte repräsentierten Bereichen am Werk: das Heilige, das demütig verehrt wird, muß auch dem Fluchenden für seine Zwecke dienen.

e) Gesellschaftliche Tabu-Erscheinungen

Das Sprach-Tabu greift über den Komplex des Magisch-Sakralen weit hinaus. Wir kommen damit auf Tatsachen zu sprechen, die uns zum Teil schon bekannt sind, für die wir aber nach der Beschäftigung mit den sprachlichen Auswirkungen des „Magethos“ — um ein Fachwort der modernen Völkerpsychologie zu gebrauchen — vertieftes Verständnis aufbringen werden. Deckbezeichnungen und sonstige euphemistisch-verhüllende Erscheinungen finden sich auch im Sprachleben des modernen Gesellschaftsmenschen. Der Grundsatz, jedes Ding beim rechten Namen zu nennen, wäre in seiner derben Ehrlichkeit hier oft genug undurchführbar. Wie so viele andere, muß man ständig auch sprachliche

Rücksichten nehmen, die sich zu festen Konventionen ausgebildet haben. Sie sind so eingebürgert und verfestigt, daß man das doch den Menschen eignende euphemistische Streben objektiviert und von einem verhüllenden Zug der Sprache redet. Über die hier wirksamen ethischen Triebkräfte haben wir bereits gesprochen; an dieser Stelle interessiert uns lediglich, daß diese aus Scham, Bescheidenheit, Nachsicht usw. entstandenen Euphemismen zu den nämlichen Mitteln greifen wie die magisch-religiösen. Da finden wir die Auslassung des anstößigen Wortes sowie dessen phonetische Entstellung: für manche Sprecher wird ein nicht ganz einwandfreier Ausdruck dadurch „möglich“, daß er in eine Deminutivform (Kategorie der Milderung) gebracht oder in seinem Lautbestand ein wenig verändert wird. Auch Fremdwörter werden gern als sozialästhetische Deckbezeichnungen verwendet. Früher konnte man die Ausdrücke *transpirieren*, *Diarrhöe* usw. weit eher gebrauchen als die entsprechenden deutschen Wörter. Desgleichen finden sich wie im Bereich des magischen Tabu auch hier allerlei Substitutionen durch Ausdrücke, die in diesem Fall sinnlos sind. Im Frühnhd. muß *etcetera* alles mögliche bezeichnen, was man nicht gern sagen wollte. Ebenso müssen das allerlei Zahlwörter und Pronomina (*in anderen Umständen*). Beliebt sind auch hier Umschreibungen, Metonymien und Synekdochen sowie allerhand weitmächtige Bezeichnungen. *Etwas machen*, *etwas anstellen* werden für sehr konkrete Handlungen gebraucht. Die sprachgeschichtlichen Folgen solcher Tendenzen sind für die gesellschaftliche Sprache die nämlichen wie für die sakrale. Durch schonende Allgemeinbezeichnung wird wertvolles altes Sprachgut vernichtet. Eine Fülle brauchbarer Ausdrücke geht verloren, weil man es ständig vermeidet, das Kind beim rechten Namen zu nennen. So ist etwa mhd. *luppe* (venenum) unserm heutigen Sprachschatz entschwunden, da diese unangenehme Sache durchgängig mit dem zu weiten Ausdruck *Gift* (Gabe schlechthin) bezeichnet wurde. Durch Berücksichtigung dieser sprachpsychologischen Erscheinung werden gewisse sprachgeschichtliche Tatbestände verständlich, die der Linguist mit seinen Mitteln kaum genügend zu erklären vermag.

Ein Beispiel. Die Vorsilbe *un-* hat — wie schon erwähnt — im Deutschen zwei verschiedene, ja gegensätzliche Bedeutungen. Einmal bedeutet sie die Verneinung des ausgesagten Begriffs (*Unmensch*, *Unsegen*), dann wieder dessen Betonung und Steigerung (*Untier*, *Unsumme*, *Unzahl*). Im Fall des Wortes *Untiefe* ist das Sprachgefühl so schwankend geworden, daß dieser Ausdruck beides bedeuten kann: sowohl „seichte Stelle“ als auch „unermessliche Tiefe“. Ich glaube, an dieser Unsicherheit sind zu nicht geringem Teil die Ungenauigkeiten schuld, die durch gewisse höfliche Litotes-Fügungen zustande kommen. Dieses Zuwenig-Sagen besteht hauptsächlich in der Verneinung des entgegengesetzten Begriffs: *unrichtig*, *unsauber* klingen den meisten Menschen besser in die Ohren als *falsch* und *schmutzig*. Da aber Worte keine mathematischen Zeichen sind, die man durch ein

Minussymbol ohne weiteres in ihr striktes Gegenteil zu verkehren vermag, kommt es hier oft zu allerlei Unstimmigkeiten. Die genannte Vorsilbe bezeichnet zumeist mehr als eine bloße Verneinung einer bestimmten Eigenschaft, gibt aber den gegensätzlichen Begriff in abgeschwächter Weise wieder: *unschön* ist jedenfalls weit milder als *häßlich*; *Unglück* ist zwar kein bloßer Mangel an Glück, aber doch weniger stark als *Elend*. Noch deutlicher wird die von hier ihren Ausgang nehmende Verwirrung in folgenden Fällen: *Unsitte* sind schlechte Sitten, das *Unkraut* ist vom botanischen Standpunkt eine ebenso wirkliche Pflanze wie das „Kraut“, nur vom Gesichtspunkt der Landwirtschaft aus sind die hiehergehörigen Gewächse wertlos. In *Unkosten* schließlich ist die so oft mißbrauchte und entwertete Vorsilbe völlig überflüssig geworden.

Die höfliche Sprache nimmt ein Blatt vor den Mund, sie glättet oder vermeidet nach Möglichkeit alles irgendwie Anstößige. Die Fehler des Nebenmenschen deutet man durch Verneinung einer bestimmten Tugend an (*unliebenswürdig* = *grob*); ja oft versteckt man das Unerfreuliche hinter zustimmenden Bezeichnungen: der Geizige heißt *sparsam*, der Verschwender *freigebig*, der Grobian *grade und offen*. Wenn man Mängel im Bereich der Verstandestätigkeit feststellen will, deutet man das Vorhandensein sittlicher Vorzüge an. Von hier aus ist das mhd. *alwære* (eine positive Bestimmung: „durchaus aufrichtig“) zu einer abschätzigen Bezeichnung im Gebiet des Intellektuellen geworden (*albern*).

Die Sprachentwicklung ist ein Spiegel der Kulturentwicklung. In den gängigen Euphemismen spiegeln sich die konventionellen Lügen der Menschheit. Nimmt der Primitive vor allem auf die Götter Rücksicht, deren Namen er verhüllend umschreibt und auf gefährliche Tiere, für die er Deckbezeichnungen ersinnt, so spiegeln sich in der Sprache des Zivilisationsmenschen verschiedene gesellschaftliche Konventionen nicht immer erfreulicher Art, die manchmal bis zur Prüderie und Gesellschaftslüge gehen. Darüber habe ich an anderm Ort ausführlich gesprochen. Hier sei nur noch erwähnt, daß das sexuelle Tabu, das auch den Sprachgebrauch des modernen Menschen durchwaltet, ein durchaus echtes Tabu ist. Wurden in primitiven Zeiten die Wortverbote durch Rücksichten auf Übernatürliches bestimmt, so ist es später die Rücksicht auf das allzu Natürliche, was zu ähnlichen Zensurmaßnahmen führt. Sind die primitiven Tabu-Euphemismen aus der Angst, das gefürchtete Wesen herbeizurufen, entstanden, so redet der moderne Mensch hauptsächlich deshalb verhüllend, um sich und dem Hörer das Peinliche der direkten Bezeichnung und die daran geknüpften unlustvollen Gefühlstöne zu ersparen. Deswegen fehlen abergläubische Motive auch in der Moderne keineswegs. Man denke an die Angst mancher Zeitgenossen vor dem „Berufen“, ferner daran, daß der Kakophemismus auch bei uns nicht völlig ausgestorben ist, jene absichtlich verhäßlichende Bezeichnungsform, die manchmal gewählt wird, um nicht Neid und Mißgunst irgendwelcher ein-

flußreicher Mächte herauszufordern. Sozialästhetische und sakrale Motive vereinigen sich im Javanischen Krāmā, das als Sprachstil der Höflichkeit neben der Umgangssprache (Ngoko) steht.

Mehr dem Namen als der Sache nach gehört in diesen Abschnitt die Erscheinung, welche J. Marouzeau⁶⁴⁾ als „Tabou du sentiment“ bezeichnet, worunter er den Sachverhalt versteht, daß bestimmte Kreise des Volks ihren Gefühlen nur sparsam und zurückhaltend Ausdruck verleihen. Das bloß nebenbei. Die gemeinsame Ratio all dieser magisch-religiösen und sprachethischen Erscheinungen liegt in der mehrfach hervorgehobenen Tatsache, daß die Worte nicht als Sinnbilder, sondern als Wirkungsträger gefaßt werden. Neben ihrem Mitteilungswert haben die Worte primitivster Sprachen auch noch eine Sakralfunktion.

Auf diese Tatsache legt W. Hellpach⁶⁵⁾ allen Nachdruck. Er hält es für möglich, daß die ursprünglichen Erregungslaute „aus zauberischen Trieben“ zu bedeutungsfesten Wörtern“ umgebildet wurden. Wie hoch er die Rolle dieser magischen Urkraft des Wortes einschätzt, sei an einem Beispiel gezeigt. Schon manche Tiere fürchten sich vor toten Artgenossen. Dieses elementare Totengrauen teilt der Mensch. Daß aber aus dieser teilweise schon animaliden und allgemein hominiden Emotion sich Vorstellungen entfalten, die sich um eine besondere Existenz des Toten drehen, das wird erst durch die Sprache ermöglicht. Sie ist mit den primitivsten Erscheinungen der Magie ebenso eng verknüpft wie mit den magiefiernden Formen vergeistigter Religiosität.

5. Die logisch-alethische Sekundärfunktion

a) Allgemeines

Innerhalb des Bereichs der logisch-erkenntnismäßigen Erscheinungen als psychischer Vorgänge ist die Sprache weitgehend beteiligt. Darüber herrscht im wesentlichen Übereinstimmung. Strittig ist indes die Bewertung dieser Rolle der Sprache. D em p e⁶⁶⁾, der hier als Vertreter einer großen Reihe von Sprachtheoretikern genannt sei, setzt im Gebiet der Sekundärleistungen eine eigene Erkenntnisfunktion der Sprache an und die skeptischen Sprachkritiker geben gerade durch ihre heftige Stellungnahme gegen die Sprache deutlich zu merken, daß sie ihr maßgebenden Einfluß auf die Erkenntnisarbeit zubilligen, nolens-volens möchte man sagen. Im Bereich des Denkens und Erkennens entfaltet die Sprache eine Aktivität, die sich von dem gefügigen Sichbrauchenlassen eines instrumentalen Zeichensystems wesentlich unterscheidet. An dieser psychologischen Tatsache ist nicht zu rütteln.

Die erkenntnistheoretische Sprachkritik, die von der Tatsache der Beeinflussung unserer Denkarbeit durch die Sprache ausgeht, stellt u. a. folgende Fragen: Wie verhalten sich reine Erkenntnis und sprachliche Fassung; was leistet die Sprache für das Erkennen, fördert oder ermöglicht sie es — etwa dadurch, daß sie klare Scheidungen und geordnete Abfolgen gestattet, indem sie die wachsende Fülle terminologischer Begriffe aus-

einanderzuhalten erlaubt — oder hemmt sie es, führt sie es irre? Die Frage nach den im Bereich des Sprachlichen angesiedelten Irrtumsquellen hat B. Schwarz⁶⁷⁾ wieder einmal eindringlich gestellt; von anderen Forschern ist mehrfach kritisch erwogen worden, ob die Sprache ein taugliches Mittel sei, um gewonnene Einsichten ohne Verlust, Entstellung und Mißverständnisse auf andere zu übertragen. Neben Sprachkritikern, welche die von der Sprache geübten Wirkungen zwar zugeben, aber negativ bewerten, stehen Erkenntnissoziologen, die hier minder ablehnend urteilen. Uns als Psychologen ist die Bewertung weniger wichtig als die Tatsache. Die Sprache greift bis in Einzelheiten des Denkens beim Individuum entscheidend ein. H. Lipps⁶⁸⁾ hat treffend betont, der einzelne bleibe befangen im Banne dessen, was im vokabulären Bestand der Sprache als begriffen enthalten ist. Sie ist also jedenfalls kein Werkzeug, dessen Handhabung zur Gänze im Belieben des Gebrauchers läge, sondern als geformter Mittler ein Wirkungsbereich mit eigener Dynamik und Gesetzmäßigkeit, die sich auch in der geistigen Arbeit auswirkt. Als Verdichtung von Denkformen, die in bestimmten Sprachformen ihren Niederschlag gefunden haben, ist sie eine aktive Potenz, die auf unsere geistige Tätigkeit Einfluß zu gewinnen vermag. Sie kann — wie schon hervorgehoben — am Zustandekommen der Erkenntnisse mitwirken, zumindest in dem Sinn, daß der durch sie ökonomischer und systematischer gemachte Denkablauf zu Leistungen befähigt wird, die ihm sonst nicht erreichbar gewesen wären. Außerdem macht uns u. U. eine sprachliche Assoziation gelegentlich auf einen sonst vielleicht nicht bemerkten sachlichen Zusammenhang aufmerksam. Goethes Bekenntnis einer „bedeutenden Förderung durch ein einziges geistreiches Wort“ ist Zeugnis dafür, daß ein treffender Ausdruck den Denkprozeß vielseitig anzuregen und zu befruchten vermag. Die hierin beschlossene Artikulation eines aufgefaßten Sachverhalts kann Ausblicke eröffnen und Vorstellungen ins Spiel bringen, von denen aus es weiter geht.

In Form eines Exkurses sei hier die bereits erwähnte Tatsache der sachlichen Förderung des Denkens durch sprachliche und zeichenhafte Formulierung weiterführend aufgegriffen. Ein Lehrsatz kann eine Fruchtbarkeit entfalten, an die der betreffende Forscher gar nicht gedacht hatte, als er eben diese Worte für seine neue Erkenntnis wählte oder fand, eine Fruchtbarkeit also, die über die Ausgangsintention ihres Schöpfers weit hinausreicht. An die vorhandene Formulierung kann sich eine Auswertbarkeit schließen, die in ganz anderer Richtung liegt als der, auf die der Satz ursprünglich zielte, um deretwillen er konzipiert war. Ja, es kann ein wortspielhaft erlebter, ein glossomorpher Einfall im weiteren Verlauf eine sachliche Fruchtbarkeit erweisen, die anfänglich nicht zu vermuten stand.

Ich entsinne mich hier eines Gesprächs mit einem ausländischen Philosophen, in welchem dieser behauptete, die bekannte Bestimmung „Idealismus ist der Standpunkt, für welchen die Welt nicht gegeben, sondern aufgegeben ist“, sei lediglich ein sprachbedingtes Wortspiel, keine echte philosophische Erkenntnis, überhaupt kein Gedanke. Das gehe daraus hervor, daß es unmöglich oder doch nur mit weitgehend konkretisierender Umformung des zweiten Verbalbegriffs möglich sei, den Satz in irgendeine Fremdsprache zu übersetzen. Demgegenüber vermochte ich darauf hinzuweisen, daß diese Formulierung, selbst wenn sie einem Wortspiel ihren Ursprung verdanken sollte, doch eine erstaunliche gedankliche Fruchtbarkeit in sich schließe. Sie enthält nicht nur eine bündige Absage an den naiven Realismus, für den die Erfahrung der Außenwelt etwas fertig Entgegenzunehmendes ist, sondern schließt — über alles Erkenntnistheoretische hinaus — als zwingende Kurzformel in knappster Andeutung eine Reihe fruchtbarer Einsichten in sich. So ermöglicht sie eine ethische Weiterführung — die Welt als das versinnlichte Material unserer Pflicht (Fichte) —, womit sie in kürzester Form das theoretische und praktische Programm der idealistischen Einstellung zur Welt deutlich werden läßt. Als sachlich nicht hiehergehöriger, in diesem Zusammenhang jedoch gleichwohl interessanter Fall sei erwähnt, daß es sogar produktive Druckfehler gibt, zumindest im Bereich des Dichterischen. Ein aufschlußreiches Beispiel dafür bei J. Petersen^{68a}). Das nur nebenbei.

Ganz Ähnliches wie für wortsprachliche Sätze gilt für die symbol-sprachlichen Aufstellungen der Mathematiker, Physiker und Chemiker, denen der heuristische Wert ihrer Formeln wohl bekannt ist. So hat Maxwell seine Feldgleichungen zunächst zu dem Zweck aufgestellt, um eine allgemeine Formulierung des Induktionsgesetzes zu geben. Im weiteren Verlauf erwiesen sich diese beiden Formeln unerwarteterweise als höchst fruchtbar zur Erfassung der elektromagnetischen Störungen (perturbations) im Äther sowie zur Bestimmung der Geschwindigkeit, mit der sich die genannten Erscheinungen im Raum ausbreiten. Die Formel war wieder einmal gescheiter als ihr Schöpfer.

Ohne Sprechen und Denken als identisch zu fassen, kann man doch sagen, daß ohne Sprache jedes höhere Geistesleben, jede kompliziertere Intellektbekundung unmöglich wäre. Zu den dafür bereits genannten Gründen sei noch ein entwicklungspsychologisches Argument angeführt. Zwischen Intellekt und Sprache besteht ein beide Teile förderndes Wechselverhältnis: „Sermo generatur ab intellectu et generat intellectum“, sagt A ba el a r d treffend. Ohne ausgebildete Sprache ist ein leistungsfähiges Denken zwar nicht deshalb unmöglich, weil dieses in den Formen der Sprache verlaufen müßte, sondern weil ohne Übung in der Sprache der Intellekt auch desjenigen Denkers, der sich für weite Strecken seiner Geistesarbeit von ihr losmacht, keine Durchbildung erhalte. Hemmungen im Gebrauch der Sprache haben — wie schon erwähnt — Beeinträchtigungen des Geisteslebens zur Folge. Wir stellen den Apathiker hinsichtlich seiner intellektuellen Kapazität nicht auf eine Stufe mit Imbezillen und Dementen, aber daß die Sprachschädigung auch der Denk-

tätigkeit in den meisten Fällen Eintrag tut, duldet keinen Zweifel. Der ununterrichtete Taubstumme ist intellektuell weitgehend gehemmt, wenn auch M. Müller⁶⁹⁾ zu weit geht, der den Taubstummen die Vernunft abspricht, weil ihnen die artikulierte Sprache fehle. A. Martys Entwicklungslehre der Sprache ist auf diesen Zusammenhang zwischen Sprache und Vernunft abgestellt. Jede Epoche kann nur so viel Sprache ausbilden, als ihrem geistigen Entwicklungszustand entspricht. Andererseits hilft dann das erworbene Ausdrucksmaterial, den Geist höher zu treiben und für die Schaffung neuer, differenzierterer sprachlicher Ausdrucksmittel fähig zu machen. Schon vorher hatte F. A. Carus⁷⁰⁾ betont, das Seelenleben gedeihe nur mit der Sprache und ihrem freien Gebrauch. Die Romantiker bezeichnen die Sprache als Weckungsmittel des schlummernden Geistes. Tatsächlich zeigt die geistige Entwicklung des Kindes, daß die Sprache unentbehrlich ist für den Aufbau der Gegenstandswelt und jede höhere Begriffsbildung, wengleich gerade hier die Ontogenese kein treuer Spiegel der Phylogenese ist, da die kindliche Sprachentwicklung auf starke Anregung von außen her erfolgt und somit eine Vorwegnahme, eine *maturitas praecox* in geistiger Hinsicht darstellt.

Die fördernde Leistung der Sprache für das Denken, ihre „Erkenntnisfunktion“ ist so oft geschildert worden, daß wir uns hier weitere Erörterungen sparen können. Freilich liegt diese Förderung zum wesentlichen im Bereich ihrer primären Funktionen, daß sie ein zu Informationsleistungen taugliches Darstellungsgerät ist. Indes werden auch die über diese primären Funktionserträge hinausgehenden, die sekundäre logisch-alethische Leistung ausmachenden Wirkungen der Sprache wohl schon deutlich geworden sein. Eben hierin aber liegen nicht nur Förderungen, sondern auch Gefahren.

b) Zur Kritik der Sprache

Sprachkritische Erörterungen pflegen von Einsichten auszugehen, die Bacon⁷¹⁾ bei seiner Entlarvung der *Idola fori* gewonnen hat. Diese Art von Vorurteilen ist ein Erzeugnis der Sprache; sie beruhen darauf, daß man die Worte, die ja nur Zeichen von konventionellem Wert sind und auf den fahrlässig gebildeten Begriffen der Menge beruhen, für die Dinge selbst nimmt. Oft kommt bei diesen ungenau gebildeten Symbolen Heterogenes zusammen, da die Sprache Verschiedenartiges mit demselben Wort bezeichnet. Gewisse Erleichterungen, die die Sprache der geistigen Bewältigung der Welt und der Denkarbeit gewährt, können zugleich zu Täuschungsquellen werden. So gibt es im Bereich des wirklich Existierenden weder Negativum noch Negation: hier ist alles gleicherweise positiv. Solche *Negativa* bestehen lediglich im Gebiet des Denkens und der Sprache, frei-

lich auch des psychischen Erlebens, wo ein Mangel, ein Nichtvorhandensein als qualitativ eigenartige Erlebnisse Unlustreaktionen auslösen können. Die sprachlichen Kategorien sind nicht bloß Darstellungsmittel für unsere Gedanken, sondern aktive Mächte, die unsere Denkarbeit und deren Ergebnisse zu beeinflussen vermögen. Sicherlich sind die grammatischen Formen Erzeugnisse der Denkgewohnheiten einer Sprachgemeinschaft, wie die Analogiebildungen von bevorzugten Assoziationen Kunde geben, aber außer den Bedürfnissen des Denkens haben noch andere Anliegen die Sprache geformt, so daß sie keinesfalls als ideales Denkwerkzeug gelten kann.

Die Tatsache, daß unser Denken nicht völlig souverän über der Sprache steht, sich ihrer nur zum Festhalten und Vermitteln der Gedanken bedienend, sondern daß es in manchem durch die Eigengesetzlichkeit der Sprache bestimmt ist, diese Tatsache war von jeher ein Lieblingsansatz des Skeptizismus. Das im wesentlichen durchaus abzulehnende Hauptwerk⁷²⁾ dieser Richtung liefert, ohne es zu wollen, einen negativen Beweis für den übermedialen Charakter der Sprache.

Diese ganze Verzweigung an der Sprache, die die Neigung zeigt, sich zu einem allgemeinen Zweifel an der Möglichkeit des Erkennens überhaupt auszuweiten, wäre sinnlos, wenn ihr nicht die Überzeugung zugrunde läge, die Sprache sei kein Gerät, dessen Gebrauch in unserm Belieben stünde, vielmehr habe man es hier mit einer unserm Einfluß weitgehend entrückten geistigen Macht zu tun⁷³⁾. Aus solcher sprachskeptischen Einstellung heraus wurde neuerdings von den Logistikern die Leibnizsche Konzeption einer von den Mängeln der empirischen Sprachen befreiten philosophischen Symbolsprache wieder aufgenommen. Auch diese Bemühungen sind uns als Beleg für die vertretene Behauptung wichtig. Uns kümmert dabei weniger der Erfolg denn die Bemühung als solche, und darüber hinaus der Umstand, daß auch diese Verneiner der Sprache von ihr nicht loskommen. Dafür ein einziger Beleg. Ihr Streben ging dahin, aus ihrer Sprache alle Zeigzeichen auszuschalten und ihre Sprachmittel auf das Symbolgebiet zu beschränken. Demgegenüber vermochte Bühler⁷⁴⁾ nachzuweisen, daß auch die Sprache der Logistik ohne Zeigzeichen, die zum Wesen der Sprache gehören, genau so wenig auskommt wie eine andere Sprache.

Ohne Sprache gäbe es keine Kultur, daher auch kein entwickeltes Geistesleben. Das kann man gern zugeben, ohne in Abrede zu stellen, daß das Denken gelegentlich durch die Sprache verführt zu werden vermag. Wenn Hegel nicht selten sprachliche Assoziationen für die dialektische Fortbewegung des Gedankens hält, so unterliegt er einer solchen Sprachverführung. Hier ist der Punkt, wo die Sprachpsychologie für die Philosophiegeschichte fruchtbar zu werden vermag. Man achte von diesem Gesichtspunkt einmal auf die Sprachtechnik der Eleaten, auf das, was sie über Sein und Bewegung zu sagen haben, auf ihre der einfachsten Erfahrung hohnsprechenden Trugschlüsse, um einzusehen, welche Streiche die Sprache einem nicht entsprechend kontrollierten Denken zu spielen imstand ist.

Eine psychologisch ausgerichtete Sprachkritik wird von den Beziehungen der Sprache zum Denken auszugehen und hier die Frage zu stellen haben, welchen Gefahren das solcherart verlaufende Denken ausgesetzt ist. Sämtliche der möglichen Fehlgriffe lassen sich auf die Grundkategorien des Paralogismus, der Glossomorphie und der Notmetaphorik bringen, wobei die Glossomorphie die übergeordnete Erscheinung bildet. Die klassische Theorie dieser in der Sprache wurzelnden Denkfehler stammt von A. Stöhr⁷⁵⁾.

Sobald eine Verwörtlichung der Begriffe eingetreten war, konnte sich ein syllogistisches Rechnen mit Namen ausbilden: die Fehler dieser Begriffsrechnung sind die Paralogismen. Neben dem unrichtigen Schluß gibt es hier den unrichtigen Ansatz sowie die unrichtig gewählte sprachliche Ausdrucksform. Hieher gehört die falsche Ergänzung eines grammatisch vollständig klingenden, aber inhaltlich unvollständigen Satzes durch den Hörer und manches andere. Die glossomorphen Fehler bestehen in der Verwechslung von Sprachformen mit Denkformen, woraus sich allerlei Scheinprobleme der Philosophie und Psychologie ergeben. Die Hauptgefahr des glossomorphen Denkens liegt darin, daß Worte verdinglicht und für Wirklichkeiten genommen werden. Metaphern und Allegorien werden mit der bildlich angedeuteten Sache verwechselt; ferner vermag Einheitlichkeit der Benennung Einheitlichkeit der Sache vorzutäuschen. Die Ursache der Metaphorik aus Ausdrucksnot liegt darin, daß viele Begriffe keinen ihnen direkt zukommenden Namen haben. Ein hieher gehörender Spezialfehler ist die *Suppositio tropica*, die darin besteht, daß sich die Metapher für das eigentlich Gemeinte der ursprünglichen direkten Bedeutung einschleibt.

Die Sprache vermag aber nicht nur unser formales Denken irrezuleiten — etwa indem sie Paralogismen ermöglicht — sondern birgt auch die Gefahr sachlicher Irreführung in sich. Sie könnte das nicht, wenn sie immer nur als indifferentes, konventionelles Zeichensystem genommen würde oder lediglich als Fixierung von Einsichten, die dem Kenntnisbesitz der Epochen entsprachen, in denen das betreffende Wort entstand. So ist es aber keineswegs immer. Der Psychologe muß als stets von neuem verwirklichten Fall feststellen, daß unablässig versucht wird, von den Namen auf die Sache zu schließen, da zwischen beiden ein notwendiges Verhältnis angenommen wird und weiterhin ein großer Teil der Menschen geneigt ist, die Sprache als eine Schatzkammer gültiger Einsichten zu werten. In dieser Bereitschaft liegt der Grund für allerlei sachliche Irreführungen durch die Sprache. In R. Wagners dichterischem Werk finden sich zwei gedankliche Konzeptionen, die einer solchen Irreführung ihr Entstehen verdanken. Wenn er den eschatologischen Mythos einer „Götterdämmerung“ gestaltet, so stellt er sich das Ende der Götter anders vor als jene Zeit es tat, deren religiöse Vorstellungen er dichterisch formen wollte. Denn dieser Mythos beruht auf einer Verwechslung von *ragna rök* (Götterschicksal) und *ragna rökkr* (Götterverfinsterung). Seine Charakterzeichnung Parsifals, den er als „reinen

Toren“ vor uns hinstellt, ist in wesentlichen Zügen durch die von Görres stammende falsche Etymologie (*parsi* = rein, *fal* = Tor) bestimmt.

Um dieses immer wieder zu Täuschungen führende Verhalten zu den Wortbedeutungen zu studieren, kann der Psychologe zwei Wege einschlagen. Er kann zur Sprachwissenschaft in die Schule gehen und deren Etymologien mit dem zusammenhalten, was sich das Volk über die gleichen Ausdrücke zusammenreimt. Diese Sprachpsychologie vom Gegenstand her vermag wichtige Aufschlüsse über die seelischen Vorgänge beim Bedeutungserleben zu erbringen, außerdem wird klar, daß bei den Volksetymologien als psychologische Ratio eben jene Bereitschaft am Werk ist, sich von den Worten her zu Ansichten zu bekennen, die mit den Sachverhalten nicht im Einklang stehen und daher allerlei Zurechtdeutungen nötig machen. Der zweite Weg ist das etymologische Experiment.

Ich habe solche Versuche angestellt, die darin bestanden, daß ich den Vpen ausgewählte Worte darbot, die sie kannten, deren Etymologie ihnen aber unvertraut war. Die Instruktion lautete, sich über diese Worte zu äußern, was darunter verstanden würde. Unbedenklich ist dies Verfahren freilich nicht, da sich allerhand Kryptomnesien einmengen können. Die Vpen behaupten ehrlich, nichts Etymologisches über diese Wörter zu wissen, faktisch kommt aber doch eine Schulerinnerung zum Vorschein. Geboten wurden u. a. die Ausdrücke *Felleisen*, *Armbrust*, *Vatermörder* (Kragen). Zu *Felleisen* bemerkte eine Vp., ein F. sei ein Rucksack. Auf meinen Einwand, Rucksäcke bestünden doch nicht aus Fell, antwortete sie, wenn das Wort so hieße, müßten eben zu bestimmter Zeit derartige Behälter aus Fell gefertigt worden sein. Einer anderen Vp. machte die Deutung keine Schwierigkeit, sie verwies spontan auf die aus Kalbsfell gefertigten Tornister. Zur Erklärung des Grundworts wurde auf meine Frage angegeben, vielleicht sei damit ein Schloß oder eine Metallversteifung gemeint. Faktisch hat dieses Wort weder mit Fell noch mit Eisen etwas zu tun, sondern ist eine volksetymologische Zurechtdeutung des unverständenen mhd. Lehnworts *velts*, das von franz. *valise* herkommt. Meine Vpen zeigten das Verhalten zur Sprache, das nicht nur das normale, sondern manchmal (bei Zusammensetzungen) auch angemessen ist. Aus Worten wie *Anstreicher*, *Kupferschmied*, *Rasiermesser*, *Füllfeder* erfahren wir etwas Wesentliches über die Tätigkeit der genannten Handwerker, Zweck und Beschaffenheit der Geräte. Aber in gewissen Fällen vermag dieses blinde Vertrauen in die Sprache hinsichtlich der zu vermittelnden Sachaufschlüsse eben doch enttäuscht zu werden. Bei *Armbrust* erklärte eine Vp., dieses Wort sei klar und gut gebildet: Arm und Brust seien die bei Bedienung dieser Waffe in Betracht kommenden Körperteile. Sie wiederholte damit die volksetymologische Zurechtdeutung, mit der sich eine frühere Zeit das Fremdwort *arcubalista* verständlich zu machen suchte. Bei *Vatermörder* tippten einige auf einen Witz, den sie mit dem Vatermord in Zusammenhang brachten, aber von diesem kam keine los. Eine Vp. ersann sogar eine ätiologische Fabel zur Deutung dieses unverständlichen Namens. Vielleicht, sagte sie, hat einmal ein Sohn seinem Vater einen solchen Kragen zum Geschenk gemacht, als diese aufkamen, und der Vater ist in dieser überhohen Halsbekleidung erstickt.

Stets von neuem zeigt sich dieses blinde Vertrauen in die sinnvolle Struktur der einzelnen Worte und die Geneigtheit, von hier aus Sachaufschlüsse zu erwarten. Daß nicht wenige Ausdrücke durch Mißverständnisse, Fehldeutungen, irrige Über-

setzungen aus fremden Sprachen zustandekommen, also nur den ihnen durch feste Zuordnung verliehenen Sinn aufweisen (der freilich der wichtigste ist), für sich allein und zufolge gewisser über die Symbolgrenze verweisender Beziehungen indes keine Sinnträger sind, wird so gut wie niemals eingesehen. Tatsächlich liegt bei Vatermörder eine Verwechslung des französischen Ausdrucks *parasite* — so wurde dieser zum Mund reichende Kragen dort treffend genannt — mit *parricide* vor: ein Quasi-Homonym hat hier der Auffassung einen Streich gespielt. Solche Sprachverführungen durch Homonyme sind gar nicht selten. Das Instrument „Englischhorn“ ist nicht in England erfunden worden, wie man — verführt durch den Namen — gelegentlich behauptet; es ist kein *cor anglais*, sondern ein *cor anglé*, ein gebogenes Horn, weil die tiefen Holzblasinstrumente früher gewinkelt gebaut wurden. Der „Erlkönig“ hat seinen Namen gleichfalls einer Verwechslung zu verdanken: dän. *ellekonge* (Elfenkönig) wurde mit niederdeutsch *Eller* (Erle) zusammengbracht. Derlei Dinge sind Anliegen des Sprachgeschichtlers. Den Sprachpsychologen aber interessiert daran die Tatsache, daß solche Mißverständnisse immer wieder zu rechtfertigen versucht werden, weil man der Sprache eben auch sachlich vertraut. Ich habe sogar einmal eine sachliche Rechtfertigung des dümmsten aller Mißverständnisse, des Ausdrucks „Blinde Kuh“ (Kinderspiel) gehört, das mit dem braven Haustier nichts zu tun hat, sondern von franz. *coup d'aveugle* (Blindenabschlagen) kommt. Mit erstaunlicher Hartnäckigkeit wird ferner die falsche, auf volksetymologischer Zurechtdeutung des unverständenen *postumus* (Superlativ von altlatein. *pos*) beruhende Form *posthum* festgehalten und verteidigt, weil man sich bei *post-humus* — über die Symbolgrenze hinaus — etwas denken kann.

In allen diesen Fällen schlossen meine Vpen von den Bedeutungen der Bestandteile der zusammengesetzten Ausdrücke auf die Sache, die nach ihrer Auffassung hinter dieser Bezeichnung stecken sollte. Damit taten sie dasselbe wie die sogenannte Volksetymologie⁷⁶). Diese ist gleichfalls ein Beweis für die psychische Tendenz, ein sachlich gerechtfertigtes Verhältnis zwischen Zeichen und Bezeichnetem herzustellen. Der Grund der volksetymologischen Wortumformungen, ist das immer wieder anzutreffende Verhältnis zur Sprache, für das die Worte weder leerer Schall noch beliebige Zeichen sind, das vielmehr bemüht ist, jedem Ausdruck Durchsichtigkeit und Verständlichkeit zu verleihen. Man will sich bei den Wörtern etwas denken können, will einen Schritt über die Symbolgrenze hinaus tun. Daher werden unverständliche Fremdwörter oder Archaismen so lange zurechtgeformt und umgedeutet, bis sie etwas zu bedeuten scheinen. So wird die *Kloake* zur *Kotlacke*, *engagiert* wird zu *angeschirrt*, die *sinluot* (Sintflut = ewige Flut) wird zur *Sündflut*, der *wännemanot* wird aus dem *Weide-* zum *Wonnemond*; der skandinavische Bergbär (*Fjallfress*) wird zu einem Vielfraß umgeformt und die Popularzoologie macht sich allsobald einen Reim darauf: „Vielfraß nennt man dieses Tier wegen seiner Freßbegier“. Das naive sprachgläubige Denken fühlt sich durch Bezeichnungen dieser Art — „der Name sagt es schon“ — über Wesen und Eigenschaften der benannten Sache zulänglich belehrt.

Das Interessante ist nun, daß bei solchen Erwartungen derartiger Sachaufschlüsse und weiterhin bei etymologischen Umdeutungen im Sinne solcher gemeiniglich nicht geschieden wird zwischen einfachen und zusammengesetzten Wörtern. In den Wortzusammensetzungen kommen faktisch sachliche Beziehungen zum Ausdruck; hier liegen ja — wir haben dabei die Verhältnisse im Deutschen im Auge — bereits syntaktische Verbindungen vor, wie sie in anderen Sprachen etwa durch präpositionale Fügungen, ein beigewetztes Eigenschaftswort usw. ausgedrückt werden.

Solche Zusammensetzungen geben Aufschlüsse über *Differentia specifica*, Eigenschaften und sonstige Beschaffenheiten eines Gegenstandes, seinen Zweck, den Ort, an dem er sich befindet, usw.: *Kirchturm, Zahnschmerz, Kriegserklärung, Schulterverletzung — tour d'église, mal aux dents, déclaration de guerre, blessure à l'épaule*. Daß Simplex und Kompositum in dieser Beziehung zusammenrinnen, daß man bei diesem über die durch die Zusammensetzung angedeuteten Sachbeziehungen weitere Aufschlüsse herauspressen will, wie man ja auch schon beim Simplex über die Symbolgrenze vorzustößen versucht, ist nun in weiterer Hinsicht sprachpsychologisch aufschlußreich. Die Wortzusammensetzung wird für das Sprachverstehen zum einheitlichen Begriff: das Kompositum wird erlebnismäßig zum Simplex. Kein Franzose denkt bei *pommes de terre* an Äpfel, welchen Begriff er dann durch die nähere Bestimmung einschränkt. Das ist gut so; denn damit korrigiert er nur eine bildliche Ungenauigkeit der Sprache. Auch im deutschen *Erdapfel* wird die Zusammensetzung zu einem homogenen Begriff verdichtet, der genau so einheitlich ist wie das Simplex *Kartoffel*. In derselben Sprache kann der gleiche Begriff einmal durch ein Einzelwort, dann durch eine Zusammensetzung wiedergegeben werden. Oder es verwendet das Deutsche Zusammensetzungen, wo das Französische einfache Worte hat und umgekehrt: vgl. *facteur — Briefträger, mécanicien — Lokomotivführer*, aber *ordures ménagères — Müll*.

Ich sehe in dieser Tatsache einen erneuten Beleg für die als „progressive Verzeichlichung“ benannte Erscheinung, die dadurch nicht außer Wirksamkeit gesetzt wird, daß das naive Spracherleben sich mit ihr nicht abfinden will, sondern stets von neuem bemüht ist, im Wort mehr zu sehen als ein konventionelles Zeichen für die zugeordnete Bedeutung, gleichwie man, obschon Lautabbildlichkeit und -symbolik in der entwickelten Sprache einen kaum in Betracht kommenden Grenzfall darstellen, in der Schallmasse des Worts ausdrucksmäßige Sinnbezüge zu seiner Bedeutung zu finden verlangt. Zufolge dieser immer wieder festzustellenden Erlebnistendenzen der über den konventionellen Zeichengehalt hinausstrebenden Sinndeutung und der lautsymbolischen Zurechtdeutung übt die Sprache eine gewisse Macht über die Gedanken, die in unserer Betrachtung der logisch-alethischen Sekundärfunktion nicht unerwähnt bleiben durfte.

IV. Hauptstück

Die Entstehung der Sprache

A. Zur Frage des Forschungsverfahrens

Der Frage des Sprachursprungs wird in manchen sprachpsychologischen Werken nur geringe Aufmerksamkeit zugewendet. Sehr zu Unrecht; denn hier handelt es sich auch um ein eminent sprachpsychologisches Anliegen, wenn sich auch die Psychologie nicht unterfangen wird, mit ihren Mitteln eine restlose Lösung dieses Problems geben zu wollen. Soweit die Frage der Sprachentstehung überhaupt wissenschaftlich zu beantworten ist, kann sie nur durch eine Zusammenarbeit verschiedener Verfahrensweisen und Forschungsrichtungen geklärt werden. Historisch-genealogisch-vergleichende Sprachwissenschaft¹⁾, im Anschluß daran die prähistorische Linguistik²⁾, Vorgeschichte³⁾, Völkerkunde⁴⁾, Paläobiologie⁵⁾, philosophische und biologische Anthropologie⁶⁾, vergleichende Anatomie⁷⁾ müssen sich vereinigen, um in gemeinsamen Bemühungen dieses schwierigste aller sprachtheoretischen Anliegen der Lösung näher zu bringen. Über Art und Zielsetzung dieser Zusammenarbeit habe ich mich in einem programmatischen Aufsatz geäußert⁸⁾; ferner vergleiche man den grundsätzlichen Methodenentwurf von K. Heřman⁹⁾, der uns der Verpflichtung überhebt, hier mehr und Einläßlicheres zu geben als einige Hinweise.

Aber in diesem Zusammenwirken verschiedener Arbeitsansätze kommt der Psychologie eine besondere Rolle zu, vor allem der genetischen und vergleichenden Richtung, die hier zu Einsichten zu gelangen vermag, deren Ergiebigkeit von keiner anderen Wissenschaft erreicht wird. Um ihren Beitrag zum Problem der Phylogenese der Sprache zu leisten, bearbeitet sie die Ontogenese der Sprache beim menschlichen Individuum, dem Kinde, untersucht sie die primitive Geistigkeit rezenter Naturvölker in bezug auf ihre Sprachschöpfungen, desgleichen die Struktur der Minimum- und Reduktionssprachen sowie einfacherer Verständigungssysteme (Gebärden- und Tonsprache), die Abbauerscheinungen in pathologischen Fällen (zentrale Sprachstörungen, Demenz), schließlich Verständigungssysteme vorsprachlicher Art (semantische Einrichtungen im Tierreich). Dergestalt vermag sie eine Reihe von Entwicklungsgesetzen zu erarbeiten, die für die

Beantwortung des genannten Problems von höchster Wichtigkeit sind. Durch ihre Erkenntnisse ist sie ferner imstande, die Forschungsergebnisse der Normalpsychologie in bedeutsamer Weise zu ergänzen. Diese beschäftigt sich mit den beim Verwenden von Sprache in Funktion tretenden Bewußtseinstätigkeiten und sucht von hier aus die genetische Frage zu beantworten, aus welchen psychischen Anlagen und Fähigkeiten die Sprache erwachsen sein könne. Da ihr Forschungsobjekt aber das bereits über Sprache verfügende, durch diese weitgehend geformte Bewußtsein des Kulturmenschen ist, kommt sie an die Struktur der sprachlosen Psyche nie heran, was doch nötig wäre, wenn Einblick gewonnen werden sollte in das erste Einsetzen der Sprache. Denn eben dieses bleibt das eigentlich interessierende Problem, mag es auch Wundt als unlösbar aus dem Themenbereich einer psychologischen Sprachursprungsbetrachtung ausschließen¹⁰⁾. Hier tritt nun die vergleichend-genetische Psychologie helfend in die Bresche. Was ihre Mitwirkung so besonders unentbehrlich macht, ist der Umstand, daß ihren indirekten Methoden Vorstöße in Gebiete möglich sind, die den direkten Verfahrensweisen einer linguistischen Prähistorie verschlossen bleiben. Die ältesten überlieferten Sprach- und Schriftdenkmäler reichen wenige Jahrtausende hinter unsere Zeitrechnung zurück — so die Sprache von Sumer ins fünfte vorchristliche Jahrtausend — und wenn auch vom erhaltenen Material noch weite Rückschlüsse in eine nicht durch literarische Denkmäler belegte sprachliche Vergangenheit möglich sind, so ist das doch nichts im Vergleich zu den Zeitspannen, die es zu überbrücken gälte, wollte man an den tatsächlichen Anfang der Sprache gelangen. Wenn wir von dem zweifelhaften *Loanthropus dawsoni* absehen, stammen die frühesten Hominiden (*Pithecanthropus erectus* und *Sinanthropus pekinensis*) aus dem unteren Pliozän. Das sind aber bereits Menschen, die Werkzeug und Feuer sowie zweifellos neben diesen Urgütern auch die Sprache kannten, deren Schädelkapazität (900—1000 cm³) weit die Fassung des Hirnhöhlenraums fossiler und rezenter Menschenaffen (*Australopithecus* 450 cm³, *Gorilla* 600 cm³) übertrifft. Diese Menschenform hat Vorfahren gehabt, die alles das erwarben: die Menschwerdung wird im Ausgang des Tertiärs eingeleitet. In absoluten Zahlen ausgedrückt — wobei die Penck-Brücknersche¹¹⁾ sowie die Soergelsche¹²⁾ Einzeitheorie, ferner die von Milankowitsch¹³⁾ ausgebildete, auf der Kurve der Strahlungsmengen fußende Berechnungsmethode die Fundamente liefern — handelt es sich beim untersten Pliozän um eine geologische Phase, die etwa 400 000 bis eine halbe Million Jahre vor unserer Zeitrechnung liegt; das Pliozän, in dem die ältesten Vorfahren des Menschen sich von ihren tierischen Ahnen durch Erwerb der genannten Urgüter zu entfernen begannen, ist, annäherungsweise gesprochen, etwa doppelt so alt. Was sind gegenüber diesen Zeiträumen die Phasen, die der

Sprachwissenschaftler von seinem Material aus zu überbrücken vermag! Das muß heute neuerdings mit allem Nachdruck gegen den Rekonstruktionsversuch J. v. Ginnkens¹⁴⁾ behauptet werden, mit welchem dieser, ohne auch nur den einfachsten entwicklungspsychologischen Erwägungen Raum zu geben, in geradezu haarsträubenden Zeitbestimmungen den biblischen Ansatz von 4000 Jahren wieder zur Geltung zu bringen sucht.

Tatsächlich haben die Linguisten von jeher psychologische Hilfsmittel in ihren Dienst genommen, wenn sie an die Frage des Sprachursprungs herangingen. Das ist nicht immer in so kritischem und besonnenem Stil geschehen, wie bei H. Paul¹⁵⁾, der den sprachlichen Urschöpfungsprozeß als einen zu allen Zeiten wirksamen Vorgang aus den Bedingungen der sprachgebrauchenden Psyche erklärt, was ein zulässiger Standpunkt ist, wenngleich die letztmöglichen Antworten von ihm aus nicht zu gewinnen sind. Ungleich weniger zurückhaltend geht A. Trombetti¹⁶⁾ vor. Wenn er meint, in eine Urphase der Sprachentwicklung vordringen zu können, die vor mehr als 50 000 Jahren ausgebildet wurde, so sind gegen sein Verfahren, das übrigens kein rein sprachwissenschaftliches ist, sondern mit einer ziemlich wilden psychologischen Lautphysiognomik und -symbolik arbeitet, die von einer besonnenen sprachpsychologischen Methode denkbar weit absteht, schwerwiegende Bedenken zu erheben. Das gleiche gilt für die Schall-, Bild- und Lallworttheorie W. Oehls¹⁷⁾. K. Franke¹⁸⁾, der die mutmaßliche Sprache des Eiszeitmenschen rekonstruieren möchte, greift zu diesem Behuf außer zu Argumenten paläozoologischer und vergleichend-osteologischer Art zu entwicklungspsychologischen Erwägungen. Das nämliche tut auch Schwidetzky¹⁹⁾, der den Versuch unternimmt, die Kluft zwischen Menschen- und Affensprache zu schließen. Damit geht er über gewisse Anregungen, wie sie von einzelnen Entwicklungspsychologen und zoologischen Tiersprachforschern vermittelt werden — etwa der Yerkes-Learnedschen Betrachtung der semantischen Bestände beim Schimpanse und L. Boutans²⁰⁾ Untersuchung der ‚Pseudosprache‘ des Gibbons — bei weitem und grundsätzlich hinaus.

Diesen in mancher Beziehung gewaltsamen und vorschnellen Versuchen wird man mit weitgehender Skepsis gegenüberzutreten haben. Indes besagt der Mißbrauch einer Methode nichts gegen deren angemessene und kritische Verwendung. Was die eben genannten Forscher in ihren Dienst nahmen, sind an sich brauchbare Verfahrensweisen, die wir gleichfalls zu Rate ziehen wollen. Das wird aber erst in einem vergleichend-psychologischen Abschnitt geschehen können, an den nicht früher heranzutreten sein wird, als bis gewisse elementare und einleitende Sprachentwicklungsfragen mit Hilfe der generellen Normalpsychologie eine zumindest vorbereitende Klärung erfahren haben.

B. Psychologie und Sprachursprungsforschung

Die Psychologie hat also schon als generelle Normalpsychologie an dem zur Erörterung stehenden Fragenbereich mitzuarbeiten. Sie lehrt uns die Struktur des menschlichen Geistes in ihren bleibenden Beständen kennen und schafft damit die Voraussetzung für alle genetischen Betrachtungen, die sich nur auf diesem Boden erheben können. Sie ist zuständig für die Beantwortung folgender Fragen: Aus welchen seelischen Bedingungen und Voraussetzungen, Triebkräften und Anlagen hat sich die Sprache herausgebildet? Welche psychische Gesetzmäßigkeit ist hier im Spiel, auf welche allgemeineren Funktionen und Dispositionen läßt sich das Verwenden und weiterhin das Schaffen von Sprache zurückführen? Die bei der Entwicklung der Sprache anzutreffende Gesetzmäßigkeit läßt zweifellos, wenn auch mit gewissen noch zu erörternden Vorbehalten, bestimmte Rückschlüsse auf deren Entstehung zu.

Daß eine psychologische Erfassung der in der Sprache des Menschen von heute wirkenden seelischen Triebkräfte auch für das Problem der frühesten Sprachentwicklung wichtig ist, hat W u n d t mit besonderem Nachdruck betont; alle sprachgenetischen Erörterungen seiner Völkerpsychologie sind auf diesen Leitgedanken aufgebaut. Gewisse Vorgänge der Urzeit, die für die direkte sprachgeschichtliche Betrachtung nicht mehr zu erfassen sind, können an den lebendigen Sprachprozessen in analoger Wirksamkeit betrachtet werden. Da finden wir etwa die Sonderstellung, die der Ausdrucksfunktion noch im Sprachgebrauchen des Kulturmenschen zukommt und die zweifellos auf eine auch genetisch insigne Rolle dieser Funktion schließen läßt. Von hier aus läßt sich sagen, die Sprache erwachse aus Ausdrucksbewegungen gebärdenhafter und lautlicher Art sowie analogen Zeichengebungen im Dienst des sozialen Kontakts und Verkehrs; sie sei die der menschlichen Bewußtseinshöhe entsprechende Form der Ausdrucksbewegungen und Zeichengebungen. Weiter kann man etwa feststellen, daß elementare Ausdrucks-laute für gewisse Gefühlszustände bei Kindern und Erwachsenen aller Völker und Zeiten eine beharrliche Invariante bilden. Von hier aus wird der Schluß nahegelegt, bewußte Lautgebung entspringe aus reflektorischen Lautreaktionen auf äußere Reize, wobei ihre semantisch-signifikative Bedeutung aus dem einfühlungsmäßig-unmittelbar verständlichen Gefühlscharakter erwachsen sei: ein freudiges *ah* wird in seiner Bedeutung niemals mit einem von Ablehnung und Ekel erfüllten *ä* verwechselt worden sein. Oder wir sehen, daß der nämliche einfache Laut durch Tonhöhe, musikalische Modulation und expiratorische Tonstärke mannigfach modifiziert zu werden vermag, was gleichfalls zu den elementarsten, invariant durch sämtliche Sprachen hindurchgehenden Beständen gehört. Als Beispiel eine gute Bemerkung T r o m b e t t i s¹⁾: „Quanto al

significato modale, la radice pronunciata con un tono adatto, a guisa d'interjezione, ha valore d'imperativo in tutte le lingue, p. e. Lat. *i* va! (cfr. il grido *ih!* con cui si eccitano i cavalli). Pronunziata con tono ordinario la radice ha un valore semplicemente enunciativo“. Ferner: man findet daß in sprachlichen Urschöpfungsvorgängen, die ja nie völlig aufhören, Vorgänge wie Lautcharakteristik und -symbolik eine gewisse Rolle spielen. Von hier aus läßt sich der Schluß ziehen, die Ähnlichkeit zwischen Zeichen und Bezeichnetem, die Affinität zwischen Laut und Bedeutung sei für die ersten Anfänge der Sprache von besonderer Wichtigkeit gewesen. Die ersten Lautgebilde mußten ohne konventionelle Verfestigung verständlich gewesen sein. Die Urworte oder Ursätze waren keine abstrakten Symbole, sondern wiesen Ähnlichkeitsbeziehungen zu dem damit Gemeinten auf, sofern sie nicht als Affektlaute aus der Einfühlung oder als deiktische Gesten (Deutschreie) unmittelbar aus der Situation verständlich waren. Hier vermag die elementare normalpsychologische Assoziationstheorie einigen Aufschluß zu gewähren über den Vorgang der Symbolwerdung: die zum Verständnis der ersten Lautgebilde nötige Ähnlichkeitsassoziation zwischen Lautzeichen und bedeutetem Sachverhalt wurde nach einigen einprägsamen Wiederholungen überflüssig und vermochte der bloßen Berührungsassoziation Platz zu machen, die Zeichen und Bezeichnetes in zulänglicher Weise verband.

So gibt es eine Reihe normalpsychologischer Probleme und Sachverhalte, von denen aus Rückschlüsse auf die Urverhältnisse der Sprachentstehung mit weitgehender Sicherheit zu ziehen sind. Außer auf die elementare Tatsache des Ausdrucksverlangens starker Affekte, von der noch mehrfach die Rede sein wird, kann hier auf die reflektorischen Mitbewegungen verwiesen werden. Bei verschiedenen körperlichen Tätigkeiten stellen sich unwillkürlich und unabsichtlich Lauthervorbringungen ein, die in ihrer Beschaffenheit von der des körperlichen Tuns abhängen und — da sie dergestalt eine gewisse Konstanz aufweisen — alsbald zeichnmäßiger Verfestigung zugänglich sind. Auf diese Weise vermag etwa die von Kinderpsychologen wie von vergleichenden Sprachwissenschaftlern als elementares Sprachphänomen festgestellte Tatsache der *to*-Deixis erklärt zu werden. Das Ausstrecken der Hand, des Armes, des Zeigefingers verbindet sich leicht mit einem Vorstoßen der Zunge und infolgedessen mit einem Dentallaut. Solche Lautreflexe, wie sie das gesamte Affektleben des Menschen, aber auch sein motorisches Tun begleiten, vermögen später aufgegriffen, bewußt hervorgebracht und als Zeichen in den Dienst des geselligen Kontakts und Verkehrs gestellt zu werden. So sind Lautreflexe und reflektorische Mitbewegungen der Artikulationsorgane ein wichtiges Aufbaumaterial für die später entstehende Sprache, aber diese selbst, d. h.

die Gesamtheit der beim Sprechen ins Spiel tretenden Mechanismen ist nicht reflektorisch, sondern ideo-, senso- und psychomotorisch²⁾).

Die Sprache läßt sich in ein Gefüge anderweitiger elementarerer Funktionen einordnen, da sie als höherer sensomotorischer Prozeß ein System tieferliegender Bewegungen und Empfindungszusammenhänge fortsetzt.

Auf diese Dinge hat die anthropologische Psychologie A. G e h l e n s³⁾ mit Nachdruck aufmerksam gemacht. Kommunikatives, ungehendes Sichverhalten, ferner Aedeutungs- oder Symbolleistungen, selbstempfundene sinnlich-reflektierte Selbsttätigkeit und endlich herabgesetzter entlasteter Kontakt mit der Welt sind zwar in der Sprache zu hoher Vollendung entwickelt, aber ihr nicht allein eigen, sondern sind Merkmale der sich entlastenden Lebendigkeit überhaupt, Charaktere schon des vorsprachlichen Verhaltens. In der Sprache setzt sich das Aufbaugesetz des menschlichen sensorisch-motorischen Verhaltens fort. Aus der morphologischen Beschaffenheit des Menschen folgen die Aufgaben der eigentätigen Umarbeitung der elementaren Belastungen in die Mittel zur Daseinserhaltung und Lebensfristung. Dazu gehört eine eigentätig aufgebaute und übersehbar gemachte Wahrnehmungswelt, eine Orientierung in dieser, bei welcher die Dinge zugleich verfügbar werden, die Organisation eines in unbestimmt hohem Grad anpassungsfähigen Handlungskönnens. Die Richtung dieser senso-motorischen Prozesse wird von der Sprache eindeutig übernommen und vollendet, womit der Übergang zum Denken gefunden ist.

So nahe nun aber auch im entwickelten Geistesleben Sprache und Intellekt zusammengehören, so eng Sprechen und Denken als Vorgänge verknüpft sind, die Ausbildung darstellender Begriffszeichen an eine gewisse Höhe der geistigen Leistungsfähigkeit gebunden ist, wie sie verkörpert wird durch Abstraktionsvermögen und Beziehungserfassen, darf die Sprache doch nicht genetisch aus dem Denken abgeleitet werden. Die für die Entstehung der elementarsten Vorstufen der Sprache vor allem in Betracht kommenden psychischen Grundtatsachen sind Gefühl und Affekt sowie die emotionell besonders betonten Akte des Ursachbewußtseins, über deren sprachlichen Ausdruck sich B. B o u r d o n⁴⁾ aufschlußreich geäußert hat. Die ersten Laute und Lautgebärden werden durch Affekte ausgelöst, wie zahlreiche Forscher (Darwin⁵⁾, Wundt⁶⁾, Marty⁷⁾ Sütterlin⁸⁾, Schürer⁹⁾, Gutzmann¹⁰⁾ Jespersen¹¹⁾, Ribot¹²⁾ Romanes¹³⁾, Geiger¹⁴⁾, Schuchardt¹⁵⁾ u. a.) stets von neuem betonen. Am Anfang steht das Stadium pathognomischer Affektlaute; die Sprachzeichen und das intentionale Senden von solchen konnte sich nur auf dem Weg konstant und signifikativ werdender Affektschreie entwickeln. Diese waren von Anfang an ganz unmittelbar und ohne Zeichenkonvention verständlich: zufolge der Einfühlung (sympathischen Erlebnisresonanz), die sich auf Grund der völligen psychischen Gleichartigkeit (Isomorphie) der Angehörigen primitivster Horden erhob¹⁶⁾, ferner zufolge unterstützender mimischer und Gebärdenhinweise, schließlich durch die Situationseinbettung und die dadurch gesetzte empraktische Ergänzung. Waren diese unwillkürlichen Lautgesten von den Gefährten verstehend aufgenommen worden,

so konnten sie alsbald bewußt erzeugt worden sein. Die primären affektiven Begleitlaute bestimmter Handlungen konnten dann — für sich hervorgebracht — in Hinblick auf den damit zu erzielenden Eindruckserfolg geäußert werden und außerdem konnten sie sich intentional auf eine Sache richten, womit die Zeichenwerdung eingeleitet war.

Die Ausdruckstheorie als Sprachursprungshypothese ist nach Ansicht moderner Sprachpsychologen eine Angelegenheit von gestern. Das müßte noch kein Mangel sein, denn nicht alle richtigen Erkenntnisse sind erst heute gewonnen worden. Tatsächlich gelingt ihr ein brauchbarer Einblick in eine unausschaltbare Vorstufe der Entwicklung der Sprache: die Vollsprache des Menschen und den entscheidenden Schritt zu ihr hin erfaßt sie freilich nicht. Die kausalen Ausdrucks-laute und deren reflektorisches Erzeugen unter entladungsheischem Affektdruck sind noch keine Sprachzeichen und kein Sprechen; das findet sich auch schon beim Tier und beim Kleinkind, die beide der Vollsprache noch entbehren. Die Behavioristen, ferner Bühler, de Saussure, Wegener¹⁷⁾ u. a. stellen die Eindruckswirkung, die Auslösungsfunktion auch genetisch in den Vordergrund, desgleichen den Begriff des intentional gesetzten, zur darstellenden Bewältigung von Sinnverhalten tauglichen Zeichens. Sicherlich ist Sprache im vollen Sinn erst damit erreicht, aber das Produzieren und Auffassen von Ausdrucks-lauten ist eine Vorstufe der Sprachentwicklung, die man sich nicht ausgeschaltet denken kann. Das Ausdrucksgeschehen ist in seiner Unabhängigkeit vom Wollen und vom Bewußtsein des Individuums eine elementarere Wurzel der Sprachäußerung als etwa das Verlangen, gehörte Eindrücke durch lautliche Gebilde nachzuahmen, d. h. die eigene Stimmreaktion mit dem akustisch Perzipierten in einigen Ähnlichkeitsbezug zu bringen.

Wundt betont stets von neuem, als eine Ausdrucksbewegung gehe die Sprache kontinuierlich aus der Gesamtheit der Ausdrucksbewegungen hervor, die das animalische Leben überhaupt kennzeichnen. Wo irgendein Zusammenhang psychischer Vorgänge, also ein Bewußtsein vorhanden ist, da finden sich Bewegungen, die diese Vorgänge nach außen kundgeben. Aus ihnen erwächst die Sprache, die sich mit dem sich ausbildenden Bewußtsein gleichfalls höher entwickelt. Dabei ist sie nicht bloß als der äußere Abdruck der allgemeinen Bewußtseinsvorgänge zu fassen, sondern als deren notwendige Teilerscheinung. Die sprachlichen Erscheinungen sind Funktionen des menschlichen Bewußtseins, in denen dessen fundamentale Entwicklungsgesetze zum Ausdruck kommen. Aus Expressiv-lauten — sowohl pathognomischen Reflexlauten bei starkem Affektdruck wie aus den inhaltsleeren Lautbildungen vom Typus des Lallens und Plapperns, wie sie in behaglichen Situationen anzutreffen sind — hat die Sprache ihr erstes Material gewonnen, das freilich

bald Ergänzung fand. Neben den endogenen und selbsterzeugten Lautbestand tritt anderes Material, bei dessen Gewinnung die spontane Lauterzeugung durch äußere Vorbilder geleitet war.

Für den französischen Sprachpsychologen Delacroix¹⁸⁾ drängt sich die gesamte Problematik des Sprachursprungs in folgende Fragen zusammen: „Comment l'expression naturelle devient-elle un symbole?“, „De quels sons l'homme s'est-il servi pour former le langage?“ Wir beantworten beide Fragen in einem und zwar so: Der Urmensch verwendet zur ersten sprachlichen Verständigung — deren Möglichkeit ihm auf die bereits geschilderte Weise aufgegangen war — primäre, spontane, endogene Lautgebärden ausdrucksreicher und deiktischer Art, die durch sach-, affekt- und wunschkonstante Wiederholung allmählich zu bedeutungsvollen Zeichen werden; diese Symbolwerdung wird durch allerlei Verständnishilfen unterstützt. Hieher gehören Zeigegesten, die äußere Situationshilfen heranziehen, mimische Gebärden, die den gemeinten Sachverhalt durch Nachahmung andeuten und schließlich — als genetisch jüngste Schicht — die Herstellung unmittelbar einsichtiger lautlicher Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen Gegenstand und Lautzeichen. Damit sind wir bei den Erscheinungen der Lautsymbolik und Onomatopoeik. Schon die reaktiv-expressiven Lautgebärden der frühesten Zeit, die bestimmt nicht absichtlich nachahmend waren, konnten insofern durch gewisse Ähnlichkeitsbezüge mit den zu bezeichnenden Sachverhalten verbunden sein, als der Sprechende unmittelbar und unwillkürlich seine Artikulationsbewegungen dem Eindruck anpaßte, den die Dinge auf ihn machten. Auf Grund eines elementaren psychophysischen Mechanismus gelangte der Mensch früh und von selbst dazu, Gegenstandsbeschaffenheiten durch Artikulationseinstellungen zu symbolisieren. Etwa so, daß die möglichste Verengung der Stimmritze benützt wird, um das Kleine und Zierliche zu bezeichnen, während die möglichste Vergrößerung derselben, die dunkle und tiefe Laute liefert, zur Bezeichnung des Großen und Furchtbaren verwendet wird. Beweiskräftig in genetischer Hinsicht ist der Umstand, daß es sich hier um eine polyphyletisch-spontane Erscheinung handelt, die zu verschiedensten Zeiten, an den verschiedensten Orten stets von neuem und oft vorbildlos verwirklicht wird. Hier hat man es also gleichfalls mit einer der genetischen Invarianten und Konstanten zu tun, die gewisse Rückschlüsse auf Ursprungsverhältnisse gestatten. Darüber alsbald Näheres.

C. Die Sprache als Superstruktur

Der dem Psychologen zur Bearbeitung zugewiesene Sektor des Sprachentstehungsproblems wird so gut wie übereinstimmend in der zu Beginn des vorigen Abschnitts angegebenen Weise umschrieben. Die Beantwortung dieser

Frage hat man sich früher gelegentlich recht leicht gemacht, indem man in dem bekannten vermögenspsychologischen Kurzschlußverfahren ein eigenes Sprachvermögen ansetzte, das dem Menschen zufolge seines Menschentums eignen sollte und auf das man die Sprechfähigkeit erklärend zurückführen zu können glaubte. Ein solches Sprachvermögen als selbständige, wohlumschriebene und eigenartige, auf nichts Elementareres zurückführbare Disposition gibt es nicht, nicht einmal beim Kulturkind, das durch vererbte Erfahrungen zahlloser über Sprache verfügender Generationen die Anlage auf Sprache in sich trägt, also in bezug auf Sprachgebrauchen weitgehend vorgeformt ist. Sich selbst überlassen und ohne jeden Einfluß einer sprechenden Umgebung aufwachsend, würde es trotz dieser dispositionellen Wohlausstattung erst spät zu einem rudimentären Verständigungssystem gelangen, dessen Dürftigkeit es wohl verböte, die Bezeichnung „Vollsprache“ darauf anzuwenden¹⁾. Völlig unbrauchbar wird der Begriff des Sprachvermögens bei den Vorfahren von Eoanthropus und Protanthropus, bei denen die ersten Schritte zur Sprache hin erfolgten. Dadurch unterscheidet sich die Sprache von den primären psychophysischen Leistungen, den elementaren Akten des Gegenstands-, Zustands- und Ursachbewußtseins. Wüchse ein Kind in völliger Isolation auf, so käme es doch zu sämtlichen Empfindungs- und Wahrnehmungsleistungen, auch Vorstellungen usw. würden sich ausbilden. Zur Sprache aber käme es ohne die Unterstützung durch eine sprechende Umgebung nicht. Zwar würde es, wie uns das Beispiel ununterrichteter Taubstummer und sprachunfähiger Kretins lehrt, reflektorische Expressivlaute äußern und diese sowie gewisse deiktische Signale und halbartikulierte Deuteschreie in den Dienst eines sozialen Kontaktverlangens stellen: vorsprachliche Kommunikationen in der Lautebene werden natürlich da sein. Aber zu einem symbolisierenden Darstellen mit Hilfe artikulierter, phonematisch geprägter, bedeutungsmäßig wohlverfestigter Lautzeichen käme ein solches Kind erst sehr spät und lediglich in dürftigsten Ansätzen.

Der Grund dafür? Die Sprache ist eine Superstruktur. Sie ist etwas, wozu der Geist erzogen, was gelernt werden muß, ist ein Kulturbesitz, den man erwerben muß, keine Funktion, die sich sozusagen von selbst vollzieht und von vornherein da ist als Auswirkung vorhandener Anlagen, wie die Sinneswahrnehmung eine Auswirkung der vorhandenen, so und so strukturierten Rezeptoren ist. Die Sprache ist eben keine angeborene Leistungsform wie das Saugen etwa und Sprachreife ist keine angeborene Funktionsreife. Der Begriff der Superstruktur, wie ihn sein Schöpfer E. Sapir²⁾ versteht, gilt zunächst für den physisch-peripherischen Teil der Sprechfähigkeit, das Stimmegeben und Artikulieren, dann aber auch für den psychisch-zentralen, das Haben von Wortvorstellungen und Sprachbegriffen. In physischer Hinsicht ist das Sprechen keine bloß natur-

hafte Tätigkeit der Sprachwerkzeuge, wie Hjelmslev³⁾ mit Recht hervorhebt. Eigentliche Sprachorgane, d. h. solche, die lediglich zur Hervorbringung von Sprachlauten bestimmt wären, gibt es nicht. Lunge, Lippen, Kehlkopf, Zunge, Zähne, Mund, Gaumen und Nasenhöhle haben ihre eigene Funktion, die schon vor der Sprache da ist und keine andere wäre, auch wenn es nicht zur Ausbildung von Sprache gekommen wäre. Das Sprechen ist also keine dermaßen elementare Tätigkeit wie Atmen, Husten, Stöhnen usw. Vielmehr vereinigen sich dazu zerebrale, nervöse, motorisch-muskuläre und sensorische Teilvorgänge und die Sprache als physische Tätigkeit nimmt Organe in ihren Dienst, die bereits eine elementare biologische Funktion haben. Mit aller Drastik drücken Pillsbury-Meader⁴⁾ diesen Gedanken so aus: „All the organs used for speech were originally developed in connection with the more directly life-serving processes. The parts of the body most directly employed in speech, namely the nose, mouth, pharynx, larynx, trachea and lungs . . . had as their original functions the processes of respiration, mastication, deglutition and excretion, and only at a later stage came to be employed for communicative purposes . . . The articulatory movements are the outgrowth of the movements attending these fundamental biological processes“. Das ist indes nur eine behavioristische Weiterführung eines schon bei Wundt zu findenden Gedankens. Sprachlaute sind keine primäre Funktion des Bewußtseins, sondern immer nur Wirkungen, die bestimmten Bewegungsfunktionen zugeordnet sind. Am Anfang steht die Ausdrucksmotorik.

Auch in seelisch-geistiger Beziehung ist die Sprache keine elementare Funktion. Auch hier setzt sie Elementareres voraus, dem sie sich überlagert, nimmt sie Aktionen in Dienst, die schon vor und unabhängig von ihr bestanden: so bedient sich etwa die Wortbildung der vor ihr bereits in primitivsten Ansätzen vorhandenen, freilich erst durch sie vollausgebildeten Assoziations- und Apperzeptionsleistungen. Lange bevor das Kind zur Sprache kommt, äußert es Laute und ähnlich wird es sich wohl auch in der Phylogenese verhalten haben. Das sind die offerörterten Ausdruckslaute, die ohne Verständigungsintention reflektorisch-kausal zustandekommen. Auf stark erregende äußere Reize antworten schon zahlreiche Vertebraten mit Ausdruckslauten. Bei geselligen Lebewesen treten diese absichtslosen Expressivlaute in den Dienst sozialer Steuerungen und es ist noch innerhalb tierischer Verhältnisse möglich, daß solche Laute dann auch absichtlich hervorgebracht werden, um das Benehmen der Artgenossen zu beeinflussen. Das Material dieser Appellvornahmen sind die elementaren Ausdruckslaute, die sich unwillkürlich einstellen und einfach da sind. Die von Pillsbury-Meader entworfene biolinguistische Sprachtheorie weist darauf hin, daß beim Kauen, Schlucken sowie bestimmten Tätigkeiten (Heben schwerer Lasten) ganz von selbst gewisse

Laute entstehen. Bestimmte Verschlüsse des Mundes erzeugen Luftkompressionen und häufig Reibe- sowie Explosivgeräusche, wenn die Luft ausgelassen wird. Diese primitivsten Lauterzeugnisse der Sprachorgane sind dann weiterhin insofern bereits eng verbunden mit bestimmten psychischen Zuständen, als etwa die Anspannung andere Äußerungsformen zeitigt als das Behagen. Die zwischen den körperlichen Ausdrucksbewegungen und bestimmten Lauthervorbringungen bestehende Verbindung macht diese zu ausdrucksvollen Symptomen, wovon dann eine weitere Entwicklung ausgehen kann. Ansatzpunkt einer Erklärung der elementarsten Sprachtatsachen ist für die genannten Sprachpsychologen folgende Einsicht: „The complex articulate movements of human speech are modifications and extensions of such primitive movements“.

Das Entstehen des Lautmaterials, dessen sich die später ausgebildete Sprache bedienen kann, ist somit kein Problem. Ebensowenig ist es das Vorhandensein des Ausdrucksbedürfnisses, das bei allen höheren Lebewesen eine fundamentale, nicht weiter abzuleitende psychische Einrichtung darstellt. Neben dieses Expressionsbedürfnis und seinen reflektorisch funktionierenden Mechanismus tritt bei geselligen Lebewesen das Verlangen nach Herstellung eines sozialen Kontakts. Dieser ist da, bevor er noch bewußt erstrebt wird, aber bei Lebewesen, deren Gemeinschaftsexistenz besonders wichtige, schwierige, differenzierte und vielfältige Aufgaben zu vollbringen hat, können die gemeinschaftsherstellenden Mittel in den Bereich des Bewußtseins gehoben werden. Auf welchen Wegen und aus welchen Anlässen es zu dieser höheren Bewußtwerdung beim Menschen kam, wird später zu zeigen sein. Dann stellen sich bewußt gesetzte Signale, intentionale Appell-Leistungen ein, die sich des bereits vorhandenen Bestandes an unwillkürlich-reflexhaften Ausdruckslauten zu Auslösungszwecken bedienen. Beim Menschen, dem sich der Weg zu Verstand und Vernunft öffnete, mußten sich die zufolge instinktmäßiger Verankerung schon einigermaßen konstanten Ausdruckslaute zu Symbolen verfestigen, die anfangs halb zufälligen Appell-Laute wurden später nicht nur bewußt gesetzt, sondern — was ja damit zusammenhängt — nach Möglichkeit in der gleichen Form verwendet. Ausdrucks-, Wunsch- und Situationskonstanz macht die anfänglichen Lautsymptome und -signale allmählich zu Symbolen. Sprache entstand also, indem die Erzeugnisse des elementaren Ausdrucksverlangens und die Lautprodukte der psychophysischen Existenz, die schon zu primitiven Appell-Signalen geworden waren, im Sinn erhöhter Bewußtheit und unter Mitwirkung eines intellektgesteuerten Wollens in gleichbleibenden Zuordnungen zu Sach- und Sinnverhalten als Verständigungszeichen verwendet wurden.

Neben die elementare Einrichtung des Ausdrucksverlangens und weiterhin die des sozialen Kontaktbedürfnisses — auf die urtümliche Verwurze-

lung dieser Dinge verweist Mc Dougall⁵⁾, wenn er darlegt, daß Sympathiegefühle schon in den sozialen Instinkten der Tiere eine Rolle spielen — treten Auswirkungen und Bekundungen des sich entwickelnden Intellekts, der sich dem bisher Erreichten überlagert und dieses in den Dienst seiner Aufgaben stellt. Die Vollsprache des Menschen ist ohne die menschliche Vernunft nicht zu denken, aber einen Rechtsgrund zur Intellektualisierung der Sprache darf man daraus nicht folgern. Die Vollsprache ist zweifellos ein Werk jener Besinnungsstufe, die zu symbolischem Denken gelangt ist, ihre Wurzeln indes reichen in ertümlichere Schichten des Seelischen. Da kann man etwa die Bestimmung finden, die Sprache sei die besondere Form der mit dem geistigen Leben anderer Individuen Kontakt suchenden Intelligenz. So steht bei Delacroix⁶⁾ zu lesen: „Le langage est... compris dans la pensée même, dès qu'elle prend forme sociale ou discursive, dès qu'elle tend à se communiquer“. Mit solchen Bestimmungen wird die Logisierung der Sprache nahegelegt, die namentlich für ihre ersten Anfänge unrichtig ist.

D. Sprache als motorisches Geschehen

Um die entwicklungspsychologischen Gewaltsamkeiten dieser intellektualistischen Sprachursprungstheorien zu vermeiden, betrachtet man die Sprache neuerdings als motorisches Geschehen oder als zwangläufige Begleiterscheinung motorischer Vorgänge. In diesem Sinn faßt die behavioristische Sprachpsychologie die Sprache als motorischen Prozeß und gewinnt aus diesem Ansatz sämtliche der möglichen Folgerungen. Für sie ist die Sprache als Instrument des Ausdrucks und der Mitteilung von Gedanken hauptsächlich Muskelbewegung, entweder freiwillige oder unfreiwillige. Aus dieser Grundthese wird von Pillsbury-Meader¹⁾ der Schluß gezogen, „that the psychology of language may be regarded as one portion of the broader field of the psychology of movement“. Gleicher Ansicht ist Gehlen²⁾. Das genetisch vor allem Maßgebende ist die motorische Seite der Sprache. Von hier aus gesehen sind alle Sprachäußerungen in erster Linie Bewegungen wie alle anderen und sind durchaus in andere Bewegungsarten transponierbar, wovon die Taubstummen-erziehung Gebrauch macht. In bezug auf ihre Entstehung hat man die Sprache innerhalb des Systems Auge-Hand zu betrachten.

So verstanden ist die motorische Sprachursprungstheorie die Oppositionerscheinung zu dem Bestreben von früher, die Sprache grundsätzlich vom Denken und Erkennen aus zu erfassen. Daneben aber läßt der Begriff der motorischen Sprachursprungstheorie noch eine zweite Sinnerfüllung zu. Zu Beginn der primitivsten Ausdrucks-, Kundgabe- und Appellvornahmen steht eine undifferenzierte Einheit von Körperbewe-

gungen, Gebärden der Gliedmaßen, mimischen Aktionen und Lautäußerungen, wobei das Motorische die Hauptsache, das Akustische zwangsläufig gekoppelte Nebenerscheinung ist. Der inzwischen mehrdeutig gewordene Begriff „Lautgebärde“ sollte in seiner ursprünglichen Konzeption darauf aufmerksam machen, daß die akustischen Hervorbringungen nur zusammen mit motorischen Erscheinungen denkbar sind, ja daß das Lautorgan selbst schon etwas Motorisches ist. Nach Danzel³⁾ überwiegt das taktisch-motorische Element umso mehr, je primitiver die betrachtete Sprachphase ist; je weiter man den Entwicklungsgang hinauf verfolgt, desto stärker tritt das akustische Moment zurück. Die Gebärden sind ebenso alter Expressivbestand wie die Lautäußerungen; in bezug auf Zeichengebungsfunktion sind sie älter. Nach J. v. Ginneken wurde der Bereich des Ausdrucksmäßigen durch Schreie und Schnalzlaut (clics) bestritten, während der „lexikalische“ Teil von Gebärden getragen wurde. Neben die hinweisenden Gebärden, zu denen es in Weiterführung der elementaren Greifbewegung kam, traten die nachahmenden und mimischen sowie die symbolisch-andeutenden. Den Gebärden und Gesten wurde also früher Verständigungsfunktion zuteil als den Lauten, die zunächst nur expressiv-abreagierend waren oder als begleitender Deuteschrei lediglich auf die mehr besagende Gebärde aufmerksam zu machen hatten. Die Lautsprache hat sich also ursprünglich mit und an der Gebärdensprache entwickelt und sich erst später aus dem Bereich des Motorisch-Mimisch-Gestischen gelöst.

Der Begriff der motorischen Sprachentstehungstheorie gestattet dann noch eine dritte und zwar folgende Sinnerfüllung. Lebhaft Motorik neigt dazu, sich mit Lauten zu verbinden. Sei es, daß eine beschwingte, leichtgelingende Tätigkeit, die als solche funktionslustvoll ist, sich in Jauchzen entlädt, schwere Anstrengung allerlei Keuch- und Stöhnlaute auspreßt oder gemeinschaftliche Tätigkeit heulendes Singen und plapperndes Schwätzen in sinnleeren Zufallslautgebilden auslöst: in allen diesen Fällen ist die urtümliche Paarung von motorischen und akustischen Äußerungen da, und sie ist umso enger, je primitiver die betreffende menschliche Gemeinschaft ist, in der man dergleichen antrifft.

Von dieser Einsicht aus entwirft Voßler⁴⁾ in Form eines Gedankenexperiments eine prägnante Ursprungssituation. Irgendein Lautgebilde begleitet in Urzeiten eine bestimmte, meist gemeinsam vollbrachte Handlung. Wenn nun ein initiativer Angehöriger der primitiven Horde diesen gewöhnlich bei der gemeinsamen Arbeit hervorgestoßenen Lautkomplex äußerte, bevor er diese Tätigkeit in Angriff nahm, um anzudeuten, daß er eben diese Arbeit beginnen wolle und die anderen dies gleichfalls sollten, so war damit der Anfang einer sprachlichen Verständigung erreicht. Hier dient nun — wie Ammann⁵⁾ treffend hervorhebt — die ursprünglich naturhaft der Handlung verschwisterte Lautgebärde einerseits dazu, die Handlung selbst

ins Leben zu rufen und anderseits die vergangene Handlung darstellend zu vergegenwärtigen.

Diese „synergastischen“ (Yo-he-ho) Theorien, die den Sprachursprung aus dem „clamor concomitans“ ableiten, wie es bei gemeinsamem Tun erscholl, gehen auf das von L. Noiré⁶⁾ entworfene Entstehungsbild zurück⁷⁾. Nach ihm ist der Sprachlaut in seiner Entstehung der die gemeinsame Tätigkeit der primitiven Horde begleitende Ausdruck des erhöhten Gemeingefühls. Alle gemeinsame Tätigkeit sei mit Gesang oder sonstigen Lauterzeugungen begleitet gewesen und aus dem gemeinsam hervorgebrachten und verstandenen Laut habe sich das Wort entwickelt. Diese begleitenden Lautgebilde erhielten für die Teilnehmer an dieser Tätigkeit einen bestimmten Aktionssinn; sie wurden dadurch verständlich, daß sie an die vertraute Tätigkeit erinnerten, also auf dem Weg einer einfachen Gleichzeitigkeits-(Berührungs)assoziation.

Die Vorzüge dieser Theorie verkenne ich nicht. Gleichwohl muß ich gegen sie einen grundsätzlichen Einwand erheben, zu dem mich die Ergebnisse paläozoologischer und prähistorischer Forschungsarbeit nötigen sowie die durch Völker- und Entwicklungspsychologie zu gewinnenden Einblicke paläosoziologischer Art. Der primitivste Urhominide, der sich aus den durch verschiedene Naturkatastrophen aus ihrer Biozönose abgedrängten, statt ihres bisherigen Baum- und Waldlebens zu einer terrestrischen Lebensweise im Felsgebiet genötigten katarrhinen Anthropoiden entwickelt hatte, muß bereits über die Anfänge eines semantischen Systems verfügt haben, bevor noch rein gesittungsmäßig an irgendeine Gemeinschaftsarbeit — noch dazu Feldarbeit — zu denken war. Also zu einer Zeit rein aneignender, durchaus parasitischer Existenzform, da andere Werkzeuge als der aufgelesene Stein und der abgebrochene Ast noch nicht vorhanden waren. Mit dem in dieser Theorie beschlossenen Anachronismus und Hysteron proteron — ähnliches zeitliches Vergreifen liegt der Rhythmusstheorie K. Büchers⁸⁾ zugrunde — kann man die ersten Entwicklungsstufen der Sprache nicht erklären. Gibt man indes das Vorhandensein intentionaler, wenngleich noch nicht zeichenmäßig verfestigter Kundgabe- und Appell-Laute zu, auf Grund deren Gemeinschaftsarbeit überhaupt erst möglich wurde, so wird die Noirésche Theorie zu einer höchst brauchbaren Hypothese über die Vorgangsweise, wie bei Gewinnung der Verständigungsmittel verfahren wurde, wie Ausdrucks-laute zu Symbolen wurden, ganz abgesehen von einer Fülle hierin enthaltener feiner Einzelerkenntnisse.

E. Sprachfunktionen und Sprachursprung

Die Funktionsbegriffe, von denen im Leistungskapitel und auch sonst so oft die Rede war, sind systematisch-beschreibende, aber keine genetischen Kategorien. Es lag indes nahe und wurde auch bereits gelegentlich versucht, die zur systematischen Ordnung des Sprachverwendens als einer

sinnvollen psychophysischen Tätigkeit aufgebotenen Funktionskategorien auf ihre entwicklungspsychologische Auswertbarkeit hin anzusehen. Einiges Grundlegende vermochte auf diese Weise auch für das Sprachentstehungsproblem festgestellt zu werden: so etwa daß die Kundgabe- und Auslösungsleistungen genetisch vor den darstellenden Berichtsleistungen kommen, daß die Sprache also, ehe sie ein Gefüge echter darstellender Symbole wird, ein Komplex primärer Affektschreie und Lautsymptome sowie appellierender Kontakt- und Verkehrssignale ist.

Was man im Organon- und Funktionsmodell auf einer Ebene anordnet, ist das Ergebnis langer Entwicklung und zeigt damit verschiedene genetische Altersschichtung. Die elementarste Schicht, mit der die Menschensprache in vormenschliche und vorsprachliche Zustände hinabreicht, ist der monologische, intentionsfreie, reflektorisch-kausale Ausdruck, der noch nicht einmal zur Kundgabe geworden ist. Zahlreiche Zoologen und Tierpsychologen¹⁾ sind der Ansicht, dem Tier fehle jede Appellintention, es mache in bestimmten Situationen seine gattungsspezifischen Ausdrucksgebärden, die instinktmäßig auf festgelegten Bahnen ablaufen und werde damit von den Artgenossen verstanden, die ihr eigenes Verhalten von diesen Ausdrucksgebärden beeinflussen und steuern lassen, als ob diese mit Signalintention und Auslösungsabsicht gesendet worden wären. Wenn Bühler²⁾ die Tiersprache von der Vollsprache des Menschen dadurch abhebt, daß er sagt, jener fehle die Darstellungsfunktion (nach seiner Terminologie), so ist das noch lange nicht genug: es fehlt ihr wahrscheinlich auch die Auslösungsfunktion. Das Tier spricht auf Signale an, aber diese Signale bestehen in intentionsfreien Ausdruckslauten und -gebärden der Artgenossen: es vermag Zeichen zu empfangen und zu verwerten, aber nicht spontan zu senden. In einer bestimmten Vorstufe der Vollsprache wird es beim Urahn des Menschen auch nicht anders gewesen sein.

Die elementarste und genetisch älteste Schicht des Organonmodells ist gebildet durch den reinen affektiven Ausdruck, der in weiterem Entwicklungsschritt zur dialogischen, auf Kundnahme berechneten Kundgabe zu werden vermag. Daran schließt sich entwicklungspsychologisch die zunächst mit Hilfe undifferenzierter Laut-Gebärde-Einheiten erfolgende steuernde Auslösung. Die entscheidenden Schritte zur Vollsprache wurden getan, indem: 1. ein initiativer Urhominide nach einigen Verständniserfolgen in prägnanten und entscheidenden Situationen — das Verstehen der bei solchen Gelegenheiten absichtslos erfolgten Äußerungen ist älter als das bewußte Senden von solchen zu Verständigungszwecken — seine ursprünglich affektiv-expressiven Lautgebärden einmal in bewußter Wiederholung und Selbstnachahmung hervorbrachte, um auf seine Gefährten Eindruck zu machen, um auf sie zu wirken, worin der Schritt

zur Zeichengebung liegt; 2. indem sich die ursprünglichen expressiven Lautgebärden allmählich zu Symbolen verfestigten. Das ist der entscheidende Schritt zu dem mit einer gewissen Konstanz der Form und des Bezuges ausgestatteten Laut(gebärden)produkt, das bei bestimmten Gelegenheiten mit Beziehung auf ganz bestimmte Dinge, Erscheinungen und Vorgänge geäußert und daher zum Symbol für diese wird, diese zu vertreten und anzudeuten vermag, wenn sie nicht gegenwärtig sind und daher nicht durch Zeigegebärde und Deuteschrei als empraktische Verständnishaften herangezogen werden können. Diese ursprünglichen Lautgebilde, bei denen die verselbständigende Ablösung des Lautes von der Gebärde erst in Ansätzen vollzogen war, drückten einen Gedanken ungeteilt und undifferenziert aus. Jespersen³⁾ vermeidet für sie die Bezeichnung „Urwörter“, sondern nennt sie „lautliche Continua“. Es handelt sich dabei weder um Wörter noch um Sätze, sondern um globale Signale, die, mit Sütterlin⁴⁾ zu reden, eine Gesamtsachlage ausmalten, kein Einzelding bezeichneten, sondern eine Gesamtvorstellung ausdrückten.

Man hat die Entwicklung der Sprache durch verschiedene Phasenabfolgen genauer zu bestimmen gesucht: so spricht man von den Stufen des mimischen, analogen und symbolischen oder des sinnlichen, anschaulichen und begrifflichen Ausdrucks. Das alles interessiert den um die Erfassung der ersten Sprachanfänge bemühten Psychologen verhältnismäßig wenig. Für ihn steht fest, daß diese durch zunächst reflexhafte, im weitem Entwicklungsverlauf triebmäßig-instinktive Gefühlslaute gebildet wurden, die auf Grund von Einfühlung und sympathischem Miterleben den Artgenossen verständlich waren, wobei auch die ungewollt und ungesucht sich einstellenden Differenzierungen dieser expressiven Lautgebärden verstehend erfaßt wurden. Von diesen anlaß- und gegenstandsmäßig differenzierten Affektlauten öffnet sich der Weg zu bewußteren Lautnachahmungen (diesen Begriff in einem alsbald einzuschränkenden Sinn verstanden). Auch hier sind die vermittelnden Glieder einsichtig, was bei der Betrachtung der Tiersprache deutlicher herauszuarbeiten sein wird. Tonhöhe und -stärke, Exspirationsdruck, Resonanzfaktoren, Gesamtmodulation des Affektlauts sind andere nicht nur, wenn Schreck oder Freude geäußert wird, sondern auch wenn der Anlaß des Schrecks ein verschiedener ist. Wie Vögel andere Schrecklaute haben bei Bodengefahr als bei Gefahr aus der Luft, so kann auch bei dem noch nicht zur Sprache gelangten Urahnem des Menschen angenommen werden, daß sich Art und Beschaffenheit des furchterregenden Anlasses in der Qualität des Schrecklautes äußerten. Dieser Reichtum an modulatorischen Differenzierungen bildet sich nach Entwicklung der Vollsprache zweifellos zurück, weil eben die Sprache diese Aufgaben übernahm, aber auch noch bei uns klingt der Schrecklaut anders, wenn wir beim Beerensuchen

eine Giftschlange erblicken, als wenn uns in der Lichtung des Bergwaldes plötzlich ein Stier drohend entgegenkommt.

Das elementare Phänomen, hinter das man nicht weiter zurückkann, ist jedenfalls der instinktverwurzelte, zunächst reflektorisch-kausale Gefühlslaut. Aus ihm ergibt sich dann alles Weitere. Die urhafte genetische Lagerung des Ausdrucks, der gegenüber die anderen Funktionsschichten als Überlagerungen superstruktureller Art erscheinen, sei an einem Bild klargemacht, das uns ein Beispiel aus der Entwicklungsgeschichte des Vertebratenhirns zur Verfügung stellt. Der Anatom L. Edinger⁴⁾ hat einmal dargelegt, daß Vogelweibchen, wenn sie dem Lockruf des Männchens folgen, paläenzephal handeln; wenn dagegen ein zahmer Papagei oder Star sich dem Menschen nähert, sobald dieser seinen Namen ruft, dann handelt er neenzephal; denn hier ist ja kein im Stammhirn lokalisierter Sexualinstinkt, sondern ein neuhirnliches assoziatives Lernen ausschlaggebend. Die Assoziationsfelder sind jünger als die Instinkte. Das instinkthafte Verständnis für den vom Artgenossen selbst wieder instinkthafte hervorgebrachten Trieb laut ist urhafter als alles andere. Wäre von hier aus die Annahme zu gewagt, daß die Gesamtheit der expressiven Affektlaute, das unmittelbare Ergebnis dessen, was zu Ausdruck und Kundgabe drängt, in elementareren Schichten⁵⁾ verwurzelt ist als die vollsprachlichen Verständigungsvornahmen, die sich aus diesem primärsten Material von Affektschreien entwickelt haben. Die Sprache ist zweifellos eine Angelegenheit der kortikalen Person, aber mit ihrer Ausdrucksleistung und deren psychischen Wurzeln reicht sie in die Sphären der Tiefenperson hinunter⁶⁾. Der monologische Ausdruck ist der entwicklungsgeschichtlich älteste Bestand, der zwar selbst noch als vorsprachlich und vormenschlich zu gelten hat, aber auch für die Vollsprache des Menschen den genetischen Urgrund bildet. Die menschliche Überformung und Überschichtung wäre dann dadurch gegeben, daß sich aus diesen affektverwurzelten, situationsgebundenen Urlauten darstellende Zeichen entwickelten, die zur Verständigung und Information brauchbar waren.

Die Kombination von Affektlaut und zeigender Gebärde ist bereits etwas Übertierisches, da kein Tier zu Deutegesten gelangt, aber noch nichts eigentlich Sprachliches. Dieses stellt sich erst ein, wenn Affektgeschrei und primitives Zeigen überhöht werden durch ein Symbolisieren mit Lautgebilden, wenn Zeigen und Symbolisieren in Kooperation treten. Das spezifisch Menschliche an der Vollsprache ist eine Überhöhung primitiven Besitzes, es wird getragen von Urtümlicherem, wie es auch in der „Sprache“ des Tiers anzutreffen ist. Die Sprache des Menschen enthält und bewahrt auch noch dieses Primitivere und es gibt Situationen, in denen der Mensch unter stärkster Affekteinwirkung atavistisch auf diese Elementar- und Primitivschichten reduziert wird. Ausdruck und psy-

chische Resonanz auf den Ausdruck ist bei allen sozialen Tieren eine Grundeinrichtung. So findet die gegenseitige Steuerung des sinnvollen Benehmens im Gemeinschaftsleben der Tiere statt und dieser Fundamentalbestand fehlt auch im Sektor der menschlichen Lautsprache nicht⁷⁾. Sie ist vielmehr auch beim sprechenden Menschen die Grundeinrichtung, gleichsam die Grundwelle der seelischen Kommunikation und das spezifisch Menschliche an ihr — das Zeigen und Symbolisieren — ist nur ein Überbau.

Es ist also doch wohl so, daß sich mit den Kategorien des Funktionskapitels auch einiges auf den Ursprung Bezügliche ausmachen läßt. Zulanglich freilich ist das nicht, denn — wie schon gesagt — diese Leistungskategorien sind beschreibende Stammbegriffe, deren Aufgabe es ist, die Funktionen der entwickelten Vollsprache auf nicht weiter zurückführbare Grundformen zu bringen. Zur Bewältigung der sprachlichen Entwicklungsvorgänge, der Teilphasen und genetischen Einzelgeschehnisse ist diese Dreiheit der Funktionskategorien zu weitmaschig; sie vermögen manches nicht zu fassen, was für den Ausbildungsgang der Sprache psychologisch von Interesse ist. Hier stellen sich als sehr brauchbare Ergänzung die genetischen Kategorien ein, deren Tafel die anthropologische Psychologie und Philosophie A. Gehlens⁸⁾ in einer Theorie der Sprachwurzeln entworfen hat.

Die erste Sprachwurzel wird bezeichnet als das „rein kommunikative, noch dankenlos offene Leben des Lauten“. Dabei handelt es sich um das Hervorbringen von sinnleeren LaH-Lauten, die noch keine Wortzeichen sind, mittels deren aber eine gewisse Kommunikation möglich ist. Das Kind erzeugt spontan ein Lallgebilde. Ein Erwachsener greift es auf und spricht es dem Kind neuerdings vor, nun wiederholt dieses unter Schwierigkeiten die Lautfolge. Es gibt also eine rein sinnliche Kommunikation auf diesem Weg, die im Hören und Nachsprechen, Wiederhören und Abwandeln von Lauten eigener und fremder Herkunft besteht. Gehörte Laute regen zur Nachahmung an, und mit diesen, die noch keine bedeutungsvollen Zeichen sind, ist gleichwohl schon eine gewisse Kontaktherstellung möglich. Die später von der Sprache fast allein übernommene Leistung der Mitteilung geht zurück auf diese elementare Kommunikation. Die zweite Wurzel wird mit dem Fachwort „Offenheit“ bezeichnet. Hierbei handelt es sich um ein gewisses freudiges Interesse am Gesehenen, das sich beim Kind in einem „Anplappern“ der Eindrücke auswirkt. Der Urlaut, der Keimpunkt aller Sprache, erwächst aus dem absichtslosen Ausdruck. Die Ausdruckslebendigkeit des Kindes gegenüber einströmenden Eindrücken führt zu Ausdrucksbewegungen, in denen sich eine lautmotorische Kommunikation mit Seheindrücken anbahnt. Aus diesem Anplappern der Dinge erwächst unmittelbar die Lautbewegung, die das Wiedererkennen anzeigt (3. Wurzel). Beim Menschen ist die Reaktion auf Wiedererkanntes nicht mehr eine solche des ganzen Leibes, sondern tritt unter die Führung der Lautbewegung. Typischen Situationen und Vorfällen wird in einer festgehaltenen Weise mit Lautäußerungen begegnet. Auf den Eindruck antwortet eine unmittelbar sinnlich produktive Bewegung: damit wird eine Assoziation zwischen Seheindruck und Laut hergestellt, und auf diese Weise entstehen Namen. Die vierte Wurzel wird im „Ruf“ gesehen. Da das Kind die Er-

füllung seiner sich meldenden Bedürfnisse von außen erhält, da es andererseits in seinen Lauten das Selbstgefühl der stärksten zurückempfundenen Aktivität hat, so müssen diese Laute, die zunächst der Erfüllung nur vorhergehen, den Sinn des Rufes bekommen, wenn nicht mehr der bloße dumpfe Trieb laut wird, sondern die Intention auf Erfüllung im Laut der Erfüllung vorgreift. Wenn sich aus der Unlust eines drängenden Bedürfnisses die Intention auf Abhilfe im Laut durchsetzt, so haben wir den Ruf. In ihm handelt es sich um eine bahnbrechende Aktion, in der ein Bedürfnis faßlich wird. Im Wort artikuliert sich ein Begehren; auf diesem Wege werden alle Zustände unseres Innern sprachmäßig. Bei der fünften Sprachwurzel, den Lautgesten, handelt es sich um die Rolle der Laute als Glied in Gesamtvollzügen von Bewegungs- und Kommunikationserlebnissen. Sofern alle Bewegungsübungen und Hantierungen mit Bemühungen und expressiver Anteilnahme vor sich gehen, stellt sich eine lautmotorische Begleitmusik ein, die im Gesamtbereich komplexer Situationen auftritt. Wenn also bestimmte Bewegungszusammenhänge eine expressiv-motorische Begleitmusik haben, so muß der allmählichen Präzisierung von Handlungs- und Wahrnehmungserfolgen eine ebensolche Präzisierung der lautmotorischen Begleitmusik zugeordnet sein. Nimmt man an, daß gewisse präzise Tätigkeiten eine zunächst affektive Lautbegleitung mitpräzisieren, so haben wir einen Schlüssel für die selbsterfundenen Worte, mit denen Kinder ihre Aktionen begleiten. Aus solchen Lautgesten können Worte mit Situationswert werden.

Die von Gehlen aufgezeigten Sprachwurzeln sind zunächst für die Ontogenese der Sprache entworfen, da sie am Modell der Kindersprache konzipiert sind; ich glaube indes, man kann sie mit wesentlichem Erkenntnisgewinn auch für die Phylogenese auswerten. Für alle diese An- und Einsätze der Sprache lassen sich aus der Sprach- und Geistesentwicklung der Primitiven Analoga beibringen. So findet sich die als „Leben des Lautes“ bezeichnete akustische Kontaktherstellung auch bei Naturvölkern: man denke an das in primitiven Gruppen so häufige gemeinsame Johlen und Schnattern in akustischen Gebilden, die noch keine Sprache sind, wohl aber gemeinschaftsherstellend wirken und eine gewisse Kommunikation im Gefolge haben. Die große Rolle der aus sinnlosen Silben bestehenden Kehrreime in der primitiven Lyrik ist dafür Beleg. Auch beim Urmenschen wird ferner das Sichäußern gegenüber bewegenden Reizen in die lautliche Bahn eingeströmt sein. Bei ihm besteht ja ebenfalls im Bereich des Lautlichen ein Leistungs- und Erfolgsüberschuß, der die Dominanz dieses Systems selbstverständlich macht. Damit ist das Sichdurchsetzen der akustischen Zeichengebung gegenüber der optisch perzipierbaren Körpergestik aus einem elementareren Gesetz erklärt als bisher, wo sozusagen erst der zweite Akt dieses Vorgangs gefaßt wurde. Man pflegte zu sagen, die Lautzeichen hätten sich durchgesetzt, weil sie die Hände für andere Tätigkeiten freilassen und nur den Mund beschäftigen, der ja seit Ausbildung der Greifhand für praktische Tätigkeiten (Packen, Festhalten, Tragen der Beute) kaum noch benötigt wurde und weil sie außerdem auf größere Strecken sowie im Dunkeln verständlich waren, was für die Gebärde alles nicht gilt. Das ist richtig, aber nicht der erste Grund.

Denn zu all dem hätte es nicht so leicht kommen können, wenn nicht den akustischen Hervorbringungen zufolge der eben geschilderten Triebkräfte von vorherein ein gewisser Ausdrucksvorzug zugekommen wäre.

F. Die Beschaffenheit der Urlautgebilde

Eine der Aufgaben der Sprachpsychologie besteht darin, gewisse ungelöste Streitfragen der Sprachwissenschaft neu durchzudenken und zuzusehen, ob nicht von psychologischen Gesichtspunkten aus Antworten zu gewinnen wären, mittels deren sich eine Entscheidung ermöglicht. Wir greifen ein solches umstrittenes Problem heraus. Der Sprachforscher Whitney¹⁾ hatte behauptet, das Gesetz der Einfachheit der Anfänge gelte für die Sprachentstehung nicht weniger naturgemäß und notwendig als für andere Gebiete. Dieser Behauptung wird von Jespersen²⁾ aufs entschiedenste widersprochen, der die Ansicht vertritt, die ersten Urlautgebilde seien nicht einfach, sondern denkbar kompliziert, vielspältig, ungeschlacht und überlang gewesen. Er beruft sich dabei auf ein Wort Turgots³⁾: „Des hommes grossiers ne font rien du simple. Il faut des hommes perfectionnés pour y arriver“. Diese Meinung Jespersens wird von psychologischen Erkenntnissen aus weitgehend einzuschränken sein. Zu dieser Fehlansicht gelangte er auf dem Weg einer philologisch-linguistischen Methode, welche die Frage des Sprachursprungs von rückwärts angeht, ohne die hier nötigen entwicklungspsychologischen Korrekturen vorzunehmen. Richtig ist daran, daß die ersten Lautgebilde wohl alles eher waren als klare, wohlartikulierte phonetische Prägnanzfigurationen. Sie waren vielmehr halb gelallte, halb geheulte Lautkomplexe, in Struktur und Verwendung willkürlich und unregelmäßig. Versteht man unter Einfachheit klare Artikulation, Regelmäßigkeit, Konstanz und völlige Freiheit von Zufallswillkür, so bestand eine solche in den ersten Phasen der Sprachentwicklung sicher nicht. Damit ist aber noch nicht gesagt, die primitivsten Lautgebilde müßten komplizierte Sesquipedalia gewesen sein.

Mit seiner Meinung hat Jespersen mehrfach Anklang gefunden, weil die unwahrscheinlichere Ansicht als *opinio doctior* bei manchen Gelehrten von vornherein auf größere Bereitschaft des Fürwahrgehaltenwerdens zählen kann als die naheliegende, ohneweiters einsichtige und das „*Credo quia absurdum*“ heute noch in einer gewissen Geltung steht. So findet man in einem verbreiteten philosophischen Nachschlagewerk⁴⁾ die Angabe, die Ursprache sei ein höchst kompliziertes Gebilde gewesen, das sich erst allmählich vereinfacht habe. Jespersens Entwicklungsformel lautet: Die Sprachentwicklung zeigt zunehmende Neigung, von untrennbaren und unregelmäßigen Zusammenhäufungen weg- und zu kurzen

Bestandteilen hinzustreben, die ungezwungen und regelmäßig miteinander verbunden werden. Dieses Gesetz soll für das Lautliche ebenso gelten wie für den Formen- und Wortschatz. Damit ist indes nur der Entwicklungssinn einer letzten Phase oder Spirale der Sprachausbildung beschrieben, keineswegs sind damit die genetischen Tendenzen erfaßt, die den Ausbildungsvorgang der Sprache von den ersten Anfängen an leiten.

Um das Problem des Sprachursprungs zu lösen, geht J e s p e r s e n von den heutigen Entwicklungszuständen aus und verfolgt den Gang der Ereignisse nach rückwärts. Da zeigt ihm nun ein Vergleich etwa des Neuenglischen mit dem Altenglischen, der modernen romanischen Sprachen mit dem vulgären und klassischen Latein und weiterhin dem Urindogermanischen, daß heute alles einfacher geworden ist: Laute, Betonung, grammatische Formen und Syntax. Da die sprachlichen Verhältnisse immer komplizierter werden, je weiter man sie in die Vergangenheit verfolgt, so schließt er, die Ursprache müsse das Allerkomplizierteste gewesen sein, was man sich in sprachlicher Hinsicht vorstellen könne. Ihre Wörter müßten sehr lang und überaus schwierig gewesen sein; sie hätten sich zu den heutigen Wörtern verhalten wie die fossilen Giganto- und Plesiosaurier zu den rezenten Reptilien. Diese Annahme beruht indes auf einem leicht zu entlarvenden Trugschluß und auf einem Verfahrensmangel, der bei einiger Kritik sofort festzustellen ist. Wenn im geschichtlich verfolgbaren Material, das ja nur einen verschwindenden Bruchteil des tatsächlich Vorhandenen umfaßt, das Schwierige und Vielspältige dem Einfachen vorausgeht, so berechtigt das den historischen Sprachforscher J e s p e r s e n noch nicht zu der Annahme, in den ihm unzugänglichen Frühphasen müsse es sich genau so verhalten haben, da, wie er einfach behauptet, die g a n z e Entwicklung von dem nämlichen Gesetz beherrscht sei. Die Gültigkeit dieses Gesetzes vermag der Historiker mit seinen Mitteln nicht zu erweisen. Hier haben wir den typischen Fehler der unerlaubten Übertragung eines auf bestimmtem Gebiet wohlbewährten Verfahrens auf andere Bereiche, wo sein Arbeitswert zweifelhaft ist. Dabei wird deutlich, daß die historische Methode und die damit verbundene Denkform durch die psychologische ergänzt und kontrolliert werden muß, wenn sie auf sprachgenetischem Gebiet zu brauchbaren Einsichten führen soll. So möchte ich denn der Theorie J e s p e r s e n s auf Grund entwicklungspsychologischer Einsichten, die ihre volle Begründung und Tatsachenfundierung freilich erst im zweiten Band finden können, die Meinung entgegenzusetzen, in den ursprachlichen Anfängen müsse in jeder Hinsicht — mit Ausnahme vielleicht des phonetisch-phonologischen Bestandes — primitivste Dürftigkeit geherrscht haben. Erst im Verlauf einer langen, für den Historiker völlig unerfaßbaren Weiterentwicklung kommt es dann zu jener Ausbildung der Sprachmittel, die auf grammatisch-morphologisch-

syntaktischem Gebiet zu einem Stadium exzessiver Formenbildung, auf lexikalischem zu einer Überfülle überspezialisierter Ausdrücke führt. Dann erst setzt jene Rückbildungsphase ein, auf die Jespersen vornehmlich seinen Blick richtet, da er bei seinem Hinaufsteigen in die Vergangenheit zu früh halt macht, bevor es ihm noch gelungen ist, an echte Urphasen heranzukommen. Für den von ihm ins Auge gefaßten Teilabschnitt der Sprachentwicklung gilt dann allerdings das von ihm geformte Gesetz restlos. Involutionär-regressive Entwicklung beschränkt den Formenbestand, an die Stelle des komplizierten synthetischen tritt das einfachere analytische Baugesetz und auf lexikalischem Gebiet wird die wuchernde Fülle der Konkreta durch zusammenfassende Bezeichnungen eingeschränkt. Die hier gegebene Schilderung des Gangs der Sprachentwicklung folgt der Dreistufentheorie Wundts⁵⁾ und trägt ferner der von Gabelentz⁶⁾ aufgestellten Lehre vom Spirallauf der Sprachentwicklung Rechnung.

Unsere Behauptung von der Dürftigkeit der sprachlichen Anfänge will natürlich keineswegs den alten Irrtum wiederbeleben, die Ursprache habe aus monosyllabischen, isolierend aneinandergereihten Wörtern bestanden. Über die konkrete Beschaffenheit der ursprachlichen Lautgebilde ist mit unserer Bestimmung der Dürftigkeit nur ausgesagt, daß ihre Bestandteile keineswegs vielsilbig, überlang und kompliziert gewesen sein können; eher waren sie kurz und ausrufartig, was indes keine durchgehende Einsilbigkeit bedeuten soll. Bevor diese Urlautgebilde zu Wörtern mit genau umschriebenem Inhalt wurden, waren sie global-ganzheitliche Signale von komplexer und allgemeiner Bedeutung. Von vornherein ist daher auch die Frage abzulehnen, ob die „Urwörter“ Verba waren (wie Herder glaubt) oder Nomina (nach Wundts Ansicht) oder Adjektiva (was Ribot annimmt). Denn bei ihnen handelt es sich um noch undifferenzierte Einheiten, auf welche die differenzierten morphologischen und syntaktischen Scheidungen unserer Grammatik nicht passen.

Was Jespersen bei seinen angeblichen Urstadien im Auge hat, jene morphologisch überkomplizierten, lexikalisch überspezialisierten Sprachzustände, sind also keineswegs die echten Anfänge, sondern bereits entwickelte, wenn auch sehr alte Phasen; sie fallen in jenes Mittelstadium, das (nach Wundt) zwischen originärer Primitivität und regressiv-involutionärer Entwicklung liegt. Es handelt sich dabei um jene typische Entwicklungsepoche, wie sie heute etwa noch vertreten wird durch den Zustand gewisser nicht sehr fortgeschrittener, aber keineswegs ursprünglicher Sprachen rezenter Naturvölker, in denen etwa die Numeralia anders lauten, je nachdem ob Kokosnüsse oder Tiere gezählt werden (wie bei den Melanesiern), wo die Tätigkeit des Waschens durch eine Reihe von Ausdrücken wiedergegeben wird, je nachdem, was gewaschen wird (wie bei den

Tscherokesen), wo für jede Abart des Gummibaums oder der Akazie eine Bezeichnung da ist, aber kein allgemeines Wort für Baum (wie bei den Ureinwohnern Tasmaniens). Jespersen denkt wohl an vergleichsweise primitive Sprachzustände, die über eine Fülle von Fallbezeichnungen verfügen: außer denen des Lateinischen etwa noch über Instrumental, Lokativ, Sozial, Äquativ, Prosekativ, Komitativ, Karitativ, Terminal, Inessiv, Illativ; desgleichen über Verbalgenera und -modi wie Kooperativ, Limitativ, Exhaustiv, Kontinuativ usw. Ferner denkt er wahrscheinlich an die Übereinstimmungsorgien der Bantusprachen, wo zufolge formaler Kongruenzen eines pedantisch durchgeführten Merkersystems identische Worte in verschiedenen Zusammenhängen ganz verschiedene Formen annehmen⁷). Sicher haben derlei überkomplizierte Zustände bei den Vorgängern der heutigen Kultursprachen ebenfalls bestanden und nun ist alles einfacher, klarer, komplexibler und übersichtlicher geworden. Aber diese Struktur der komplizierten Vorstadien, die von den *Uranfängen* der Sprache weit genug entfernt waren, darf eben nicht als die Beschaffenheit der Sprache zu Beginn ihrer Entwicklung gedeutet werden. Die Uranfänge waren primitiv im Sinn einer äußersten Einfachheit, die von irgendwelcher Vielspätigkeit nichts aufwies. Nur soviel wird man Jespersen zugeben können, daß es eine wirre Dürftigkeit, eine ungeschlichte Primitivität gewesen sein wird, also keine klare, sparsame und komplexe Einfachheit, was den Anfang bildete.

Zur Kritik der Ansicht Jespersens kann Verschiedenes aufgebracht werden, und es ist nicht zweifelhaft, daß hier dem Psychologen (der hier freilich bereits mehrfach in entwicklungspsychologische Bereiche übergreifen muß) eine Entscheidung möglich wird. Die Verhältnisse in der sprachlichen Ontogenese machen deutlich, daß die ersten Sprachanfänge nicht durch lange und schwierige Lautkomplexe gebildet worden sein können. Wenn auch der die Sprache ausbildende Urmensch nicht als Kind, sondern als Erwachsener die jeweils entscheidenden Entwicklungsschritte tat, so waren seine Artikulationsorgane, obgleich physisch ausgereift, doch leistungsmäßig genau so unbeholfen wie die des Kindes, und seine Psyche war durch die Sprache noch nicht geformt. K. Heřman⁸) ist daher m. E. im Recht, wenn er seine prähistorisch-linguistische Rekonstruktion eines Ursprachmodells durch kindersprachliche Bestände stützt und von hier aus zu Urlautgebilden gelangt, die im Gegensatz zu Jespersens urlautlichen Kontinuen denkbar einfach beschaffen sind.

Die Urlautgebilde im Ursprachmodell waren zuerst nur unartikuliert, später teils artikuliert, teils unartikuliert. Er stellt hier ein vergleichend-anatomisches Argument in den Dienst seiner Beweisführung, dem wir noch begegnen werden. Seine Urlautgruppen sehen so aus: *!hEh — !hMm* . . . (= Besser! — Haben!); *;hAh — ;hMm* . . . (= Gut — Haben); *!hAh — !mPh* . . . (= So! — Packen!); *;hEh — ;nTh* . . .

(= Nicht gut — Erlangen); !sSs (= Wahrnehmen). Zur Ansetzung eben dieser Urlautgebilde kommt Heřman durch ein kombiniertes Verfahren, indem er die Ergebnisse der lateinischen und weiterhin der urindogermanischen Etymologie verbindet mit einer Urlautsymbolik, wie sie sich etwa in der vergleichenden Ursprachforschung (Trombetti⁹) darstellt und schließlich mit den Feststellungen der Kinderpsychologie. Diese Meinung, daß die ersten Urlautgebilde denkbar einfach gewesen sein müßten, findet sich auch bei anderen Forschern. Nach C. Täuber¹⁰) hat die bei der Saugbewegung von selbst entstehende Lautgruppe *m* + Selbstlaut den Sinn „(flüssige) Nahrung“ erhalten. Sütterlin¹¹) glaubt einfache Urlautgebilde wie etwa *p* + nach lautsymbolischen Bedürfnissen wechselndem Vokal (= Feuer, von der Tätigkeit des Feueranblasens hergenommen) ansetzen zu können. Nach der Ansicht van Ginneken's hätten alle Sprachen mit Schnalzlauten begonnen, sodann sei es zur Ausbildung von Konsonanten gekommen und erst verhältnismäßig spät seien die von Expressivlautgebilden vertrauten Vokale in die Sprachzeichen eingefügt worden.

Wenn man den Affektlaut als Ruf und Zuruf an den Anfang der Sprache stellt, so ist damit schon ausgesagt, daß die ersten Lautgebilde nicht allzu kompliziert gewesen sein dürften. Hier müssen Selbstlaute die Hauptrolle gespielt haben, nicht nur weil sie zum Ausdruck des Gefühls und zur Stimmungsdarstellung das Gegebene sind, sondern weil phonetische (wie auch begriffliche) Diakrisen bei einfachen Kundgabe- und Appell-Leistungen noch kaum nötig sind. Ihrer bedarf erst die Rede, d. h. jene Sprechform, die vorwiegend auf Mitteilung abgestellt ist und in der die drängende Emotionalität zurücktritt hinter einem mehr gleichmütigen Bericht von Inhalten des Gegenstandsbewußtseins. Bevor den ungeübten Artikulationsorganen die entscheidenden Bedeutungsdifferenzierungen überlassen werden konnten, dürften Tonfall, Klangfarbe, musikalische Modulationen neben mimisch-gebärdenhaften Verständnishilfen den Hauptteil der Verständigungsarbeit geleistet haben.

Außer zweckdienlichen und — nach einer reflektorisch-absichtsfreien Phase — auch zweckstrebigem Schreilauten bringt das Kind in der Lallepoche ferner zweckfreie inhaltsleere Lautbildungen hervor, die zufolge der Art ihrer phonetisch-physiologischen Erzeugung den eigentlichen Sprachlautgebilden weit näher kommen als die Ausdrucks-, Kundgabe- und Appell-Laute des Geschreis. Sie entstehen durch unwillkürliche Betätigung der Sprechorgane, die das Kind wie alle übrigen Muskeln, Gliedmaßen usw. spielerisch, selbstzweckhaft und absichtsfrei in Gebrauch nimmt. Es handelt sich dabei um ein biologisch sinnvolles Vorübungsspiel, das aber für das Kind selbst nicht im Dienst eines Telos steht. Manche dieser augenblicksgeschaffenen Zufallslautgebilde bleiben am Leben, werden später mit Inhalt erfüllt und bilden sich so zu Worten oder Skeletten von solchen weiter. Hieher gehört der Lautkomplex *mhm*, den das Kind bei der Nahrungsaufnahme aus sich heraus hervorbringt und der später in der Form *mam*, *möm*, *mamam* usw. das elementare Vokabel für Habenwollen,

Nahrung, die Nahrungsspenderin (die Mutter) usw. wird. Solche Lautgebilde sind meist sehr einfach; Vielspältiges, Kompliziertes, Schwieriges kann auf diese Weise ja gar nicht zustandekommen. Wo dies im Gefolge spielerisch-lallender Lautakrobatik doch geschieht, werden diese Produkte jedenfalls weitgehend vereinfacht, sowie sie in den Dienst einer Zeichengebung treten.

Diese Beweisführung entwicklungspsychologischer Art scheint mir bereits auszureichen, um Jespersens Theorie zu widerlegen und über die Beschaffenheit der Urlautgebilde einige begründetere Ansichten ins Leben zu rufen. Ungleich geringeres Gewicht möchte ich auf die hier lediglich zu erwähnenden Beweismittel legen, wie sie durch die Untersuchungen Frankes, Walkhoffs¹²⁾ u. a. bereitgestellt wurden. Von vergleichend anatomischen Feststellungen ausgehend, behauptet man, die geringe Entwicklung des Musculus genioglossus beim Neandertaler (wohl eine Folge geringerer Beanspruchung), das Fehlen der Spina mentalis interna und der Muskelzugbälkchen in der schwammigen Unterschicht des Unterkieferknochens weise darauf hin, daß die dort ansetzenden Sprechmuskeln einen schwachen Zug ausübten, schwierigere Artikulationen den Urhominiden also noch nicht möglich waren. W. Schmidt¹³⁾ hat vom Standpunkt des Ethnologen dieser Meinung widersprochen und im Anschluß an Feststellungen von Klaatsch darauf hingewiesen, daß die Schädel rezenter Primitiver nicht selten ähnliche anatomische Merkmale zeigen, ohne daß die Sprache der betreffenden Stämme arm wäre an schwierigen Artikulationen. Darüber später mehr.

Unsere psychologische Theorie von der Einfachheit der sprachlichen Anfänge vermag durch linguistische Erwägungen weitgehend gesichert zu werden, eben durch jenen bereits erwähnten Gedankengang vom Spirallauf der Sprachentwicklung, in welchem man zweifellos mehr zu sehen hat als eine bloße Vermutung oder eine Arbeitshypothese. Wenn die Linguisten behaupten, mit ihren Mitteln eine Urphase aufweisen zu können, in welcher Vielsilbigkeit, Ungeschlachtheit und Weitläufigkeit des Baues, Überfülle der Formmittel usw. herrschten, so kann ihnen das ruhig zugegeben werden. Nur ist damit nicht die allererste Phase erfaßt. Vorher muß die vom Psychologen erschlossene Anfangsepoche angesetzt werden, in der von komplizierter synthetischer Struktur, Formenreichtum usw. nicht die Rede sein konnte. Daß sich die Sprachentwicklung tatsächlich in merkwürdigen Spiralen vollzieht, wobei ein analoges Baugesetz in mehreren zeitlich weit auseinanderliegenden Phasen verwirklicht werden kann, dafür sind Geschichte und Vorgeschichte des Chinesischen ein besonders lehrreiches Beispiel, in welchem wir wenn schon nicht den bündigen Beweis, so doch eine weitgehende Unterstützung unserer Behauptung sehen. Die monosyllabisch-stammesisolierende Bauart des Chinesischen der letzten

Jahrtausende lehrt nicht die älteste Entwicklungsphase dieser Sprache kennen. Vor dieser muß nämlich — wie Lepsius¹⁴⁾, Kuhn¹⁵⁾ und Karlgren¹⁶⁾ überzeugend dargetan haben — ein Entwicklungsabschnitt angesetzt werden, wo Mehrsilbigkeit herrschte, Kasuszeichen und Präfixe vorhanden waren. Das Protochinesische war also eine flektierende Sprache, die eine mehrsilbige, nicht isolierende Bauart aufwies. Die monosyllabische Beschaffenheit dieser Sprache seit dem Eintreten in das Licht der Geschichte ist also nichts Ursprüngliches, sondern Rückbildung eines früheren reicheren Bestandes. In der allerjüngsten Zeit dagegen bekundet das Chinesische das Bestreben, neuerdings zu einer Art Zweisilbigkeit zurückzukehren, indem Wortzeichen, die infolge von Bedeutungsüberfrachtungen vieldeutig geworden sind, durch einen beigefügten zweiten Ausdruck (oft ein Synonym) eindeutig gemacht werden¹⁷⁾. So wird der einheitliche Begriff „Vater“ wiedergegeben durch die Worte und Zeichen *fū c'in* (= Vater, verwandt) der Begriff „Schüler“ durch die Ausdrücke „lernen, geboren“, der Begriff „Herr (Meister, Vorgesetzter)“ durch die Worte „Ehrenplatz, Haus“. Einheitliche Begriffe erhalten also zwei Zeichen und werden durch Kopplung zweier, meist in einem gewissen Sachzusammenhang stehender Worte ausgedrückt. Auf diese Weise kommt es zu einer (erneuten) Zweiteiligkeit der Worte und zur Anbahnung einer Zweisilbigkeit, denn eine solche kann durch Enttonung eines der beiden Worte rein mechanisch entstehen. Das Chinesische kehrt somit zu einem morphologischen Zustand zurück, auf dem es sich vor mehreren Jahrtausenden bereits befunden hat. Die Feststellung dieses spiralenförmigen Entwicklungswegs unterstützt eine vom genetisch-psychologischen Standpunkt aus naheliegende und notwendige Annahme: daß das flektierende und polysyllabische Protochinesisch seinerseits nicht den allerersten Urzustand dieser Sprache gebildet haben könne, sondern daß dieser die primitive Einfachheit der Ursprache aufwies.

G. Elementargedanken der Sprachentstehung

Unter diesen Elementargedanken verstehen wir die glottogonischen Invarianten, die allgemeinsten, immer wieder zu beobachtenden oder zu erschließenden Bildungsprinzipien, wie sie beim sprachlichen Urschöpfungsvorgang, so weit er sich in verfolgbaren Bereichen abspielt, wirksam sind und von denen sich annehmen läßt, daß sie auch in den ersten Sprachanfängen vorhanden gewesen sein werden. Von diesen Dingen war bereits mehrfach die Rede, so etwa im zweiten Abschnitt dieses Hauptstücks. Nun gilt es, das Gesagte zusammenzufassen und für das zur Erörterung stehende Problem auszuwerten. Die Sprache erwächst aus Ausdruckszwängen und weiterhin aus dem anfänglich triebhaften und instinktiven, später bewußteren und zielvolleren Streben nach Eindruckswirkung auf

andere: ein *expressives* und ein *impressives* Moment stehen hier nebeneinander, wenn sie auch genetisch nicht gleich geschichtet sind. Zu jenem gehört alles, was der Mensch monologisch an Affektschreien und Gefühlslauten in erregten, an plappernden akustischen Produkten in behaglichen Situationen hervorbringt. In den Bereich des Impressiven fällt jeder Auslösungslaut, jedes stimmerzeugte Signal, jedes dialogische Zeichen, das nicht nur auf andere Eindruck machen will, sondern auch schon in sich die Mittel trägt, diesen Eindruck in bestimmte Bahnen zu lenken, d. h. ein bestimmtes Verständnis zu vermitteln, jedes bedeutungstragende Lautzeichen also. Mit dieser dualistischen Scheidung ist nicht nur eine Verschiedenheit des psychogenetischen Sprachansatzes angegeben (zentraler Gefühlslaut als Ausfluß des Zustandsbewußtseins — zentrifugaler Bewirkungslaut als Ergebnis eines affektbetonten, triebhaften Willensvorgangs), sondern es sind auch schon Aussagen über Herkunft und Beschaffenheit der beiden Lautgebildegruppen gemacht. Die Bestände der ersteren sind zur Gänze endogen und durchaus vom spontanen Individuum in ihrem So-Sein bestimmt; diese dagegen sind in dem Sinn exogen, daß hier an der Formung des Lauterzeugnisses ein gewisser Anschluß an Naturvorbilder mitwirkt, der freilich keine bewußte, auf absichtliches und genaues Treffen ausgehende Nachahmung ist. Hierher gehört es, wenn *A m m a n n*¹⁾ zwei Typen von Lautgebärden unterscheidet: Gefühlslaut und Lautnachahmung. Auch eine Scheidung *O e h l s*²⁾ vermag hier ausgewertet zu werden. Nach seiner Ansicht sind alle Wörter aller Sprachen entweder einerseits Lallwörter oder andererseits Bild- und Schallwörter. In die erste Gruppe gehören vornehmlich die spontan und autonom erzeugten Expressivlautgebilde, in die zweite die unter Außenweltanregung gewonnenen Wörter.

Auch die in Urzeiten von verschiedenen Individuen spontan geschaffenen Expressivwörter werden nicht völlig willkürlich ausgesehen, sondern gewisse Übereinstimmungen gezeigt haben. Die Gefühlslaute kommen in ihren elementarsten Beständen nicht nur intra- sondern auch interindividuell oft weitgehend überein. Schrecklaut, Freudenlaut, Äußerungen der Trauer und des Ergötzens sind bei verschiedenen „Sprechern“ in ihren lautlichen Beständen leicht auseinanderzuhalten. Es gibt eben eine *Expressivsymbolik* der Äußerungen des Gefühlslebens, die in ihren elementarsten Beständen dieselben durchgehenden Invarianten aufweisen wie die auszudrückenden Gefühlstatsachen selbst. Diese Urlaute sind reaktive Ausdrücke starker innerer Spannungen, die durch bewegende Außenwelteindrücke ausgelöst werden, wobei der Hauptnachdruck nicht auf dem äußeren Anlaß, sondern der Gefühlsantwort liegt. Reaktive Ausdrucks-lautgebilde sind ein Elementarbestand der Sprache. Da es zufolge der übereinstimmenden Grundstruktur des Seelischen zu gewissen typisch-

invarianten Formen der Lautreaktion kommt, Affekt- und Ausdrucks-konstanz am Werk sind, kann die weitere Entwicklung von hier aus zu echten Sprachbildungen führen. Hier liegt also zweifellos einer der erwähnten glottogonischen Elementargedanken vor.

Deren zweite Gruppe wird gebildet durch die verschiedenen Unterformen der impressiven Lauterzeugnisse. Damit Appell- und Berichtszeichen in situationsentbundener Darstellung verständlich werden, bedarf es eines gewissen Ähnlichkeitszusammenhangs mit dem gemeinten Sachverhalt: er wird durch etwas hergestellt, was wir als Impressivsymbolik bezeichnen wollen. Ein heranstürmendes Nashorn und eine unerwartet erblickte Giftschlange lösen beide Schrecken aus; es ist aber leicht anzunehmen, daß der Schrecken in beiden Fällen verschiedene lautliche Ausdrucksformen gewinnen wird. Hier hat man es mit Fällen zu tun, in denen es nicht so sehr auf den emotionellen Ertrag als solchen ankommt als vielmehr auf die Beschaffenheit des bewirkenden Reizes und die aus ihr notwendig zu ziehenden Folgerungen. Die auf Eindruck abgestellte Lautzeichengebung bedient sich des Lautmaterials, das durch eben diese sachdifferenzierten reflektorischen Reaktionen auf äußere Reize und bewegende Anlässe bereitgestellt wurde. Wieso es zu dieser gegenstandsbedingten Abwandlung in der Lautgebung kam, wurde bereits erörtert. Die unwillkürliche Einstellung der Artikulationsorgane (reflektorische Artikulationsmimik) auf die Verschiedenheit der außenweltlichen Reize führte zu kennzeichnenden Differenzen in den Lautreaktionen, die zu Ansatzpunkten des Verständnisses werden konnten, wo die übrigen Hilfsmittel versagten. So konnte es weiterhin kommen, daß die Artikulationsorgane Mund und Zunge mit charakteristischen Hervorbringungen verwendet wurden, um diese Organe selbst und deren Tätigkeit zu bezeichnen. Dabei stellt natürlich die bewußte Bezeichnungsabsicht eine weit spätere Phase dar als das expressive Bestreben, durch angestregtes Indienstnehmen eben dieser Organe auf sie hinzuweisen, etwa durch das Lautgebilde *hmmmm* auf den Mund und dessen Tätigkeit beim Essen.

So sagt Trombetti³⁾ einmal: „Lo *m* . . . sarebbe il suono caratteristico di molte parole denotanti la bocca e le azioni che essa compie.“ Vorher hatte schon Wundt⁴⁾ den Gedanken ausgesprochen, daß Organe und Tätigkeiten, die zur Bildung der Sprachlaute in Beziehung stehen, häufig mit Wörtern benannt würden, bei deren Artikulation die gleichen Organe und Tätigkeiten mitwirkten. So enthält der Name für Zunge in den meisten Sprachen einen lingualen oder dentalen Konsonanten als den Hauptträger des Wortes, da diese Konsonantenarten unter ausgeprägter Mitwirkung der Zungenbewegung entstehen.

Eine scharfe Grenze zwischen Ausdrucks- und Verständigungslautgebilden anzunehmen, verbietet sich für die Urzeiten schon deshalb, weil in der Phase der erst beginnenden und dementsprechend mühseligen Verständigung die bei dem Fehlen eines eindeutigen, konventionell verfestigten

Zeichenbestandes sehr schwierige Mitteilung eine expressive Gefühlsbesetzung erfährt. Man erlebe nur einmal, wie sehr sich Apathiker oder mangelhaft unterrichtete Taubstumme aufregen können, wenn man ihr Gestammel nicht versteht. Restlos, leicht und unmittelbar verständlich waren eben nur die Affektlaute und deiktischen Lautgebärden; die darstellenden Sprachzeichen dagegen müssen eine Zwischenzeit der Unsicherheit und Vieldeutigkeit mitgemacht haben. Um diese Verständnisschwierigkeiten auf ein Mindestmaß herabzudrücken, wurden instinktiv und triebhaft die vor aller Verständigungsabsicht bereits vorhandenen Erscheinungen der Lautnachahmung, -metaphorik und -symbolik in Dienst genommen. Laut „nachahmung“ (Onomatopöie, Schallwörtlichkeit) liegt vor, wo ein Gehörseindruck mit den Mitteln von Stimme und Sprache bewältigt und wiedergegeben wird. Ebenso elementar sind die lautmetaphorischen Bildwörter. Sie entstehen, wenn ein optisches oder motorisches Empfindungserlebnis (der Blitz, das Flimmern des Lichts, das Glitzern des Wassers, flinke Bewegungen usw.) mit lautlichen Mitteln erfaßt werden soll, ein nicht akustischer Eindruck ins Hörmäßige übersetzt wird. Beispiele liefern die von O e h¹⁵⁾ untersuchten *papilio*-Wörter, in denen die Doppelung leichter Silben das Flattern der Schmetterlingsflügel andeuten soll. Das durch imitative sprechmotorische Einstellungen zustandekommende Bauprinzip der lautmetaphorischen Reduplikationsbildungen — es ist von R. B r a n d s t e t t e r¹⁶⁾ systematisch untersucht worden — tritt in den Dienst des sprachlichen Malprinzips. Der Begriff der „Nachahmung“ trifft in allen diesen Fällen nicht völlig zu; denn es besteht weder beim Hervorbringenden bewußte Imitationsabsicht, noch wirkliche Naturähnlichkeit beim gewonnenen Erzeugnis: die Transposition der akustischen, optischen usw. Gegebenheiten in den Bereich menschlicher Artikulationen ist meist nur auf dem Weg einer gewaltsamen Zurechtformung und willkürlichen Stilisierung möglich. Noch weiter tritt alles Nachahmungsmäßige bei der Lautsymbolik zurück, die ein stimmungsmäßig-andeutendes Verfahren ist. Es liegt vor, wo die Vokale nicht im Sinn einer konkret charakterisierenden Wirklichkeitsabbildung, sondern in dem einer undinglichen Stimmungsmusik verwendet werden. Hier wird nichts nachgeahmt, sondern ein Stimmungszustand angedeutet, d. h. durch die Lautwahl suggeriert. In allen diesen Fällen des impressiven Sprachverfahrens handelt es sich um glottogonische Elementargedanken, die heute noch als maßgebende Wirkungskräfte der sprachlichen Urschöpfung am Werk sind und es auch in den ersten Anfängen gewesen sein werden. Entwicklungspsychologische Belege für diese Behauptung werden an späterer Stelle nachzutragen sein: hier genüge die Feststellung, daß die Lautnachahmung ein Bildungsgrundsatz ist, der in Primitivsprachen eine große Rolle spielt und auch in der Kindersprache häufig angetroffen wird. Obwohl diese an spontanen Ono-

matopöien arm ist — die meisten Bildungen dieser Art werden dem Kind von Erwachsenen vorgesagt⁷⁾ — kann doch kein Zweifel sein, daß die Kinder gelegentlich selbst solche schaffen. Beispiel dafür ist das mehrfach belegte Lautgebilde *ffff* für Zündholz, Kerze, Feuer, wo die Tätigkeit des Ausblasens das Lautmaterial beigesteuert hat⁸⁾.

Nach W u n d t⁹⁾ sind die onomatopoetischen Wortbildungen keine absichtlichen Nachahmungen und keine direkte Nachbildung eines Eindrucks, sondern ursprüngliche Triebbewegungen, die in einer durch den Eindruck des Gegenstandes ausgelösten Lautäußerung bestehen. Daher ist die Ähnlichkeitsbeziehung zwischen Laut und Bedeutung keine im voraus gewollte, sondern eine nachträglich entstandene. Der Laut wurde nicht gebildet, weil er eine Ähnlichkeit mit dem objektiven Eindruck besaß, sondern er wurde dem Eindruck ähnlich, weil die ihn erzeugende Artikulationsbewegung dies so mit sich führte. Was durch den äußern Eindruck triebartig ausgelöst wurde, waren nicht die Laute, sondern die Lautbewegungen der Sprachorgane: die Artikulationstätigkeit bildet die äußeren Eindrücke nach. Das geschieht nicht willkürlich. Wie jeder lebhaft erregte Beobachter einen mitangesehenen Bewegungsvorgang mit Mienen und Gebärden begleitet, so haben wir uns jene Lautbewegungen zu denken: als Bewegungen, die, indem sie die durch den Eindruck erregten Gefühle ausdrücken, unwillkürlich auch den das Gefühl erregenden Vorgang selbst nachbilden. Diese Mitbewegungen sind wie alle ursprünglichen Gebärden unwillkürliche Akte, aber nicht bloß Reflexe, sondern Triebhandlungen, in denen sich eine vorhandene psychische Erregung äußert.

Ich will es hier dahingestellt sein lassen, ob man die ersten Ansätze einer onomatopoetischen Lautgestaltung, die unbewußt-unwillkürliche Einstellung der Stimmritze und die Haltung der Artikulationsmimik, die ja schon bei der elementarsten Ausdrucksmotorik eine Rolle spielen — so etwa bei der erwähnten Differenzierung der Expressivlaute nach den erregenden Anlässen — bereits als triebmäßig oder noch als reflexhaft auffassen soll. Die Stellungnahme zu diesem schwer entscheidbaren Problem hat gewisse Konsequenzen für die Auffassung des Entwicklungsgeschehens. Der reflektorische Bestand bildet unzweifelhaft den ertümlichsten Besitz, dem gegenüber alles Triebmäßige einer genetisch späteren Schicht angehört. Am Anfang der Sprachentwicklung stehen die reflexhaften Lautäußerungen, wie sie etwa durch die Stufe des reinen (unabsichtlichen) Ausdrucks repräsentiert sind. Als zweite Stufe folgt die der triebhaft-instinktiven Hervorbringungen im Bereich des Akustisch-Motorischen, deren Beginn im ersten Einsatz der echten Kundgaben liegt. Die reflektorische Lautäußerung wird dem Individuum durch die Situation und seine eigene Zustandsreaktion darauf abgepreßt, die triebartige erfolgt aus eigener Willensdynamik des Lebewesens, wenngleich ohne begleitende Vorstellung und Überlegung. Schließlich kommt es zur Sprache als einer intellekt- und willensgesteuerten Tätigkeit. Absichtliches Senden von Sprachzeichen (darstellenden Lautsymbolen) zu Zwecken der Verständigung über Sach- und Sinnverhalte ist nur auf dieser Bewußtseinsstufe möglich. Ist indes diese höchste Entwicklungsstufe einmal erreicht, ist Sprache als Handlung geläufig, als geistige Welt völlig vertraut geworden, dann sind weitgehende Automatisierungen und Mechanisierungen möglich, welche die einzelnen Sprechhandlungen ihrer Bewußtseinsrepräsentanz nach fast wieder dem reflexhaften und instinktmäßigen Geschehen annähern.

Trotz seines Widerstands gegen die frühere unpsychologische Fassung des Onomatopöiebegriffs, wie sie etwa in der unkritischen Naturlauttheorie

zur Geltung kam, ist Wundt der Ansicht, daß mit einem richtig verstandenen Onomatopöiebegriff ein wichtiges Urprinzip aller Sprachentstehung angegeben ist. Das wird aus seiner Auseinandersetzung mit Sprachforschern wie Delbrück¹⁰⁾ und Sütterlin¹¹⁾ deutlich. Wenn diese die sprachgenetische Rolle der Lautnachahmung und -symbolik leugnen, weil ihnen die ältesten Wurzeln keine Ähnlichkeitsbezüge zwischen Laut und Bedeutung zu enthalten scheinen, so kann ihnen folgendes entgegen werden. Möglich, daß von den frühesten Lautnachahmungen keine Spur übrig geblieben ist; daß indes die Sprache zu irgendeiner Zeit jener sinnlichen Ausdrucksmittel entbehrt habe, das wird aus elementaren psychologischen Erwägungen genau so unwahrscheinlich wie die Annahme, der Unterschied zwischen hohen und tiefen Tönen sei für den Urmenschen von völlig andersartigen Gefühlswirkungen begleitet gewesen wie für den Menschen späterer Zeit.

Einen weiteren Beleg dafür sehen wir in der Tatsache, daß die Menschheit niemals aufgehört hat, solche Beziehungen zwischen Lautgebilde und Bedeutung, wie sie in den drei Verfahrensweisen zu beobachten sind, anzunehmen und für den seinsollenden Fall zu halten. Für die naive Einstellung zur Sprache ist das die Regel, aber auch die Wissenschaft versucht dergleichen Erweise stets von neuem. Ich sehe hier nun ganz davon ab, ob diese Lautphysiognomiker und Klangbildhermeneutiker mit ihren oft unkritischen und haltlos-phantastischen Deutungen sachlich im Recht sind: ihr stets wiederholtes Bemühen als solches ist für den Psychologen der Test, auf den es ankommt. Der kritische Satz „Ab posse ad esse non valet consequentia“ ist ein Einwand des Logikers, der Psychologe dagegen ist berechtigt, eine Tendenz als psychische Triebkraft und Bedingung anzusetzen, wenn er sie als Invariante in stets von neuem eingenommenen Einstellungen nachweisen kann. Und so besteht nun einmal als Urgedanke des Spracherlebens die Neigung, Lautgebilde und Bedeutungen in einen Sachzusammenhang zu bringen; für diese Auffassung sind schon die Laute ausdrucksvoll und durchaus nicht zufällig.

Als einzigen Beleg für Tausende von möglichen eine Äußerung Goethes¹²⁾, der von K. Ph. Moritz die Überzeugung vermittelt erhält, „daß die Buchstaben nicht willkürlich, sondern in der menschlichen Natur gegründet sind und alle gewissen Regungen des inneren Sinnes angehören, welche sie denn auch... ausdrücken“. H. Werner¹³⁾ hat dieses Verhalten zur Sprache experimentell untersucht. Dabei geht er von der Tatsache aus, daß eine unmittelbar sinnbildliche sprachliche Kraft als von jeher vorhanden und bei Entstehung und Entwicklung der Sprache entscheidend wirksam angenommen werden muß. Er bemüht sich, das Phänomen der „ausdrückenden“ Sprache deskriptiv-psychologisch sicherzustellen und experimentell zu zergliedern. Bei seinen Untersuchungen steht das Sprach-erleben, die eindrucksmäßige Seite dieser Ausdruckhaftigkeit der Sprachlaute im Vordergrund. Die von E. Fenzl¹⁴⁾ geübte Lautdeutungslehre (Phthongologie) sucht hinter die produktiven Artikulationseinstellungen zu kommen, die beim Bil-

den dieser Lautkomplexe entscheidend wirksam waren. Zwischen Lautung und Lautbedeutung besteht nach ihm ein tiefer Zusammenhang: in den Bewegungen und Stellungen der Sprechmuskulatur meint er sinnvolle und deutbare Gesten zu erkennen, „deren Sinn die Bedeutung des Lautes entsprach“.

Um Mißverständnisse auszuschalten, sei mit aller Entschiedenheit betont, daß das onomatopoetisch-lautsymbolische Nachahmungs- und Malprinzip, ohne den Urzeiten der Sprachentstehung allein zu eignen, doch nur in diesen als Elementargedanke der Sprachentwicklung eine maßgebende Rolle spielt, als es sich darum handelte, einen ersten Grundstock außerkonventionell verständlicher Zeichen sicherzustellen. Für ausgebildete Sprachzustände gelten die von Bühler¹⁵⁾ gegen die lautsymbolischen Theorien erhobenen Einwände restlos. Die Sprache besitzt neben Zeig- und Symbolfeld kein kohärentes und leistungsfähiges Malfeld. Gemalt kann nur an einzelnen sporadischen Fleckchen werden und immer nur soviel, als der konventionelle Phonem- und Wortbestand der Sprache das zuläßt. Malpotenzen onomatopoetischer und lautsymbolischer Art werden in entwickelten Sprachzuständen nicht mehr zu Zwecken der Darstellung herangezogen, sondern lediglich dort, wo es stimmungsvoll zu schildern gilt, zu ästhetischen Ausdruckszwecken vor allem. Von hier aus ist gegen die Experimentalarbeit der Wittmannschule Einschränkendes vorzubringen. Nicht bestritten sei ihre sprachgenetische Erhellungskraft: es werden in ihnen wesentliche psychische Bedingungen für die Begründung des Verhältnisses zwischen Lautgestalt und Sinngehalt getroffen. Aber das normale, in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle des Wortauffassens verwirklichte unbefangene Verhalten zu den Sprachzeichen treffen diese Versuche nicht. Hier werden in künstlicher Laboratoriumsisolation Verhältnisse geschaffen, wie sie nur im verweilenden ästhetisch-kontemplativen Verhalten verwirklicht sind, aber nicht beim normalen Verstehensakt, wo auf dergleichen kaum geachtet wird.

Mit diesen Bemerkungen über die Elementarprinzipien der Gewinnung von Sprachstoff ist implizite auch eine Auseinandersetzung mit den philosophischen Sprachentstehungslehren gegeben, wie sie kurz durch die gebräuchlich gewordenen Spottnamen (Puhpuh-, Wauwau-, Dingdong- und Yoheho-Theorie) angedeutet werden. Ausführliche Erörterung ist nach dem bei Wundt und Jespersen darüber zu Findenden nicht mehr notwendig.

H. Überleitung zu vergleichend-psychologischen Untersuchungen

Wer vom Standpunkt der generellen Normalpsychologie an die Behandlung des Sprachentstehungsproblems herantritt, muß mit den Erkenntnissen auszukommen trachten, wie sie einem Psychologen zur Verfügung stehen, dessen Forschungsgebiet das seelisch-geistige Leben des erwachsenen

Kulturmenschen ist. Das heißt: er hat die Sprache und ihre Entstehung aus den im entwickelten Bewußtsein anzutreffenden psychischen Beständen zu erklären. Mit grundsätzlichem Nachdruck hat das A. Marty¹⁾ ausgesprochen, der mit Hilfe generellpsychologischen Rasonnements eine Sprachursprungstheorie aufzubauen unternahm. Mit den hier vorhandenen psychischen Gesetzmäßigkeiten muß das Auslangen gefunden werden. Damit ist u. a. der Verzicht auf den Ansatz einer eigenen, später durch Überflüssigwerden ausgestorbenen sprachschöpferischen Tätigkeit und Fähigkeit ausgesprochen, die nach früherer Ansicht die ersten „Sprachwurzeln“ erfunden haben sollte. Daß ein solches *asylum ignorantiae* nicht besser ist als die frühere Wundertheorie, ist leicht einzusehen. Die auf dem Boden einer generellen Normalpsychologie sich erhebende Sprachentstehungsforschung ist also genötigt und gewillt, die im Sprachverwenden des Kulturmenschen von heute wirksamen psychischen Triebkräfte und Bedingungen als auch für Urzeiten gültig anzunehmen.

Nun erheben wir die methodische Frage, ob die psychologische Durchdringung der unserer unmittelbaren Beobachtung zugänglichen Sprechvorgänge und Sprachzustände sowie die Erfassung des hier wirksamen sprachschaffenden Bewußtseins ausreichen, um das Entstehungsproblem in befriedigender Weise zu beantworten. Das geht nur unter der Voraussetzung, daß wir zu der Annahme berechtigt sind, die seelische Struktur des Menschen habe sich im Verlauf des in Betracht kommenden Entwicklungszeitraums nicht wesentlich geändert und die Grundeigenschaften seiner psychophysischen Natur seien die gleichen geblieben. Diese Annahme wird von Wundt²⁾ u. a. tatsächlich gemacht. So wenig sich die Gesetze der Blutbildung und -bewegung geändert haben, genau so wenig werden auch die allgemeinsten Gesetze der Vorstellungsbildung andere geworden sein³⁾. Die Umwandlungen, die in der Beschaffenheit der seelischen Vorgänge und der Art ihrer Äußerung stattgefunden haben, müssen sich innerhalb der Grenzen bewegen, in denen dies die allgemeinen Eigenschaften des Bewußtseins psychologisch verständlich machen. Diese Voraussetzung Wundts steht indes unter einem für unsere methodische Erörterung denkbar schwerwiegenden Vorbehalt: seine Annahme gilt nach seinen eigenen Worten erst von dem Entwicklungszeitpunkt an, seitdem der Mensch in sprachfähigem Zustand existiert. Die behauptete Invarianz des Psychischen bestehe erst von der erworbenen Fähigkeit des Menschen an, seelische Inhalte durch Sprachlaute oder Gebärden zu äußern. Damit setzt Wundt aber die Entstehung der Sprache schon voraus und faßt lediglich den psychischen Zustand des Menschen nach deren Ausbildung ins Auge, was mit seiner sonstigen Einstellung zum Ursprungsproblem übereinstimmt. Hatten frühere philosophische Sprachursprungstheorien den Zustand vor der Sprache zum Thema, so ist für ihn die Voraussetzung eines

Zustands, in welchem der Mensch der Sprache und aller Eigenschaften, aus denen sie hervorgegangen ist, entbehrt hätte, eine leere Fiktion. Für ihn gibt es daher überhaupt kein besonderes Ursprungsproblem, die Entstehung der Sprache fällt mit ihrer Entwicklung zusammen. Darum nennt er auch seine eigene Sprachursprungslehre „Entwicklungstheorie“, wodurch er sie den übrigen typischen Einstellungen zum Ursprungsproblem (der Erfindungs-, Wunder-, Nachahmungs- und Naturlauttheorie) als grundsätzlich anderen Lösungsversuch gegenüberstellt. Die Grundlagen seiner Theorie, die ihren Standort bewußt innerhalb der Sprache nimmt, sind daher: „1. die tatsächliche Entwicklung der Sprache, soweit sie uns in der Beobachtung der Veränderungen der vorhandenen Sprachen oder der Entstehung neuer Sprachformen aus älteren zugänglich ist, 2. diejenigen Eigenschaften des menschlichen Bewußtseins, die dasselbe auf seinen unmittelbar unserer Beobachtung zugänglichen Stufen darbietet.“

Die hier zum Ausdruck kommende programmatische Einschränkung des Problems und damit zugleich des gesamten Aufgabenbereichs der Psychologie ist durchaus verständlich und ein zweifellos zulässiger Standpunkt. Man kann sagen, die Psychologie ist eine der Wissenschaften vom Menschen und hat es allein mit diesem zu tun, nicht mit Entwicklungsvorstufen, auf die der Begriff des Menschentums noch nicht anwendbar ist. Wenn die Urhominiden Menschen waren, so haben sie Sprache besessen, genau so wie sie über die weiteren Urgüter verfügt haben müssen, die das Menschentum mitausmachen (Feuer, Werkzeug, ein Gefüge sozialer Ordnungen mit Gebot und Verbot, religiös-magische Vorstellungen). Das ist unbestreitbar richtig, bedeutet indes einen Verzicht auf jede echte genetische Fragestellung. Ob die Psychologie bereit ist, einen solchen zur Gänze und für immer auszusprechen, möchte ich bezweifeln. Denn als „vergleichende“ Psychologie stellt sie sich doch Aufgaben, die über das Gebiet der Psyche des über sämtliche Urgüter verfügenden Vollmenschen hinausgreifen. Sie beschäftigt sich mit dem Tier, dem Kind und pathologischen Abbauerscheinungen des Sprach- und Geisteslebens, wo das spezifisch menschliche Urgut Sprache nicht, noch nicht oder nicht mehr vorhanden ist. Die genetischen Fragestellungen bilden einen unabdingbaren Bereich menschlichen Forschens und Erkenntnissuchens, und so wird man auch mit bezug auf unsere Frage zusehen müssen, ob eine Antwort möglich ist und wie weit man bei ihrer Beantwortung überhaupt zu kommen vermag. Die Ursprungsfrage darf keinesfalls aufgegeben werden; Skepsis und *ἐποχή* sind immer erst am Ende, nicht zu Beginn eines wissenschaftlichen Arbeitsweges erlaubt. Wenn nach Wundt ein Entwicklungszustand des Menschen, in welchem dieser noch nicht über Sprache verfügte, eine leere Fiktion ist, dann sind auch genetische Zoologie und

Paläoanthropologie Wissenschaften, die sich mit Hirngespinsten herum-schlagen. Ich sehe nun nicht ein, warum es der Psychologie im allge-meinen und der Sprachpsychologie im besondern verwehrt sein sollte, sich einmal im Sinn dieses genetisch-biologischen Aspekts einzustellen und aus paläobiologischen Forschungsergebnissen (etwa dem Werk von Abel) sowie den Arbeiten zur Entwicklungsgeschichte des Gehirns (Dubois, Economo, de Crinis u. a.) für ihre Anliegen Gewinn zu ziehen.

So stellen wir denn die echte Entstehungsfrage und werden zu be-trachten suchen, wie aus Systemen von Affektlauten, die als semantische Einrichtungen im Sinn global-komplexer Verkehrssignale fungieren (ein solcher Zustand liegt in der Tier-,sprache“ vor, womit indes noch nicht gesagt ist, daß sie als prähistorische Vorstufe der Menschensprache zu gelten und diese in lückenlos geradliniger Entwicklung sich aus ihr herausgebildet habe), die zur Darstellung geeignete Begriffssymbolik der Vollsprache erwachsen konnte. In dem Augenblick jedoch, wo man mit solchen Fragestellungen Ernst macht, wird die Wundtsche Annahme vom gleichbleibenden psychischen Besitz selbst zum Problem. Denn in der eben angedeuteten Entwicklung zur Vollsprache liegt einer der wesent-lichsten Umbrüche der Psyche beschlossen. Das menschliche Bewußtsein und Geistesleben war im sprachlosen Zustand ein anderes. Die Sprache modifiziert Struktur und Funktionsverläufe im Gesamtbereich des Psy-chischen. Die Folgen dieses ungeheuren Entwicklungsschrittes etwa zum symbolischen, begrifflichen und sprachlichen Denken kann man an der Ontogenese verfolgen. Bevor das Kind für Wortzeichen verstehend wird, erfaßt es überhaupt kein Symbol, also auch kein Bild als Bild. Erst an Hand der Sprache erwirbt das Kind dieses Verständnis und da-durch ändert sich sein gesamter geistiger Habitus. Ein Beispiel dafür. Das Zeichnen des Kindes wird, sobald es nach der ersten Kritzelphase einen Darstellungssinn erhält, nicht naturnah-erscheinungstreu, sondern schematisch und abstrakt. Der Physiologe M. Verworn⁴⁾ erklärt die ähnliche phylogenetische Tatsache (das Aufkommen einer ideoplastisch-naturfernen Bildkunst nach einer vorhergehenden physioplastisch-natur-nahen Phase) aus der durch die Konzeption der Seelenidee hervorgeru-fenen Geistesrevolution. Nach Bühler⁵⁾ dagegen, der nicht geneigt ist, dem Animismus diese Rolle zuzugestehen, wird diese Wendung zur ab-strakten Schematik zumindest in der Ontogenese durch das Aufkommen der Sprache, die Einmischung begriffssprachlichen Denkens in die zeich-nerische Darstellung bewirkt. Ferner sei nochmals auf das bereits heran-gezogene Beispiel aus Hellpach⁶⁾ verwiesen, die Tatsache nämlich, daß sich das schon bei Tieren vorhandene Grauen vor dem toten Art-genossen vom Aufkommen der Sprache an weiterentwickelt zu mythischen Vorstellungen von der Geisterexistenz der Toten. Diese Beispiele machen

die umwandelnde Rolle der Sprache im Entwicklungsgang des menschlichen Geisteslebens deutlich. Gerade bei der Erforschung des Sprachursprungs darf sich also die Psychologie nicht auf ihre sonst zu Recht bestehende Voraussetzung berufen. Auch als psychische Leistungen sind Vorstellungen, Denkakte, Begriffsbildungen, Assoziations- und Reproduktionsvorgänge nach dem Erwerb der Sprache etwas anderes als vorher. Die generelle Normalpsychologie als solche reicht zur Erfassung dieser durch die Sprache bewirkten Entwicklungsfortschritte nicht hin; die Unterstützung durch eine vergleichende Entwicklungspsychologie wird hier unerlässlich. Es ist eine Lebensfrage der Sprachursprungsforschung, jenen psychischen Primitivzustand zu rekonstruieren, der vor der Ausbildung der (Voll-) Sprache bestand, um alle die seelischen Veränderungen erfassen zu können, die durch die Sprache zuwege gebracht wurden. Mit den Hilfsmitteln, die uns in die Lage versetzen, einiges über die Struktur des vorsprachlichen, sprachlosen oder spracharmen Bewußtseins in Erfahrung zu bringen, wird sich der zweite Band zu beschäftigen haben sowie ein Abschnitt, dessen mannigfaltige Erörterungen wir unter der Kurzbezeichnung „Paläopsychologie der Sprache“ zusammenfassen. Vorher aber noch ein Exkurs zum Schrifttum.

Exkurs:

Sprachursprungstheorien der generellen Normalpsychologie

Wir mustern im folgenden an Hand weniger Beispiele die Ausführungen, zu denen Psychologen in Darstellungen des Gesamtbereichs der Normalpsychologie bei Erörterung der Frage des Sprachursprungs gelangen. Die von ihnen angestellten Erwägungen werden uns an dieser Stelle wichtig als Material einer wissenschaftstheoretischen Betrachtung dessen, was an Gedanken allgemeinspsychologischer Art in diesem Fall aufgeboten zu werden pflegt, ja was sich von hier aus überhaupt zu diesem Problem sagen läßt. Daraus werden sich gewisse Folgerungen für unser eigenes Vorgehen ergeben. Aufgabe der generellen Normalpsychologie ist es ja, dieses Thema von dem psychischen Bestand des modernen erwachsenen Kulturmenschen aus anzugehen, der allein der Introspektion, den Experimenten und den Beobachtungen des Psychologen zur Verfügung steht. Dieser methodischen Verpflichtung ist sich A. Höfler⁷⁾ bewußt, wenn er programmatisch sagt, bei Sprachursprungsfragen empfehle es sich, nicht synthetisch von fingierten einfachsten Zuständen, sondern analytisch von den uns bestbekanntesten des reiferen, innerlich erfahrbaren Lebens auszugehen.

Er selbst beginnt — wie das ja herkömmlicherweise getan wird — mit den Ausdrucksbewegungen, von denen ein großer Teil zufolge der engen Verknüpfung

zwischen Affekten und bestimmten somatischen (vasomotorischen) Vorgängen angeboren und natürlich ist. Solche Ausdrucksbewegungen gibt es nicht nur im Bereich der Gebärden, sondern auch des Lautlichen. Indes mit einer Theorie der Reflexlaute kommt man nicht weiter. Das Problem des Sprachursprungs spitzt sich zu der Frage zu, ob die zu den Anfängen der Lautsprache führenden Bewegungen der Stimmorgane gewollt oder ungewollt waren. Höfler spricht sich unter weitgehender Einschränkung der Steinhalschen Theorie von den primären Reflexlauten für eine Annahme gewollter Bewegungen aus. Dem Urmenschen kann ein Wille, sich zu verständigen, zuerkannt werden, falls das Mitzuteilende nicht über primitivste Bedürfnisse (Hilferufe, Warnung) hinausgeht. Die dabei vorgebrachten und ohne vorausgegangene Konvention verstandenen Gebärden und Laute konnten einen Grundstock für die mannigfaltigeren Zeichen der Folgezeit abgeben. Sie konnten das, soweit die Mittel der Assoziation nach direkter oder indirekter Ähnlichkeit ausreichten; denn als bloße Assoziationen verlangten sie keine die ungeübten Kräfte übersteigende psychische Arbeit, und weil sie besonders die innere Assoziation nach Ähnlichkeit verwerteten, auch nicht erst eine besondere Konvention für eine willkürliche Verknüpfung von Zeichen und Bezeichnetem, wie sie allerdings bei äußerer Assoziation nach Gleichzeitigkeit unentbehrlich ist. Schon durch einen derartigen Grundstock an Sprachzeichen konnte das Denken eine solche Förderung erfahren haben, daß ihm weiterhin eine absichtliche Ausbildung sprachlicher Mittel zuzutrauen war. Zur Ausbildung einer Lautsprache kam es, weil der Mensch zufolge seiner physischen Organisation die Fähigkeit besitzt, eine Menge klar abgehobener Laute zu erzeugen und weiterhin auf Grund eines psychischen Anlage-moments: der Neigung, auf Lautäußerungen besonders anzusprechen. Der Laut besitzt ungeheure Ausdrucks- und Eindrucksfähigkeit. Hörbare Kundgebungen sind dem Erregten instinktiver Drang; im Hörenden können sie starke Resonanz erwecken, die neben dem zu vermittelnden Vorstellungs- und Urteilsgehalt auch noch innigen Gefühlsrapport herzustellen vermag. Indem man es dem noch sprachlosen Urmenschen zutraut, Warn- und Hilferufe in der Absicht einer Mitteilung an andere auszustoßen, ist man freilich weiterhin zur Annahme genötigt, ähnliche Laute wären schon früher ungewollt (durch automatische oder instinktive Bewegungen) hervorgebracht worden und bei dieser zufälligen Gelegenheit wäre ihre Fähigkeit, andere Artgenossen heranzulocken und aufmerksam zu machen, bemerkt worden. Die Laute werden zu Zeichen, indem sich feste Assoziationen mit einem Inhalt des Gegenstandsbewußtseins herstellen, der nunmehr zum Inhalt dieses Zeichens, zum Bezeichneten also, wird. Um Gebrauch und Verständnis der künstlichen Zeichen einzuleiten, ist ein kleiner Grundstock von natürlichen Zeichen (Onomatopoeicis und Interjektionen) nötig.

An Höflers Sprachursprungstheorie ist für unsere heutige Ansicht vor allem unzulänglich, daß er außer dem Assoziationsbegriff keine andere psychologische Erklärungskategorie zu nennen vermag. Gleichwohl sieht er den Entstehungsvorgang in entscheidenden Teilzügen durchaus richtig, und diese Ausführungen sind auch in neuesten Werken allgemeinpsychologischen Inhalts nicht überboten worden. Noch die letzte Auflage des bekannten Psychologielehrbuchs von *Elsenhans*⁸⁾ äußert sich über diese Dinge ähnlich. Es wird die Annahme vertreten, daß der unmittelbare Eindruck bestimmter Dinge auf das Denken und Fühlen ursprünglich bestimmte Laute hervorrief, die dann durch häufige Wiederholung und asso-

ziative Verknüpfung zwischen dem Laut und dem Ding (Vorgang) zu deren Bezeichnung wurden. Für die Verbindung zwischen Zeichen und Bezeichnetem konnte dabei entweder die Nachahmung der gehörten Geräusche oder die mit dem Eindruck sich einstellende Gefühlsqualität und ihr Lautausdruck maßgebend sein. Allmählich geht die Erinnerung an diese unmittelbare Beziehung verloren und die Lautkomplexe dienen in immer neuen Kombinationen dem mit der Entwicklung des Denkens stetig sich steigernden Bedürfnis des sprachlichen Ausdrucks nur noch als Symbole. Hier werden Spracherwerb und -entwicklung also in enge Verbindung gebracht mit der Entwicklung des Denkens. Ähnliches tut H. Ebbinghaus⁹⁾.

Die psychische Entstehung der Sprache wird zwar nicht gesondert erörtert, vielmehr beschränkt sich der genannte Psychologe auf eine Darlegung der Sprachentstehung beim Kinde, indes sagt er durch die Art der Einbettung der hiehergehörigen Ausführungen in den psychologischen Problemzusammenhang doch einiges über die genetischen Verhältnisse zwischen der Sprache und dem psychischen Gesamtbestand des Menschen. Das Sprechen ist wie das Wahrnehmen jederzeit eine Angelegenheit der ganzen Seele. Entstehung und Ausbildung der Sprache sind das naturgemäße Ergebnis der Gesamtkräfte des Seelenlebens. Sprache ist — psychologisch betrachtet — ein durch feste Assoziationen zusammengehaltener Verband zwischen Wörtern und Sätzen einerseits, ihren Bedeutungen, den Dingen und den Vorstellungen von ihnen andererseits. Ebbinghaus läßt die Erörterung der Sprache folgen auf das Kapitel von den Allgemeinvorstellungen und den Leistungen des abstrahierenden Denkens. Dadurch und auch durch die Art der hier vorgetragenen Erörterungen legt er die Auffassung nahe, die Sprache sei ein psychisches Gebilde, das der Höhe des menschlichen Geisteslebens, insbesondere der Abstraktionsfähigkeit entspreche und das sich im Zusammenhang und in Wechselwirkung mit dem Denken herausgestaltet habe. In dem unter seinem Namen gehenden großen Werk „Grundzüge der Psychologie“ stammt der Abschnitt über Sprache und Sprachursprung bereits von dem Fortsetzer dieser Gesamtdarstellung, E. Dürr¹⁰⁾. Auch hier wird die Assoziationstheorie für das Problem der Zeichenentstehung ausgewertet, allein es findet sich bereits die weiterführende Ansicht, daß nicht alles, was für das Problem der Sprachentstehung wichtig wird, von hier aus zu bewältigen ist. Die von ihm eingeführten psychologischen Grundbegriffe sind *Symbo-
relation* und *Beziehungsbewußtsein*. Solange man die Bedeutung des *Beziehungsbewußtseins* nicht erkannt hat und das Sprachverständnis einfach mit der *Vorstellungsreproduktion* ineinsetzt, die durch gehörte Laute und gesehene Bewegungen herbeigeführt werden kann, durfte man hoffen, die Entstehung der Sprache dadurch zu erklären, daß man zeigt, wie die motorische Kraft der verschiedensten Empfindungen u. a. auch die Stimmuskeln in Tätigkeit setzt, wie dadurch Assoziationen zwischen akustischen und anderweitigen Eindrücken gestiftet werden und wie man deshalb die akustischen Eindrücke in Zukunft versteht. Gegen diese *Naturaltheorie* kann man vom Standpunkt einer die Funktionen des *Beziehungsbewußtseins* vernachlässigenden *Assoziationspsychologie* nichts Entscheidendes einwenden. Wem dagegen der Unterschied zwischen dem bloßen Ausdrücken und dem sprachlichen Bezeichnen klar geworden ist, der begreift auch, daß zwar das stimmliche Ausdrücken aller möglichen Erlebnisse, die Betätigung der Stimmuskeln zur Erzeugung von allerlei Signalen sowie der *spielerische Stimmgebrauch* eine notwendige

Vorbedingung darstellen, daß indes die Entstehung der Sprache von hier aus nicht zureichend erklärt werden kann. Die ersten Stadien der kindlichen Sprachentwicklung (Schrei-, Lallperiode, Periode der Lautnachahmung) werden bereits von untermenschlichen Lebewesen erreicht, die wir nicht als Schöpfer der Sprache betrachten dürfen. Daraus ergibt sich die Unzulänglichkeit jeder Theorie, die mit dem Durchlaufen dieser Stadien die Entwicklung der Sprache sich vollenden läßt. Der ursprünglichste Sprachschatz ist aus Warnungssignalen, Lockrufen, Hinweisen auf Gegenstände, die der Befriedigung dringender Bedürfnisse dienen, erwachsen. Dür r verbreitet sich dann noch über die Art und Weise der Sprachentwicklung, wobei er die Verhältnisse in der Kindersprache zu verschiedenen Analogieschlüssen heranzieht, ohne daß Erwähnenswertes dabei herauskäme.

Ungleich fruchtbarer wirken sich genetische Gedankengänge in der Psychologie A. Stöhrs¹¹⁾ aus. Es fällt dabei auf, daß er seine Lehre von den verschiedenen Wurzeln der Sprache nicht in einer dem formalen Sprachursprung, d. h. der funktionalen psychischen Sprachreife gewidmeten Erörterung, sondern in einem Kapitel „Die Entstehung des Wortschatzes“ vorträgt.

Auf die reflektorischen Ausdruckslaute wird kein großes Gewicht gelegt; denn sie sind dürftig und keiner Entwicklung fähig. Die erste echte Wurzel des Wortschatzes sieht er in dem, was er als „Spontanbildungen“ bezeichnet. Die phylogenetische Entstehung des Wortschatzes wiederholt sich in der nicht mit dem Lallen zu verwechselnden echten Kindersprache. Diese umfaßt wenige plötzlich und originell gebildete Worte; sie endet, sobald das Kind mit der Nachahmung der Sprache seiner Umgebung beginnt. In der Urphase, wo noch keine Sprachnorm bestand, werden diese originellen Wortproduktionen nicht unterdrückt und durch Übernommenes abgelöst. Diese spontanen Worte sind nicht onomatopoetisch; die Lautnachahmung bildet erst die zweite, genetisch weit jüngere Sprachwurzel. Als dritte Wurzel wird der Rhythmus genannt. Rhythmische Erscheinungen im Bereich des Hör- und Sichtbaren regen die Nachbildung durch Stimmlaute an. Als vierte Sprachwurzel werden die reflektorischen Mitbewegungen genannt. Mit bestimmten Körperbewegungen ausdrucksmäßiger oder zeigender Art verbindet sich leicht allerhand Motorik der Artikulationsorgane, wobei es zu allerlei Übereinstimmungen kommt. Kräftige, rasche, entschiedene Bewegungen verbinden sich mit anderen Lauten als langsame usw. Als fünfte Sprachwurzel hat nach Stöhr der Gesang zu gelten. Es gibt heute noch sinnlose Worte, die im Gesang lediglich Tonhöhe und Rhythmus zu tragen haben; in Urzeiten wird ihre Anzahl weit größer gewesen sein. Ein Primitiver, der eine neue Singweise erfand, komponierte vielleicht auch die Silben und Worte dazu, die an sich nichts bedeuteten. Dafür hatte das ganze Lied einen Sinn, nämlich denjenigen der Gelegenheit, bei welcher es zu singen war, also den des Jagd- oder Kampflieds usw. Später konnten Fragmente der Melodiewortkette den Sinn des Liedes übernehmen.

Die letzte Äußerung Wundts¹²⁾ über das Sprachursprungsproblem findet sich in der jüngsten von ihm bearbeiteten Auflage seines „Grundrisses der Psychologie“ (der dreizehnten aus dem Jahre 1918). Hier wird man über manches weit klarer und übersichtlicher belehrt als in dem das nämliche Fragengebiet behandelnden Schlußkapitel der großen Sprachpsy-

chologie. Die erste Entwicklung der Sprache wird mit bestimmten Ausbildungsvorgängen des Denkens zusammengebracht.

Das Symptom für die Entstehung der Verstandesfunktionen ist die Bildung von Begriffen. Handlungen dagegen beweisen das Vorhandensein einer logischen Reflexion nicht, da sie auch aus Assoziationen abgeleitet werden können. Aus demselben Grunde kann auch die Sprache ohne ein eigentlich begriffsmäßiges Denken vorhanden sein, zumindest in ersten Anfängen, indem ursprünglich das Wort nur einen konkreten sinnlichen Eindruck bezeichnet. Wohl aber ist ein vollkommener Gebrauch der Sprache nicht möglich, ohne daß begriffsmäßige, wenn auch noch durchaus konkret sinnliche Zerlegungen, Beziehungen und Übertragungen der Vorstellungen stattfinden. Daß Kinder auch ohne Unterweisung durch Erwachsene aus angeborenen Anlagen zu ersten Ansätzen einer Sprache gelangen können, scheint ihm erwiesen durch die natürliche Entwicklung einer sich aus bedeutungsvollen Ausdrucksbewegungen zusammensetzenden Gebärdensprache bei ununterrichteten Taubstummen. Dabei werden die Gefühle durch mimische, die Vorstellungen durch pantomimische Zeichen ausgedrückt, indem mit dem Finger entweder auf die Vorstellungsobjekte hingewiesen oder ein ungefähres Bild der Vorstellung in der Luft gezeichnet wird. Die ursprüngliche Entwicklung der Lautsprache hat man sich nach Analogie der Entstehung dieser natürlichen Gebärdensprache zu denken, nur daß die Hörfähigkeit zu den mimischen und pantomimischen Gebärden noch als dritte Form die Lautgebärden hinzufügen wird. Die Entwicklung der Lautsprache ist als ein Vorgang der Differenzierung zu denken, bei welchem aus einer Menge verschiedenartiger sich wechselseitig unterstützender Ausdrucksbewegungen allmählich die Lautgebärde als allein übrigbleibende hervorging, die jene anderen Hilfsmittel erst abstreifte, nachdem sie sich selbst zureichend verfestigt hatte. Psychologisch läßt sich dieser Vorgang in eine Aufeinanderfolge von zwei Akten zerlegen: „In die in der Form triebartiger Willenshandlungen von den einzelnen Mitgliedern einer Gemeinschaft erzeugten Ausdrucksbewegungen, von denen diejenigen der Sprachorgane unter dem Einfluß des Strebens nach Mitteilung vor den anderen den Vorzug gewinnen; und in die hieran sich anschließenden Assoziationen zwischen Laut und Vorstellung, die sich allmählich befestigen“.

Sehr besonnene Äußerungen über Sprache und Sprachursprung finden sich in der durch eine Arbeitsgemeinschaft von Psychologen erneuerten letzten Auflage des großen Psychologie-Lehrbuchs von F. Jodl¹³). Im Mittelpunkt stehen noch assoziationspsychologische Gedankengänge, doch wird auch bereits den psychologischen Neueinsichten Rechnung getragen.

Psychophysische Voraussetzungen der Sprache sind: die feine und mannigfache Gliederung, zu welcher die menschliche Kehle und das Ohr in ihrem Zusammenwirken befähigt sind, ferner die für das menschliche Bewußtsein charakteristische gesteigerte Fähigkeit zu vergleichen und zu unterscheiden. Die Sprache ist ein Kind der Assoziation, sowohl der nach Ähnlichkeit sowie der nach Kontiguität. Der Augenblick, in welchem ein bestimmter Lock-, Warn- oder Schreckensruf die Gestalt gewonnen hatte, um nicht nur einen Zustand oder eine Erregung der ihn ausstoßenden Person, sondern daneben oder lediglich das erregende Objekt oder seine Tätigkeit zu bezeichnen: dieser Augenblick ist die Geburtsstunde der Sprache im Sinn der Gedankenmitteilung. Solange sinnlicher Eindruck, Gefühlswirkung und stimmliche Ausdrucksbewegung ein ungeschiedenes Ganzes bilden, kann letztere nur in uneigentlichem Sinn als Sprache bezeichnet werden; sie ist vielmehr nur eine

unwillkürliche Reaktion auf einen gegebenen Reiz. Sprache beginnt erst da, wo eine solche Hervorbringung gewollt wird, weil sie einem Zweck der Verständigung dient; wo ein solcher Laut von einem Vorgang, der ein bestimmtes Gefühl erregt hat, auf andere damit zunächst nicht verknüpfte Objekte und Vorgänge übertragen wird, die gleichen oder ähnlichen Gefühlswert haben.

Wichtiger als diese Ausführungen ist uns ein methodischer Gedankengang — er hat bei uns bereits kurze Erwähnung gefunden —, der bei Jodl auf eine besonders klare Formel gebracht wurde, weshalb er im Anschluß an ihn neuerdings besprochen sei. Für die Frage des Sprachursprungs ist von entscheidender Bedeutung, daß die Urschöpfung der Sprache nicht auf ein eigentümliches, heute verschwundenes oder nicht mehr tätiges Vermögen der ältesten Menschheit zurückzuführen sei, sondern lediglich aus der Wirksamkeit derjenigen Faktoren begriffen werden müsse, die auch jetzt noch die Umwandlung und das beständige Werden der Sprache bedingen. Dieser grundsätzliche Leitgedanke enthält sicherlich Richtiges, und dieser richtigen Einsicht ist von uns bereits Rechnung getragen worden. Aber er ist zugleich auch unrichtig, indem er die hier angelegte entwicklungspsychologische Argumentation nicht weiterführt, was uns gleichfalls als Beweis für die Unzulänglichkeit einer rein normalpsychologischen Betrachtungsweise gelten kann. Zweifellos verfügte der die Sprache allmählich erwerbende Prä-Anthropus gegenüber den heutigen psychischen Beständen über kein Plus, also auch über kein eigenes sprachschöpferisches Vermögen; im Gegenteil, er hatte nicht nur keineswegs mehr, sondern besaß nicht einmal das, was der Homo recens seit dem Alluvium in durchaus einmaligem Entwicklungs- und Ausbildungsgang, bei dem die allmählich entstehende Sprache entscheidend beteiligt war, an seelisch-geistigen Fähigkeiten erworben hatte. Soll somit das Ursprungsproblem wirklich befriedigend angegangen werden, so muß gezeigt werden, wie Sprachentstehung bei einem viel geringern Bestand an psychischen Funktionen und Dispositionen als dem heutigen möglich war. Die Bedingungen der weiteren Sprachentwicklung sind nicht die der Sprachentstehung, denn die Ursachen der Sprachänderungen (des Laut- und Bedeutungswandels) liegen in einem Ausbildungszustand der Psyche, der durch die bereits vorhandene Sprache mitgeformt ist.

Das große von G. Dumas¹⁴⁾ herausgegebene Sammelwerk „Traité de Psychologie“ beschäftigt sich in einem von Delacroix geschriebenen Abschnitt eingehend mit der Sprache, nur kurz dagegen mit ihrem Ursprung.

Bei Erörterung der Frage, wie die natürlichen Expressivlautgebärden zu Symbolen zu werden vermochten, kommt Delacroix auf das Problem der sich entwickelnden Verstandstätigkeit zu sprechen und fährt dann fort: „Quelle est la caractéristique de l'intelligence humaine qui fait que la nécessité de signes artificiels s'impose?“ Das Tier vermag sich zwar angeborener Einrichtungen als semantischer Mittel zu bedienen, allein zur selbständigen Zeichenschöpfung kommt es nicht. Weiterhin werden Sprache und Abstraktions-(Verallgemeinerungs-)fähigkeit in einen

genetischen Zusammenhang gebracht. „Langage et généralisation ont une origine commune, dérivent l'un et l'autre de la puissance de s'abstraire de l'émotion, de considérer les états psychologiques comme des choses, et d'établir entre ces choses des rapports de correspondance“. Am Schluß, nachdem die Sprachentwicklung mit der Ausbildung des Denkens in engsten Zusammenhang gebracht worden ist, steht folgender resignierte Satz: „Tout ce que la psychologie peut dire sur l'origine du langage est contenu dans ce qu'elle peut dire sur la relation du langage et de la pensée; elle ne sait rien d'un état où l'homme n'aurait pas de langage, ni les facultés d'où il provient“.

Damit beenden wir unsere Musterung; das Ergebnis wäre kein anderes, wenn wir sie noch längere Zeit fortsetzen wollten. Die Normalpsychologie geht auf das genannte Problem nur ungern ein, wenn sie es nicht überhaupt ablehnt, sich mit ihm zu befassen, wie dies etwa H. Schjelderup¹⁵⁾ tut. Der Grund dieser Zurückhaltung ist klar: sie vermag mit ihren Mitteln und von ihrem Standpunkt aus nicht sehr viel über diese Dinge zu sagen, ja sie unterbietet notwendigerweise selbst das, was von anderen Gesichtspunkten darüber vorzubringen wäre. Immer wieder zeigt sich dabei, daß der generelle Normalpsychologe — eben weil er bei Erörterung des Sprachursprungsproblems sehr bald und empfindlich an die seiner Betrachtungsweise gezogenen Grenzen anstößt —, um nur etwas mehr sagen zu können, genötigt ist, den ihm zugänglichen Bestand an allgemeinpsychologischen Einsichten und Grundbegriffen zu überschreiten und entwicklungspsychologische Argumentationen einzuführen. Diese fallen indes meist recht unbefriedigend aus. Auch dafür läßt sich die Ursache leicht angeben. Mit gelegentlichem Hinüberschielen in die Kinder- und Tiersprache ist nichts gemacht. Vergleichende und entwicklungspsychologische Betrachtungen, deren Unerläßlichkeit auch von den Normalpsychologen durch die Tat anerkannt wird, müssen mit ganz anderer Folgerichtigkeit und Kühnheit des Ausgriffs sowie unter grundsätzlicher Allseitigkeit der hier überhaupt nur möglichen Teilaspekte unternommen werden, wenn etwas dabei herauskommen soll. Die eben vorgenommene Musterung dessen, was von Seiten der Normalpsychologie über das Ursprungsproblem gesagt wurde, rechtfertigt die Art und Weise, wie wir an diese Dinge herangehen wollen.

Keinswegs ist es so, daß wir den erarbeiteten Bestand an psychologischen Kategorien unterschätzten. Was da im Verlauf der geschilderten Erörterungen vorgetragen wurde an allgemeinen Erklärungsbegriffen, hat auch für uns Bedeutung. Diese Ausführungen über die Reflexbewegungen akustisch-motorischer Art, die von psycho- und sensomotorischen Tätigkeiten überformt und weitergeführt werden zu solchen, die Theorie der Ausdrucksbewegungen als triebhafter Willenshandlungen, die Rolle von Reproduktion und Assoziation als Voraussetzungen der Zeichenwerdung, Abstraktion, symbolisches Denken, Beziehungserfassen und Symbolrela-

tion — alle diese Dinge werden auch für uns wichtig. Mehrfach haben wir sie ja bereits früher in das Gefüge unserer Darstellung eingebaut. Aber der letzte Kern des Ursprungsproblems war von hier eben doch nicht zulänglich bloßzulegen. Dazu bedarf es einer genetischen Betrachtung, die grundsätzlich mit den der Normalpsychologie auferlegten Beschränkungen Schluß macht. Manches, was der Psychologe als Fiktion oder Konstruktion zaghaft vorträgt, vermag von den Ergebnissen anderer Wissenschaften aus — der Paläobiologie und Anthropologie etwa — als brauchbare und gesicherte Ausgangserkenntnis für alles mögliche Weitere dargetan zu werden.

Die von Delacroix im Anschluß an Wundts Völkerpsychologie vorgetragene Urteilsenthaltung in dem entscheidenden Punkt vermag ernstliches Erkenntnistreben ebensowenig zu befriedigen wie die von E. Dürr¹⁶⁾ vorgenommene Flucht in ein nicht weiter Erklärbares, das nun seinerseits als das alles erklärende Urprinzip dienen muß: die Annahme nämlich, daß der Mensch eben von vornherein so gescheit war, eine Sprache zu schaffen, was dem Tier zufolge der geringeren Höhe seiner Verstandesausstattung nicht gelang. Nachdem Dürr sämtliche Ursprungstheorien mit vornehmüberlegener Miene verworfen, kommt er selbst zu folgenden Sätzen: Wenn die menschliche Intelligenz von allem Anfang an größer war als die des Affen, dann mußte der Mensch von vornherein mit dem Deuten und Geschrei, mit dem er etwa auf eine drohende Gefahr hinwies, das Bewußtsein der Symbolrelation verbinden und damit prinzipiell die Fähigkeit besitzen, seine Stimmittel zu Bezeichnungszwecken anzuwenden. Und damit war eine echte Sprache da, die über die auch dem Tier zugänglichen lautlichen Kundgaben hinausreichte. Mit einer solchen *Petitio principii*, einer derartigen Ausflucht das Genügen zu finden, ist unsere Sache nicht. Um wenigstens den Versuch einer weiterführenden und tieferdringenden Antwort auf die uns hier bewegende Frage zu unternehmen, seien zunächst die Erörterungen des folgenden Abschnitts angestellt. Sie finden ihre Rechtfertigung in den Urteilsenthaltungen, zu denen die Normalpsychologie bei Erörterung dieses Themas freiwillig kommt, und weiterhin in den Lücken, die sie hier unfreiwillig offenlassen muß.

J. Paläopsychologie der Sprachanfänge

1. Vorbemerkungen

Mit den Ausführungen des vorigen Unterabschnitts ist ein umfangreiches Arbeitsprogramm entworfen, das erst im zweiten Band zu erledigen sein wird. Nur eines der soeben angedeuteten Teilthemen sei schon hier der Behandlung zugeführt, weil damit sachlich eine Überleitung zu den Aufgaben des folgenden Bandes gegeben zu werden vermag. Die generell-

normalpsychologischen Fragen nach Wesen, Leistung und Entstehung der Sprache lauteten: Was ist die Sprache, welchen Aufgaben dient sie, aus welchen Funktionen und Dispositionen der entwickelten Psyche läßt sie sich entstehungsmäßig ableiten und dergestalt erklären? Zielsetzungen dieser Art waren es, die uns bisher vornehmlich beschäftigten. Die vergleichend-genetische Fragestellung, welcher der zweite Band gewidmet ist, rückt diese nämlichen Probleme unter entwicklungspsychologischen Aspekt. War es immer so um die Sprache bestellt; wie verhalten sich die primitiveren Vorformen der Sprache zu deren Vollstufen; läßt sich eine wechselseitige Erhellung anbahnen zwischen der Struktur primitiverer Geistigkeit und der Struktur primitiverer sprachlicher Systeme? Einen Ausschnitt aus diesem Fragenkreis bildet der Gegenstand des jetzt zu beginnenden Teilabschnitts, zu dessen Titel wie zu dessen Zielsetzungen eine Reihe von Vorbehalten und Verwahrungen nötig wird.

Zunächst darf die Bezeichnung nicht in dem Sinn mißverstanden werden, daß hiermit der Anspruch zur Begründung eines gleichwertigen wissenschaftlichen Gegenstücks zur Paläobiologie angemeldet werden soll. Das ist schon deshalb unmöglich, weil die letztgenannte Disziplin über ein handfestes und vielbesagendes Material an fossilen Knochenfunden verfügt, während wir bei Erwägungen, wie sie hier angestellt werden sollen, größtenteils auf hypothetische Schlüsse angewiesen sind, wenngleich uns genügend Ausgangs- und Grundtatsachen zur Verfügung stehen, um dieses Erschließen nicht in ein zügelloses Spekulieren und wildes Phantasieren ausarten zu lassen. Ausdrücklich ferner sei betont, daß der von mir geschaffene Ausdruck Paläopsychologie nicht der Seelenvergangenheitsforschung im Sinn von Stanley Halls¹⁾ „Archäologie der Seele“ (Archeology of mind) und schon gar nicht im Sinn psychoanalytischer Fragestellungen verstanden werden darf. Hier handelt es sich um keine „Archeopsychisms“, um kein archaisches Urwissen, um kein Unbewußtes, um keinerlei Erinnerungen aus der Tiervergangenheit des Menschen, die heute noch un- oder halbbewußt in unserer Seele herumspuken sollen, überhaupt um nichts Tiefenpsychologisches und -schichtenmäßiges, sondern lediglich um Beiträge zu einer Vor- und Frühgeschichte der seelisch-geistigen Natur des Menschen und ihrer Schöpfungen, um eine wissenschaftliche Durchdringung des psychischen Gegenstücks zur physischen Menschwerdung. Das Wort „Paläopsychologie“ soll somit nichts anderes sein als eine handliche metaphorische Kurzbezeichnung für diejenigen Forschungsbemühungen, denen es sich um die Erfassung der Struktur des sprachlosen Bewußtseins und die Sprachwerdung im Zusammenhang mit der Menschwerdung handelt oder kurz gesagt, um den „geistigen Aufstieg der Menschheit“. Indem ich den Titel dieses jüngsten Buches von H. Weinert²⁾ zitiere, wird dadurch schon angedeutet, daß mein Aus-

druck nur den Namen für eine bereits bestehende Sache schafft. Forscher wie Verworn³⁾, Graebner⁴⁾, Menghin⁵⁾, Levy-Brühl⁶⁾, Heßman⁷⁾ und zahlreiche andere, ebenso — wenn auch nicht in völlig gleicher Weise — die Bearbeiter des Fragenkreises der primitiven logischen Kategorien, des magischen, mythischen und archaischen Denkens (Storch), der dämonischen Logik (Schilder): sie alle befassen sich auch mit Anliegen, die in die Paläopsychologie einzureihen sind; die Forschungsarbeit der Letztgenannten gehört allerdings nur mit den Teilen hieher, die nicht durch die vorhin angeführte Verwahrung ausgeschlossen werden.

Diese psychologische Teildisziplin, um die es sich hier handelt, ist evolutionstheoretisch ausgerichtet, bringt indes — ich habe dabei bereits ihre sprachtheoretische Auswertung im Auge — gegenüber den von Paläobiologie und physischer Anthropologie angestellten Entwicklungsbetrachtungen eine kennzeichnende Einschränkung hinsichtlich Zielsetzung und Forschungsverfahren zur Geltung. Die genannten Naturwissenschaften suchen das allmähliche Werden der charakteristischen Menschenform in Körperbau, Schädel- und Knochengestaltung usw. möglichst schrittweise aus den in Betracht kommenden morphologischen Beständen der Tierwelt abzuleiten. Nach ihrer Ansicht führt eine ununterbrochene Kette von Zwischenstufen vom *Homo sapiens alluvialis* und *diluvialis* über den *Homo primigenius* und den *Pithecanthropus* zu *Dryo-* und *Australopithecus* und weiter hinauf zu den fossilen Menschenaffen. Gleiche Stetigkeit und Lückenlosigkeit der Entwicklungsabfolge kann die Paläopsychologie für ihre Forschungsarbeit und deren Gegenstand nicht beanspruchen und ansetzen. Der erste Urahn des Menschen hatte eine Psyche und zweifellos auch eine Art „Sprache“. Wie sich indes die Menschensprache aus den semantischen und expressiven Einrichtungen des Tierreichs entwickelt hat, das vermag weder die Sprachpsychologie noch irgendeine andere Wissenschaft exakt nachzuweisen. Die Tiersprache ist — wie bereits im Anschluß an W und t gesagt wurde — keine prähistorische Vorstufe der Menschensprache in dem Sinn, daß hier in lückenlos aufweisbarer Entwicklungskette und Stufenfolge all die Schritte darzulegen wären, die von der Tier„sprache“ zur Menschensprache führten. Vielmehr bedeutet die Vollsprache des Menschen mit ihrem Bestand an abstrakten Begriffssymbolen und darstellenden intentionalen Zeichen sowie — funktionstheoretisch gesehen — mit dem, was man früher „Darstellungsfunktion“ nannte, einen völlig neuen Einsatz, bei dem das charakteristisch Neue und wesensmäßig Entscheidende aus den vorhandenen tiersprachlichen Beständen nicht bruch- und restlos abgeleitet und erklärt werden kann. Das Zustandekommen dieses letzten Schritts vermag tatsachenmäßig nicht dargelegt zu werden.

Aus diesen Sätzen wird deutlich, daß ich die von Klages⁸⁾ und Gehlen⁹⁾ erhobenen Bedenken im Grund billige. Wenn ich gleichwohl

an die Betrachtung dieser Dinge herangehe, deren letzte Erkenntnis uns verschlossen ist, so hat das außer den im vorigen Teilabschnitt genannten inneren noch äußere Gründe. Man kann heute an diesen Forschungsthemen nicht mehr vorbeigehen oder vorbeisehen, nach all dem was an hiehergehörigen Untersuchungen bereits unternommen worden ist. So wird man sich also mit diesen Dingen zu beschäftigen haben. Das einzige, was dabei verlangt werden muß, ist kritische Vorsicht. Und daran wollen wir es nicht fehlen lassen.

2. Paläobiologisches (Die physische Menschwerdung)

Die Paläobiologie unserer Tage hat in mehreren glücklichen Darstellungen überzeugende Lebensbilder der Vorfahren des Menschen entworfen, die Entwicklung seiner Sondereigenschaften und damit die Stufen der Menschwerdung aufgezeigt¹⁰⁾. Diese Dinge werden auch für die Entwicklung der menschlichen Psyche und weiterhin die Entstehung der Sprache wichtig. Es lohnt sich daher, sie des näheren zu betrachten.

Der Mensch ist ein Primat, nach We in e r t ein Summoprimat. Innerhalb des Primatenstammes gehört er jener Gruppe von Formen an, die aus morphologischen und systematischen Gründen in den Begriff der katarrhinen Affen zusammengefaßt werden, und zwar dürfte er mit Gorilla und Schimpanse eine Stammeseinheit bilden. Von den übrigen Katarrhinen unterscheidet sich der Mensch hauptsächlich durch den aufrechten Gang und die Summe der durch diesen bedingten Folgeigenschaften (Umbildung der vorderen Extremitäten zur Greifhand, Umbildung der tierischen Schnauze zum menschlichen Mund, Ausbildung und Spezialisierung des Gehirns). Der Mensch entstammt einer Primatenfamilie, die noch im Tertiär durch einen entscheidenden Einfluß von außen her, eine Einwirkung katastrophaler Art, zu einer durchgreifenden Änderung ihrer Lebensweise genötigt wurde, womit weitgehende Funktionsänderungen der Körperteile, und im Zusammenhang damit einschneidende Umgestaltungen in der körperlichen und seelischen Organisation verbunden waren. Diese Änderung bestand darin, daß der prähominide Primatenzweig durch schicksalhafte Ereignisse genötigt wurde, sein bisheriges Baumleben aufzugeben und eine terrestrische Lebensweise anzunehmen, da er vom Wald weg in ein baumarmes Steppen- oder Felsgelände kam. Er tat das nicht freiwillig; nicht er verließ den Wald, sondern dieser ihn. Diese Naturkatastrophen, die freilich keine schlagartig hereinbrechenden, sondern verhältnismäßig langsame, aber nicht minder entscheidungsschwere waren, sind uns bekannt. Sie bestanden 1. in geomorphologischen Änderungen; 2. in einschneidenden Änderungen klimatischer Art. Am Ende des Tertiärs falteten sich neue ungeheure Gebirgszüge, bereits bestehende treten um mehrere Tausende von Metern höher heraus, und das beginnende Quartär kündigt sich durch schwere Klimadepressionen an. Diese genannten Änderungen hatten entscheidende Folgen für das Tier- und Pflanzenleben. Der Wald geht zurück. Wo früher üppiger Baumwuchs war, befindet sich nunmehr Felslandschaft und Steppe. Nicht alle Tiere, die bislang den üppigen subtropischen und tropischen Urwald gewöhnt waren, konnten dem zurückweichenden nachwandern; schon deshalb nicht, weil die reduzierten Bestände nicht zur Aufnahme aller bisherigen Arborikolen ausgereicht hätten oder weil neu emporgewachsene eisstarrende Gebirgszüge die Rück-

wanderung verhinderten. So blieben denn mehrere Primatenstämme im Felsgebiet zurück und wurden genötigt, sich den grundstürzend geänderten Verhältnissen anzupassen. Das gelang sicherlich nur wenigen. Die rauhe Wirklichkeit war eine furchtbare Ausmerze, zugleich aber auch eine unerbittliche Lehrmeisterin. Am Leben blieb nur, wer sich den geänderten Verhältnissen anzupassen vermochte. Das konnte nur geschehen durch Organaus- und -umbildung (Extremitäten, Gehirn), durch Erwerb von Behelfen zur Behauptung des Lebens und Erleichterung des Lebensunterhalts (Werkzeuge, Feuergewinn), schließlich durch verstärkten Zusammenhalt in der Gemeinschaft und Ausbildung gemeinschaftsfördernder Mittel (Sprache). Wärmeänderungen vermögen Ursachen von Mutationen zu werden und charakteristische Umgestaltungen des Verhaltens zu erzeugen, wie E. Stein¹¹⁾ hervorgehoben hat. Einiges davon läßt sich geradezu experimentell nachweisen. So veranlaßte kalter Boden die Schimpansen der Anthropoidenstation auf Teneriffa zum aufrechten Gang. Die Primaten, die vordem im nahrungsreichen Urwald zu leben vermochten, ohne zu irgendwelchen Änderungen genötigt zu sein, wurden nun durch die katastrophale Störung ihres biozönotischen Gleichgewichts gezwungen, alles mögliche zu versuchen, herumzuprobieren, zu experimentieren. Dabei stellte sich nun allerhand ein, was für die weitere psychophysische Entwicklung von Einfluß wurde. Ferner mußten sie sich an Dinge gewöhnen, die im Kreis seiner Umwelt kein Tier nötig hat. So konnte man wohl mit Recht sagen, die Eiszeit habe den Menschen geschaffen.

Der Anatom Charles Bell¹²⁾ hat nachgewiesen, daß der Mensch seinem ganzen Körperbau nach auf Werkzeug und Sprache angewiesen, auf diese hin organisiert ist. An Hand von Werkzeuggebrauch und Spracherwerb, die neben dem Feuergewinn die wichtigsten Stufen der Menschwerdung darstellten, vollzog sich der geistige Aufstieg der Primaten. Auch der aufrechte Gang wird hier wichtig, den der Affenmensch im Lauf der ihm aufgezwungenen Felskletterei erwarb und der — gleichwie die Ausbildung der Hand zur Greifhand und zur schaffenden Hand — die hochgradige Spezialisierung des Gehirns förderte. Auf den aufrechten Gang, den der zum Menschen bestimmte Primat in dem Terrain erwarb, in das er nach Zurückweichen des Waldes gesetzt worden war, kommt viel an. Die terrestrische Lebensweise allein macht es nicht. Denn der Berggorilla (*G. beringei Matschie*) lebt auch auf dem Boden, ohne zum bipeden Gang gelangt zu sein. Der aufrechte Gang hat mehrere wichtige Folgen, die zweifellos auch für die Ausbildung der Sprache in Betracht kamen. Zunächst setzt die Bipedie, die nur die unteren Extremitäten zur Fortbewegung benötigt, Arm und Hände frei, die nun selbst als Werkzeuge benutzt werden konnten, wodurch nicht nur das Maul, von den Arbeitsaufgaben der tierischen Schnauze entlastet, zum Mund werden konnte, sondern auch mittelbar Einflüsse auf die Ausbildung des Gehirns ausgeübt werden. Durch immer geschicktere Anpassung der Hand an immer gesteigerte Anforderungen wird die Hand als solche schon ein Werkzeug vielseitigster Verwendbarkeit, was sicherlich für die Ausbildung des Gehirns und damit für allen weiteren geistigen Fortschritt von Bedeutung wird. Sodann ist der

aufrechte Gang ganz unmittelbar von Einfluß auf Bau und Organisation des Gehirns. Die Hand, deren Ausbildung erst durch die Bipedie möglich wurde, kann in ihrer Bedeutung für die Menschwerdung gar nicht überschätzt werden. Der Mensch ist nicht zuletzt durch seine Hand und ihre universale Verwendbarkeit zum Menschen geworden. Der Wiener Anatom Hofstetter pflegte in der Vorlesung bei Erörterung der Hand einleitungsweise zu sagen, sie habe das Gehirn geschaffen. Das ist in dieser Form natürlich nur ein zugespitzt ausgedrücktes Aperçu, das man nicht zu wörtlich nehmen darf. Keineswegs war es so, daß der Menschenahn, mit einem Primatenhirn ausgestattet, vor neue Aufgaben gestellt wird, die ihn nötigen, die Hand als das Werkzeug *kat' exochen* auszubilden, worauf die Entwicklung des Gehirns nachgefolgt sei. So war es schon deshalb nicht, weil der Menschenvorfahr bereits vor der Hominidenzeit mit einer rein von innen her erfolgenden mehrmaligen Verdoppelung der Nervenzellen seiner Großhirnrinde bedacht worden sein dürfte, wie die Theorie von Dubois lehrt. Das beträchtliche Psychenkephalon ist also auch ohne die Hand da. Aber zweifellos ist die Geschicklichkeit der Hand von Einfluß gewesen auf den morphologischen Ausbau des Gehirns. Der aufrechte Gang, zu dem der Menschenahn durch eine ihm aufgezwungene Klettertätigkeit in felsiger Waldregion gelangte, spielt auch dadurch eine entwicklungsgeschichtlich bedeutende Rolle, daß er zur Ausbildung eines besonders empfindlichen Gleichgewichtsorgans nötigte. Auch an sonstigen Einwirkungen auf den Zusammenhang der einzelnen Teilvorgänge der Gehirnentwicklung fehlte es nicht, desgleichen nicht an Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Faktoren des Menschwerdungsprozesses. J. Versluys¹³⁾ sagt einmal, es sei die Vergrößerung des Großhirns gewesen, die eine Verschiebung des Foramen magnum von der Hinterfläche auf die Unterseite des Schädels herbeigeführt habe. Die Entwicklung des Großhirns hat Einfluß auf die Lage des Hinterhauptsloches. Dessen ventrale Anordnung mußte bei einem vom Baum- zum Bodenleben übergehenden Tier einen starken Einfluß in der Richtung der Annahme des aufrechten Ganges ausüben.

Alle diese Errungenschaften wie aufrechter Gang und Bipedie, die damit verbundene Richtung des Blicks in die Weite, Ausbildung der Greif- und Arbeitshand, Umbildung der Schnauze zum Mund und — vor allem — die Ausbildung des Gehirns sind in engstem Zusammenhang erfolgt. Die Menschwerdung besteht in dem gestalt- und strukturmäßigen Ineinanderwirken dieser einzelnen Erwerbsschritte, die gesondert gar nicht zu denken sind. Da uns in diesem Buch die physische Menschwerdung aber nicht als solche, sondern nur als Voraussetzung für die Ausbildung der Sprache interessiert, werden wir einem Teilgebiet besondere Aufmerksamkeit widmen müssen, das für eine Paläopsychologie der Sprache vor allem in Betracht kommt: der Entwicklung des Gehirns. Der rezente Menschenaffe

besitzt eine Intelligenz, die in allem wesentlichen als untermenschlich (tierisch) angesprochen werden muß und er gelangt auch nicht zur Sprache, weder von selbst noch wenn er vom Menschen darin unterrichtet wird. Dieser charakteristische Tiefstand des geistigen Lebens auch der höchsten Affen gegenüber dem Menschen hat ein gehirnanatomisches Korrelat. Das Gehirn der Menschenaffen ist absolut und noch mehr relativ dem des Menschen unterlegen, ebenso ist die Spezifikation der Windungen eine geringere. Der heutige Mensch besitzt in weitem Abstand von allen Tieren einen Gehirnschädel, der den Gesichtsschädel deutlich überwiegt. War er ehemals ein „Körpertier“, so ist er seit der Menschwerdung ein „Gehirntier“ geworden.

Wenn nun der Mensch von den Anthropoiden abstammt, so müssen seine Vorfahren zu einer bestimmten Zeit das gleiche Gehirn gehabt haben wie diese. Die Hominiden des unteren und mittleren Pliozäns dagegen haben bereits eine menschliche Hirnkapazität, und wenn beim Neandertaler auch noch das Stirnhirn relativ schwach entwickelt ist, so übertrifft er darin doch den höchststehenden Affen bei weitem. Die entscheidende Ausbildung des Gehirns muß also im Entwicklungsgang vom Anthropomorphen zum *Anthropus* liegen. Wie ist sie vor sich gegangen und was hat sie bewirkt? Auf die Rolle, die das Annehmen des aufrechten Gangs dabei gespielt hat, wurde von uns bereits hingewiesen; auch vergleichende Anatomen und entwicklungsgeschichtlich eingestellte Mediziner haben das getan.

So vergleicht B. N a u n y n¹⁴⁾ die körperlichen Eigenschaften der Menschen und Vögel, um die Ursache der besonderen Eignung zur Hervorbringung von Lauten und deren Verwendung zu Verständigungszwecken zu ermitteln. Vögeln und Menschen ist der aufrechte Gang gemeinsam; bei beiden setzt er das Vorhandensein eines besonders empfindlichen Gleichgewichtsorgans voraus. Dies ist im Ohr die Schnecke (Cochlea) als eigentliches Organ für den Gehörsinn und das Vestibulum mit den halbzirkelförmigen Kanälen als Organ für das Gleichgewicht. Der aufrechte Gang wird zum Antrieb für die selektive Entwicklung des Doppelorgans im innern Ohr, und die Entwicklungsförderung des statischen Organs kommt der Ausbildung des Gehörs zugute. Das Organ, welches das verlässliche Einhalten des Gleichgewichts zur Folge hat, erhöht auch die Feinheit des Gehörs, was dann wieder anregend und kontrollierend zurückwirkt auf die Lautproduktionen des Kehlkopfs. So entsteht als phylogenetische Nebenleistung des Gehörsorgans die „Loquazität“, d. h. die Fähigkeit und Neigung, artikulierte Töne hervorzubringen und nachzuahmen. Der Mensch hat aber vor dem Vogel u. a. eine hier besonders in Betracht kommende Eigenschaft voraus, weshalb die Loquazität lediglich bei ihm die Brücke zur Sprache wird: die Ausbildung der Hand. Deren Vielseitigkeit macht eine besonders feine Einrichtung im Gehirn nötig und führt zu reicherer Ausbildung der Assoziationsfasersysteme im Großhirn. Die zentrale Steuerung der Hand- und Armbewegungen wird lokalisateurisch mit der Sprachregion in Zusammenhang gebracht: die Tätigkeit der Hand ist mit der Sprache eng verknüpft. Daß die Nerven, welche Handbewegungen ausführen, in enger Beziehung zu den Nerven stehen, welche die Zunge beherrschen, erkennt man außerdem daran, daß bei schwieriger Handarbeit oft Zungenbewegungen ausgeführt werden.

Das Universalorgan „Hand“ wurde wohl bereits früh zu verschiedenen Zeichengebungen benützt, und diese Anfänge der Gebärdensprache wirkten fördernd auf die Ausbildung der Lautsprache ein. Besonders aufschlußreich erscheinen mir N a u n y n s Ausführungen über die Entwicklung der Rechtshändigkeit und deren Bedeutung für bestimmte Spezialausbildungen des Gehirns (besonders der linken Hemisphäre, die ein Vorrecht des Menschen ist), was dann wieder von Einfluß auf die Ausbildung der Sprache wird.

Mit der Ausbildung des menschlichen Gehirns gegenüber dem tierischen beschäftigt sich auch der Neurolog D e C r i n i s ¹⁵⁾. Der anatomische Unterschied zwischen Menschen- und Tierhirn beruht wesentlich auf der Zunahme bestimmt charakterisierter Hirnteile, an welche intellektuelle Fähigkeiten geknüpft sind. Der geistigen Entwicklung des Menschen über das Tier hinaus entspricht anatomisch-physiologisch seine progressive Zerebration.“

Dieser Ausdruck stammt von C. v. E c o n o m o ¹⁶⁾, von dem ja ebenfalls schon die Rede war. Nach seiner Ansicht, mit der Hirnforscher wie F l e c h s i g, S m i t h usw. übereinstimmen, ist die geistige Vorzugsstellung des Menschen dadurch zustande gekommen, daß in lokalem, allmählichem Anbau neue Teile des Großhirns hinzutraten, wodurch besonders Stirnhirn und Temporoparietalgegend entstanden, in denen Apperzeption und Assoziation lokalisiert sind. Dieser allmähliche Anbau sei zu Beginn der Menschwerdung erfolgt und im Verlauf der den Hominiden zur Verfügung stehenden Entwicklungszeit fortgesetzt worden. Durch die Entstehung des umfangreichen menschlichen Großhirns wurde die Grundlage für unser Können und Denken und damit für unsere Kultur gegeben. Dieses große Psychenkephalon dachte man sich als auf dem Weg einer allmählichen Zunahme des Großhirnvolumens zustande gekommen, die parallel einem gesteigerten Bedarf und in Anpassung an diesen erfolgt sei. Auf diese Weise wuchsen neue Bezirke des Großhirns wie das präfrontale Hirn, die dritte Stirnwindung und das untere Parietalhirn allmählich zu. Ein derartiger schrittweiser Anbau zur Steigerung der Leistungsfähigkeit könnte bedingt sein durch einen Auslesevorgang im Sinne Darwins. Diese Ansicht von der allmählichen Zunahme des Großhirns in der Reihe der Menschenaffen und primitiven Menschenrassen bis zum modernen Kulturmenschen hat Widerspruch erfahren durch die von E. D u b o i s ¹⁷⁾ ausgebildete Theorie.

Ihr zufolge nimmt das Großhirn der Säuger nicht allmählich, sondern sprunghaft zu durch jedesmalige Verdoppelung der Neuronenzahl. Setzt man die Kephalisation (Volumausbildung des Großhirns) der primitiven Säuger des unteren Tertiärs gleich e i n s, so sind nur Borstenigel (*Soricidae*) und Spitzmaus (*Cetentidae*) und wenige andere Säugetiere auf dieser Stufe stehen geblieben, während die überwiegende Masse der rezenten Säuger eine höhere Kephalisation erreichte. Die Kephalisation der Menschenaffen ist 16mal größer als die der Ausgangsstufe, wahrscheinlich 32mal so groß war sie beim Pithecanthropus, und beim *Homo recens* ist eine nochmalige Verdoppelung festzustellen. Die Volumvergrößerung des Großhirns mußte jedesmal eine wesentliche Steigerung der potentiell möglichen Leistungen

dieses Organs bedeuten. Zwischen Kephalisation und Lebensweise besteht ein Zusammenhang, indem einer komplizierteren Lebensweise grundsätzlich eine höhere Kephalisation entspricht. Tiere mit höherer Kephalisation stehen höher in psychischer Hinsicht, außerdem treten sie ihrer Umwelt mit mehr Differenzierung gegenüber. Liegt nun in der Gehirnverdoppelung eine Anpassung vor an die Forderungen einer komplizierteren Lebensweise, so daß die Gehirnverdoppelung unter dem Einfluß eines Auslesevorgangs entstehen konnte? Dubois verneint das. Das erste ist der phylogenetische Wachstumsschritt des Psychenkephalons, der unabhängig von Anpassungsforderungen zustande kam; die Spezialisierung hat erst nachher eingesetzt. In dem Verdoppelungsschritt kann keine Anpassung vorliegen, sondern dieser geht ihr immer voraus. Aber — und das ist nun eine vermittelnde Ansicht von Versluys — die volle Ausnützung des vergrößerten Psychenkephalons kann erst allmählich erreicht werden, indem die Anpassungen des Körperbaus, der Sinnesorgane, die dafür unumgängliche Voraussetzungen darstellen, erst spät und allmählich auf dem Weg eines langen Ausleseprozesses zustandekommen. Das gilt auch für den Menschen. Der moderne Kulturmensch braucht unstreitig viele Großhirnneuronen. Aber der Neandertaler der Eiszeit und der Crô-Magnon-Mensch der Nacheiszeit brauchten deren wohl nicht so viele. Und doch war die Kephalisation des Neandertalers der unsrigen fast gleich. Somit hat das Großhirn der Urhominiden an Größe und Neuronenzahl erheblich die Bedürfnisse dieser Menschen überstiegen. Dasselbe gilt auch für die rezenten Primitiven, die auch die gewaltige Anzahl der Neuronen ihres Großhirns nicht ausnützen. — Die zweimalige Verdoppelung der Großhirnzellen gab dem Eiszeitmenschen ungefähr 14 Milliarden Neuronen im Großhirn gegen etwa $3\frac{1}{2}$ Milliarden bei seinen Ahnen unter den Anthropomorphen. Körperbau und Sinnesorgane waren hingegen beim Hominiden gegenüber dem Menschenaffen durchaus nicht so sehr geändert, daß die enorme Vermehrung der Neuronen für die Leistungen dieser Organe nötig gewesen wäre oder auch nur nützliche Verwendung hätte finden können. Der Eiszeitmensch wird — soweit die Menge der Neuronen entscheidend war — unendlich viel mehr, kompliziertere und zweckmäßigere Handlungen haben leisten können als seine Ahnen unter den Primaten. Aber die Geschichte der menschlichen Kultur lehrt, daß der Mensch lange Zeit gebraucht hat, bis er es lernte, sein großes Gehirn voll auszunützen. Wenn Versluys sich der durchaus nicht von allen zoologischen Entwicklungsforschern und vergleichenden Anatomen gebilligten Dubois'schen Theorie anschließt, daß die sprungweise Zunahme der Hirngröße nicht durch einen Ausleseprozeß entstanden sein kann, so betont er doch andererseits, daß die Gehirnvergrößerung durch einen solchen entscheidend gefördert zu werden vermochte.

Auf Versluys geht noch eine andere besonnene Weiterbildung Dubois'scher Hypothesen zurück, die namentlich für eine genetische Psychologie der Sprache wichtig wird, da sie der geistigen Vorzugsstellung des Menschen, wie sie in Selbstbewußtsein, Vernunft und Vollsprache zum Ausdruck kommt, Rechnung trägt. In der Großhirnrinde niederer Säuger liegt Sinneszentrum an Sinneszentrum, nur durch sehr gering entwickelte intermediäre Gebiete getrennt. Diese, die bei höheren Säugern und weiterhin beim Menschen besondere Entwicklung erfahren, sind die Assoziations- und Apperzeptionszentren. Da Sinnesorgane und Muskel-system nicht viel verändert worden sind, besteht kein Anlaß zur Vermehrung derjenigen Neuronen, zu denen direkt die Sinnesreize gelangen, bzw. von denen direkt die motorischen Reize ausgehen. Vielmehr wirkt sich die Zellenverdoppelung dahin aus, daß die erwähnten intermediären Gebiete entstehen, bzw. sehr stark vergrößert werden. Dazu stimmt gut, daß diese, die Assoziations- und Apperzeptionsgebiete, im

menschlichen Großhirn einen weit größeren Teil der Rinde einnehmen als die Sinneszentren und motorischen Bezirke.

Wenn nun der primitive Eiszeitmensch sein großes Gehirn noch nicht so ausnützte wie der moderne Kulturmensch, so lag dies vielleicht daran, daß er es noch nicht konnte. Denn die Leistungsfähigkeit des Großhirns hängt ja nicht nur von der Anzahl der Neuronen ab, sondern auch von der Ausbildung derselben, der Cytoarchitektonik, die beim fossilen Primitiven unvollkommener war als beim modernen Kulturmenschen. Sie ist weiter abhängig von der Produktion einiger Hormone, welche die Wirkung der Nervenzellen des Großhirns erheblich beeinflussen. Die Hormonproduktion hat sich von den Primaten zum Eiszeitmenschen und von da zum Kulturmenschen erheblich verändert. Hier werfen die Untersuchungen von L. Bolk¹⁸⁾ — es wurde bereits kurz auf sie hingewiesen — ein interessantes Licht auf die Menschwerdung. In ihnen ist der überzeugende Nachweis geführt, daß die Änderung der Hormonproduktion von großer Bedeutung wird für die Evolution des Menschen.

Wesentliche Unterschiede zwischen Mensch und Affe sind hormonal bedingt. So ist z. B. die Orthognathie abhängig vom Hypophysenhormon, die Verzögerung im Körperwachstum vom Hormon des Hypophysenvorderlappens usw. Für die biologischen Grundlagen des Vorgangs der Menschwerdung sind nach Bolk folgende Vorgänge entscheidend und charakteristisch. Der Mensch unterscheidet sich von den Anthropoiden durch eine Retardierung der Entwicklung, die zu einem Stehenbleiben auf der Entwicklungsstufe eines sehr jungen Affen, ja auf der eines Affenfötus führt (Fötalisation). Diese wird veranlaßt durch eine Verzögerung und Abschwächung der Hormonproduktion beim Menschen im Vergleich mit dem Primatenzustand. Diese Änderung im Bereich der innersekretorischen Vorgänge war von großer Bedeutung für die Menschwerdung in psychischer Hinsicht. Erstens bekam der Mensch zu seinem enormen Großhirn seine Kindheit und Jugend, die beide so wichtig sind, weil sie ihm eine lange Zeit zum Lernen geben, die kein Affe besitzt und die wohl eine wesentliche Voraussetzung für die Entstehung unserer Kultur war. Diese Retardation ist somit geradezu kulturschöpferisch. Das Kind muß lange Zeit hindurch von den Eltern ernährt und geschützt werden. Dieser Umstand sowie die gleichfalls dadurch bedingte Tatsache des Zusammenlebens von Geschwistern im Familienverband wirkten im Sinn der Herstellung einer besonders engen Sippengemeinschaft, womit eine weitere wichtige Voraussetzung für die Ausbildung der menschlichen Kultur gegeben ist. Die Retardation ist die biologische Grundlage des gesellschaftlichen Lebens.

Damit übt sie direkt und indirekt fördernde Einwirkungen auf die Entwicklung der Sprache aus. Direkt insofern, als eine intensivierete Geselligkeit die Ausbildung eines Kontakt- und Verkehrsmittels erzwingt. Indirekt in dem Sinn, daß die retardationsbedingte Lernzeit dem Kind Gelegenheit gibt, das vielspältige und reichdifferenzierte Gefüge einer konventionellen Lernsprache zu erwerben. Das Tierjunge hätte dazu die Zeit nicht; es braucht sie auch nicht, denn es bringt den Gebrauch und das Verständnis der artspezifischen Expressiv- und Appell-Laute als angeborene Erbsprache

— ‚sons innés‘ nennt sie *Boutan*¹⁹⁾ — im wesentlichen fertig mit auf die Welt. Mit einem solchen dürftigen Bestand, um den es sich bei einer Erbsprache einzig handeln kann, lassen sich aber die einer darstellenden Sprache zugewiesenen Aufgaben in keiner Weise bewältigen. Schließlich hat die Änderung der Hormonproduktion den physiologischen Zustand der Großhirnneuronen in einer Weise geändert, welche die Leistungsfähigkeit dieses Organs entscheidend erhöht: sie bringt die Riesenmasse der Neuronen erst in den Zustand, der für die menschlichen Höchstleistung — u. a. eben für Ausbildung und Entwicklung der Sprache — Voraussetzung ist.

Der Mensch ist gegenüber dem Tier in mancher Hinsicht auffällig spezialisiert: seine bemerkenswerteste Spezialisierung aber ist das Gehirn. Die Gehirnausbildung und die sich daraus ergebende Steigerung der Verstandestätigkeit enthebt den Menschen vielfach einer weiteren Umbildung seiner Organe, worauf *Weinert*²⁰⁾ mit allem Nachdruck hingewiesen hat. Wo beim Tier sich der Körper selbst anpassen muß, antwortet der Mensch auf Änderungen der Umwelt mit der dem Gehirn entsprungene Maschine. Wir laufen, schwimmen, tauchen und fliegen mit dem Gehirn, ebenso wie wir damit hören, sehen, uns ernähren und wehren. Eine solche lebenerleichternde Schöpfung des Gehirns ist auch die Sprache.

3. Paläopsychologisches (Der geistige Aufstieg der Menschheit)

Wenn hier die einzelnen Stufen der physischen und der geistigen Menschwerdung getrennt vorgeführt werden, so geschieht das lediglich aus pädagogischen Gründen und solchen der Darstellung. Das Körperliche und das Seelisch-Geistige sind unlöslich aneinander geknüpft und „aufgehoben“ in der höheren Ganzheit des personalen Seins und Wirkens. Das gilt auch für die Entwicklung. Jedem Fortschritt auf körperlichem Gebiet entsprach ein Weiterkommen im Bereich des Seelisch-Geistigen; jeder physischen Form-erhöhung war das Erreichen der entsprechenden psychischen Stufe zugeordnet. Das wird für folgende grundsätzliche Erwägung wichtig, die nicht nur für die Sprachentstehung, sondern ganz allgemein für die geistig-seelische Entwicklung gilt. *Abel*²¹⁾ stellt mit Entschiedenheit fest, der Mensch müsse, da er ein Glied der Katarrhinen bildet, dieselbe Geschichte haben wie die ältesten katarrhinen Affen. Daraus ergeben sich folgende Konsequenzen. Wenn der Mensch von Vorfahren abstammt, die richtige Katarrhinen waren, so muß es eine Zeit gegeben haben, wo die Vorfahren des Menschengeschlechts ebensowenig sprechen und höhere psychische Leistungen hervorbringen konnten wie die heutigen Anthropoiden und ihre fossilen Vorfahren. Wie ist der Mensch zur Sprache und den höheren psychischen Leistungen gekommen? Er kann sie nicht mitgebracht, sondern muß sie erworben und allmählich ausgebildet haben. Hier ist der Punkt,

wo man sich unter Verzicht auf jegliches Apriori offener oder versteckter Art — daß die zu Menschen bestimmten Primaten eben doch durch gewisse bessere Anlagen und präformierte Fähigkeiten von den übrigen Primaten unterschieden gewesen sein müßten, so daß ihnen möglich war, was diesen nicht gelang, die daher auch weiterhin Affen bleiben mußten — zu einer entwicklungsmäßigen Erklärung des Zustandekommens der durchaus einmaligen Ausbildungshöhe der menschlichen Psyche und der aus ihr erwachsenden Leistungen entschließen muß. Der Menschenahn stand lange Zeit hindurch auf derselben Stufe wie bestimmte Tiere. Das Zusammentreffen außerordentlicher und einmaliger Ereignisse, denen andere Anthropoiden ausweichen konnten oder von denen sie gar nicht betroffen waren, hat ihn im Zusammenhang mit einer einschneidenden Ausmerze und Auslese gezwungen, veränderten Umständen mit veränderter Lebensweise zu begegnen und damit das Organ aus- und durchzubilden, das ihn zum Menschen macht: das Gehirn. Es muß also möglich sein und versucht werden, die Entwicklung der menschlichen Psyche rein aus den Voraussetzungen abzuleiten, wie sie uns die Struktur der anthropoiden Menschenaffen an die Hand gibt. Wir haben an dieser Stelle natürlich weder Möglichkeit noch Veranlassung, diesen Aufweis im einzelnen zu führen, immerhin wird eine Ergänzung des entworfenen Bildes der physischen Menschwerdung durch eine Reihe von Erwägungen nötig sein, die sich mit der Entwicklung der psychischen Fähigkeiten im Menschen beschäftigen.

Einiges Hiehergehörige war ja bereits bei Besprechung der Gehirnentwicklung zu sagen. Die zunehmende Ausbildung des Gehirns steht in engem Zusammenhang mit der Aus- und Durchbildung anderer Organe. Erfahrungen wurden gemacht, Zufallserfolge mußten gemerkt und behalten werden, was zur Bildung von Begriffen führte. Ein Maß von Besinnung mußte sich einstellen, das den werdenden Menschen seiner Welt anders gegenüberreten ließ, als das Tier seiner „Umwelt“ gegenüberstand. Unerhörte Lebensaufgaben erzwangen ein Maß von geistiger Bewährung, wie es keinem Tier je abgefordert worden war. Steigende Erkenntnis, einsichtige Bewältigung des zu Tuenden und der Erwerb von Begriffen wiesen immer mehr Aufgaben, die früher die tierische Schnauze hatte besorgen müssen, der Hand zu, deren Geschickwerden seinerseits wieder ausbildend auf das Gehirn zurückwirkte.

Es läge nahe, von einer vergleichend-psychologischen Betrachtung der Intelligenzhöhe der Anthropoiden paläopsychologische Schlüsse zu ziehen und etwa von hier aus die Frage zu klären, ob Gorilla oder Schimpanse als unmittelbare Menschenvorfahren in Betracht kommen. In bezug auf Intelligenz führt das — wie We in e r t²²⁾ dartut — nicht weit, eher läßt sich eine andere mit der Gehirnausbildung zusammenhängende geistige Eigenschaft für diese Dinge auswerten: das Temperament.

Darüber hat sich Weinert aufschlußreich geäußert. Seinem Arttemperament nach ist nur der Schimpanse geeignet, ein solches Gehirnwesen wie den Menschen hervorzubringen. Denn er ist nicht nur lebhafter, unruhiger, impulsiver, probier- und experimentierfreudiger als der bedächtige Gorilla, sondern er ist — worauf es vor allem ankommt — auch ungleich geselliger. Das ist wichtig für die geistige Menschwerdung; denn nur ein ganz und gar geselliges Lebewesen konnte zu gewissen Errungenschaften kommen, die für den Menschen kennzeichnend sind: so wird etwa in der Sprache der Gemeinschaftsverband schöpferisch. Von hier aus läßt sich die Hypothese aufstellen, daß das impulsive Temperament im Verein mit dem Leben in größeren Gemeinschaften die geistige Vorbedingung in sich trug, um den Menschen entstehen zu lassen. Wenn wir den Zwang zur Ausbildung sozialer Eigenschaften für die Menschwerdung als unumgänglich voraussetzen müssen, dann kann deren Ausbildung nicht erst nach dem einschneidenden Schritt vom Tier zum Menschen geschehen sein. Und noch eine andere Seite des Schimpansen temperaments wird für diese Erwägungen wichtig. Der Schimpanse scheint auch eher dem Leben bereits eine heitere Seite abgewinnen zu können, seine „Unterhaltungen“ sind nicht nur auf die unbedingten Lebensnotwendigkeiten gerichtet.

Schreikonzerte, geselligen Lärm als Ausdruck des Wohlbehagens in der Gemeinschaft gibt es in der Tierwelt mehrfach. Für sich allein vermag diese eine Wurzel, so wichtig sie ist, den Baum der Sprache nicht hervorzubringen. Aber wenn die Zwänge der Lebensernstsituationen einmal das vorsprachliche Kommunikationsmittel bis zur Schaffung darstellender Zeichen emporgetrieben hatten, dann war die Geschwätzigkeit im geselligen Verband, die durch den Keim des Mitteilungsverlangens über den chorischen Expressivmonolog hinauszuwachsen bestimmt war, das sicherste Mittel, diesen neuen Erwerb zu bewahren und nach allen Seiten auszubilden. An sich bedürfte es zur Schaffung der Sprache nur einer Zweieiheit von Individuen. Es wäre theoretisch denkbar, daß ein die Felslandschaft durchstreifendes Affenmenschenpaar unter dem Druck der Umstände und unter Mitwirkung einer ausnehmend günstigen Situation darstellende Zeichen entdeckt und geschaffen hätte, aber die größere Gemeinschaft verfügt über ungleich günstigere Bedingungen, diese Errungenschaften zu bewahren und auszubauen. Es geht weniger verloren, Zufallsentdeckungen werden leichter aufgegriffen und experimentierend um- und ausgebildet; schließlich bietet der größere Verband Gelegenheit zu Handlungen und Überlegungen, die im Zweierverband oder der kleinsten Sippe unmöglich sind. Die Menschwerdung als geistige Tat, an der die Sprache entscheidend beteiligt ist, konnte nur in der Gemeinschaft erfolgen.

Ein schlechthin entscheidendes Kriterium, das Weinert an den Anfang der hier zu besprechenden Entwicklung stellt und das die psychische Menschwerdung einleitet, ist der Erwerb des Feuers. Das ist eine Tat, für die nicht nur bestimmte Voraussetzungen im Bereich der physischen Organisation nötig sind — so etwa das Existieren einer Hand, denn in einem Wickelschwanz läßt sich der Feuerbrand ebensowenig tragen wie im Maul

— sondern die nur auf Grund einer bestimmten geistig-seelischen Entwicklung möglich ist. Vor allem auf Grund einer Einsicht, wie das bislang triebhaft gemiedene Element (Feuerscheu des Tieres!) gefahrlos zu bändigen und mit Nutzen zu verwerten sei, einer Einsicht also, die durch glückliche Zufallswiderfahrnisse vorbereitet werden konnte, die aber wirklich zu machen und zu bewahren, ein leistungsfähigeres Gehirn voraussetzt, als es der Anthropeide besaß. Aus einem Feuer, das Blitzschlag oder Steppenbrand entzündet hatten, einen lodernen oder glimmenden Ast her auszureißen und fortzutragen, dazu gehört nicht nur ein verzweifelter Mut, wie ihn bitterkalte Nächte in Fels oder Steppe vielleicht wachsen ließen, sondern auch eine ganz wesentliche intellektuelle Leistung: ein verständnisvoller Einblick in den Nutzen des Feuers und in die Art, wie man sich seiner gefahrlos zu bemächtigen vermöge. Einmal im Besitz des Feuers ist der Mensch nun mit einem Schlage jedem Tier überlegen, denn dieser entscheidende Erwerb ist Ausgangspunkt wichtiger anderer Errungenschaften. Wo die Hand die Fackel hält, kann das Maul das tierische Gebiß entbehren. Die lodernde Fackel ist besseres Kampfmittel als der Eckzahn im Maul und im Feuer zubereitete Nahrung kann — wie Weinert treffend hervorhebt — manche Zahnarbeit überflüssig machen. So ist der Feuererwerb wesentlich beteiligt an der für die Sprache so wichtigen Umbildung des tierischen Mauls zum menschlichen Mund, der allein in der Lage ist, einen großen Bestand feindifferenzierter Lautgebilde zu erzeugen. Mit dem Besitz des Feuers beginnt für die werdende Menschheit die Domestikation und diese schuf in rascher Folge eine Reihe von Abänderungsmöglichkeiten. Durch Ernährungs- und Stoffwechseländerungen konnten erbliche Mutationen bewirkt werden. Der Erwerb des Feuers ist eines der großen Geheimnisse der Menschwerdung. Werkzeuggebrauch, Herstellung und Benützung von Wohnbehelfen (Baumnestern, Windschirmen, Höhlen), ja Ansätze zu Kleidung und Schmuck finden sich schon bei den Anthropoiden. Der Feuergebrauch hingegen ist ein ganz neuer Einsatz, um den das gleiche Geheimnis webt wie um den Erwerb der Vollsprache. Beidemale taucht etwas gänzlich Neues auf, das von den vorhergehenden Ansätzen und Vorstufen aus nicht genügend zu begreifen ist. Bei aller Feuerscheu fehlt es doch auch den Tieren nicht ganz an einem positiven Verhältnis zum Feuer, ebenso sind die Tiere zwar sprachlos, über Expressivlaute und primitive steuernde Semantika verfügen sie indes doch: aber all das erklärt das Geheimnis des völlig neuen Einsatzes der spontanen Feuerbeherrschung und der darstellenden, zur mitteilenden Bewältigung von allgemeinen und abstrakten Sach- und Sinnverhalten geeigneten Vollsprache nicht. Feuergewinn als geistige Tat läßt die Schwelle zum Menschsein überschreiten und hat verschiedene andere Gewinne zur Folge: etwa eine Erhöhung des Verständigungsbedürfnisses, wenn die Horde am wärmenden Feuer beisammen

saß. Vor allem waren Gewinn, Erzeugung und Erhaltung des Feuers selbst etwas, was das prometheische Genie, dem dergleichen erstmals möglich war, anderen begreiflich zu machen hatte. Wenn wir uns vorstellen, sagt H. Weinert, wie ein schimpansenhafter Hordenführer, der den Sinn des Feuergebrauches erdacht oder wenigstens erfaßt hat, sich weiterhin bemühen muß, den Wert der Entdeckung den anderen Mitgliedern der Sippe verständlich zu machen, dann läßt sich das nicht mehr mit Handbewegungen und Grimassenschneiden ausführen.

4. Die Sprachursprungslehre der Paläoanthropologie

Der Erwerb der Sprache ist einer der entscheidendsten Züge in der geistigen Menschwerdung und es ist daher leicht einzusehen, daß die Anthropologen auf die Frage der Sprachentstehung von sich aus großen Wert legen. So hat H. Weinert²³⁾, der uns hier als maßgebender Vertreter paläoanthropologischer Forschungsarbeit erscheint, ein solches Sprachursprungsbild entworfen, mit dem wir uns hier auseinanderzusetzen haben. Es ist in jedem Zug lehrreich und interessant, aber gerade in den entscheidenden Punkten für die Wünsche und Ansprüche des genetischen Sprachpsychologen nicht ausreichend. Es steht indes zu hoffen, daß durch kritische Mitarbeit des Psychologen an dem Sprachursprungsbild des Paläoanthropologen einige dieser nötigen Ergänzungen und Verbesserungen zu gewinnen sein werden.

Die Entstehung der Sprache ist eine Folge der Ausbildung von Gehirn und Hand sowie des Feuererwerbs. Aus Gehirn und Hand ergab sich der Mund, „der zur Verständigung die Sprache bildete und damit dem Gehirn immer neuen Anlaß bot, sich weiter auszubilden und der Menschheit das zu bringen, was sie als letztes sicheres Kriterium hoch über alles Getier erhebt: die Einsicht und Vernunft“. Das Feuer übt nicht nur materielle, sondern auch psychische Wirkungen aus: es hat ein erhöhtes Verständigungsbedürfnis zur Folge. Aus dem Besitz des Herdfeuers erwuchs die Sprache. An sich hätten ja auch andere Zusammenrottungen zum Erwerb der artikulierten Sprache führen können, aber es sind zu viele Umstände zusammen nötig, um aus tierischen Lauten menschliche Sprache zu bilden. Rein äußerlich gesehen, der menschlich geformte Mund, im innersten Grund aber ein Gehirn, das überhaupt erst aussprechbare Gedanken ersann. Es ist doch ein Unterschied, ob ein Rudel gemeinschaftlich lebender Tiere sich über einfachste Lebensnotwendigkeiten verständigt oder ob eine am Lagerfeuer hockende Sippe menschenähnlicher Frühmenschen auf Grund höherer geistiger Ausbildung erst zu notwendigen Mitteilungen und schließlich zu freiwilliger Unterhaltung kommt. Wann also die eigentliche Sprache begann, wird sich ebensowenig feststellen lassen wie der Anfang anderer Dinge, die sich entwickelten; aber das Feuer mit allen seinen unmittelbaren Folgerungen muß auch für diese Errungenschaft noch die beste Erklärungsmöglichkeit geben. Der Besitz dieses Kulturgutes führte zu neuen Gedanken und forderte neue Notwendigkeiten des Ausdrucks und des Mitteilungsbedürfnisses. Weinert verweist hier auf den Roman „Vor Adam“ von Jack London, wo in einer richtig erfüllten Episode vorgeführt wird, wie im Gehirn eines Frühmenschen ein

Gedanke aufblitzt, den er seinen Gefährten mitteilen muß, wie er mit Lauten, Grimassen und Gebärden nach einem Ausdruck ringt, um schließlich heulend davon abzukommen, weil er sich nicht verständlich machen kann. Solange keine besonderen Gedanken vorhanden waren, wird kaum ein Tier diese Qual des Nichtverstandenerwerdens empfunden haben; erst seitdem die Menschheit zur Menschheit wurde, ist ihr dieses Danaergeschenk in die Wiege gelegt worden. Der Zwang, sich über abstrakte Dinge miteinander zu verständigen, zog dann vieles andere nach sich, wozu der Mensch sonst nicht gekommen wäre, und was ihn doch erst recht zum Menschen stempelt. Die Verständigungsmittel des Tieres, über die der Mensch in seinen ersten Anfängen verfügte, reichen für die neuen Anforderungen nicht mehr aus. Mimik war da, Gebärden und Expressivlaute, aber all das genügt nicht mehr; es mußte der Schritt zur artikulierten Lautsprache getan werden. Ein Wesen, das an sich schon gewohnt war, von seiner Stimme Gebrauch zu machen, mußte schließlich dazu kommen, Worte zu bilden und mit ihnen den Artgenossen abstrakte Dinge — wie z. B. den Umgang mit dem Feuer — begreiflich zu machen. Dabei gingen Gebärde und Mimik mit dem gesprochenen Laut Hand in Hand. Man konnte mit Hilfe der Hände vormachen, was zu tun war, und konnte seinem Willen durch Worte Nachdruck verleihen.

Was der Kritik hier zunächst auffallen muß, ist eine gewisse Sprunghaftigkeit der Argumentation, die neue, erst zu beweisende Wesensmomente unvermittelt einführt, ohne ihr entwicklungsmaßiges Zustandekommen zu zeigen, ja ohne die dazu nötigen psychologischen Voraussetzungen zu sehen. Gerade die wesentlichen Sprachentwicklungsprobleme bleiben offen; es wird das bekannte Entwicklungsergebnis genannt, ohne daß der Weg, auf dem es erreicht werden konnte, aufgewiesen würde. Der Mensch bildet zur Verständigung die Sprache aus — ja wie macht er denn das? Er verwendet Worte, da die herkömmlichen Verständigungsmittel nicht mehr genügen — wie werden aus tierischen Expressiv- und Appell-Lauten menschliche Worte? Das Bedürfnis nach sachlicher Mitteilung wurde gefühlt und befriedigt — wie sah der erste Schritt aus, der auf diesem Schicksalspfad des menschlichen Geisteslebens getan wurde? Abstrakte Gedanken wurden konzipiert und sprachlich vermittelt — wie war der Weg vom amorphen Erlebnisknäuel und dem bildhaften Denken zur eigentlichen gedanklichen Leistung und wie entstand das sprachliche Begriffssymbol? Alle diese schlichten Behauptungen Weinerts, die unsererseits mit Fragen beantwortet wurden, sind lauter wesentliche Schritte der Sprachentwicklung, die nur dann — auch im theoretischen Gedankenexperiment, denn anders lassen sich diese Probleme ja überhaupt nicht beantworten — erklärt und in ihrem Zustandekommen verständlich gemacht sind, wenn man den Schritt zum Darstellungscharakter der Sprachzeichen, zur Funktion der darstellenden Mitteilung von Sach- und Sinnverhalten deutlich werden läßt. Bevor abstrakte Gedanken dargestellt werden konnten, mußte das entscheidend Neue erobert werden: dieselben einfachen psychischen Erlebnisse, zu deren Bewältigung der vorsprachliche Bestand an Expressiv- und Appell-Lauten ausgereicht hatte, mit Lautgebärden anzudeuten und darzustellen, die zu-

folge einer gewissen konstanten oder natürlicherweise einsichtigen Zuordnung oder erstmaliger überzeugender Situationshilfen zu Zeichen geworden waren. Alles das ist ja im Zusammenhang unserer früheren Erörterungen so oft durchgesprochen worden, daß wir es mit dem Hinweis hierauf beenden lassen können.

Weinert beschäftigt sich mehrfach mit Erwägungen, die sich auf das beziehen, was ich den inhaltlichen Einsatz der Sprache nennen möchte. Das Tier spricht nach seiner Auffassung nicht nur deshalb nicht, weil es nicht sprechen kann, sondern auch vor allem deshalb nicht, weil es nicht viel zu sagen hat. Was Menschenaffen sich durch Laute mitteilen, verdient die Bezeichnung „Sprache“ nicht. Demgegenüber ist einzuwenden, daß es genetisch nicht auf gehaltvolle Gedanken ankommt, die freilich für die alsbald einsetzende Weiterbildung der Sprache von höchster Wichtigkeit werden, sondern vor allem auf die funktionale Eroberung der entscheidenden Sinndimension. Vor dem Entstehen von höheren, spezifisch menschlichen abstrakten Gedanken muß an Hand einfachster Erlebnisinhalte, wie sie schon der tierischen Geistesstruktur möglich waren, die formal-funktionale Fähigkeit zum intentionalen Gebrauch darstellender Zeichen erworben worden sein. Solche erste Sprachäußerungen brauchen keinen anderen Inhalt gehabt zu haben als denjenigen, den das Tier mit seinem Erregungslaut „Gefahr aus der Luft“ oder „Bodengefahr“ anzeigt. Aber dort erfolgte die darstellende Mitteilung nicht mehr durch den kausal-reflektorisch hervorgebrachten, den pathologischen, durch den Affekt erpreßten Erregungslaut, sondern durch ein bewußt produziertes in seiner äußern Gestalt reduziertes und kondensiertes Zeichen²⁴⁾. Als Beleg sei hier auf Voßlers²⁵⁾ Beispiel von den Lautäußerungen der altpaläolithischen Steinbearbeiter verwiesen. Bei gleichbleibendem Sachinhalt und gleichbleibender äußerer Form ist das Lautgebilde *mar*, das anfangs nur ein die genannte Tätigkeit begleitender Gewohnheitslaut war, durch das Faktum der Verständigungsabsicht und intentionalen Sinnbeziehung zum Zeichen geworden.

Natürlich haben sich Sprache und Denken aneinander und miteinander entwickelt, ebenso natürlich bedarf die einfachste sprachliche Mitteilung eines Inhalts, wenn anders sie Sprache sein soll — aber die primärsten und primitivsten Sprachinhalte waren bestimmt keine eigentlichen Denksynthesen und logischen Beziehungsergebnisse, sondern vag-gestaltlose, undifferenziert-globale Erlebnisknäuel, psychische Strukturen, maßgebend bestimmt durch die Vorherrschaft des Affekt- und Willensmäßigen, bei denen die Inhalte des Gegenstandsbewußtseins eine untergeordnete Rolle spielten. Daß diese ersten noch ohne explizit geübte Denktätigkeit möglich gewordenen darstellenden Mitteilungen über Sach- und Sinnverhalte mächtig angeregt und gefördert wurden durch die Ausbildung und Durchgestal-

tung der Assoziations- und Apperzeptionsregionen in den intermediären Gebieten des Großhirns, ist selbstverständlich.

Weinert zieht ständig Intelligenzhöhe und Leistungsfähigkeit der Menschenaffen zum Vergleich menschlicher Errungenschaften heran. Er zeigt, daß Werkzeugfindung und -gebrauch, Herrichten von Windschirmen und sonstigem Witterungsschutz, Körperbedeckung mit fremden Gegenständen zu Schutz- und Schmuckzwecken und manches andere schon der tierischen Intelligenz zugänglich ist. Die analogen menschlichen Erfindungen und Entdeckungen, die als Weiterführung dieses vormenschlichen Erwerbs zu deuten sind, werden in lückenloser Folge entwicklungsmäßig aus dem abgeleitet, was schon dem Tier in dieser Hinsicht zur Verfügung stand. Es ist daher methodisch nicht ganz folgerecht von ihm, wenn er — was sachlich ja völlig richtig ist — hinsichtlich der Sprache ein Gleiches nicht macht und es ablehnt, von einer „Affensprache“ zu reden²⁶⁾, ohne doch andererseits den völlig neuen Einsatz zu sehen, der in der Gewinnung der „Darstellungsfunktion“ usw. liegt.

Das wesenhaft und grundsätzlich Neue, das die Menschensprache gegenüber allem „Affensprachlichen“ aus- und kennzeichnet, vermag durch einen Vergleich mit dem, was die Affen in dieser Hinsicht besitzen, besonders deutlich herausgestellt zu werden. Wir wollen das indes nicht machen, um unserer Erörterung der Tier-„sprache“ nicht vorzugreifen. Die Wege, die von hier zur Menschensprache führten, wurden gleichfalls schon genannt. Zum Abschluß nur noch einiges Zusammenfassende und Ergänzende. Unter dem Druck einer gleicherweise gefahr- wie eindrucksvollen Situation und unter Mithilfe verständnisfördernder Umstände konnte es dazu kommen, daß etwa der Schrecklaut, der gewöhnlich beim Nahen eines besonders gefürchteten Raubtiers ausgestoßen wurde, sich zur Sachbezeichnung für dieses verfestigte oder wenigstens die lautliche Grundlage dafür beisteuerte. Ausdruckskonstanz war ja da; bestimmte Affekte, die wieder an bestimmte Erlebnisse des Gegenstandsbewußtseins geknüpft sind, stehen in einigermaßen festem Verband mit fixierten, wenngleich plastischen Lautgebilden. Es handelt sich darum, daß in diesen ganzheitlichen Strukturen, diesen amorphen Gebilden von Wahrnehmungen, Affekten und Triebrengungen, die auf frühester Stufe die erlebnismäßig-inhaltlichen Voraussetzungen für das Auftreten eines Ausdrucklauts bildeten, das gegenständlich-vorstellungsmäßige Moment den Vorrang erhält. Das konnte — um eine andere der in Betracht kommenden Möglichkeiten anzudeuten — geschehen, wenn in gesicherter Situation ein spezieller Warnlaut geäußert wurde, ohne daß praktische Veranlassung dafür vorhanden war, etwa weil ein aufgewecktes Mitglied der Horde beim Tiertanz das Gebaren des gefürchteten Tiers nachahmen und die Aufmerksamkeit seiner Gefährten auf diese Imitation lenken wollte.

Weinert²⁷⁾ kritisiert das Huxleysche Gesetz, daß der Unterschied zwischen den niedrigsten und den höchsten Affen viel größer sei als der zwischen den höchsten Affen und den niedrigsten Menschen. Dieses Gesetz ist richtig, wenn man den Vergleich auf die körperliche Ausbildung bezieht. „Denken wir aber an den geistigen Zustand, dann muß es heißen: der Unterschied zwischen den höchsten Affen und niedrigsten Menschen ist nicht so groß wie der Abstand der niedrigsten Menschen vom höchsten *Homo sapiens*.“ Hier muß gesagt werden, daß für die Sprache diese Abänderung, so berechtigt sie in anderer Hinsicht ist, nicht gilt, und vor allem der einmaligen Bedeutung des Entwicklungsschritts zur Sprache nicht gerecht wird. Denn durch das Merkmal des Sprachbesitzes sind nur die Menschen ausgezeichnet, und zwar besitzen alle Menschen, auch die primitivsten eine vollständige Sprache. In Hinblick auf die Sprachstruktur, die bei allen Menschensprachen im zentralen Wesensmoment übereinstimmt und den Bereich der Funktionen und Sinndimensionen, der ebenfalls in allen Sprachen in gleicher Weise und vollständig vorhanden ist, unterscheidet sich der primitivste Mensch vom höchststehenden nur wenig, während das höchste Tier vom primitivsten Pygmäen in dieser Hinsicht durch eine ungeheure Kluft getrennt ist. Zwischen den semantischen Systemen des höchsten Anthropoiden und denen des niedrigsten Naturvolks besteht nicht bloß eine gradmäßige, sondern eine wesenhafte Verschiedenheit; die Menschensprachen weisen dagegen nur verhältnismäßig geringe Unterschiede auf, die im lexikalischen Bestand, der Ökonomie der morphologischen Struktur usw. zum Ausdruck kommen. Grundsätzlich läßt sich mit jeder Sprache alles ausdrücken und die Bibel konnte in die primitivsten Idiome übersetzt werden. Des weiteren ist die Fähigkeit, die Sprache strukturangemessen und im Sinn sämtlicher Funktionen zu verwenden, von Kultur- und Intelligenzhöhe so gut wie unabhängig; sie ist nur in allerschwersten Fällen von Idiotie sowie bei bestimmten aphasischen und dementen Sprachstörungen aufgehoben.

5. Zur Sprache der Anthropoiden und Hominiden

Da ich der Ansicht bin, die Affen hätten — trotz der zahlreichen „Wörterbücher“ der verschiedenen Affensprachen²⁸⁾ — keine Sprache im eigentlichen Sinn und da ich weiterhin glaube, die Verständigungsmittel des eiszeitlichen Frühmenschen entzögen sich gänzlich unserer Rekonstruktion, sobald diese über allgemeinste entwicklungspsychologische Gesetzmäßigkeiten hinauszugehen versuchte, kann ich aus eigener Forschungsarbeit über diese Dinge nichts sagen. Nun existieren aber doch Bemühungen, sich den genannten Fragen zu nähern, und damit ergibt sich zugleich mit der Nötigung, zu diesen manchmal recht gewagten und dilettantisch-vorschnellen Versuchen Stellung zu nehmen, für uns die Möglichkeit, wenigstens in

Form des kritischen Berichts einiges mehr oder minder Bruchstückhafte über diese Pseudoprobleme einer sprachwissenschaftlichen Prähistorie vorzubringen.

Der Evolutionismus hat mehrfach Ansätze verschiedenen Beharrlichkeitsgrades unternommen, die Sprache des Menschen entwicklungsmäßig mit der der Affen zusammenzubringen. So greift Darwins²⁹⁾ Affekt- und Naturlauttheorie auf äffische Lautproduktionen zurück. Weiters hat man versucht, einzelne primitivsprachliche Lautgebilde aus der Phonetik der Affensprache abzuleiten. Der erste mir bekanntgewordene Versuch dieser Art stammt von dem Afrikanisten Fa id herbe³⁰⁾, der bei der Affenart *Cebus azarae* jene Laute entdeckt zu haben glaubte, die den Übergang zur menschlichen Rede bildeten. Ein Überbleibsel dieser Urlaute soll in den Schnalzen der Buschmänner und Hottentotten anzutreffen sein. Mit sehr viel größerem Nachdruck sind dergleichen Nachweise in der Gegenwart unternommen worden. Russische Affensprachforscher sind bemüht, von hier aus eine „antediluvianische Philologie“ aufzubauen. Da ich von den hiehergehörigen Arbeiten nur ganz wenig aus erster Hand, das meiste lediglich aus Berichten kenne, muß ich es mir versagen, ein Urteil abzugeben. Auf deutschem Gebiet beschäftigt sich G. Schwidetzky³¹⁾ mit diesen Dingen, denen er im Rahmen der Veröffentlichungen der „Deutschen Gesellschaft für Tier- und Ursprachenforschung“ zahlreiche Schriften gewidmet hat. Seine etymologischen Versuche, die menschen sprachliche Worte nach ihrem heutigen Lautbestand unbesorgt mit akustischen Hervorbringungen der Affen zusammenhalten, sind durchwegs abzulehnen, aber als Tierpsychologe hat er unstreitig Verdienste. Wir setzen uns mit ihm auseinander, weil sich dabei Gelegenheit ergibt, einiges grundsätzlich Wichtige vorzubringen. Den prinzipiellsten Einwand, der hier nötig wird, kann ich mir allerdings nach dem, was ich in den Vorbemerkungen dieses Abschnitts über derartige Versuche gesagt habe, ersparen. Schwidetzky übt etwas, was ich als materiale Sprachursprungsforschung bezeichnen möchte: d. h. er sieht zu, welche von den Lautäußerungen der Affen in ähnlicher oder vergleichbarer Weise in menschlichen Sprachen aufzuweisen, von diesen also aus den Lautsystemen der Affen übernommen und zu menschlichen Worten weitergebildet worden sind. Das viel wichtigere Problem des formal-funktionalen Sprachursprungs sieht er kaum oder macht vielmehr den selbstverständlich mißglückten Versuch, den Tieren nicht nur Erregungslaute, sondern auch mitteilende und darstellende Lautgebilde zuzuschreiben³²⁾. Daß — wie immer wieder betont werden muß — die Menschensprache gegenüber der Tiersprache einen völlig neuen Einsatz bedeutet, in welchem erst erworben wird, was die Sprache des Menschen allein zur Vollsprache macht, wird von ihm weder bemerkt noch gewürdigt. Das allmähliche Werden oder spontane Auftreten des ent-

scheidenden Wesenszuges und der maßgebenden Sinndimension kommt bei ihm nicht deutlich heraus, ja es scheint ihm überhaupt nicht aufgegangen zu sein, daß hier der eigentliche Ursprung der Menschensprache liegt, dem gegenüber es verhältnismäßig unwichtig ist, ob eine oder die andere Lautgruppe der Menschensprache im Bereich tierischer Lautgebilde in ähnlicher Weise vorhanden ist. Seine immer wieder versuchten Nachweise gewisser Übereinstimmungen in der Schallmasse der Lautzeichenkörper haben aus entscheidenden Gründen als höchst problematisch zu gelten. Zunächst weil die phonetische Transskription der unartikulierten Tierlaute, ihr Zurechthören im Sinn menschengesprachlicher Phoneme notgedrungen willkürlich und gewaltsam ausfallen muß. Sodann weil die menschengesprachlichen Lautgebilde nur in ihrer durch unzählige Lautwandlungen zurechtgeformten Gegenwartsgestalt zur Verfügung stehen und nicht in ihrer diluvialen Urform, in der allein gewisse Übereinstimmungen beweiskräftig wären. Sprachgeschichtlich völlig ungeschult, sieht er nicht, daß viele Artikulationsgewohnheiten und deren Ergebnisse verhältnismäßig jungen Datums sind und keinen Schluß auf ursprachliche Lautbestände zulassen. Er meint, durch seine Kenntnis der Tiersprachen zu einer zuverlässigeren Bestimmung des Urwortbestands und damit über *Trombetti*³³⁾ hinauszugelangen, der die Ursprache der Menschheit vor allem linguistisch durch Sprachvergleich zu rekonstruieren unternahm. Dabei sieht er nicht ein, daß das rezente phonetische Material, das er außerdem nur in der schriftlichen Fixierung kennt, keine zuverlässigen Vergleiche ermöglicht.

Ein Grundbegriff seiner „naturwissenschaftlichen Sprachforschung“ ist der des „arteigenen Worts“. Gibbon, Orang-Utan, Schimpanse usw. haben artbezeichnende Lautgruppen. Wenn wir das arteigene Wort eines Herrentiers in einer Menschensprache finden, so können wir vermuten, daß die tertiäre Form dieses Primaten zu den Ahnen der Menschenrasse gehört, die dieses Lautgebilde heute gebraucht³⁴⁾. Auf solche „sprachliche Gründe“ stützt er seine Behauptung von der Verwandtschaft zwischen Lemuren und Menschen. Wie wenig er sich über die Schwierigkeiten seines Unterfangens Rechenschaft zu geben vermag, zeigt folgender programmatische Satz³⁵⁾. „Die Biologie hat uns . . . dadurch außerordentlich viel Klarheit über das Wesen des Lebens geschaffen, daß sie es da untersuchte, wo es noch einfach und übersichtlich vor Augen liegt. Wenn wir das ungeheure Rätsel der menschlichen Sprache, die den Menschen scheinbar völlig aus der sonstigen Natur heraushebt, lösen oder eine Lösung wenigstens anbahnen wollen, werden wir nicht umhin können, es ebenso zu machen.“ Sein großer Fehler liegt darin, daß er diesen „einfachen und übersichtlichen“ Zustand der Sprache in der Tiersprache gegeben sieht. Eine schwerwiegende Fehlmeinung! Die Tiersprache ist zwar sachlich ungleich ärmer und simpler als die Menschensprache, aber zugleich auch für uns menschliche Betrachter weit schwerer verstehend zu durchdringen, so schwer, daß über die einfachsten Grundfragen noch keine Einhelligkeit besteht.

Das Ziel seiner Arbeit umschreibt er so³⁶⁾: durch planmäßiges Erfassen der Tier- und insbesondere der Affen- und Halbaffensprachen — zu den Uranfängen der Sprache überhaupt und zu den Sprachen der ersten und fossilen Menschen vor-

zudringen. Zu diesem Zweck bemüht er sich um Schaffung einer Tierlautkunde und einer zugeordneten Bedeutungslehre. Es ist für ihn eine gesicherte Behauptung, daß reine Tierlautgruppen noch in der Menschensprache vorhanden sind. Sind aber die ältesten Formen noch da, so muß das auch für die Zwischenformen gelten. „Es muß also auch die Sprache der Neandertaler mindestens noch in Bruchstücken weiterleben. ... Ich gehe daher grundsätzlich von den lebenden und toten Menschensprachen aus und fische (!) aus ihnen die Gebilde heraus, die reine und Kreuzungsformen der Mandrill- und Schimpansenworte sind.“ Kaum jemals ist wohl ein naiveres Einverständnis der eigenen methodischen Unzulänglichkeit ausgesprochen worden. Wie zuversichtlich ein Programm von völliger Unausführbarkeit verkündet wird, zeigen die in seiner zweiten Schrift aufgestellten Punkte, von denen einer lautet: „Verfolgt man den Wandel der Bedeutungen nach rückwärts, so muß zuletzt eine tropische tertiäre Welt mit entsprechenden Tieren, Pflanzen, Erdformen und Klimaten sichtbar werden“³⁷). Von dieser semasiologischen Grundthese müßte er zur Überzeugung kommen, daß schon das ausgehende 18. Jhd. in Deutschland Eisenbahnverkehr und Elektrizität gekannt hätte, denn wir finden bereits um 1800 die Ausdrücke *Schlafwagen*, *Scheinwerfer* und *Telegraph*. Nur bedeuteten sie damals etwas anderes. Hier wird eine der Urtatsachen alles Sprachlebens übersehen: der Bedeutungswandel. Der Inhalt der Worte ist nicht etwas Festes, sondern etwas höchst Fließendes und Veränderliches, wobei sich die Veränderungen willkürlichster Metaphorik unterworfen zeigen. Dieselben Lautgebilde, die heute eine bestimmte Bedeutung haben, wiesen vor hundert Jahren eine völlig andere auf, und nur mühsame wortgeschichtliche Forschung vermag über das Wie und Warum dieses Bedeutungswandels Aufschluß zu geben. Zahlreiche Beispiele dafür in meinen wortgeschichtlichen Arbeiten. Wenn ferner bei Beweisführungen dieser Art der heutige Lautbestand einer Sprache unbedenklich als der nämliche angesehen wird, wie er vor Hunderten von Jahren existierte, so ist das ein Irrtum, der gleicherweise von sprachpsychologischer wie sprachgeschichtlicher Unkenntnis zeugt. Die Sprachwissenschaft weist mit den von ihr so sorgsam aufgezeigten Tatsachen des Lautwandels nach, daß die Artikulation gewissen Änderungen unterliegt, der phonematische Bestand einer Sprache zu verschiedenen Zeiten ein verschiedener ist. So ist im Deutschen die Spirans P, die das Englische bis zum heutigen Tage noch in der stimmhaften und der stimmlosen Form kennt, seit dem Durchdringen der II. Lautverschiebung geschwunden; bei unseren vorahd. Vorfahren war sie vorhanden.

In seinem Schimpansenwörterbuch macht Schwidetzky³⁸) den Versuch, nicht nur die Bedeutung der einzelnen Lautgebilde dieses Affen anzugeben, sondern sie auch als Etyma für menschengesprochene Worte anzusetzen, womit er grundsätzlich über das Lexikon von Yerkes-Learned hinausgeht. Seine Gleichungen lassen hier und auch sonst jede kritische Vorsicht vermissen. Wenn das erwähnte amerikanische Vokabular feststellt, daß Lautgruppen wie *m-m-m*, *mä*, *mäm*, *m-m-m-ngak* vom Schimpansen gebraucht werden für Essen, Freude am und Verlangen nach Futter, schließlich für Begehren und Sehnsucht überhaupt, so ist das eine entwicklungspsychologisch interessante Feststellung. Abzulehnen dagegen sind die Weiterführungen dieser Ansätze bei Schwidetzky. So etwa, wenn das deutsche Wort *spröde* abgeleitet wird³⁹) von dem Gibbonwort *pröt* oder wenn lat. *aurora*, griech. *αῦρα* zusammengehalten werden mit dem behaglichen Schnurrllaut *ur-ur-ur*, den die Makis ertönen lassen, wenn ihnen nach kalter Nacht die Morgensonne wärmend auf das Fell scheint. Ständig finden sich verderbende Weiterführungen vorsichtigerer Ansätze anderer Forscher. Da führt K. Franke⁴⁰) als Beleg für seine Theorie, die ersten Sachbezeichnungen seien aus primären Inter-

jektionen entstanden, die Vermutung an, das indochinesische Wort für Tiger *hu* sei in seinem klanglichen Bestand nichts anderes als der Schrecklaut, den dieses gefürchtete Tier bei den Urmenschen hervorrief. *Schwidetzky* geht noch weiter zurück; er leitet dieses chinesische Wort aus einem Schrecklaut der Gibbons ab.

Beweiskräftiger als diese gewaltsamen Versuche, „Sprachbrücken“ zwischen Tier und Mensch zu schlagen, sind gelegentliche Ausführungen, in denen *Schwidetzky* auf gewisse Anliegen der genetischen Sprachpsychologie zu sprechen kommt, wahrscheinlich ohne von diesen Gemeinsamkeiten eine Ahnung zu haben. Da ist etwa das Schichtenproblem. Unter diesem Begriff versteht er neben anderem auch das⁴¹⁾, was wir darunter befaßt haben, die Tatsache nämlich, daß die einzelnen Sinndimensionen der Sprache charakteristische Altersunterschiede der Entwicklung aufweisen und daß ferner die eigentliche Rede unterlagert ist von urtümlicheren Äußerungsformen vorsprachlicher Art. Die urtümlichen Lautgebilde, die der Mensch bei sogenannten Chokgefühlen ausstößt, zeigen eine archaisch-primitive Lautgebung und erweisen sich damit als sehr alter phylogenetischer Besitz, dessen Erwerb nach *Schwidetzky* weit über die Menschenaffen hinausreichen soll. So ist der als Lippenschnalz bezeichnete Kußlaut ein Lippensaugegeräusch — mit Atemumkehr wird es als *Affricata pf* und als *Aspirata ph* zum Ausdruck verächtlicher Abwehr verwendet —, das bei uns zwar vorkommt, aber nicht in der Vernunftsprache, sondern „in der sehr tiefen Schicht der unbewußten oder kaum bewußten“ Ausdruckslaute. Das ist eine zweifellos brauchbare Formulierung; die Gewalttätigkeit beginnt erst da, wo er diesen auf dem Weg der Einatmung erzeugten Laut als arteigenes Produkt des Orang-Utans bezeichnet und daraus seine Schlüsse zieht, wenn er diesen und ähnliche Laute als Überlebsel aus vormenschlichen Phasen auffaßt. Ebenso soll der bei Makaken und Meerkatzen anzutreffende Zungenschnalz (gesogenes *ts-ts-ts*) weit älter sein als die Säugetierreihe. Die Menschen haben denselben Laut noch heute; sie drücken damit Unwillen und Erstaunen aus. Erwähnung verdient, daß tierartige archaische Schnalzlaute in der eigentlichen Sprache nur bei primitivsten Stämmen (Buschmännern, Hotentotten) anzutreffen sind.

Vorsprachliche Expressivlautbildungen und eigentliche Sprachzeichen sind zentral verschieden lokalisiert. Die Großhirnlokalisation gilt nur für die echten Sprachzeichen, während Schreie und vorsprachliche Affektlaute andere Antriebsstellen haben. Hier wird auf das Schreien der Säuglinge und deren urtümliche Lautproduktionen verwiesen, ferner auf die Lautbildungen ununterrichteter Taubstummer, von denen behauptet wird, sie wiederholten uralte vormenschliche Lautformen. Daß diese allerurtümlichsten Lautgebilde quasi-sprachlicher Art vom verlängerten Mark aus betätigt werden, soll beweisen, daß sie ursprünglich nichts weiter waren als

Nebengeräusche der Atmung. In diesen Zusammenhängen werden gewisse Probleme aufgegriffen, die heute als echte Anliegen einer verhaltenspsychologischen Sprachbetrachtung gelten müssen, denen vor allem amerikanische Sprachpsychologen ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben. Vorläufer der Lautgebilde des „tiersprachlichen Lexikons“ sind Atem- und Freßgeräusche. Die späteren akustischen Zeichen entnehmen ihr Material dem Bestand an unwillkürlichen Begleitgeräuschen, die sich bei bestimmten Lebenserscheinungen von selbst einstellen. So werden etwa die Zungen- und Gaumenschnalze, die der Gecko unabsichtlich hervorbringt, wenn er seine klebrige Zunge gegen Insekten schleudert, von dieser Eidechsenart auch als quasi-sprachliche Ausdrucks-laute verwendet, die eine Form bei Zorn, Aggression und Hunger, eine sanftere zum Anlocken des andern Geschlechts. Wenn es dann weiter bei Schwidetzky heißt, diese anfänglich völlig unwillkürlichen lautlichen Nebenerscheinungen bestimmter Lebensvorgänge würden später bewußt und absichtlich hervorgebracht und als „Träger der Mitteilung“ verwendet, so ist gegen diese problemvereinfachende Formulierung Einspruch zu erheben. Von einem absichtsvollen Hervorbringen dieser Schnalzlaute als Träger einer Mitteilung, einem bewußten Senden von Zeichen, kann beim Gecko keine Rede sein. Wichtig aber bleibt der Entwicklungsschritt, der darin liegt, daß das ursprüngliche Begleitgeräusch des Fang- und Freßvorgangs auch ohne diesen äußeren Anlaß hervorgebracht, aus seiner Einbettung gelöst und zum für sich produzierten Ausdrucks-laut wird. Daß auch Pillsbury-Meader⁴²⁾ das Lautzeichensystem der Sprache in genetischen Zusammenhang setzen mit biologischen Geräuschhervorbringungen durchaus untersprachlicher Art, wurde im Abschnitt über „Sprache als Superstruktur“ bereits betont. Allerdings fehlt bei den Amerikanern die Unbekümmertheit des Ausgriffs in die phylogenetische Problematik.

Wir hatten vorhin zu zeigen versucht, auf welche Weise die physischen und psychischen Voraussetzungen zustandekamen, auf Grund deren der Erwerb der Sprache möglich war. Wie die Sprache der Hominiden ausgesehen und geklungen habe, wie ihr Laut- und Formenbestand beschaffen war, darüber hatten wir keine Erwägungen angestellt. Indes fehlt es an Vermutungen darüber nicht ganz.

So gründet K. H e r m a n seine Hypothesen über die Sprache der frühesten Menschen auf Primitivenpsychologie, Kindersprachforschung und paläoanthropologische Feststellungen. Aus den körperlichen Eigenschaften der ältesten Hominiden werden Rückschlüsse auf ihre Sprache gezogen. Das etwas geringere Hirngewicht dürfte auf die Sprachfähigkeit keinen wesentlichen Einfluß ausgeübt haben, eher war dies — was die peripherische, die artikulatorische Sprechfähigkeit anlangt — der Fall hinsichtlich der Entwicklung von Kiefer, Mundhöhle und Kinn. Hier werden die bereits kurz erwähnten Arbeiten von O. W a l k h o f f⁴³⁾ wichtig. Der Unterkiefer des Neandertalers hat an der Stelle, wo vorne an der Innenseite der Musculus genio-

glossus angeheftet ist, zwei Gruben, wogegen der Unterkiefer jüngerer Rassen hier einen Höcker hat. Daraus will man schließen, daß der genannte Muskel vom Neandertaler weniger beansprucht wurde und daher nur weniger stark angeheftet zu sein brauchte. Röntgenaufnahmen der Unterkiefer machen außerdem deutlich, daß nicht nur der erwähnte äußerlich feststellbare Unterschied besteht, sondern daß auch die Struktur der inneren Knochensubstanz (der Spongiosa) eine analoge Verschiedenheit aufweist. Beim Unterkiefer von La Naulette (Neandert.) ist die innere Knochensubstanz, die später verdichtet wird, noch sichtlich porös. Die Zunge des Neandertalers war zwar sehr beweglich, ließ sich aber weniger gut beherrschen, was die präzise Lautgebung behinderte. Während K. Frank e⁴⁴⁾, von dem wir eingehende Erörterungen dieser Dinge besitzen, die Neigung zeigt, die sprachbehindernde Wirkung dieser körperlichen Minderausbildung zu überschätzen, mißt ihr He ĩ r m a n⁴⁵⁾ mit vollem Recht keine sonderliche Bedeutung bei. Von seiner eigenen Rekonstruktion des Ursprachmodells war bereits kurz die Rede. Er nimmt für die älteste Zeit 5 Urselbtlaute und 15 Urmitlaute an; dergestalt kommt er zu einer Anzahl von 20 Wörtern, die den ganzen Wortschatz zu Beginn der sprachlichen Entwicklung ausgemacht haben sollen. Jedes dieser Urworte konnte durch Tonhöhe, Tonstärke und Klangfarbe mehrere Bedeutungen annehmen. Weitere Steigerung der Ausdrucksmöglichkeit besteht durch die Urlautgruppen. Die ältesten Urlaute waren wohl unartikuliert. Erst allmählich erlangten sie die Fähigkeit, sich miteinander zu verbinden, ineinander zusammenzuzießen in geschlossene mehrlautige Gebilde. Dabei ging die Entwicklung artikulierter Laute der Bildung mehrlautiger Worte voraus. He ĩ r m a n läßt es bei diesen allgemeinen Feststellungen nicht bewenden, sondern gibt sehr konkrete Ausführungen, wie das Lautsystem (und damit das Lexikon), das den frühesten Menschen zur Verfügung stand, ausgesehen haben könnte. Einiges davon wurde schon in einem vorhergehenden Abschnitt mitgeteilt.

K. Frank e ging bei seinen Forschungen zur Vorgeschichte der Sprache zunächst von einem Vergleich der Sprachentwicklung beim Kinde und der Menschheit aus. Er rekonstruiert die Ursprache auf Grund einer Theorie der elementaren Lautsymbole und reflektorischen Ausdrucks-laute, wobei ihm für seine phylogenetischen Rückschlüsse die Ontogenese der Sprache Ausgangspunkt und Material, eine damals verbreitete Reflexlauttheorie die theoretische Grundlage liefert.

Die unwillkürlichen Begleitlaute der Wahrnehmungen und ihrer Gefühlserträge bilden die Elemente der Sprache. Sie sind nicht völlig beliebig, sondern nach den sie erregenden Anlässen bereits bedeutsam differenziert. Die Sprache beginnt nach dieser Auffassung also mit einer Phase unwillkürlicher und unabsichtlicher Reflexlaute. In einer zweiten Phase werden diese Laute absichtlich hervorgebracht und in den Dienst von Appell-Leistungen gestellt. Die in dieser erstgenannten Schrift vorgetragene Entwicklungsfolge geht über die Angabe allgemeinsten glottogonischer Gesetzmäßigkeiten kaum hinaus. In einer zweiten Arbeit wendet sich Frank e mehr ins Konkrete und versucht eine Rekonstruktion der mutmaßlichen Sprache des Eiszeitmenschen. Da für den Sprachpsychologen dabei nicht viel herauskommt und uns außerdem der Raum fehlt, diese mit Zurückhaltung aufzunehmende Schrift einläßlich zu kritisieren, beschränken wir uns auf ganz Weniges. Nach seiner Ansicht ist der prähistorische Mensch erst verhältnismäßig spät zur Bildung einer vollen Sprache gelangt. Dieser Terminus „Vollsprache“ geht bei ihm nicht auf den Besitz

an Funktionen und Sinndimensionen, sondern auf den Lautbestand, den die Träger dieser Sprache artikulierend hervorzubringen vermochten. Er stützt sich dabei auf die erwähnten anatomischen Tatsachen, vor allem auf die mangelhafte Entwicklung des Kinns, die nach seiner Ansicht ein entsprechendes Funktionieren des *Musculus genioglossus* unmöglich machte. Von solchen und ähnlichen Erwägungen her kommt er zu dem Schluß, der Affenmensch zu Beginn des Diluviums habe noch keine artikulierte Sprache gekannt, sondern nur Sprachtöne und Handgebärden. Erst im achten Zehntel des Diluviums hätten sich die Anfänge einer einfachen artikulierten Sprache gebildet, die vorwiegend aus Labialen bestand und deren Ausdrücke den Lallworten zweimonatiger Kinder glichen. Zur Ausbildung von Dentalen sei es erst im Moustérien, zu Gutturalen und Palatalen im Aurignacien gekommen.

Der Psychologe, dem es weniger um die Ergebnisse des peripherischen Sprachgeschehens zu tun ist als um das zentrale, und dem bei Sprachentwicklungserörterungen vor allem das Zustandekommen der geistig-seelischen Voraussetzungen wichtig wird, weiß mit Ergebnissen, wie den von Frankes zweiter Schrift erbrachten, wenig anzufangen, selbst wenn sie auf festerem Grund stünden, als es faktisch der Fall ist.

6. Monogenese oder Polygenese?

Eine alte Streitfrage lautet: Ist die Sprache an *einem* Ort entstanden, bei einer kleinen Gruppe von Urhominiden, deren semantische Einrichtungen dann *die* Ursprache gebildet hätten, auf welche somit alle Sprachen der Erde zurückzuführen wären, oder hat sich Sprache unabhängig an mehreren Orten und bei verschiedenen Gelegenheiten entwickelt, was zur Annahme mehrerer Ursprachen berechtigen würde? In bezug auf die Menschwerdung selbst bringen die Paläobiologen gute Gründe vor, die eine monogenistische (-phyletische) Theorie weitaus wahrscheinlicher erweisen als die gegenteilige Ansicht. Die Menschwerdung ist ein einmaliger unwiederholbarer Vorgang. Es ist nicht anzunehmen, daß die dazu nötigen Bedingungen sich ein zweites Mal in gleicher Konstellation zusammenfanden, daß das Zusammentreffen verschiedener Umstände, das einem Aristanthropomorphenstamm den Entwicklungsweg zur Menschheit freigab, mehrfach stattfand. Polygenismus würde bedeuten, daß verschiedene Affenarten mehrmals aus sich heraus Menschen hervorgebracht hätten — und das scheidet nach Weinert als unmöglich aus. Der letzte entscheidende Schritt zum Menschen hin wurde nur ein einziges Mal getan, und jener Gruppe von Summoprimaten, die ihn zu tun vermochte, entstammt die ganze Menschheit.

Bedeutet nun die Anwendung dieser paläobiologischen Einsicht auf eine Entstehungslehre der Sprache ein Bekenntnis zum Monogenismus? Ja und Nein! Ersteres, wenn wir „Sprache“ im Sinn von „langage“ fassen, letztere, wenn „langue“ darunter verstanden wird. Sprache als Sprachfähigkeit, als Vermögen, sich eines darstellenden Zeichengefüges zur Symbo-

lisierung und berichtenden Mitteilung von erlebten Sach- und Sinnverhalten zu bedienen, ist ein einmaliger Erwerb. Er war nur möglich in einer Gruppe von Anthropoiden oder besser Prähominiden, die durch den Druck außergewöhnlicher Umstände zu einer Entwicklung emporgetrieben waren, die über das Tierische bereits hinausging, und auch hier war er der Intuition einiger hochbegabter Individuen, denen außerdem noch der Zufall in dem Sinn zuhelfen mußte, daß eine glückliche Situation unmittelbar einsichtige und überzeugende Verständnishilfen darbot, vorbehalten. Wie sich nach der Auffassung eines Entwicklungspsychologen eine derartige Situation abgespielt haben könnte, wurde im Abschnitt über die Sprachfunktionen zu zeigen versucht. Wenige eindrucksvolle Urerlebnisse dieser Art genügten wohl, um allen beteiligten Mitgliedern der primitiven Horde diese neue Sinndimension zu erschließen, durch welche die Leistungsfähigkeit ihres bisherigen semantischen Systems so entscheidend erweitert wurde. Damit war Sprache als „langage“ erobert. Aber ob von den kaum artikulierten Zufallslautgebilden, die bei aller artspezifischen Fixierung doch in dem Augenblick weitgehend umbildsam (plastisch) werden mußten, wo sie nicht mehr Expressivlaut für wenige typische Erlebnisse des Zustandsbewußtseins, sondern darstellende Zeichen für Inhalte des Gegenstandsbewußtseins wurden: ob sich von diesen frühesten Lautgestalten irgendetwas erhielt, was als fester Bestand einer „Ursprache“ in alles Folgende ein- und damit weiterging: das ist eine Frage, deren Entscheid zumindest dem Sprachpsychologen unmöglich ist. In bezug auf die Entstehung der „langues“ geht also ein Polygenismus sehr wohl an. Die Fähigkeit, sich darstellender Zeichen zu Informationszwecken zu bedienen, konnte an Hand weniger Lautgebilde erworben worden sein, die alsbald von der großen Masse der nach dem entscheidenden Schritt rasch aufkommenden Verständigungszeichen überwuchert wurden. Vielleicht wurden die ersten Lautgebilde von einer anderen Horde gar nicht übernommen, die von den ersten Sprachschöpfern die formale Fähigkeit der intentionalen Verständigung mit Hilfe von Lautzeichen gelernt hatte. Ob also von dem Wortbestand des Ursprachenmodells in irgendeiner Sprache noch etwas erhalten ist, läßt sich mit Sicherheit nicht entscheiden. Angenommen wird es freilich und es fehlt nicht an Versuchen einer Rekonstruktion des lexikalischen Bestandes der Ursprache.

Forschungsbestrebungen dieser Art werden von der wissenschaftlichen Linguistik zumeist abgelehnt, andererseits aber kommt diese von sich aus zur Annahme des Monogenismus, allerdings ohne den Anspruch zu erheben, dafür im einzelnen den Beweis erbringen zu können. Hieher gehören nicht nur Forscher wie Delitzsch, Möller, Reinisch⁴⁶⁾, sondern auch Finck⁴⁷⁾ und Gabelentz⁴⁸⁾. Jener spricht es als Vermutung aus, daß sämtliche Sprachen auf eine einzige zurückgehen, dieser

läßt sich auf konkretere Erörterungen ein, die auch entwicklungspsychologisch interessant sind.

Die Urverwandtschaft der Sprachen ist zwar nicht exakt beweisbar, aber die Frage, wie es bei Annahme einer einheitlichen Ursprache zu den tiefgreifenden Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Sprachen gekommen sei, ist mit so großer Wahrscheinlichkeit hypothetisch zu beantworten, daß sich hieraus fast ein Argument für den Monogenismus ergibt. Nimmt man an, alle Sprache wäre an einem einzigen Punkt der Erde, unter einer einzigen Horde von Urmenschen entstanden, so bedürfte es noch keines babylonischen Turms, um die tiefgreifenden Unterschiede zwischen den einzelnen Sprachen zu erklären. Des Allgemeinen war doch nur wenig, die individuelle Weiterentwicklung hatte somit breiten Spielraum. Nun teilte sich die Horde, und der Sprachverkehr unter den einzelnen Schwärmen hörte auf. Der Auswanderer harnten neue Aufgaben und Anregungen, die neue Denk- und Lebensgewohnheiten bedingten. Und die Sprache, mit der sie dies alles bearbeiteten, hatte doch mehr Knorpel als festes Gebein, war um so bildsamer, je ungebildeter sie war. Wie schnell mochten sich da die verwandtschaftlichen Züge verwischen, wie wenige waren es im Grunde gewesen.

Mit dem hier vorgetragenen Bekenntnis zum Monogenismus, das sich allerdings nur auf den Erwerb der formalen Sprachfähigkeit bezieht, ist eine Selbstkorrektur ausgesprochen. In einer früheren Arbeit⁴⁹⁾ habe ich mich unter dem Einfluß bestimmter Richtungen in der Sprachwissenschaft, von denen ich herkam, sowie unter dem Eindruck von Weiterbildungen der Gleichförmigkeitstheorie des Psychologen K. Marbe, zu einem Polygenismus bekannt. Ich hatte darauf hingewiesen, daß die Gesamtheit der menschlichen Kulturschöpfungen voll der überraschendsten Gleichförmigkeiten ist, die unabhängig voneinander entstanden sind. Gleichheit der Entstehungsbedingungen erzeugt diese Übereinstimmungen, die als Konvergenzen im biologisch-genetischen Sinn zu erklären sind. Die Annahme geschichtlicher Abhängigkeit oder einer gemeinsamen Wurzel schien unnötig. So sah ich denn W. Oehl im Recht⁵⁰⁾, wenn er im Gegensatz zu Trombetti die immer wieder anzutreffenden Übereinstimmungen lautmetaphorischer und onomatopoetischer Art im Sinn seines Elementarparallelismus polygenistisch erklärte. Er sagt da einmal programmatisch: „Während Trombetti seine weltumspannenden Wortübereinstimmungen durch ursprachliche Monogenese erklärt, glaube ich ihren elementarparallelen Ursprung durch psychologische Polygenese in immerwährender Neuschöpfung erklären zu können“.

Hier wird nun eine grundsätzliche Erörterung des Begriffs und der Tatsache der Gleichförmigkeiterscheinungen nötig, in denen ich ein wichtiges sprachpsychologisches Anliegen sehe. Da indes diese Ausführungen den Rahmen dieses Teilabschnitts sprengen würden, seien sie in Form eines Exkurses nachgetragen. Einiges von dem dort näher zu Begründenden muß jedoch schon hier vorweggenommen werden. Unsere Erörterung der Gleichförmigkeiterscheinungen wird darzutun imstande sein, daß Be-

hauptungen, wie die von Oehl ausgesprochene, nur mit einer grundsätzlichen Einschränkung anzuerkennen sind. Oehl ist im Recht für das ganze ungeheure Gebiet der Sprachentwicklung, d. h. der Fort- und Weiterbildung bereits vorhandener Sprachen. Hier kommt es tatsächlich in den verschiedensten Sprachgemeinschaften stets von neuem zu von einander völlig unabhängigen Konvergenzerscheinungen in bezug auf Laut- und Bedeutungswandel, Analogiebildungen, Kontaminationen usw.; auch zu den nämlichen Lall-, Bild- und Schallwörtern kann es an verschiedenen Orten ohne geschichtliche Berührung und Abhängigkeit in gleicher Weise kommen. Aber diese Übereinstimmungen im Bereich der Sprachentwicklung sagen nichts Verbindliches darüber aus, wie der erste entscheidende Schritt zur Vollsprache getan wurde und ob das mehrmals unabhängig geschehen ist. Ein Beweis gegen den Monogenismus, wie wir ihn verstehen, sind sie jedenfalls nicht. Sie sagen nichts gegen die einheitliche Entstehung der Sprache im Sinn von „langage“, die an Hand eines Lautzeichenmaterials erworben wurde, von dem nichts sicher Erfassbares übrig geblieben ist, weil es unerkennbar eingeschmolzen ist in spätere Bildungen oder völlig verdrängt von solchen. Die entscheidenden Schritte der Menschwerdung sind in geistiger Hinsicht ja noch nicht von einer ausgebildeten Vollsprache, sondern wohl erst von dispositionellen Ansätzen dazu begleitet gewesen.

Wenn die Paläobiologen und genetischen Psychologen sich zur Monogenese bekennen, während die konservativeren Sprachforscher überwiegendenteils bei der Annahme der Polygenese beharren, so hat dieser Meinungsstreit seine Ursache in einer Verschiedenheit der ins Auge gefaßten Entwicklungszustände. Die Naturforscher ergreifen den primärsten Entstehungszustand, wogegen die Sprachwissenschaftler durch das ihnen zugängliche Gebildematerial verführt werden, nicht die tatsächlichen Uranfänge, sondern die Ergebnisse späterer Entwicklungsphasen ins Auge zu fassen. Wenn die Sprachwissenschaftler der Ansicht sind, gewisse letzte Urverschiedenheiten wären bei aller zentripetalen Dynamik der sprachwissenschaftlichen Forschungsarbeit eben doch nicht aus der Welt zu schaffen, so ist damit nur das bindend ausgesprochen, daß der in Frage stehende Erweis nicht sprachgeschichtlich zu führen ist. Mit der Undurchführbarkeit des historischen Erweises ist aber noch nicht das Gegenteil erhärtet. Wie rasch und gründlich sich Sprachen auseinanderentwickeln können, dafür liefert sogar die noch historisch zu bewältigende Zeitspanne Belege zur Genüge. In primitiven Sprachen ohne Schrift und Schrifttum vollzieht sich diese bis zur völligen Andersartigkeit gehende Weiterentwicklung erstaunlich schnell; verschiedene australische Sprachen sind dafür Beleg. Ebenso liefert die Amerikanistik Beispiele. In Oregon, einer Landschaft nur wenig größer als Frankreich, sind dreißig verschiedene Sprachfami-

lien anzutreffen. Diese Tatsache wird von H. Hale⁵¹⁾ folgendermaßen erklärt. Wenn, wie das bei amerikanischen Jägervölkern früher häufig war, einzelne Familien vom Hauptstamm abwanderten und für sich ein entlegenes Tal in Besitz nahmen, so konnte es bei den Bedingungen des Jägerlebens unschwer dazukommen, daß Kinder etwa nach dem plötzlichen Tod ihrer Eltern sich auf sich selbst angewiesen sahen und damit in eine sprachschöpferisch ebenso günstige wie interessante Lage versetzt waren. Es zeigt sich nämlich, daß Kinder durchaus imstande sind, eine eigene Sprache zu schaffen, wenn nur einem von ihnen ein Minimum von sprachlicher Anregung durch Erwachsene zuteil geworden ist. Von diesen und ähnlichen Dingen wird im zweiten Band noch eingehend die Rede sein müssen. Hier sei festgestellt, daß derartige Tatsachen nicht als Beweisgründe für einen Polygenismus ins Treffen geführt werden dürfen. Denn die zurückgelassenen Kinder, die sich in der freigebigen Natur und dem milden Klima Kaliforniens allein behelfen konnten, hatten doch bereits von ihren Eltern sprachliche Anregungen erfahren. Sie waren im Besitz von „langage“, mochte auch der übernommene dürftige Wortbestand mangels steter Korrektur durch eine Norm alsbald stark verändert und durch neue eigene Bildungen verdrängt worden sein. Die Fähigkeit, sich darstellender Lautzeichen zu Zwecken der Verständigung zu bedienen, das Wissen darum, daß Derartiges überhaupt möglich ist, mußte zumindest von einem der dabei beteiligten Kinder durch ein wenn auch nur kurzes Zusammenleben mit sprachbesitzenden Erwachsenen erworben worden sein. Diesem entscheidenden formalen Erwerb gegenüber war der lexikalische Bestand unwichtig. Ich sehe in diesen wohlbelegten Tatsachen eine Bestätigung für meine Theorie des Monogenismus hinsichtlich der Sprachfähigkeit, die einen Polygenismus in bezug auf das Zustandekommen der einzelnen sprachlichen Zeichengefüge nicht ausschließt.

Die monogenistische Theorie ist so wohl gestützt, daß sie auf unzulängliche Argumente verzichten kann. Ein solches wäre etwa zu sehen in der Gleichheit der menschlichen Sprachanfänge in der Ontogenese: das Lallen der Kleinkinder ist bei den verschiedensten Völkern im wesentlichen gleich. Auch größere Kinder produzieren einen ziemlich übereinstimmenden Lautbestand, wenn sie — wie das bei Taubgeborenen der Fall ist — ohne akustische Beeinflussung durch die Außenwelt bleiben und erst verhältnismäßig spät mit lautsprachlichen Hervorbringungen vertraut gemacht werden.

Der Taubstummenlehrer R. Lindner⁵²⁾ stellt bei Taubgeborenen die Wirksamkeit vererbter Sprechbewegungen fest. Da das taubstumme Kind, auch wenn es in der Lautsprache unterrichtet wird, erst spät sprechen lernt, haben bei dieser Verzögerung der geistigen Entwicklung angestammte, altererbte Triebe Zeit zu ihrer ureigentümlichen Entfaltung. Auch in den lautlichen Ausdrucksbekundungen

kommt urtümlicher phylogenetischer Besitz zur Geltung. Ererbte Sprechbewegungen laufen bei ihm ab und seine ungehemmten Affekte sind zumeist mit unwillkürlichen Lautäußerungen archaischer Struktur verbunden. Lindner sieht darin erbsprachlichen Besitz. Bemerkenswert ist das Vorhandensein urtümlicher Lautgebungen (Schnalz- und Blählaute), durch welche diese Erbsprache der Taubgeborenen mit Lautbeständen tiefstehender Primitiver übereinkommt. Diese urtümlichen Laute sind bei den taubstummen Kindern fest eingewurzelt; auch nachdem sie bereits lange in der Lautsprache unterrichtet worden sind, fallen sie bei Explosiv- und Zischlauten in primitive Schnalze zurück, und zwar nicht selten. In diesen und ähnlichen Erscheinungen will Lindner Atavismen sehen, die über die Geschichte der Menschensprache hinausreichen. Wenn er weitere Parallelen der lautlichen Hervorbringungen taubstummer Kinder mit der Tiersprache in dem „Herauswachsen der Lautgebung aus einer Gefühlsgrundlage zu einer vorgestellten willkürlichen Zeichengebung“ sieht, so muß dagegen zumindest eingewendet werden, daß das von ihm mitgeteilte Material diesen wichtigen Entwicklungsschritt in keiner Weise deutlich werden läßt⁵³). Auch Schwidetzky⁵⁴) glaubt sich berechtigt, die Übereinstimmung kindlicher Lalläußerungen mit bestimmten Tierlautgruppen — als besonders überzeugendes Beispiel erscheint ihm dabei die Tatsache, daß das schimpansische *ngäk* in der Lallsprache des Kindes als *ngä* wiederkehrt — zu allerhand genetischen Schlüssen zu verwenden. Darauf sei lediglich entgegnet, daß Lallen noch nicht Sprache ist, höchstens den Lautbestand dafür bereitstellt. Der entscheidende Schritt vom Lallen zur Sprache liegt nicht im Bereich des Peripherischen, der Artikulationen, sondern wird von innen her getan. Und diesen entscheidenden Schritt hat Schwidetzky in keiner Weise aufzuzeigen vermocht.

Er ist übrigens weit davon entfernt, diese Feststellung einer Erbsprache, d. h. eines gleichbleibenden Bestands an vorsprachlichen Ausdruckslauten im Sinn einer monogenistischen Theorie auszuwerten: vielmehr vertritt er in bezug auf die Entstehung des Menschen einen ausgesprochenen Polygenismus. Die paläoanthropologische Widerlegung dieser Ansicht ist nicht unsere Sache, lediglich über den damit verbundenen Sprach-Polygenismus sei einiges Kritische gesagt. Es findet sich bei ihm folgende These: „Vergleicht man den Lautbestand der verschiedenen Herrentiere, so kommt man bald zu dem Ergebnis, daß keine einzelne Sprache den Ausgangspunkt der menschlichen Sprache gebildet, sondern daß nur eine Vereinigung mehrerer Herrentiersprachen dieses Ergebnis gehabt haben kann“. Es sollen also die semantischen Systeme von Schimpanse, Orang-Utan, Gibbon usw. in die Sprache des Menschen eingegangen sein und dort von Anfang an gewisse Verschiedenheiten bewirkt haben. Wir lehnen diese These ab. Ob es jemals möglich sein wird, die genetischen Verbindungen zwischen Menschensprache und den semantischen Systemen der Affen lückenlos aufzuweisen — was ich für ausgeschlossen halte — bleibe dahingestellt. Sicher ist nur, daß Schwidetzky für seinen Teil diesen genetischen Nachweis nicht erbracht hat. Denn gelegentliche Übereinstimmungen im Lautlichen brauchen nichts zu besagen. Die Zahl der Sprachlaute, die die menschlichen oder menschenähnlichen Sprachorgane hervorzubringen vermögen, ist ver-

hältnismäßig gering, es muß daher stets von neuem und immer wieder zu gewissen zufälligen Übereinstimmungen kommen. Und wenn man dann noch nach Belieben Umgestaltungen vornimmt, jeden nicht zur Theorie passenden Laut unbedenklich ausmerzt, jeden benötigten, aber nicht vorhandenen kraft eigener Machtvollkommenheit ansetzt als ‚sinnfreien Rasselaut‘, so läßt sich mit dieser Methode alles beweisen, nichts freilich, was wissenschaftlicher Kritik standhielte. Somit ist auch dieser Polygenismus nicht imstande, die von uns vorgeschlagene kritisch eingeschränkte monogenistische Theorie zu widerlegen.

7. Exkurs über Gleichförmigkeitserscheinungen

Die hier zu erörternden Dinge sind Gegenstände des Fragenbereichs der sprachlichen Fort- und Weiterentwicklung, reichen daher über die Anliegen des Sprachursprungskapitels hinaus. Wenn wir sie im Anschluß daran behandeln, so geschieht dies, weil von diesen Problemen im vorigen Abschnitt, wo sie in bestimmte Beweisführungen eingebaut waren, mehrfach die Rede war.

An den verschiedensten Stellen des Erdballs, bei Völkern, die nachweislich keinerlei Berührung aufeinander ausgeübt haben, kommt es stets von neuem zu auffallenden Gleichförmigkeitserscheinungen im Bereich des Sprachlich-Gebildemäßigen. Diese Übereinstimmungen haben ihre Ursache in der seit den entscheidenden Schritten des geistigen Aufstiegs der Menschheit im allgemeinsten und fundamentalsten Bestand gleichbleibenden psychischen Struktur des Menschen und dem übereinstimmenden Bau seiner Sprachorgane.

K. M a r b e⁵⁵⁾ hat eine Reihe solcher Erscheinungen im Bereich des Lautlichen und des Grammatischen zusammengestellt. So wird *ā* zu *ē* im Jonisch-Attischen und Englischen, *ki* zu *ēi* und *tsi* im Romanischen, Neugriechischen und Slawischen, *au* wird zu *o* im Lateinischen, Ahd. und sonst noch mehrfach; die Form des Genitivs wird durch Umschreibung mit *von* ersetzt im Romanischen, Holländischen, Englischen, der deutschen Umgangssprache und in neugriechischen Dialekten; im Romanischen, Englischen und Neugriechischen wird der Komparativ durch *mehr* ausgedrückt; Zeichen des Perfekts ist die Umschreibung mit *haben* im Neugriechischen, Albanischen, Romanischen und Germanischen; die Verwendung von *wo* als Relativpartikel anstatt *welcher* findet sich im Neugriechischen und in deutschen Mundarten. Über solche Gleichförmigkeiten im Bereich grammatischer Einzelheiten hinaus vermag nachgewiesen zu werden, daß viele Sprachen genau entsprechende *Analogiebildungen* aufweisen und daß die sprachlichen *Entwicklungs-gesetze* gleicherweise für Primitiv- wie für Kultursprachen gelten⁵⁶⁾.

Die Aufzählung solcher Gleichförmigkeiten vermöchte noch lange fortgesetzt zu werden und zwar von zwei Gesichtspunkten aus. Zunächst auf dem Weg einer Durchmusterung des von den vergleichenden Sprachfor-

schern bereitgestellten historischen Stoffes, sodann aber durch den Aufweis von Fällen, die darzutun vermögen, daß bestimmte Artikulationseigentümlichkeiten und sonstige Sprachgewohnheiten, die zum Auftreten geschichtlich wohlbelegter Sprachänderungen geführt haben, heute noch lebendig und nachweisbar sind. Im Sinn dieser zweiten Zielsetzung habe ich eine kleine Sammlung zur sprachpsychologischen Kasuistik angelegt, aus der im folgenden einiges mitgeteilt sei. Durch Beispiele solcher Art, die ehrwürdige sprachgeschichtliche Erscheinungen mit dem Sprachleben des Alltags zusammenhalten, vermag dargelegt zu werden, daß es sich bei derartigen Dingen um diachronische Invarianzen handelt, die — als Auswirkung der Konstanten im Bereich des psychisch-zentralen und peripherisch-artikulatorischen Sprachgeschehens — ein wichtiges Anliegen des Sprachpsychologen bilden, für den es interessant zu wissen ist, daß es zu bestimmten Erscheinungen stets von neuem kommt.

Zu Beginn der Umwandlungen, die vom Volkslatein zum Altfranzösischen führen, stellt sich bei Wörtern, die mit *s*+Konsonant anlauten, ein *e*-Vorschlag ein, das sogenannte *e*-protheticum. So wird *stabulum* zu *estable* (neuf Franz. *étable*), *statum* zu *esté* (*été*), *scola* zu *escole* (*école*) usw. Im Italienischen kommt es normalerweise zu einem solchen Vokalvorschlag nicht, nur unter bestimmten Positionsbedingungen tritt vor dem *s*-impurum ein prothetisches *i* auf: *strada*, aber *per istrada*, *scuola*, aber *in iscuola*, *stalla*, aber *chi ha cavallo in istalla può ire a piè*, *Svizzera*, aber *in Isvizzera*. Prothetische Vokale sind für den Sprachgeschichtler keine vereinzeltten Erscheinungen. Einen *e*-Vorschlag vor *r* und *l* gibt es im Griechischen und sonst. Zu Artikulationsbesonderheiten, die unter günstigen Umweltbedingungen zu einer Änderung des Lautbestandes im angegebenen Sinn führen könnten, kommt es aber auch heute noch. In Wien war um 1930 ein Rundfunksprecher tätig, der anlautendes *s* vor Vokalen mit besonders tönendem Stimmeinsatz sprach, so daß bei ihm die bekannte Wendung der Ansager bei ihm deutlich wie *Esie hören jetzt* klang. Wenn solche zunächst individuelle Aussprachegewohnheiten von einflußreichen, „tonangebenden“ Persönlichkeiten in die Welt gesetzt werden und auf eine gewisse Bereitschaft bei anderen Individuen treffen, denen eine ähnliche Sprechweise naheliegt, so kann daraus eine allgemeine Lautumbildung erwachsen. Findet der okkasionell-individuelle Lautwandel keine Nachahmung, so führt er zu keiner usuell-generellen Erscheinung, sondern ist zum Absterben verurteilt. Wie die von engsten Kreisen ausgehenden Modeaussprachen die Sprachgewohnheiten eines ganzen Volkes und damit den Lautbestand einer Sprache umzuwandeln vermögen, dafür liefert die Lautgeschichte des Französischen interessante Beispiele.

Als Musterbeleg für das *e*-protheticum findet man in den Grammatiken oft die Gleichung *scintilla* — *êteincelle*, die uns außerdem als Beispiel für eine weitere immer wieder anzutreffende Erscheinung wichtig wird: die Lautpermutation und Metathese. Damit aus dem lateinischen Wort die angegebene französische Form werden konnte, mußte ein Wort **stincilla* vorangegangen sein. Und damit ist eine Erscheinung aufgewiesen, für die jeder Sprachgeschichtler Aberdutzende von Belegen bereit hat. Lat. *acetum*, das noch im Gotischen als *aket* (*akeit*) erscheint, muß zu *atecum* umgeformt worden sein, bevor es den Ausgang für ahd. *ezzih* abgeben konnte. Oder man vergleiche lat. *crocodilus*, ital. *coccodrillo*, deutsch *kitzeln*,

engl. *tickle*. Die stets von neuem wirksamen Ursachen dieser Erscheinung sind: Vorgänge des Versprechens auf Grund des Nichtzustandbringens der geforderten Aussprache, was zu unbewußten Dissimilationen und Vereinfachungen führt; ferner Lautumstellungen zufolge mangelhaften Wissens. Man hat etwa ein bestimmtes Wort nur selten und undeutlich gehört, entsinnt sich seiner nur ungenau oder kennt es nur vom Schriftbild her. So fragte mich im Sommer 1935 ein weststeirischer Schloßgärtner, ob es wohl Krieg geben würde zwischen Italien und „Assebinien“. Auch spielerische Lautumstellungen kommen vor, und solche absichtliche Verstöße gegen die Norm haben zugleich mit ihrem komischen Ertrag bei primitiven Gemütern eine gewisse Bereitschaft, sich durchzusetzen, wie sich ein Unsinn oft rascher und nachhaltiger ausbreitet als eine richtige Einsicht. Wenn sich solche komisch entstellte Formen im Familienkreis etwa festgesetzt haben, so kann es u. U. Mühe kosten, die korrekte Form hervorzubringen. Ein anderes Beispiel. Im Gefolge der ahd. Lautverschiebung kommt es im Konsonantismus neben anderen auch zu folgender Änderung. Der harte Reibelaut P wird zur stimmhaften Spirans und weiterhin zur Media d: got. *pata*, engl. *that*, ahd. *daz*; got. *preis*, engl. *three*, deutsch *drei*; got. *airpa*, engl. *earth*, deutsch *Erde*. Zu einer analogen Umwandlung des p zu d scheint es in unseren Tagen in Nordamerika und verschiedenen Mundartbereichen Englands zu kommen. Einer meiner nordamerikanischen Hörer, den ich wegen dieser an ihm sehr deutlich zu beobachtenden Ausspracheänderung befragte, bestätigte meine Beobachtung und gab als Grund für diesen Wandel die beschleunigte Sprechgeschwindigkeit an, ohne von den Erwägungen Marbes, Thumbs u. a. über den Einfluß zunehmender Sprechgeschwindigkeit auf Aussprache und Lautbestand etwas zu wissen. Das engl. *th* ist kein bequemer Laut; er scheint es auch für diejenigen nicht zu sein, die von Kindesbeinen mit ihm vertraut sind. Hier ist es nun interessant festzustellen, daß ständig zu den nämlichen Ausspracheerleichterungen gegriffen wird. Beschleunigung des Redetempos und die in deren Gefolge sich einstellenden Lautverschleifungen, -umbildungen und -vereinfachungen führen stets von neuem zu den nämlichen Ergebnissen. Die Unfähigkeit, bestimmten Artikulationsanforderungen zu genügen, die ein aus fremder Sprache übernommenes Wort enthielt, führte oft zu lautlichen Umgestaltungen, die sich ebenfalls meist auf typische Formeln bringen lassen. Im deutschen Eigennamen *Karl* war für die Slawen das *rl* unaussprechbar. Sie halfen sich durch Einschleiben eines ausspracheerleichternden Sekundärvokals, aus dem so entstandenen Wort **karal* wurde dann ihr Wort für König *kral*. Den Ungarn, die diesen Ausdruck als Lehnwort übernahmen, machte wiederum die Aussprache des anlautenden *kr* Schwierigkeiten; sie schoben einen Vokal ein, so entstand ihr Wort für König *király*. In die Bearbeitung dieser Erscheinungen, deren Aufzählung unbegrenzt fortzusetzen wäre, haben sich Sprachpsychologe und Sprachgeschichtler zu teilen. Jenem obliegt der Aufweis der hier wirksamen allgemeinsten Gesetzmäßigkeit und deren Erklärung aus der psychophysischen Struktur des sprechenden Menschen, diesem ist die Zergliederung des Kräftespiels vorbehalten, das im konkreten geschichtlichen Fall zu dem vorliegenden Ergebnis geführt hat.

Aber nicht nur das Gebiet des Lautwandels kennt derartige Gesetzmäßigkeiten und damit Gleichförmigkeitserscheinungen, im Bereich des Bedeutungswandels sind sie nicht minder zahlreich und nicht minder auffallend. Die soeben erwähnte Gleichung *Karl* — *kral* — *király* liefert uns ein Beispiel für einen typischen Fall von Wortgewinnung, für den man den Ter-

minus eponymische Neubildung vorgeschlagen hat. Der Eigenname eines besonders bekanntgewordenen und repräsentativen Vertreters eines Standes, einer Würde, eines Schicksals wird zum Appellativum, ebenso liefert gelegentlich der Name des Erfinders die Bezeichnung für die Sache: hieher gehören die Beispiele: *Caesar — Kaiser — Csar (Zar)*; *Schrapnell*, *Boycott* usw., desgleichen technische Tätigkeitsbezeichnungen, deren Stamm durch den Eigennamen des betreffenden Erfinders oder Entdeckers gebildet wird: *galvanisieren*, *faradisieren*, *röntgen* usw. Die Beispiele für die auf dem Gebiet des Bedeutungswandels aufweisbaren typischen Fälle (Bedeutungsverengung, -erweiterung, -übertragung, -erhöhung, -verschlechterung usw.) sind so zahlreich, bieten sich dermaßen leicht an, daß man auf sie verzichten kann. Nur folgendes Grundsätzliche sei mit Nachdruck betont. Metapher, Metonymie, Synekdoche usw. sind nicht bloß bewußt aufgesuchte Formen der dichterischen Wortwahl, sondern ebenso sehr allgemeine Kategorien und Leitgedanken der Bedeutungsentwicklung. Immer wieder ist das Gesetz euphemistischer Umschreibung peinlicher Vorstellungen am Werk, desgleichen der von uns als exeuphemistische Tendenz bezeichnete Zug der Bedeutungsentwicklung, der darin besteht, daß die Euphemismen ihre verhüllende Kraft alsbald verlieren, wodurch neue Euphemismen nötig werden. Sieht man den Sprachschatz der Frauen aller Zeiten und Länder in bezug auf das sogenannte sexuelle Tabu usw. an, so wird man den Leitgedanken der schonenden Zuweit- und Zuallgemein-Bezeichnung stets von neuem am Werk finden. Dergestalt kommt es auf Schritt und Tritt zu bedeutungsgeschichtlichen Gleichförmigkeitserscheinungen. Wer auch nur einen kleinen Abschnitt der Wortgeschichte einer Sprache historisch behandelt⁵⁷), wird reichlich Gelegenheit haben, eine Reihe metahistorischer Kategorien des Bedeutungswandels festzustellen und damit bestimmte sprachpsychologisch zu erfassende Leitendenzen überzeitlicher Geltung am Werk zu sehen. Daß im Bereich der gesamten Sprachentwicklung solche Gleichförmigkeiten und Übereinstimmungen aufzuweisen sind, ist der beste Beweis dafür, daß es hier Invarianzen und Konstanzen gibt, die in ihrer Wirksamkeit nur durch Zurückgreifen auf die allgemeinere Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes- und Seelenlebens erklärt werden können.

Damit ist am Schluß der Ausführungen dieses Bandes ein erneuter Beweisgrund für die Notwendigkeit sprachpsychologischer Forschungsarbeit erbracht, deren wissenschaftstheoretische Rechtfertigung uns in den ersten Abschnitten beschäftigte. Daß die erwähnten Gleichförmigkeitserscheinungen unbeschadet der hier feststellbaren Wirksamkeit allgemeiner psychischer Gesetze nicht als Argumente für eine polyphyletische Entstehungstheorie verwendet werden dürfen, ist nach all dem bereits Gesagten wohl

klar. Denn hier handelt es sich um Vorgänge, die dem zeitlichen Bereich der Fort- und Weiterentwicklung der Sprache angehören und die dahinterstehende psychische Gesetzlichkeit ist eine epigenetische Tatsache; sie wurde erst ausgebildet, nachdem durch den Erwerb der Sprache der Schritt zum vollen und eigentlichen Menschentum getan worden war⁵⁸).

Anmerkungen und Schriftumsnachweise

Vorbemerkung. Aus Gründen des Raumes können nur solche Schriften angeführt werden, auf die in der Darstellung Bezug genommen worden ist. Das Nichtanführen einer Arbeit bedeutet daher nicht, daß mir diese unbekannt geblieben, auch nicht, daß ich sie für minderwertig halte, sondern lediglich, daß sie keinen unmittelbaren Einfluß auf die Darstellung ausübte. Gleichfalls aus Gründen des möglichst zu sparenden Raums folgt der Schriftennachweis nicht den Unterteilungen des Textes, sondern hält sich an die Abschnittseinteilung, die zwischen den Hauptstücken und den Unterteilungen steht.

I. Hauptstück: Wissenschaftslehre der Sprachpsychologie

A. Wesen, Ziele und Aufgaben der Sprachpsychologie

¹⁾ J. Wagner, *Angewandte Psychologie*. (= Einf. in d. neuere Psychol., hg. v. Saupé. 4. & 5. Aufl. 1931. S. 198 ff. — ²⁾ B. Delbrück, *Grundfragen der Sprachforschung*. 1901. S. 42. — ³⁾ K. Voßler, *Sprache als Schöpfung u. Entwicklung*. 1905. S. 20 ff. — ⁴⁾ O. Niemeyer, *Methodisches und Tatsächliches zur Sprachpsychol. Arch. f. d. ges. Psychol.* 97 (1936). S. 450 ff. — ⁵⁾ G. v. d. Gabelentz, *Die Sprachwissenschaft*. 2. Aufl. 1901. S. 427. — ⁶⁾ J. B. Rieffert, *Sprechtypen*. XII. Congr. d. deutschen Gesellsch. f. Psych. Bericht 1932. S. 409 ff. — ⁷⁾ H. Freyer, *Theorie des objektiven Geistes*. 1923. — ⁸⁾ H. Fuchs, *Die Sprache des Jugendlichen im Tagebuch*. *Zeitschr. f. angew. Psychol.* 29 (1927). S. 74 ff. — ⁹⁾ A. Busemann, *Die Sprache der Jugend als Ausdruck der Entwicklungsrythmik. Quellen u. Studien zur Jugendkunde* 2. 1925. — ¹⁰⁾ S. Fischer, *Die Methoden der Individualpsychol. der Sprache*. (=Handbuch der biol. Arbeitsmethoden, hg. v. Abderhalden. Abt. VI, Teil B, Heft 2. 1923. S. 487 ff. — ¹¹⁾ F. Kainz, *Die Sprachpsychol. d. deutschen Romantik*. *Zeitschr. f. Psychol.* 143 (1938). S. 317 ff. — ¹²⁾ O. Dittrich, *Sprachwissenschaft u. Psychol. Germanroman. Monatsschrift* II. (1910). S. 616 ff. — ¹³⁾ Ph. Wegener, *Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens*. 1885. S. 3 ff. — ¹⁴⁾ W. Wundt, *Sprachgeschichte u. Sprachpsychol.* 1901. — ¹⁵⁾ W. Wundt, *Völkerpsychol. Bd. 1. Die Sprache*. 3. Aufl. 1911 f. (Die späteren Angaben ‚Wundt a. a. O.‘ beziehen sich auf dieses Werk.) — ¹⁶⁾ O. Dittrich, *Grundzüge der Sprachpsychol. I. (einziger) Bd.* 1904. — ¹⁷⁾ Ders., *Die Probleme der Sprachpsychol. u. ihre gegenwärtigen Lösungsmöglichkeiten*. 1913. — ¹⁸⁾ H. Gutzmann, *Psychol. der Sprache*. (=Handbuch der vergl. Psychol. hg. v. G. Kafka. II. Bd. S. 1 ff. — ¹⁹⁾ E. Fröschels, *Psychol. der Sprache*. 1925. — ²⁰⁾ S. Fischer, a. a. O. S. 487, 489. — ^{20a)} F. Ravizza, *Psicologia della lingua*. 1905. — ²¹⁾ W. B. Pillsbury & Cl. L. Meader, *The Psychology of Language*. 1928. — ²²⁾ H. Paul, *Prinzipien der Sprachgeschichte*. 5. Aufl. 1920. — ²³⁾ vgl. Misteli, *Zeitschr. f. Völkerpsychol.* XIII. S. 382 ff. — ²⁴⁾ O. Dittrich, *Die Grenzen der Sprachwissenschaft*. 1905. S. 10 ff. — ²⁵⁾ J. v. Ginneken, *Principes de linguistique psychologique*. 1907. — ²⁶⁾ F. de Saussure, *Cours de linguistique générale*.

2^e éd. 1922. Deutsche Übers. v. H. Lommel. 1931. (Grundfragen der allg. Sprachwiss.). — ²⁷) E. Winkler, Grundlegung der Stilistik. 1929. — ²⁸) W. Havers, Handbuch der erklärenden Syntax. 1931. (=Idg. Biblioth. I. Abt. 1. Reihe. 20. Bd.). — ^{28a}) A. Schröder, Völkerpsychologie. (=Probleme der englischen Sprache u. Kultur. German. Biblioth. II. Abt. 20. Bd. 1925.) S. 1 ff. — ²⁹) H. Paul, a. a. O. S. 6 ff., 12 f. und sonst. Ders., Über Völkerpsychologie. Süddeutsche Monatshefte. 1910. S. 363 ff. — ³⁰) L. Weisgerber, Muttersprache u. Geistesbildung. 1929. Ders., Sprachvergleichung u. Psychol. XII. Kongr. d. deutschen Gesellsch. f. Psychol. Ber. 1932. 193 ff. — ³¹) A. Sechehaye, La pensée et la langue, ou comment concevoir le rapport organique de l'individuel et du social dans le langage. Journ. de Psychol. normale et pathologique XXX (1933). S. 57 ff. — ³²) W. Hellpach, Einführung in die Völkerpsychologie. 1938. — ³³) G. v. d. Gabelentz, a. a. O. S. 39 ff., 201 ff. — ³⁴) A. Schleicher, Die Darwinische Theorie und die Sprachwissensch. 2. Aufl. 1873. — ³⁵) K. Voßler, Sprache als Schöpfung u. Entwicklung. S. 21 ff. — ³⁶) O. Külpe, Einleitung in die Philosophie. 12. Aufl., hg. v. A. Messer. 1928. S. 144. — ³⁷) G. Ipsen, Sprachphilosophie der Gegenwart. 1930. S. 6. — ³⁸) H. Ammann, Die menschliche Rede. I. 1925. S. 3 f. — ³⁹) F. Kainz, Entwurf eines Systems der Sprachphilosophie. Kantstudien. 41 (1936). S. 380 ff. — ⁴⁰) J. Stenzel, a. a. O. S. 7 ff. — ⁴¹) Wir müssen uns dabei an das halten, was Stenzel faktisch ausführt. Er bringt zwar eine Verwahrung vor, er könne nur den spezifischen Beitrag der Psychologie zum Ganzen der Sprachphilosophie erörtern und nicht alles das anführen, was die „sehr wichtige“ Sprachpsychologie mit anderen Betrachtungsweisen teilt, daraus wird aber nicht klar, was sie nach seiner Ansicht eigentlich zu machen hätte. Offenbar ist sie gar keine selbständige Disziplin, da sie höchst überflüssigerweise Probleme bearbeitet, die schon anderswo ihre Behandlung finden. — ⁴²) A. Reichling, Het woord. 1935. S. 435. — ⁴³) A. H. Gardiner, The Theory of Speech and Language. 1932. S. 107 ff. — ⁴⁴) G. Royen, Spraak en taal. 1933. — ⁴⁵) H. Ammann, a. a. O. S. 15. — ⁴⁶) F. de Saussure, Grundfragen usw. S. 11 ff., 16 ff. — ⁴⁷) A. H. Gardiner, a. a. O. S. 107. — ⁴⁸) G. v. d. Gabelentz, a. a. O. S. 3 ff. — ⁴⁹) K. Bühler, Das Ganze der Sprachtheorie, ihr Aufbau u. ihre Teile. XII. Kongreß der deutschen Gesellsch. f. Psychol. Bericht 1932. S. 95 ff. — ⁵⁰) Ders., Sprachtheorie. 1934. S. 48 ff. — ⁵¹) Ders., Der dritte Hauptsatz der Sprachtheorie. Anschauung u. Begriff im Sprechverkehr. Onzième Congrès International de Psychologie. Rapports et comptes rendus. 1938. S. 196 ff. — ⁵²) H. Delacroix, Le langage et la pensée. 2^e éd. 1930. S. 2 ff. — ⁵³) H. Palmer, Memorandum on Problems of English Teaching. 1924. — ^{53a}) Ähnliche Einteilungen finden sich bei H. Demps, a. a. O. S. 26 u. J. Stenzel, a. a. O. S. 13 f. — ⁵⁴) K. Bühler, Das Ganze usw. a. a. O. S. 96. — ⁵⁵) Lediglich als Beispiele für diese Forschungsarbeit seien genannt: Phonometrische Forschungen, Untersuchungen u. Texte zur Sprachvergleichung durch Maß u. Zahl. Reihe A: Methoden u. Ergebnisse. Herausg. von E. u. K. Zwirner. 1936. Ferner L. Hjelmslev, Neue Wege der Experimentalphonetik. Nordisk Tidsskrift for Tale og Stemme. 2 (1933). S. 153 ff. An der grundsätzlichen Ausrichtung dieser Bestrebungen im Sinn einer modern gefaßten allgemeinen Lautphysiologie ist trotz gelegentlich geäußelter Bedenken (K. Luick, Experimentalphonetik u. Sprachwiss. Germ.-Roman. Monatsschr. 11. S. 257 ff.) festzuhalten. — ⁵⁶) K. Bühler, Die Krise der Psychologie. 2. Aufl. 1929. S. 46 f. — ⁵⁷) O. Dittrich, Grundzüge der Sprachpsychologie. S. 43 ff. — ⁵⁸) W. B. Pillsbury & C. L. Meader, a. a. O. S. 2 f. — ⁵⁹) J. Stenzel, a. a. O. S. 9. — ⁶⁰) O. Dittrich, Grundzüge usw. S. 67 ff. — ⁶¹) G. Ipsen, Sprache u. Gemeinschaft. XII. Kongreß usw. S. 185 ff. — ⁶²) J.

Fröbes, Lehrbuch der experimentellen Psychologie. II. 3. Aufl. 1929. S. 236. —
⁶³) H. Naumann, Versuch einer Geschichte der deutschen Sprache als Geschichte des deutschen Geistes. Deutsche Vierteljahrsschr. f. Literaturwiss. u. Geistesgeschichte. I (1923). S. 138 ff. — ⁶⁴) A. Höfler, Psychologie. 1897. S. 545. —
⁶⁵) W. Schmidt, Die Sprachfamilien u. Sprachenkreise der Erde. 1926. S. 33. —
⁶⁶) Als Beleg für eine fruchtbare Zusammenarbeit der Sprachwissenschaft u. -psychologie seien noch genannt die „Études de Linguistique et de Psychologie“ (1906) von R. de la Grasserie.

B. Arbeitsrichtungen und Verfahrensweisen

¹) Dazu R. M. Yerkes, The Mind of a Gorilla. 1927 f. = Genetic Psychology Monographs. Vol. 2. und: The great Apes. 1929; W. N. & L. A. Kellogg, The Ape and the Child. 1933. Ferner die Auseinandersetzung bei H. Delacroix, Au seuil du langage. Journal de Psychologie normale et pathol. 30 (1933). S. 9 ff., wo nachdrücklich zwischen „langage“ und „réflexes conditionnels verbaux“ geschieden wird. — ²) Dazu B. Petermann, Wesenfragen seelischen Seins. 1938. S. 64 f. — ³) E. Westphal, Über Haupt- u. Nebenaufgaben bei Reaktionsversuchen. Arch. f. d. ges. Psychol. 21 (1911). S. 219 ff., bes. S. 359 f. — ⁴) Dazu K. Bühler, Über das Sprachverständnis vom Standpunkt der Normalpsychol. aus. III. Kongr. f. experim. Psychol. Bericht 1909. S. 94 ff. — ⁵) Th. Hobbes, Human nature. 1650. V. 8, 14. — ⁶) Th. Reid, Essays on the powers of the human mind. 1803. — ⁷) Th. A. Meyer, Das Stilgesetz der Poesie. 1901. — ⁸) S. Mandell & B. Sonneck, Phonographische Aufnahme u. Analyse der ersten Sprachäußerungen von Kindern. Arch. f. d. ges. Psychol. 94 (1935). S. 478 ff. — ⁹) K. Bruggmann, Die Demonstrativpronomina der indogerm. Sprachen. Abh. d. sächs. Ges. d. Wissensch. Phil.-Histor. Klasse 22/6 (1904). — ¹⁰) K. Bühler, Über das Sprachverständnis usw. — ¹¹) W. Baade, Über psychologische Darstellungsexperimente. Arch. f. d. ges. Psychol. 35 (1916). S. 1 ff. — ¹²) S. Fischer, Die Methoden der Individualpsychol. usw. — ¹³) L. Hjelmslev, a. a. O. S. 161 f. — ¹⁴) Th. Ziehen, Vorlesungen über Ästhetik. I. 1925. S. 208 ff. — ¹⁵) L. Roblee & M. F. Washburn, The apperceptive values of articulate Sounds. American Journ. of Psychology. 23 (1912). S. 579 ff. — ¹⁶) H. Ruederer, Über die Wahrnehmung des gesprochenen Wortes. Diss. München 1916. — ¹⁷) C. Stumpf, Über die Tonlage der Konsonanten u. die für das Sprachverständnis entscheidende Gegend des Tonreiches. Sitzungsber. d. Berliner Ak. d. Wiss. 636 (1921). Ders., Die Sprachlaute. 1926. — ¹⁸) H. Gutzmann, Über Hören u. Verstehen. Zeitschr. f. angew. Psychol. 1 (1908). S. 483 ff. Ders., Untersuchungen über die Grenzen der sprachlichen Perzeptionen. Zeitschr. f. klinische Medizin. 60 (1906). S. 233 ff. Ders., Psychol. d. Sprache. S. 5 ff. — ¹⁹) W. C. Bagley, The apperception of the spoken sentence. American Journ. of Psychol. 12 (1900 f.) 80 ff. — ²⁰) K. Kroiss, Zur Methodik des Hörunterrichts. 1903. — ²¹) G. Neuert, Über Hörfähigkeit u. Absehfertigkeit. Med.-pädagog. Monatsschr. f. d. ges. Sprachheilkunde. 10—14 (1900—04). — ²²) G. Ipsen, Zur Theorie des Erkennens. Unters. über Gestalt u. Sinn sinnloser Wörter. Neue psychol. Studien, hg. v. F. Krueger. 1 (1926). S. 279 ff. — ²³) P. Ranschburg, Über Hemmung gleichzeitiger Reizwirkungen. Zeitschr. f. Psychol. 30 (1902). S. 39 ff. — ²⁴) A. All, Zur Frage der Hemmung bei der Auffassung gleicher Reize. Zeitschr. f. Psychol. 47 (1908). S. 1 ff. — ²⁵) F. Krueger, Über sprachliche Assimilation u. Assimilation. VII. Kongr. f. exper. Psychol. Bericht 1922. S. 142 f. — ²⁶) H. Delacroix, Le langage et la pensée. S. 5 f. — ²⁷) H. Werner & E. Lagercrantz, Experimentell-psycholog. Studien über die Struktur des

Wortes. *Zeitschr. f. Psychol.* 95 (1924). S. 316 ff. — ²⁶) J. Stoll, *Zur Psychol. der Schreibfehler.* *Fortschr. d. Psychol.* II (1914). S. 1 ff. — ²⁹) Th. Ribot, *Enquête sur les idées générales.* *Rev. philos.* 32 (1891). S. 376 ff. Ders., *Une enquête sur les variétés des concepts.* *Rev. scientifique.* 50 (1892). S. 289 ff. — ³⁰) A. Messer, *Experimentell-psychol. Untersuchungen über das Denken.* *Arch. f. d. ges. Psychol.* 8 (1906). S. 1 ff. — ³¹) Angaben über diesen Apparat bei N. Ach, *Über die Willenstätigkeit u. das Denken.* 1905. — ³²) G. v. Wartensleben, *Beitr. zur Psychol. des Übersetzens.* *Zeitschr. f. Psychol.* 57 (1910). S. 89 ff. — ³³) G. E. Müller, *Zur Analyse der Gedächtnistätigkeit u. des Vorstellungsverlaufes.* I (1911). II (1917). — ³⁴) J. Segal, *Über den Reproduktionstyp u. das Reproduzieren von Vorstellungen.* *Arch. f. d. ges. Psychol.* 12 (1908). S. 124 ff. — ³⁵) A. v. Sybel, *Über das Zusammenwirken verschiedener Sinnesgebiete bei Gedächtnisleistungen.* *Zeitschr. f. Psychol.* 53 (1909). S. 257 ff. — ³⁶) S. Stricker, *Studien über die Sprachvorstellungen.* 1880. — ³⁷) R. Dodge, *Die motorischen Wortvorstellungen.* *Abh. z. Philos. u. ihrer Gesch., hg. v. B. Erdmann.* Heft 8. 1896, bes. S. 30 ff., 40. — ^{37a}) J. M. Charcot, *Neue Vorlesungen über die Krankheiten des Nervensystems.* Deutsche Übers. 1886. S. 155 ff. G. Ballet, *Die innerliche Sprache usw.* Deutsche Übers. 1890. — ³⁸) H. Paul, a. a. O. S. 176. — ³⁹) N. Ach, *Über die Begriffsbildung.* 1921. Im gleichen Jahr ein Vortrag unter dem nämlichen Titel auf dem VII. Kongr. f. experim. Psychol. Bericht 1922. S. 99 ff. — ⁴⁰) O. Niemeyer, *Methodisches u. Tatsächliches zur Sprachpsychol.* *Arch. f. d. ges. Psychol.* 97 (1936). S. 450 ff. Ders., *Über die Entstehung des Satzbewußtseins u. der grammatischen Kategorien.* 1935. (= *Untersuchungen zur Psychol., Philos. u. Pädagogik.* Bd. 9, Heft 1.) — ⁴¹) S. Fischer, *Über das Entstehen u. Vergehen von Namen.* *Arch. f. d. ges. Psychol.* 42 (1922). S. 355 ff., 43 (1922). S. 32 ff. — ⁴²) D. Usnadze, *Experimentelle Beiträge zum Problem der psychischen Grundlagen der Namengebung.* *Psychol. Forschung* 5 (1924). S. 24 ff. — ^{42a}) H. Werner, *Grundfragen der Sprachphysiognomik.* 1932; Ders., *Sprache als Ausdruck.* XII. Kongr. f. Psychol. S. 201 ff.; J. Wittmann, *Die physiognomische Urbedeutung des Wortes u. das Problem der Bedeutungsentwicklung.* XIII. Kongr. f. Psychol. Bericht 1934. S. 187 ff.; H. Müller, *Experimentelle Beitr. zur Analyse des Verhältnisses v. Laut u. Sinn.* 1935. Darin ein Vorwort v. J. Wittmann, „Probleme der Sprachpsychologie“. In der Arbeit Müllers ist eine Abhandlung Hornbostels über „Laut u. Sinn“ (erschienen in der *Festschr. f. C. Meinhof*) zitiert, desgleichen die Reihe der übrigen hiehergehörigen Arbeiten Wittmanns. — ⁴³) E. Jacob, *Über Entstehung u. Verwendung der Begriffe.* *Arch. f. d. ges. Psychol.* 51 (1925). S. 495 ff. — ⁴⁴) A. Willwoll, *Begriffsbildung.* 1926. — ⁴⁵) O. Selz, *Zur Psychol. des produktiven Denkens u. des Irrtums.* 1922. Ders., *Die Gesetze des geordneten Denkverlaufs.* 1913. — ⁴⁶) K. Groos, *Das anschauliche Vorstellen beim poetischen Gleichnis.* *Zeitschr. f. Ästhetik u. allg. Kunstwiss.* 9 (1914). S. 186 ff. — ⁴⁷) B. Leinweber, *Empirisch-psychologische Beiträge zur Typologie des dichterischen Schaffens.* 1929. (= *Manns pädag. Magazin.* Heft 1275.) — ⁴⁸) O. A. Wheeler, *An Analysis of Literary Appreciation.* (Zitiert nach R. Nolte, *Analyse der freien Märchenproduktion.* 1931, wo S. 18 einiges über diese Versuche gesagt ist.) — ⁴⁹) K. Bühler, *Tatsachen u. Probleme zu einer Psychol. der Denkvorgänge.* Teil I. *Über Gedanken.* *Arch. f. d. ges. Psychol.* 9 (1907). S. 297 ff. — ⁵⁰) Ch. Bühler, *Über die Prozesse der Satzbildung.* *Zeitschr. f. Psychol.* 81 (1919). S. 181 ff. — ⁵¹) O. Niemeyer, *Über die Entstehung des Satzbewußtseins usw.* — ⁵²) Cl. O. Taylor, *Über das Verstehen von Worten u. Sätzen.* *Zeitschr. f. Psychol.* 40 (1906). S. 225 ff. — ⁵³) K. Marbe, *Experimentell-psychologische Untersuchungen über das Urteil.* 1901. — ⁵⁴) A.

Binet, La pensée sans images. Rev. philos. 55 (1903). S. 138 ff. — ⁵⁵) M. Trautscholdt, Experim. Unters. über die Assoziation der Vorstellungen. Wundts Philos. Studien I (1883). S. 213 ff. — ⁵⁶) J. Mac Keen Cattell, Psychometrische Untersuchungen. III. Wundts Philos. Studien IV (1888). S. 241 ff. — ⁵⁷) H. Münsterberg, Beiträge zur experimentellen Psychol. I (1889). S. 82. — ⁵⁸) A. Thumb & K. Marbe, Experimentelle Untersuchungen über die psychologischen Grundlagen der sprachlichen Analogiebildung. 1901. — ⁵⁹) J. Bannack, Formassoziation bei den idg. Numeralien usw. Zeitschr. f. vergl. Sprachforschung. 25 (1881). S. 225 ff. — ⁶⁰) K. Osthoff, Morphologische Untersuchungen usw. I (1878). S. 92 ff. — ⁶¹) Einwände gegen Thumb wurden erhoben von K. Voßler, Sprache als Schöpfung usw. S. 24 ff., ferner: Herzog, Zeitschr. f. französ. Sprache u. Literatur. 25 (1903). S. 125; Thumbs Entgegnung: Indogerman. Forschung 22 (1907 f.). — ⁶²) K. Marbe, Die Gleichförmigkeit in der Welt. 1916. S. 63 ff. — ⁶³) P. Menzerath, Psycholog. Untersuchungen über die sprachliche Kontamination. Zeitschr. f. angewandte Psychol. 2 (1909). S. 280 ff. — ⁶⁴) R. Meringer & K. Mayer, Versprechen u. Verlesen. 1895. — ⁶⁵) S. Fischer, Die Methoden usw. S. 526 ff. — ⁶⁶) L. Bouman & A. A. Grünbaum, Experimentell-psycholog. Untersuchungen zur Aphasie u. Paraphasie. Zeitschr. f. d. ges. Neurologie u. Psychiatrie 96 (1925). S. 481 ff. — ⁶⁷) van Woerkom, Über Störungen im Denken bei Aphasiepatienten. Monatsschr. f. Psychiatrie u. Neurol. 59 (1925). S. 256 ff. — ⁶⁸) Th. Ziehen, a. a. O. S. 107 ff., 132 ff. — ⁶⁹) Auch hinsichtlich der Literatur nur einiges zur ersten Einführung. Über die Stellung des Behaviorismus zur Sprachpsychologie informiert Bühlers „Krise“. ferner A. Reichlings mehrfach angeführtes Buch, bes. in den Abschnitten „Behaviourisme“ (S. 10 ff.) und „Psychologisme of behaviourisme?“ (S. 29 ff.). Ein sprachwissenschaftliches Studienprogramm auf Grund behavioristischer Methoden entwirft A. P. Weiß, Linguistics and Psychology. Language I (1925). S. 52 ff. — ⁷⁰) K. v. Frisch, Über die „Sprache“ der Bienen. S.A. aus den Zoolog. Jahrbüchern, Abt. f. allg. Zoolog. u. Physiol. 40. Auch separat 1923. — ⁷¹) G. A. de Laguna, Speech. Its Function and Development. 1927. — ⁷²) J. Dewey, Experience and Nature. 1925. S. 180. — ⁷³) Dazu E. Baumgarten, Der Pragmatismus. 1938. (= Die geistigen Grundlagen des amerikanischen Gemeinwesens. Bd. II.) S. 324 ff., 449. — ⁷⁴) H. S. Jennings, Contributions to the Study of the Behavior of the Lower Organisms. 1905. — ⁷⁵) E. C. Tolman, Purposive Behavior in Animals and Men. 1932. — ⁷⁶) K. Bühler, Sprachtheorie. S. 38 f., 156. — ⁷⁷) R. A. Stetson, Motor Phonetics. Archives de Phonétique Expérimentale 3 (1928), Hudgins & Stetson, Functions of the breathing movements in the mechanism of speech. Arch. de Phon. Exp. 5 (1930). — ⁷⁸) J. B. Watson, Behaviorism. 2. Aufl. 1931. Ders., Psychology from the standpoint of a Behaviorist. 2. Aufl. 1924. — ⁷⁹) J. B. Watson, Behaviorism. S. 225 ff. — ⁸⁰) C. K. Ogden & I. A. Richards, The Meaning of Meaning. 1925. S. 12. — ⁸¹) E. Sapir, Language. 1921. — ⁸²) J. F. Markey, The Symbolic Process and its Integration in Children. 1928. S. 28. — ⁸³) A. Reichling, Het woord, in den angegebenen Abschnitten. — ⁸⁴) G. A. de Laguna, a. a. O. S. IX, 19. — ^{84a}) E. Saupe, a. a. O. S. 323 ff. — ⁸⁵) K. Bühler, Das Ganze usw. S. 105 f., dazu dann Sprachtheorie. S. 27 ff. — ⁸⁶) A. Reichling, a. a. O. S. 28 f. — ⁸⁷) A. W. de Groot, Zur Grundlegung der Morphologie u. der Syntax. Allg. Nederl. Tijdschrift voor Wijsbegeerte en Psychologie. 32. S. 145 ff. — ⁸⁸) A. Marty, Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik u. Sprachphilosophie. I. 1908. Auch seine Schrift über die logische, lokalistische u. a. Kasustheorien (1910) gehört hierher. — ⁸⁹) J. Ries, Was ist ein Satz? 1931. (= Beiträge zur Grundlegung der Syntax,

Heft 3.) S. 31. — ⁹⁰) K. Brugmann, Verschiedenheiten der Satzgestaltung nach Maßgabe der seelischen Grundfunktionen. Ber. d. Sächs. Gesellsch. d. Wissensch. Phil.-hist. Kl. 70,6 (1918). — ⁹¹) B. Sonneck, Der Satz als Einheit u. die Satzarten. Arch. f. d. ges. Psychol. 94 (1935). S. 446 ff. — ⁹²) W. Wundt, Sprachgesch. u. Sprachpsych. S. 78. — ⁹³) G. v. d. Gabelentz, a. a. O. S. 457 f. — ⁹⁴) A. Stöhr, Psychologie. 1917. — ⁹⁵) R. Graßler, Der Sinn der Sprache. 1938. S. 148 ff., 153 ff. — ⁹⁶) Zum Grundsätzlichen: O. Tumlirz, Deutsche Psychologie der Gegenwart. Sonderabdr. aus dem Wissenschaftl. Jahrb. d. Univ. Graz. 1941. S. 229 ff.

II. Hauptstück: Das Wesen der Sprache

A. Die Zeichennatur der Sprache

¹) Wenn R. Graßler, (a. a. O. S. 193) behauptet, es sei ein erkenntnistheoretischer Gewinn, daß sich die Kategorie des Dinges in Wirkungen auflösen lasse, so trifft das für die Sprachpsychologie nicht zu. Hier muß auf klarer Scheidung der einzelnen kategorialen Momente bestanden werden, sonst kommt es — wie gerade die gegenwärtige Forschungslage auf unserm Gebiet zeigt — zu einer Verwirrung, die das Aneinandervorbeireden der einzelnen Forscher unterstützt. — ²) W. Wundt, a. a. O. I, 1. S. 43, ferner I, 2. S. 636. — ³) F. de Saussure, Grundfragen. S. 19. — ⁴) G. A. de Laguna, a. a. O. S. 19. — ⁵) Pillsbury & Meader, a. a. O. S. 4. — ⁶) Fröbes, a. a. O. II. S. 232 f. — ⁷) W. James, The Principles of Psychology. II. S. 356. — ⁸) H. Gutzmann, Psychologie der Sprache. S. 33. — ⁹) O. Dittrich, Die Probleme der Sprachpsychol. usw. S. 12 u. Grundzüge der Sprachps. I. § 86. — ¹⁰) O. Jespersen, Die Sprache usw. Deutsche Übers. 1925. S. Vf. — ¹¹) A. Marty, Über den Ursprung der Sprache, 1875. S. 61. — ¹²) K. Voßler, Die Sprache als Schöpfung usw. S. 110. — ¹³) H. Dempe, Was ist Sprache? 1930. S. 107 f. — ¹⁴) J. Ries, a. a. O. S. 72. — ¹⁵) W. Dubislav, Über die Definition. 2. Aufl. 1927. S. 20 f. — ¹⁶) F. Schürr, Das Wesen der Spr. u. der Sinn der Sprachwiss. Deutsche Vjschr. I (1923). S. 469 ff. — ¹⁷) G. Gentile, Philosophie der Kunst. Übertragung aus d. Italienischen. 1934. S. 16. — ¹⁸) H. Paul, a. a. O. S. 35. — ¹⁹) A. Gehlen, Das Problem des Sprachursprungs. Forschungen u. Fortschritte. 14 (1938). S. 291 ff.; Ders., Der Mensch. Seine Natur u. seine Stellung in der Welt. 1940. — ²⁰) K. Bühler, Kritische Übersicht der neueren Theorien des Satzes. Idg. Jahrb. 6 (1918) ersch. 1920. S. 1 ff. — ²¹) H. Dempe, a. a. O. S. 18 ff. — ²²) E. Winkler, Sprachtheoret. Studien. 1933. S. 42. — ²³) L. Klages, Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck. 5. Aufl. 1936. S. 260. — ²⁴) G. Ipsen, Sprachphilosophie der Gegenwart. S. 21. — ²⁵) K. Bühler, Martyrezension. Götting. Gel. Anz. 171 (1909). S. 947 ff. u. Krit. Must. — ²⁶) H. Dempe, Die Darstellungstheorie der Spr. Idg. Forsch. 53 (1935). S. 245 ff. — ²⁷) N. Ach, Zur psychologischen Grundlegung der sprachl. Verständigung. XII. Kongr. der deutschen Gesellsch. f. Psychol. Ber. 1932. S. 122 ff. — ²⁸) R. Gätschenberger, *Σύμβολα* 1920. S. 16; Ders., Zeichen. 1932. — ²⁹) B. Petermann, Wesensfragen seelischen Seins. S. 122 f., 128 f. — ³⁰) K. Bühler, Die Axiomatik der Sprachwiss. Kantstud. 38 (1933). S. 19 ff. u. Sprachtheorie. S. 44, ferner Psychologie der Phoneme. II. Kongr. f. experimentelle Phonetik. London 1935. — ³¹) N. Trubetzkoy, Zur allgemeinen Theorie der phonologischen Vokalsysteme. Travaux du Cercle Linguistique de Prague. 1 (1929). S. 39 ff., Ders., La phonologie actuelle, Journ. de psych. XXX (1933). S. 227 ff., Ders., Über eine neue Kritik des Phonembegriffes. Arch. f. d. ges. Phonetik I, 1. Abt. (1937). S. 129 ff. — ³²) Dazu K. Bühler, Der dritte Hauptsatz usw. —

³³⁾ E. Fenz, Laut, Wort, Sprache u. ihre Deutung. 1940. — ³⁴⁾ O. Jespersen, Die Sprache. S. 314, 410, 418. — ³⁵⁾ K. Bühler, Sprachtheorie. S. 71 f., 76 ff. — ³⁶⁾ K. Bühler, Das Strukturmodell der Sprache. Travaux du Cercle Linguistique de Prague. 6 (1936). S. 1 ff. — ³⁷⁾ P. Horn, Was verdanken wir Persien? Nord u. Süd. 44 (1900). S. 377 ff. — ³⁸⁾ Ch. B. Flagstad, Psychologie der Sprachpädagogik. 1913. S. 71. — ³⁹⁾ F. N. Finck, Die Haupttypen des Sprachbaus. 1910. S. 14 f. — ⁴⁰⁾ W. Preyer, Die Seele des Kindes. 9. Aufl. 1923. — ⁴¹⁾ E. Fröschels, a. a. O. S. 80. — ⁴²⁾ Ein hübsches Beispiel lieferte eine am Tag der deutschen Polizei (18. 2. 1940) veranstaltete Rundfunksendung, die u. a. Einblick in die Tätigkeit unserer Polizeitruppen in Polen vermittelte. Hier waltete ein Dolmetsch seines Amtes, der indes das Polnische nicht völlig beherrschte. Als er an einen Einheimischen die Frage zu stellen hatte, ob dieser nicht früher durch einen Pistolenschuß verwundet worden sei, gebrauchte er, offenbar da ihm das entsprechende Wort nicht einfiel, das internationale Schallwort *bum-bum*. — ⁴³⁾ E. Fenz, a. a. O. S. 9. — ⁴⁴⁾ A. Marty, Über den Ursprung der Sprache. 1875. S. 32. — ⁴⁵⁾ A. Messer, Psychologie. 5. Aufl. 1934. S. 275 ff. — ⁴⁶⁾ B. Petermann, Wesensfragen. S. 69 f. Hier wird die als Grundlage der geltenden Ansicht dienende Lehre von der Konstellationswirkung (G. E. Müller) einer Kritik unterzogen, die indes den denkpsychologischen Anliegen gerechter wird als den sprachpsychologischen. — ⁴⁷⁾ Th. Ziehen, Vorlesungen über Ästhetik. 1925. II. S. 122 ff. — ⁴⁸⁾ F. de Saussure, a. a. O. S. 76 ff. — ⁴⁹⁾ H. Paul, a. a. O. S. 177. — ⁵⁰⁾ A. Fröhlich, Der Zusammenhang zwischen Laut u. Bedeutung bei englischen Wörtern. Die neueren Sprachen. 33 (1925). S. 27, 127.

B. Der Aufbau des sprachlichen Zeichensystems

¹⁾ E. Richter, Das psychische Geschehen u. die Artikulation. Arch. Néerlandaises de Phonétique Expérimentale 13 (1937). S. 41 ff. — ²⁾ N. S. Trubetzkoy, Anleitung zu phonologischen Beschreibungen. 1935. Ders., Polabische Studien. Sitzungsberichte der Akad. d. Wissensch. in Wien, Bd. 211/4., Ders., Grundzüge der Phonologie. Travaux du Cercle Lingu. de Prague 7. 1939. — ³⁾ V. Mathesius, Ziele und Aufgaben der vergleichenden Phonologie. Xenia Pragensia. 1929. S. 432 ff. — ⁴⁾ E. Sapir, Sound patterns in language. Language I, (1925). S. 37 ff., Ders., La réalité psychologique des phonèmes. Journal de Psychol. 30 (1933). S. 247 ff. — ⁵⁾ J. Baudouin de Courtenay, Versuch einer Theorie der phonetischen Alternationen. 1895. — ⁶⁾ S. Puşcariu, Phonetisch u. phonologisch (Volkstum u. Kultur der Romanen 3 (1930). S. 16 ff.); Ders., Despre legile fonologice. Dacoromania 2 (1922). S. 29 ff. — ⁷⁾ Vgl. die im 1. Abschnitt unter 55 genannten Arbeiten von E. u. K. Zwirner. — ⁸⁾ L. Hjelm-slev, a. a. O. — ⁹⁾ A. Gemelli e G. Pastori, L'analisi elettroacustica del linguaggio. 1934. A. Gemelli, Nuovo contributo alla conoscenza della struttura delle vocali. Commentationes. I, 1. 1937. Ders., Nuove applicazioni dei metodi dell' elettroacustica allo studio della psicologia del linguaggio. (= Contributi del labor. di psicologia. Univ. cattolica Ser 7. Milano 1938. S. 1 ff.); Ders., L'analyse électro-acoustique dans l'étude de la psychologie du langage. Journ. de Psychol. 34 (1937). S. 643 ff. Jetzt auch in Contributi del Laboratorio usw. Ser 8. 1940. S. 147 ff. Diese Abhandlung ist besonders deshalb interessant, weil sie in programmatischer Weise die Möglichkeit der Mitarbeit des Psychologen an den physiologisch-physikalischen Lautanalysen herausstellt. Einen guten Überblick über die perceptionspsychologischen und sprachpsychologischen Arbeiten Gemellis gibt F. Bottazzi in dem Aufsatz „A. Gemelli et ses

- études psychologiques“ (=Scientia 34, 1940, jetzt auch Contributi 1940. S. 3 ff.). —
¹⁰⁾ K. Stumpf, Die Struktur der Vokale. Sitzungsber. der Berliner Akad. d. Wissensch. 17 (1918). — ¹¹⁾ E. Zwirner, Speech and Speaking. (=Proceedings of the Second Int. Congr. of Phon. Sc. 1936. S. 239 ff.). — ¹²⁾ E. Zwirner, Schallplatte u. Tonfilm als Quellen sprachlicher Forschung. Arch. f. vergleichende Phonetik. 1 (1937). S. 6 ff. — ¹³⁾ D. Caracostea, Die Ausdruckswerte der rumänischen Sprache. Vom Leben u. Wirken der Romanen II. Rumänische Reihe. H. 15. 1939. — ¹⁴⁾ H. Werner, Grundfragen der Sprachphysiognomik. 1932. — ¹⁵⁾ J. Grimm, Über den Ursprung der Sprache. 7. Aufl. 1879. S. 40 f. Ferner Deutsche Grammatik III, 1. — ¹⁶⁾ W. v. Humboldt, Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues usw. 1836. S. 79 ff. — ¹⁷⁾ etwa A. Trombetti, Elementi di glottologia. 1923. A. Wadler, Der Turm von Babel. 1935. W. Oehl, Fangen — Finger — Fünf. 1933. — ^{17a)} F. Specht, Die äußere Sprachform als Ausdruck der seelischen Einstellung. Die alten Sprachen. 5 (1940). S. 112 ff. — ¹⁸⁾ O. Jespersen, a. a. O. S. 155. — ¹⁹⁾ Über hyperhochdeutsche Formen vgl. O. Behaghel, Die deutsche Sprache. 6. Aufl. 1917. S. 70. — ²⁰⁾ A. Meillet, Linguistique historique et linguistique générale. 1921—1936. Bd. 1. S. 30. — ²¹⁾ W. James, The Principles of Psychology. o. J. (1890). — ²²⁾ K. O. Erdmann, Die Bedeutung des Wortes. 2. Aufl. 1910. S. 103 ff. — ²³⁾ G. Th. Fechner, Vorschule der Ästhetik. 3. Aufl. I. (1925). S. 86 ff. — ²⁴⁾ F. Kainz, Höhere Wirkungsgestalten des sprachlichen Ausdrucks im Deutschen. Zeitschr. f. Ästhetik u. allg. Kunstwiss. 28 (1934). S. 305 ff. — ²⁵⁾ A. Stöhr, Psychologie. 1917. S. 409 ff. — ²⁶⁾ K. Brugmann & B. Delbrück, Grundriß der vergleichenden Grammatik der idg. Sprachen. 2. Bearb. 1897—1926: Bd. I, 1. S. 32. Bd. II, 2. S. 12. Vgl. ferner, H. Hirt, Idg. Grammatik. 1921—37. Bd. I. S. 104. — ²⁷⁾ J. Stenzel, a. a. O. S. 66. — ²⁸⁾ K. F. Becker, Der deutsche Stil. 3. Aufl. v. O. Lyon. 1884. — ²⁹⁾ W. Wundt, a. a. O. I, 2. S. 42 f. — ³⁰⁾ G. v. d. Gabelentz, a. a. O. S. 117, 340, 440. — ³¹⁾ K. Bühler, Der dritte Hauptsatz usw. — ³²⁾ F. Kainz, Der schreiende Zahnbrecher. Zeitschr. f. Deutschkunde. 53 (1939). S. 17 ff. — ³³⁾ J. Ries, a. a. O. S. 208 ff. — ³⁴⁾ O. Behaghel, Deutsche Satzlehre. 1926. S. 6. — ³⁵⁾ O. G. Curme, A Grammar of the German Language. 1913. S. 490. — ³⁶⁾ P. Kretschmer, Die Sprache. Gercke-Norden, Einleitung in die Altertumswissensch. 2. Aufl. 1912. I. S. 463 ff., bes. S. 516. — ³⁷⁾ H. Güntert, Grundfragen der Sprachwissensch. 1925. S. 96. — ³⁸⁾ L. Morsbach, Prinzipielles zur modernen Syntaxforschung. Probleme der englischen Sprache u. Kultur. 1925. Germ. Bibl. II, 20. S. 55 ff., bes. S. 69. — ³⁹⁾ A. Meinong, Über Annahmen. 2. Aufl. 1910. S. 43 ff.; ferner St. Witasek, Grundlinien der Psychologie. 1908. S. 281 f. — ⁴⁰⁾ J. Ries, a. a. O. S. 72 ff. — ⁴¹⁾ E. Winkler, Sprachtheoretische Studien. S. 55 ff., 61. — ⁴²⁾ K. Brugmann-A. Thumb, Griechische Grammatik. 4. Aufl. 1913. S. 655. — ⁴³⁾ Ch. Bühler, a. a. O. S. 194. — ⁴⁴⁾ A. Nehring, Zur Begriffsbestimmung des Satzes. Zeitschr. f. vergleichende Sprachforsch. usw. 55 (1928). S. 238 ff. — ⁴⁵⁾ F. Schürer, a. a. O. bes. S. 475 ff. — ⁴⁶⁾ H. Paul, a. a. O. S. 121. — ⁴⁷⁾ W. Wundt, a. a. O. I, 2. S. 243 f. — ⁴⁸⁾ Dazu B. Petermann, Das Gestaltproblem in der Psychol. usw. 1931; ferner F. Sander, Ganzheit u. Gestalt. Arch. f. d. ges. Psychol. 85 (1932). S. 237 ff. — ⁴⁹⁾ R. Mattha ei, Das Gestaltproblem. 1929. — ⁵⁰⁾ Ch. v. Ehrenfels, Über Gestaltqualitäten. Vierteljahrsschr. f. wissenschaftl. Philos. 14 (1890). S. 249 ff. — ⁵¹⁾ W. Havers, a. a. O. S. 13. — ⁵²⁾ K. Bühler, Über das Sprachverständnis vom Standpunkt der Normalpsychol. III. Kongreß f. experim. Psychol. Bericht 1909. S. 94 ff. — ⁵³⁾ H. Head, Aphasia and kindred disorders of Speech. 2 Bde. 1926. — ⁵⁴⁾ H. Paul, a. a. O. S. 123. — ⁵⁵⁾ E. Sievers, Grundzüge der Phonetik.

5. Aufl. 1901. — ⁵⁶⁾ W. R. Gowers, *Lectures on the Diagnosis of the Diseases of the Brain*. 1885. S. 126. — ⁵⁷⁾ E. Winkler, a. a. O. S. 61 f. — ⁵⁸⁾ C. Rieger, *Beschreibung der Intelligenzstörungen infolge einer Hirnverletzung usw.* *Verh. d. phys.-mediz. Gesellsch. z. Würzburg*. 12 (1888 f.). — ⁵⁹⁾ E. Fröschels, a. a. O. S. 85. — ⁶⁰⁾ van Woerkom, *Über Störungen im Denken bei Aphasiepatienten*. *Monatsschr. f. Psychiatrie u. Neurol.* 59 (1925). S. 256 ff. — ⁶¹⁾ R. Thiele, *Aphasie, Apraxie, Agnosie*. *Handb. d. Geisteskrankheiten* hg. v. O. Bumke. II. Bd. Allg. Teil 2. *Störungen des Wollens, Handelns u. Sprechens*. 1928. S. 243 ff. — ⁶²⁾ E. Meumann, *Die Entstehung der ersten Wortbedeutungen beim Kinde*. 2. Aufl. 1908. — ⁶³⁾ H. Delacroix, *L'enfant et le langage*. 1934. S. 88. — ⁶⁴⁾ H. Wunderlich-H. Reis, *Der deutsche Satzbau*. 3. Aufl. 1924 f. I. S. 23 ff., 34. — ⁶⁵⁾ van Hespersen, a. a. O. S. 430 ff. — ⁶⁶⁾ K. Heßman, *Die Anfänge der menschl. Sprache*. I. 1936. S. 111. — ⁶⁷⁾ J. Ries, a. a. O. S. 40 ff. — ⁶⁸⁾ H. Ammann, a. a. O. I. S. 32 f., 41, 44 ff., II. S. 91. — ^{68a)} W. Schmidt, *Die Sprachfamilien u. Sprachenkreise der Erde*. 1926. S. 288. — ^{68b)} E. Sapir, *Language*. 1921. S. 34 ff. — ⁶⁹⁾ L. Levy-Brühl, *Das Denken der Naturvölker*. Deutsche Übers. 1921. S. 142. — ⁷⁰⁾ Th. Kalepky, *Neuaufbau der Grammatik usw.* 1928. — ⁷¹⁾ K. Brugmann, *Verschiedenheiten der Satzgestaltung usw.* S. 18.

C. Sprache und Anschauung

¹⁾ Dazu K. Bühler, *Über das Sprachverständnis usw.* — ²⁾ Näheres bei H. Blümner, *Lessings Laokoon*, hg. u. erläutert 1876. S. 10. — ³⁾ Das Beispiel stammt aus dem Roman „Die asiatische Banise“ von H. A. v. Ziegler. — ⁴⁾ Dazu und zum folgenden R. Lehmann, *Deutsche Poetik*. 1908, bes. S. 74 ff. — ⁵⁾ Th. A. Meyer, *Das Stilgesetz der Poesie*. 1901. — ⁶⁾ Zu dieser Frage vgl. ferner: G. Dumas, *Le symbolisme dans la langue*. *Rev. philos.* 117 (1934); Irving Babbitt, *The new Laokoon*. 1910; E. Scherrer, *Das Problem der anschaul. Gestaltung in der Lyrik*. *Arch. f. d. ges. Psychol.* 40 (1920). S. 147 ff.; C. W. Valentine, *The function of Images in the Appreciation of Poetry*. *British Journal of Psychol. General Section* 14, 2, 1923. — ⁷⁾ Zu J. J. Wagner vgl. F. Kainz, *Die Sprachpsychol. der deutschen Romantik*, bes. S. 381. — ⁸⁾ Th. Reid, a. a. O. S. 482. — ⁹⁾ E. Burke, *A philosophical Inquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and Beautiful*. Part. V. *Of Words*. — ¹⁰⁾ K. Bruchmann, *Psychol. Studien zur Sprachgeschichte*. 1888. — ¹¹⁾ O. Graßler, a. a. O. S. 35, 182, 202. — ¹²⁾ Zitiert nach R. Lehmann, a. a. O. S. 89. Zu dieser Frage ferner *Zeitschr. f. Ästh. usw.* 2 (1907). S. 182 ff. — ¹³⁾ Näheres über Wortphantome etwa bei B. Leinweber, a. a. O. S. 48 ff. (Begriffssymbolik). — ¹⁴⁾ Zur Psychologie der Paraphantasie L. Dugas, *Recherches expérimentales sur les différents types d'images*. *Rev. philos.* 38 (1895). S. 285 ff. Ferner J. v. Ginneken, a. a. O. S. 45 ff. — ¹⁵⁾ Dazu E. R. Jaensch (u. Mitarb.), *Grundformen menschlichen Seins*. 1929, bes. S. 425 ff.: *Über Synästhesien usw.* — ¹⁶⁾ W. Schneider, *Kleine Deutsche Stilkunde*. 1925. S. 10 f. — ¹⁷⁾ J. Volkelt, *System der Ästhetik*. Bd. I. 1905. S. 100. — ¹⁸⁾ W. Wundt, *Grundzüge der physiol. Psychol.* Bd. III. 6. Aufl. 1911. S. 118 ff. — ¹⁹⁾ M. Dessoir, *Ästhetik u. allg. Kunstwissenschaft*. 2. Aufl. 1923. S. 318 ff. Ders., *Anschauung u. Beschreibung*. *Arch. f. systemat. Phil.* 10 (1904). S. 20 ff. — ²⁰⁾ H. Roetteken, *Poetik*. I. 1902. S. 39 ff. Ders., III. *Kongr. f. experim. Psychol.*, Bericht. S. 127. — ²¹⁾ J. Volkelt, a. a. O. S. 88, 414 ff. Ähnliche Einschränkungen der Meyerschen These bei O. Sterzinger, *Grundlinien der Kunstpsychol.* Bd. II. 1939. S. 36 ff. — ²²⁾ W. Schneider, *Ausdruckswerte der deutschen Sprache*. 1931. S. 89 ff. —

²³) J. Ries, a. a. O. S. 152 f. — ²⁴) G. v. Gabelentz, a. a. O. S. 241. — ²⁵) Als Beispiele seien genannt: H. J. Watt, *Experim. Beitr. zu einer Theorie des Denkens*. Arch. f. d. ges. Psychol. 4 (1905). S. 289 ff.; A. Messer, *Experimpsychol. Unters. über das Denken*. Arch. f. d. ges. Psychol. 8 (1906). S. 1 ff. Einen Überblick über die Arbeiten der Würzburger Schule gibt J. Geysler, *Einführung in die Psychol. d. Denkvorgänge*. 1909. — ²⁶) N. Ach, *Über die Willens-tätigkeit u. das Denken*. 1905. — ²⁷) O. Liebmann, *Zur Analysis der Wirklichkeit*. 4. Aufl. 1911. — ²⁸) H. Roetteken, *Poetik*. S. 47 ff. — ²⁹) K. Groos, *Das anschauliche Vorstellen beim poetischen Gleichnis*. Zeitschr. f. Ästhetik usw. 9 (1914). S. 186 ff. — ³⁰) Th. Plüß, *Das Gleichnis in erzählender Dichtung*. Festschr. z. 49. Vers. deutscher Philol. u. Schulmänner. 1907. — ³¹) J. E. Downey, *The imaginal Reaction to Poetry*. University of Wyoming. Department of Psychol. Bull. 2, 1912. — ³²) H. Wölfflin, *Kunstgeschichtliche Grundbegriffe*. 1915. — ³³) G. Pfahler, *Vererbung als Schicksal*. 1932. S. 117 ff. — ³⁴) H. Gutzmann, *Psychol. d. Sprache*. S. 52 f. — ³⁵) Solche sind: Goethe mit einem 1819 geschriebenen Aufsatz über Purkinjes „Sehen in subjektiver Hinsicht“; J. Müller, *Physiologie des Gesichtssinnes*. 1826; Ders., *Über die phantastischen Gesichtserrscheinungen*. 1826; F. Galton, *Inquiries into Human Faculty and its Development*. 1883. — ³⁶) E. R. Jaensch, *Die Eidetik u. die typologische Forschungsmethode*. 3. Aufl. 1933; Ders., *Über den Aufbau der Wahrnehmungswelt*. I. 2. Aufl. 1927; Darin: *Beziehungen von Erlebnisanalyse u. Sprachwiss.*, erläutert an den Verben der sinnlichen Wahrnehmung. — ³⁷) M. Deutschbein, *Der Akkusativ nach den Verben der sinnlichen Wahrnehmung*. (In: *Sprachpsychol. Studien* 1918.) — ³⁸) *Über die phantasieviseuellen Ergänzungsleistungen, die sich beim Lesen von Dichtungen einstellen, wobei über die Anregungen des Textes sogar hinausgegangen wird*, vgl. Ph. Wegener, *Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens*. 1885. *Über die Verlebendigung dichterischer Schilderungen durch die vom Leser parat gehaltenen Ansichten*, vgl. R. Ingarden, *Das literarische Kunstwerk*. 1931. S. 270 ff.

D. Sprechen und Denken

¹) J. B. Rieffert, *Logik = Lehrbuch d. Philos.*, hg. v. M. Dessoir. II. o. J. (1925). — ²) H. Maier, *Die Syllogistik des Aristoteles*. 1896—1900. — ³) R. Hönlswald, *Prinzipienfragen der Denkpsychologie*. 1913. Ders., *Grundlagen der Denkpsychol.* 1921. — ⁴) F. Schleiermacher, *Psychologie*, hg. v. L. George. 1862. (= F. Sch.'s sämtl. Werke. III. Abt. 6. Bd.) S. 137 ff. — ⁵) J. B. A. Watson, *Behaviorism*. S. 225 ff. — ⁶) A. Höfler, *Logik*. 2. Aufl. 1922. S. 37 ff. — ⁷) R. S. Woodworth, *Psychology: A Study of Mental Life* 1921. — ⁸) R. Graßler, *Der Sinn der Sprache*. S. 150, 191 f. — ⁹) Hauptvertreter F. Mauthner, *Beiträge zu einer Kritik der Sprache*. 3. Aufl. 1923. — ¹⁰) R. Carnap, *Logische Syntax der Sprache*. 1934. — ¹¹) M. Burkhard, *Denken und Sprechen*. *Die neue Rundschau*. 1905. S. 824. — ¹²) A. Messer, *Empfindung u. Denken*. 2. Aufl. 1924. — ¹³) A. Willwoll, *Begriffsbildung*. 1926. S. 105, 112 f. — ¹⁴) P. Feldkeller, *Über Begriffsüberschiebungen*. Arch. f. d. ges. Psych. 36 (1916). S. 281 ff. — ¹⁵) O. Selz, *Über die Gesetze des geordneten Denkverlaufs*. 1913—1922; Ders., *Die Gesetze der produkt. u. reproduct. Geistestätigkeit*. 1924. — ¹⁶) R. S. Woodworth, *Experimental Psychology*. 1938. — ¹⁷) P. Broca, *Mémoires sur le cerveau de l'homme et des primates*. Publiées par Pozzi. 1888. (S. 1—162 die gesammelten Abhandlungen über: *Siège de la faculté du langage articulé*.) — ¹⁸) K. Wernicke, *Über den aphasischen Symptomenkomplex*. 1874. — ¹⁹) P. Marie, *Revision de la question de l'aphasie*.

Semaine méd. 1906. S. 241, 493, 565; Ders., Rectifications à propos de la question de l'aphasie. Presse méd. 1907. S. 25. — ²⁰⁾ H. Head, a. a. O. — ²¹⁾ H. Liepmann, Zum Stande der Aphasiefrage. Neurol. Zentralbl. 28 (1909). S. 449 ff. — ²²⁾ H. Piéron, La notion des centres coordinateurs cérébraux et le mécanisme du langage. Rev. philos. 42 (1921). S. 99, 233. — ²³⁾ A. Kufmaul, Die Störungen der Sprache. 4. Aufl., hg. v. H. Gutzmann. 1910. — ²⁴⁾ Zu dem ganzen Abschnitt vgl. R. Thiele, a. a. O. S. 303 ff. — ²⁵⁾ L. Bianchi, Contributo clinico alla dottrina dell'afasia. Ann. di nevrol. 38 (1921). S. 153 ff. — ²⁶⁾ A. Stöhr, Psychologie. S. 443. — ²⁷⁾ H. Delacroix, Le langage et la pensée. S. 415 ff., 546 ff. — ²⁸⁾ K. Goldstein, Zur Frage der amnestischen Aphasie usw. Arch. f. Psychiatrie u. Nervenkrankheiten. 41 (1906). S. 911. — ^{28a)} K. Kleist, Gehirnpathologie. 1934. Bes. S. 781—790. — ^{28b)} Isserlin-Kuenburg-Hofbauer, Zur Pathologie der Beziehungen zwischen Sprechen u. Denken. Zentralbl. f. Neurol. 47 (1927). S. 252 ff. — ^{28c)} A. Gelb & K. Goldstein, Psychologische Analysen hirnpathologischer Fälle X: Über Farbennamenamnesie usw. Psychol. Forschung 6 (1925). S. 127 ff.; L. Binswanger, Zum Problem von Sprache u. Denken. Schweizer Arch. f. Neurol. u. Psych. 17 (1926). S. 247 ff. — ^{28d)} F. Naville, Mémoires d'un médecin aphasique. Archives de Psychol. 17 (1919). S. 1 ff. — ²⁹⁾ W. Wundt, a. a. O. I, 1. S. 355 ff. — ³⁰⁾ Yerkes, a. a. O. Ferner R. M. Yerkes u. B. W. Larned, Chimpanzee intelligence and its vocal expressions. 1925. — ³¹⁾ P. P. Baramard, The Mentality of a Child Compared with that of Apes. Journ. of genet. Psychol. 37 (1930). — ³²⁾ W. E. Blatz, A Comparison of the Behavior of Human Subjects and Chimpanzees. Americ. psychol. Assoc. 37. Congr. — ³³⁾ C. F. & M. M. Jacobsen, Development of an Infant Chimpanzee during her first Year. Comparative Psychol. Monographs. 1932. Vol. 9. Nr. 1. — ³⁴⁾ W. N. & L. A. Kellogg, a. a. O. — ³⁵⁾ W. Koehler, Zur Psychologie der Schimpansen. Psychol. Forsch. 1 (1921). S. 2 ff. — ³⁶⁾ H. Delacroix, L'enfant et le langage. S. 28. — ³⁷⁾ N. Kohts, Compte rendu des travaux du laboratoire de zoopsychologie. 1914—20; Dies., Recherches sur les capacités cognitives du chimpanzés. 1924. — ³⁸⁾ H. Delacroix, Au seuil du langage. („Psychologie du langage.“) S. 10 ff. — ³⁹⁾ H. Delacroix, a. a. O. S. 15; ferner L'enfant et le langage. S. 46 f. — ⁴⁰⁾ O. Jespersen, a. a. O. S. 167 ff. — ⁴¹⁾ E. Forchhammer, Über einige Fälle von merkwürdigen Sprachstörungen bei Kindern. Arch. f. d. ges. Psychol. 104 (1939). S. 395 ff. — ⁴²⁾ K. Stumpf, Eigenartige sprachliche Entwicklung eines Kindes. Zeitschr. f. pädag. Psychol. 3 (1901). S. 419 ff. — ⁴³⁾ A. Saareste, Langage enfantin conservé par trois jeunes Estoniens de onze, neuf et huit ans. 1936. — ⁴⁴⁾ H. Delacroix, Au seuil du langage. S. 16. — ⁴⁵⁾ W. Frohn, Untersuchungen über das Denken der Taubstummen. Arch. f. d. ges. Psych. 55 (1926). S. 459. — ⁴⁶⁾ A. Gehlen, Der Mensch. 1940. S. 40. — ⁴⁷⁾ A. Stöhr, Lehrbuch der Logik in psychologisierender Darstellung. 1910. S. 137 ff. — ⁴⁸⁾ Bouman & Grünbaum, Experimentell-psycholog. Untersuchungen zur Aphasie u. Paraphasie. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie. 96 (1925). S. 481 ff. — ⁴⁹⁾ F. Lotmar, Zur Kenntnis der erschwerten Wortfindung u. ihrer Bedeutung für das Denken des Aphasischen. Schweizer Arch. f. Neurol. u. Psychiatrie. 5 (1919). S. 206 ff., 6 (1920). S. 3 ff. — ⁵⁰⁾ A. Stöhr, Psychologie. S. 388. — ⁵¹⁾ O. Jespersen, a. a. O. S. 98. — ⁵²⁾ Dazu A. Messer, Psychologie. S. 249. — ⁵³⁾ Ch. B. Flagstad, a. a. O. S. 70. — ⁵⁴⁾ H. Höffding, Psykologi i Omrids paa Grundlag af Erfaring. 5. Aufl. 1908. S. 227. — ⁵⁵⁾ B. Erdmann, Die psychol. Grundlagen der Beziehungen zwischen Sprechen u. Denken. Arch. f. systemat. Philos. 2 (1896). S. 355 ff.; 3 (1897). S. 31 ff., 150 ff. Ferner Logik. 1. Bd. 2. Aufl. 1907. S. 14, 42, 308 f. — ⁵⁶⁾ L. Klages, Die Grundlagen der Charakterkunde. 7. u.

8. Aufl. 1936. S. 53. — ⁵⁷) H. Maier, Psychologie des emotionalen Denkens. 1908. — ⁵⁸) H. Leisegang, Denkformen. 1928. — ⁵⁹) Dieser Ausdruck ist gebildet nach dem Terminus der amerikanischen Rassentestuntersuchungen Non-Language-performance-Test. Dazu etwa R. Pintner, Non Language Tests in Foreign Countries. School and Society. Vol. 26 (1932). — ⁶⁰) Näheres darüber bei R. Müller-Freienfels, Psychol. d. Kunst. 2. Bd. 2. Aufl. 1923. S. 165. — ⁶¹) W. D. Whitney, Die Sprachwissensch. bearb. v. Jolly. 1874. S. 562. — ⁶²) C. E. Spearman, Abilities of Man etc. 1927. — ⁶³) L. Rangette, Untersuchung über die Psychologie des wissensch. Denkens auf experim. Grundlage. I. Die elementaren Inhalte der Denkprozesse. Arch. f. d. ges. Psychol. 36 (1916). S. 169 ff. — ⁶⁴) E. B. Titchener, Lectures on the Experimental Psychology of the Thought Processes. 1909. — ⁶⁵) R. S. Woodworth, Experimental Psychology. 1938. S. 783 ff.; Ders., A Revision of the Imageless Thought. Psychological Review. 22 (1915). S. 177 ff. — ⁶⁶) W. James, a. a. O. Bd. 1. S. 259 f. — ⁶⁷) R. Müller-Freienfels, Beitr. zum Problem des wortlosen Denkens. Arch. f. d. ges. Psychol. 23 (1912). S. 310 ff.; Ders., Das Denken u. die Phantasie. 1916. S. 307 ff. — ⁶⁸) A. Binet, Etude expérimentale de l'intelligence. 1903. S. 108. — ⁶⁹) F. N. Finck, Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung. 1899. — ⁷⁰) L. Weisgerber, Muttersprache u. Geistesbildung. 1929. — ⁷¹) O. Behaghel, Deutsche Satzlehre. S. 5. — ⁷²) J. Ries, a. a. O. S. 33 ff. — ⁷³) E. Brunswik, Experimentelle Psychologie in Demonstrationen. 1935. S. 135. — ⁷⁴) R. Meringer, nach der Angabe bei J. Fröbes, a. a. O. II. S. 248. — ⁷⁵) F. Kainz, Sprache u. Technik. Geistige Arbeit. 5. März 1939. — ⁷⁶) A. Messer, Empfindung u. Denken. — ⁷⁷) R. Graßler, a. a. O. S. 109 ff. — ⁷⁸) E. Meumann, Intelligenz u. Wille. 4. Aufl. 1925. — ⁷⁹) G. v. d. Gabelentz, a. a. O. S. 3 f. — ⁸⁰) F. de Saussure, a. a. O. S. 12. — ⁸¹) H. Ammann, Vom Ursprung der Sprache. 1929. — ⁸²) H. Bergson, Essai sur les données immédiates de la conscience. 6. Aufl. 1908. S. 99. Dazu kritisch K. Voßler, Geist u. Kultur in d. Sprache. 1925. S. 110. — ⁸³) H. Delacroix, Le langage et la pensée. S. 84. — ⁸⁴) A. Sechehaye, a. a. O.

III. Hauptstück: Die Leistungen der Sprache

A. Die primären Sprachfunktionen

¹) N. Ach, Zur psychol. Grundlegung der sprachlichen Verständigung. a. a. O. — ²) K. Bühler, Das Strukturmodell der Sprache. Travaux du Cercle Linguistique de Prague 6. — ³) A. Marty, Untersuchungen zur Grundlegung usw. S. 53 f. — ⁴) Ch. Darwin, The Expression of the Emotions in Man and Animals. 11. Taus. 1892. — ⁵) B. Croce, Ästhetik als Wissenschaft des Ausdrucks u. allg. Linguistik. Deutsche Übers. 1905. — ⁶) Ph. Wegener, a. a. O. — ⁷) H. Dempe, a. a. O. S. 41 ff. — ⁸) B. Bolzano, Wissenschaftslehre. 1837. — ⁹) Th. W. Danzel, Prinzipien u. Methoden der Entwicklungspsychologie. (= Handb. der biol. Arbeitsmethoden, hg. v. E. Abderhalden. Abt. VI, Teil C. Heft 2. 1921. S. 98. — ¹⁰) G. Runze, Die Bedeutung der Sprache für das wissenschaftl. Erkennen. Philos. Vortr., hg. v. d. Phil. Ges. in Berlin. N.F. Heft 11. — ¹¹) H. Maier, a. a. O. S. 367. — ¹²) K. Jaberger, Sprache als Äußerung u. Sprache als Mitteilung. Arch. f. d. Studium d. neueren Sprachen u. Lit. 136 (1917). S. 84 ff. — ¹³) O. Dittrich, Die Probleme der Sprachpsychol. usw. S. 11. — ¹⁴) K. Voßler, Positivism u. Idealism. usw.; Sprache als Schöpfung usw. — ¹⁵) E. Lorck, Sprache als Medium u. als Mittel. Jahrb. f. Philol. 2 (1927). S. 175 ff. An gleicher

Stelle (S. 188 ff.) von dem Genannten ein Aufsatz: Die Sprachseelenforschung u. d. französ. Modi. — ¹⁶⁾ H. Ammann, Die menschliche Rede. Bd. 1. S. 18. — ¹⁷⁾ W. Horn, Sprachkörper u. Sprachfunktion. 2. Aufl. 1923. — ¹⁸⁾ E. Martinak, Psycholog. Unters. zur Bedeutungslehre. 1901. Ders., Zur Psychol. des Sprachlebens. Zeitschr. f. österr. Gymn. 49 (1898). S. 1 ff. — ¹⁹⁾ W. Schingnitz, Terminologie u. Definition. Jahrb. f. Philol. 2 (1927). S. 237 ff. — ²⁰⁾ H. Schwarz, Die verschiedenen Funktionen des Worts. Zeitschr. f. Philos. u. philos. Kritik 132 (1908). S. 152 ff. — ²¹⁾ G. Gerber, Die Sprache u. das Erkennen. 1884. — ²²⁾ O. Niemeyer, Methodisches u. Tatsächliches usw. — ²³⁾ Dazu F. Kainz, Zur Psychologie der Sprachfunktionen. Zeitschr. f. Psychol. 139 (1936). S. 38 ff. — ²⁴⁾ H. Dempe, a. a. O. S. 28. — ²⁵⁾ R. Müller-Freienfels, Rationales u. irrationales Erkennen. Annalen d. Philos. 2 (1921). S. 1 ff., 163 ff. — ²⁶⁾ G. Redl, Darum lob ich den Sommer. 1932. — ²⁷⁾ K. Bühler, Die Krise der Psychol. 1927. S. 33. — ²⁸⁾ H. Delacroix, Le langage et la pensée. S. 89. — ²⁹⁾ O. Jespersen, a. a. O. S. 391 ff. — ³⁰⁾ H. Schröder, Streckformen. 1906. — ³¹⁾ E. Richter, Das psychische Geschehen u. die Artikulation. Arch. Néerlandaises de Phonétique Expérimentale. 13 (1937). S. 41 ff.; E. Roudet, A propos de l'accent d'insistance en français. Bulletin de la Société de Linguistique. 26. S. 104 ff.; J. Marouzeau, Accent affectif et accent intellectuel. Bull. de Soc. de Lingu. 25. S. 80 ff.; Ch. Bally, Le rythme linguistique et sa signification sociale. 1926. — ^{32a)} E. Gamillscheg, Zur Einwirkung des Affekts auf den Sprachbau. Neuphilol. Monatsschr. 1 (1930). S. 14 ff. — ³²⁾ A. J. Carnoy, Modern Philology 15,31 (1917). — ³³⁾ Hier sei noch auf die Tatsache der emphatischen Aspirierung und der dadurch bewirkten Lautänderungen verwiesen. Dazu A. Schmitt, Media, Tenuis, Aspirata. Theutonista. 7 (1930 f.). S. 287 ff. — ³⁴⁾ G. v. d. Gabelentz, a. a. O. S. 457 ff. — ³⁵⁾ H. Fuchs, Die Sprache des Jugendlichen im Tagebuch. Zeitschr. f. angew. Psychol. 29 (1927). S. 74 ff. — ³⁶⁾ F. Kainz, Die Sprachpsychol. d. deutschen Romantik. Ferner H. Fauteck, Die Sprachtheorie F. v. Hardenbergs (Novalis). 1940. — ³⁷⁾ G. Ipsen, Sprache u. Gemeinschaft. XII. Kongr. d. deutschen Ges. f. Psychol. S. 185 ff. — ³⁸⁾ H. Delacroix, Le langage et la pensée. S. 83. — ^{38a)} E. Ernst, Sprache u. Mißverständnis. Arch. f. d. ges. Psychol. 104 (1939). S. 439 ff. — ³⁹⁾ W. Wundt, a. a. O. I, 1. S. 233. — ⁴⁰⁾ H. Delacroix, L'enfant et le langage. S. 93. — ⁴¹⁾ J. Piaget, Le langage et la pensée chez l'enfant. 1923. — ⁴²⁾ O. F. Decroly, Bulletin de la Société française de Pédagogie. 1926. — ⁴³⁾ K. Voßler, Sprache als Schöpfung usw. S. 98. — ⁴⁴⁾ R. Thiele, a. a. O. Bühler, Die Krise usw. S. 33. Ders., Vom Wesen der Syntax. Idealist. Neuphil. S. 264 ff. — ⁴⁵⁾ H. Ammann, Die menschliche Rede. Bd. 2. S. 33 ff. — ⁴⁶⁾ K. Festschr. f. K. Voßler. 1922. S. 54 ff. — ⁴⁷⁾ E. Winkler, Sprachtheoret. Stud. S. 44. — ⁴⁸⁾ W. Havers, a. a. O. S. 153, 155. — ⁴⁹⁾ R. Petsch, Volksdichtung u. volkstümliches Denken. Hess. Blätter f. Volkskunde. 2 (1903). S. 192 ff. — ⁵⁰⁾ E. Winkler, a. a. O. S. 44. — ⁵¹⁾ H. Schuchardt, Slawo-Deutsches u. Slawo-Italienisches. 1884. S. 82. — ⁵²⁾ W. Havers, a. a. O. S. 37. — ⁵³⁾ Dazu M. Schuster, Zu den Theorien über d. Entstehung u. d. Wesen d. sogen. histor. Infinitivs. Beitr. z. griech. u. lat. Sprachforsch. 1926. S. 224 ff. — ⁵⁴⁾ A. Gehlen, Das Problem des Sprachursprungs. Forschungen u. Fortschritte 14 (1938). S. 291 ff. — ⁵⁵⁾ F. Häußler & F. Redl, Einführung in die Psychol. 1933. S. 76. — ⁵⁶⁾ H. Dempe, a. a. O. S. 31. — ⁵⁷⁾ Außer Betracht mögen hier — als sprachpsychologisch unergiebig — die wunderlichen Fälle des literarisch-philologischen Fluches bleiben, die dort verwirklicht sind, wo ein Sprecher ohne inneren Anlaß Fluchworte einer fremden Sprache gebraucht, um seine Vertrautheit auch mit

diesen Seiten des fremdsprachlichen Lexikons zu erweisen. Belege dafür in Raabes, „Horacker“; vor allem aber liefern Jean-Pauls Rektor *Fäbel* und dessen Gymnasiastenschar Beispiele. — ⁵⁸) K. Voßler, Geist u. Kultur in der Sprache. 1925. S. 50 f. — ⁵⁹) Von einem Irvingianer, Taplin, wird berichtet, daß er seine „utterances“ jedesmal mit den gleichen Lautkomplexen (cras, cran, cra, crash) begann. Dazu E. Lombard, Essai d'une classification des phénomènes de glossolalie. Archives de Psychol. 7 (1908). S. 1 ff. — ⁶⁰) F. Kainz, Zur Psychol. der Sprachfunktionen. Ferner A. Soergel, Dichtung u. Dichter der Zeit. Neue Folge: Im Banne des Expressionismus. 1926. S. 623 ff. Ferner II. Congr. f. Ästh. usw. Bericht = Zeitschr. f. Ästh. usw. 19 (1925). S. 118 f. — ⁶¹) Brehms Tierleben. Kleine Ausgabe. 2. Aufl. 2. Bd. 1893. S. 397 f. Dieser Bericht fehlt kennzeichnenderweise in den späteren Auflagen der großen Ausgabe. — ⁶²) E. Martinak, a. a. O. — ⁶³) W. v. Humboldt, Über Denken u. Sprechen. Ges. Schr. Akademieausgabe 7, 2. Hälfte. S. 581 ff. — ⁶⁴) E. Winkler, a. a. O. S. 40 ff. — ⁶⁵) B. Delbrück, Grundfragen der Sprachforschung. S. 145. — ⁶⁶) W. Wundt, a. a. O. I, 1. S. 320. — ⁶⁷) W. Wundt, a. a. O. S. 321. — ⁶⁸) M. de Crinis, Über die Entwicklung des menschl. Geistes. Medizin. Welt. 1935, Nr. 39. — ⁶⁹) C. v. Economo, Die progressive Zerebration. Wiener medicin. Wochenschr. 1928, Nr. 28. Dazu ferner J. Versluys, Hirngröße u. hormonales Geschehen bei der Menschwerdung. 1939. — ⁷⁰) F. Kraus, Allgemeine und spezielle Pathologie der Person. 1919—26. — ⁷¹) E. Rothacker, Die Schichten der Persönlichkeit. 1938. Zur Schichtenlehre kritisch: B. Petermann, Wesensfragen usw. S. 172 f. — ⁷²) A. Bostroem, Striäre Störungen. Handb. d. Geisteskrankheiten II. S. 207 ff., bes. S. 221. — ⁷³) Beispiel dafür sind die Tagebücher *Hebbels*; das absolute Gegenteil wird belegt durch die Tagebücher E. Th. A. *Hoffmanns*, die privateste Aufzeichnungen sind, Monolog der Seele, für kein fremdes Auge bestimmt. Sie sind daher für den Uneingeweihten großenteils unverständlich gehalten, arbeiten mit abrupten Schlagworten, Siglen und symbolischen Bildchen (so etwa für die verschiedenen Grade der Betrunkenheit). — ⁷⁴) Belege dafür bei H. Fuchs, a. a. O. — ⁷⁵) A. Messer, Psychologie. S. 253 ff. — ⁷⁶) Ch. B. Flagstad, a. a. O. S. 69. — ⁷⁷) A. A. Grünbaum, Sprache als Handlung. XII. Congr. f. Psych. Bericht. S. 164 ff. — ⁷⁸) O. Dittrich, Philos. Studien 19. S. 93 ff.; Grundzüge der Sprachpsych. I. S. 45 ff., Die Probleme usw. S. 20 f. — ⁷⁹) W. Wundt, a. a. O. I, 2. S. 248. — ⁸⁰) K. Bühler, Kritische Musterung usw. S. 13. — ⁸¹) H. Dempe, a. a. O. S. 104 ff.

B. Die sekundären Sprachfunktionen

¹) K. Bühler, Die Krise usw. S. 51. — ²) H. Dempe, a. a. O. S. 109 ff. — ³) Dazu G. Ipsen, Sprache u. Gemeinschaft. XII. Congr. psychol. S. 185 ff. Ferner L. Weisgerber, Sprachvergleichung u. Psychol. zum Bedeutungsproblem. Blätter f. deutsche Philos. 4 (1930). S. 17 ff. — ⁴) K. Goldstein, Die pathologischen Tatsachen u. ihre Bedeutung für das Problem der Sprache. XII. Congr. f. Psychol. S. 145 ff. — ⁵) B. Croce, a. a. O. — ⁶) K. Voßler, Positivismus u. Idealismus usw., Sprache als Schöpfung usw. — ⁷) H. Lützel, Einführung in die Philos. der Kunst. 1934. S. 10. — ⁸) Dazu F. Kainz, Zur dichterischen Sprachgestaltung. Zeitschr. f. Ästh. usw. 18 (1924). 195 ff. — ⁹) R. Graßler, a. a. O. S. 58. — ¹⁰) Dazu G. v. d. Gabelentz, a. a. O. S. 472 f. — ¹¹) J. Bahnsen, Das Tragische als Weltgesetz usw. 1877. — ¹²) Über die hier wirksamen Triebkräfte vgl. O. Behaghel, Die deutsche Sprache. S. 107 f. — ¹³) Darüber ausführlich O. Jespersen, a. a. O. S. 220 ff. — ¹⁴) H. Ploss &

M. Bartels, Das Weib in der Natur- u. Völkerkunde. 10. Aufl. 1912 f. —
¹⁵) E. v. Hartmann, Die Verlogenheit des modernen Lebens. Blumenthals
 Monatsh. f. Dichtkunst u. Kritik. 1 (1876). S. 225 ff. — ¹⁶) F. Kainz, Zur
 Wortgeschichte der deutschen Klassik u. Romantik (im Druck). — ¹⁷) H. Eb-
 binghaus, Abriß der Psychologie. 6. Aufl. 1919. S. 126. — ¹⁸) F. Kainz,
 Lügenerscheinungen im Sprachleben. In „Die Lüge“, hg. v. Lipmann-Plaut. 1927.
 S. 212 ff. — ¹⁹) Dazu W. Stern, Aussagestudium (= Beitr. z. Psychol. d. Aus-
 sage. 1, 1903 f. S. 46 ff. — ²⁰) F. Nietzsche, Über Wahrheit u. Lüge im außer-
 moral. Sinn. Ges. W. (Musarion) 6. S. 75 ff. — ²¹) F. Kainz, Orientalisierende
 Dichtung. Reallexikon d. deutschen Literaturgesch. 2. S. 541 ff. — ²²) M. Vlach
 & K. Pichl, Lehrbuch der Logik u. Philos. 1936. S. 52 f. — ²³) R. M. Meyer,
 Deutsche Stilistik. 3. Aufl. o. J. S. 83 f. — ²⁴) Zahlreiche Beispiele bei K. Nyrop,
 Das Leben der Wörter. Deutsche Übers. 1903. — ²⁵) F. Kainz, Das Steigerungs-
 phänomen als künstlerisches Gestaltungsprinzip. 1924; ferner: Zur dichterischen
 Sprachgestaltung, bes. S. 207 ff. — ²⁶) Zur Psychol. der Metapher: W. Stählin,
 Zur Psychol. u. Statistik der Metapher. Arch. f. d. ges. Psychol. 31 (1914).
 S. 297 ff.; O. Sterzinger, Die Gründe des Gefallens u. Mißfallens am poet.
 Bild. Ebda. 29 (1913). S. 16 ff.; K. Bühler, Sprachtheorie. S. 342 ff. — ²⁷) H. Graf
 Keßler, Notizen über Mexiko. 1889. — ²⁸) H. Wunderlich, Unsere Umgang-
 sprache usw. 1894. — ²⁹) W. Havers, a. a. O. S. 39. — ³⁰) Th. Mundt, Die
 Kunst der deutschen Prosa. 1837. S. 119. — ³¹) W. Schulze, Ahd. suagar.
 Zeitschr. f. vergl. Sprachforsch. 40 (1907). S. 400 ff., bes. S. 411 — ³²) Einen
 gleicherweise sprachpsychologisch wie volkswundlich interessanten Beleg für
 diese Einstellung, die bei Tiroler Bauern heute noch anzutreffen ist, bringt
 K. Schönherr in den „Inntaler Schnalzern“. — ³³) R. Loewe, Die Vokativ-
 partikel in d. griech. Prosa. Zeitschr. f. vergl. Sprachforsch. 53 (1925). S. 115 ff.
 — ³⁴) B. Delbrück, Die Entstehung des Mythos bei den idg. Völkern. Zeitschr.
 f. Völkerpsychol. u. Sprachwiss. 3 (1865). S. 266 ff. — ³⁵) M. Müller, Philosophie
 der Mythologie. 1874. S. 317 ff. — ³⁶) G. Runze, Sprache u. Religion. 1889. —
³⁷) A. Kühn, Die Mythen von der Herabholung des Feuers bei den Indogermanen.
 1858. — ³⁸) Die Beispiele nach K. Nyrop, a. a. O. S. 222 ff. — ³⁹) C. Faß, Beitr.
 z. franz. Volksetymologie. Roman. Forschungen 3 (1887). S. 473 ff. — ⁴⁰) Zahl-
 reiche Beispiele bei J. G. Frazer, The Golden Bough. 3. Aufl. 1912—30. —
⁴¹) Belege bei Frazer, a. a. O., Mauther, a. a. O., ferner bei C. K. Ogden in dem
 Abschnitt 'The power of words', in dem genannten Buch 'The meaning' usw.
 S. 24 ff. Ein dort angekündigtes Buch 'Word-Magic' 1923 scheint nicht erschienen zu
 sein. — ⁴²) C. K. Ogden & I. A. Richards, The Meaning usw. S. 37. — ⁴³) Th. W.
 Danzel, Prinzipien u. Methoden d. Entwicklungspsychol. — ⁴⁴) Agrippa v. Net-
 tesheim, Geheime Philosophie. Buch 3, Kap. 26. — ⁴⁵) E. R. Jaensch, Grund-
 formen usw. S. 65 — ⁴⁶) L. Levy-Brühl, a. a. O. S. 51 ff. — ⁴⁷) W. Wolff, Der
 archaische Sprachorganismus. Zeitschr. f. Psychol. 110 (1929). S. 113 ff. — ⁴⁸) A. J.
 Portengen, De oudgermaansche dichtertaal in haar ethnologisch verband. 1915.
 Dazu Zeitschr. f. österr. Gymnasien 68 (1917 f.). S. 765 ff. — ⁴⁹) A. Olrik, Nordisk
 Tidskrift för vetenskap, konst och industri. 1897. — ⁵⁰) H. Werner, Die Ursprünge
 der Metapher. 1919. — ⁵¹) Zu den Decknamen: A. Meillet, Quelques hypothèses
 sur des interdictions de vocabulaire dans les langues indo-européennes. (Lin-
 guistique historique et linguistique générale. 1921. S. 281 ff.); P. Sébillot, La
 Folk-Lore de France. 1904—07. III. S. 21 ff. G. Bonfante, Études sur le tabou
 dans les langues indo-européennes. (= Mélanges de linguistique offerts à Ch.
 Bally. 1939. S. 195 ff.); F. Specht, a. a. O., H. Schulz, Frühhd. Euphemismen.

Zeitschr. f. deutsche Wortforschung 10 (1908 f.). S. 129 ff.; Frommann, Tractatus de fascinatione. 1675. S. 46. — ⁵²) R. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. 2 (1898). S. 352. — ⁵³) R. Much, Der german. Osten in d. deutschen Heldensage. Zeitschr. f. deutsches Altertum. 57 (1919). S. 145 ff. — ⁵⁴) H. Hirt, Etymologie der nhd. Sprache. 1909. S. 295. — ⁵⁵) H. Schuchardt, Romano-baskische Namen des Wiesels. Zeitschr. f. roman. Philol. 36 (1912). S. 160 ff. Dazu H. Urtel, ebenda 37 (1913). S. 210 ff. — ⁵⁶) E. Rolland, Faune populaire. 7, 1914. — ⁵⁷) E. Rohde, Psyche. 2. Aufl. 1898 I. S. 206. — ⁵⁸) R. Riegler, Andalus. primita, Turmfalke. Arch. f. d. Studium d. neueren Sprachen u. Literaturen. 144 (1922). S. 258; Ders., Wörter u. Sachen 4. S. 175 ff. — ⁵⁹) I. E. Rietz, Ordbok öfver Svenska allmogespråket. 1867. — ⁶⁰) M. Höfler, Deutsches Krankheitsnamenbuch. 1899. — ⁶¹) H. Hirt, Etymologie usw. S. 295. — ⁶²) K. Scheffler, Der verhüllende oder euphemistische Zug in unserer Sprache. Wiss. Beihefte zur Zeitschr. d. allg. deutschen Sprachvereins. 1898. S. 113 ff. — ⁶³) C. Abel, Über den Gegensinn der Urworte. 1884. Ferner G. Runze, a. a. O. S. 17; L. Radermacher, Schelten u. Fluchen. Arch. f. Religionswiss. 11 (1908). S. 11 ff. — ⁶⁴) J. Marouzeau, Bulletin de la Société de Linguistique. 23 (1922). S. 28 ff. 25 (1924). S. 90 ff. — ⁶⁵) W. Hellpach, a. a. O. S. 89. — ⁶⁶) H. Dempe, a. a. O. S. 109 ff. — ⁶⁷) H. Schwarz, Der Irrtum in der Philosophie. 1934. S. 110 ff. — ⁶⁸) H. Lipps, Untersuchungen zur Phänomenologie der Erkenntnis. II. 1928. S. 24; Ders., Die Verbindlichkeit der Sprache. Blätter für deutsche Philos. 12 (1933 f.). S. 282 ff. — ^{68a}) J. Petersen, Die Wissenschaft von der Dichtung. Bd. I. 1939. S. 90. — ⁶⁹) M. Müller, Lectures on the Science of Language. 7. Aufl. 1873. — ⁷⁰) Dazu F. Kainz, Die Sprachpsychol. d. deutschen Romantik, bes. S. 334. — ⁷¹) Francis Bacon, Novum organum. 1620. — ⁷²) F. Mauthner, a. a. O. — ⁷³) H. Falkenfeld, Wort u. Seele. 1914. S. 26. — ⁷⁴) K. Bühler, Sprachtheorie. S. 36, 103 ff. — ⁷⁵) A. Stöhr, Lehrbuch der Logik. S. 81 ff., 403 ff.; Ders., Psychologie. S. 434 ff. — ⁷⁶) Zahlreiche Belege bei C. G. Andresen, Über deutsche Volksetymologie. 7. Aufl. 1919.

IV. Hauptstück: Die Entstehung der Sprache

A. Zur Frage des Forschungsverfahrens

Die folgenden Büchernennungen wollen lediglich einige kennzeichnende Werke der erwähnten Methoden und Arbeitsrichtungen angeben.

¹) W. D. Whitney, Life and Growth of Language. 1875; J. Grimm, Über den Ursprung der Sprache. 7. Aufl. 1879; W. H. I. Bleek, Über den Ursprung der Sprache. 1868; R. Kleinpaul, Der Ursprung der Sprache. 1895; L. de Rosny, De l'origine du langage. 1869. J. van Ginneken, La reconstruction typologique des langues archaïques de l'humanité. 1939. — ²) A. Wadler, a. a. O. — ³) O. Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit. 1931. — ⁴) W. Schmidt, Die Sprachfamilien u. Sprachenkreise der Erde. 1926. — ⁵) O. Abel, Die Stellung des Menschen im Rahmen der Wirbeltiere. 1931. — ⁶) A. Gehlen, Der Mensch. 1940; H. Weinert, Der geistige Aufstieg der Menschheit vom Ursprung bis zur Gegenwart. 1940; Ders., Ursprung der Menschheit. 1932. — ⁷) E. Dubois, Die phylogenetische Großhirnzunahme; autonome Vervollkommnung der animalen Funktionen. Biologia generalis. 6 (1930); L. Bolk, Endocrine Glands in the Evolution of Man. 1921.; Ders., Das Problem der Menschwerdung. 1926. Dazu J. Versluys, Hirngröße u. hormonales Geschehen bei der Menschwerdung. 1939. — ⁸) F. Kainz, Der Ursprung der Sprache. Deutsche Viertel-

jahrschr. f. Literaturwiss. u. Geistesgesch. 15 (1937). S. 1 ff. — ⁹⁾ K. Heřman, Die Anfänge der menschlichen Sprache. I. Plan für die Erforschung der ältesten Sprachstufen. 1936. — ¹⁰⁾ W. Wundt, a. a. O. I, 2. S. 628 ff. — ¹¹⁾ A. Penck, Die Vergletscherung der deutschen Alpen. 1882; Ders. u. E. Brückner, Die Alpen im Eiszeitalter. 1909. — ¹²⁾ W. Soergel, Das diluviale System. I. Die geolog. Grundlagen der Vollgliederung des Eiszeitalters. Fortschr. d. Geol. u. Paläontol. 39 (1939). Ders., Die Vereisungskurve. 1937. — ¹³⁾ M. Milankovic, Mathematische Klimalehre u. astronom. Theorie der Klimaschwankungen. 1930. — ¹⁴⁾ Eine treffende Kritik des genetisch-psychologischen Teils der Aufstellungen v. Ginnekkens bei A. Gehlen (siehe E8). — ¹⁵⁾ H. Paul, a. a. O. S. 174 ff. — ¹⁶⁾ A. Trombetti, Unità d'origine del linguaggio. 1905; Saggi di glottologia comparata. 1908 ff.; Elementi di glottologia. 1923. — ¹⁷⁾ W. Oehl, Elementare Wortschöpfung. Anthropos 12 f. (1917 f.). S. 575 ff., 1047 ff., 14 f. (1919 f.). S. 405 ff. — ¹⁸⁾ K. Franke, Die mutmaßliche Sprache des Eiszeitmenschen. 1913. — ¹⁹⁾ G. Schwidetzky, Sprechen Sie Schimpansisch. 1931; Ders., Schimpansisch, Urmongolisch, Indogermanisch. 1932; Ders., Lemurisch, Gibbonisch, Ureuropäisch (= Rasse u. Sprache 2.). 1935; Ders., Pongonisch, Urdinarisch, Indogermanisch (= Rasse u. Sprache 3.). 1936. — ²⁰⁾ L. Boutan, Le pseudo-langage. Observations effect. sur un anthropoide: Le Gibbon (*Hylabates Leucogenys Ogilby*). Actes de la Société Linnéenne à Bordeaux. 67/1 (1913).

B. Psychologie u. Sprachursprungsforschung

¹⁾ A. Trombetti, Elementi. S. 234. — ²⁾ A. Höfler, Psychologie. 1897. S. 543. — ³⁾ A. Gehlen, Der Mensch. S. 35 ff. — ⁴⁾ B. Bourdon, L'expression des émotions et des tendances dans le langage. 1892. — ⁵⁾ Ch. Darwin, The Expression of the Emotions. — ⁶⁾ W. Wundt, a. a. O. — ⁷⁾ A. Marty, Über den Ursprung usw. — ⁸⁾ L. Sütterlin, Werden u. Wesen der Sprache. 1913. — ⁹⁾ F. Schürr, a. a. O. — ¹⁰⁾ H. Gutzmann, a. a. O. S. 3, 33. — ¹¹⁾ O. Jespersen, a. a. O. 424. — ¹²⁾ Th. Ribot, La psychologie des sentiments. 1896. — ¹³⁾ G. J. Romanes, Die geistige Entwicklung beim Menschen. 1893. — ¹⁴⁾ L. Geiger, Ursprung u. Entwicklung der menschlichen Sprache u. Vernunft. 1868; Ders., Der Ursprung der Sprache. 1869. — ¹⁵⁾ H. Schuchardt, Sprachursprung. Sitzungsber. der Berliner Akad. d. Wissensch. 1919. S. 716 u. 863 ff. Ferner: H. Schuchardt-Brevier. 2. Aufl. 1928. S. 254 ff. — ¹⁶⁾ Hier sei auf folgenden völkerpsychologischen Erfahrungssatz verwiesen. Je primitiver die Kultur, desto mehr gleichen sich die einzelnen Individuen eines Stammes untereinander, wogegen sich die verschiedenen Stämme von einander weitgehend abheben. Je höher die Kulturentwicklung, desto mehr unterscheiden sich die Individuen bei gleichzeitiger Annäherung der überindividuellen Kollektiva. — ¹⁷⁾ Ph. Wegener, a. a. O. S. 67. — ¹⁸⁾ H. Delacroix, Les opérations intellectuelles. B. Le langage. p. 158 (=Traité de Psychologie par G. Dumas. II. 1924. p. 113 ff.).

C. Die Sprache als Superstruktur

¹⁾ H. Paul vertritt (a. a. O. S. 175) die Ansicht, wenn Kinder ohne Berührung mit Erwachsenen, lediglich auf den Verkehr untereinander beschränkt, aufwachsen, so würden sie sich „eine eigene Sprache aus selbstgeschaffenen Wörtern bilden“. Soll diese Entwicklung indes nicht allzu verspätet und unvollkommen erfolgen, so ist ein gewisses Mindestmaß von Anregungen durch die Vollsprache der Erwachsenen unentbehrlich. Wenn Gehlen eine ähnliche Ansicht, wie sie Paul als Vermutung ausspricht, durch einen Tatsachenbeleg

(die sprachliche Entwicklung der erstmals von Jespersen beschriebenen dänischen Zwillinge) stützen zu können glaubt, so ist darauf folgendes zu entgegnen. Der Fall dieser Kinder wurde auf meine Anregung von E. Forchhammer neuerdings untersucht, wofür Jespersen sein Material freundlichst zur Verfügung stellte. Es ergab sich, daß die sprachliche Isolierung der Knaben doch keine so vollständige war, wie von Gehlen und ursprünglich auch von mir angenommen wurde. Anregungen von der Vollsprache der Erwachsenen fehlten auch in diesem Fall nicht völlig und auch die Privatsprache dieser Knaben läßt sich zum größten Teil auf das Dänische zurückführen. Darüber im zweiten Band Näheres. — ²⁾ E. Sapir, *Language*. 1921. — ³⁾ L. Hjelmslev, a. a. O. S. 178. — ⁴⁾ Pillsbury-Meader, a. a. O. S. VI. — ⁵⁾ W. McDougall, *The Energies of Men*. 1932. Deutsche Ausgabe unter dem Titel „Aufbaukräfte der Seele“. 1937. — ⁶⁾ H. Delacroix, a. a. O. S. 407.

D. Sprache als motorisches Geschehen

¹⁾ Pillsbury-Meader, a. a. O. S. 5. — ²⁾ A. Gehlen, a. a. O. S. 201. — ³⁾ Th. W. Danzel, a. a. O. S. 99. — ⁴⁾ K. Voßler, *Die Grenzen der Sprachsoziologie* (Ges. Aufsätze zur Sprachphil. 1923. O. S. 211 ff., bes. S. 214 f.) — ⁵⁾ H. Ammann, *Sprache u. Wirklichkeit*. Blätter f. Deutsche Philos. 12 (1938 f.). S. 229 ff. — ⁶⁾ L. Noiré, *Der Ursprung der Sprache*. 1877. — ⁷⁾ Zum Hauptpropheten dieser von Noiré vertretenen synergastischen Sprachursprungstheorie ist später M. Müller geworden (*Die Wissenschaft der Sprache*. Neue Aufl. 1892. I., S. VIII; ferner: *Das Denken im Lichte der Sprache*. 1888.) — ⁸⁾ K. Bücher, *Arbeit u. Rhythmus*. 4. Aufl. 1909.

E. Sprachfunktionen und Sprachursprung

¹⁾ So etwa O. Heinroth, *Aus dem Leben der Vögel*. 1938. S. 106 ff. — ²⁾ K. Bühler, *Die Krise usw.* S. 55. — ³⁾ O. Jespersen, *Progress in Language*. 1894. — ⁴⁾ L. Edinger, *Die Beziehungen der vergleichenden Anatomie zur vergleichenden Psychologie*. Neue Aufgaben. III. Kongr. f. experim. Psychol. Bericht 1909. S. 1 ff. — ⁵⁾ E. Rothacker, *Die Schichten der Persönlichkeit*. 1938. — ⁶⁾ F. Kraus, a. a. O. — ⁷⁾ K. Bühler, *Der dritte Hauptsatz usw.* — ⁸⁾ A. Gehlen, a. a. O. S. 201 ff. Man sehe hier ferner seine aufschlußreiche Besprechung des Buches von J. v. Ginneken (*La reconstruction typologique etc.*) in der Wiener Prähistorischen Zeitschrift 27 (1940). S. 115 ff.

F. Die Beschaffenheit der Urlautgebilde

¹⁾ W. D. Whitney, *Life and Growth of Language*. 1875. S. 226. — ²⁾ O. Jespersen, *Die Sprache*. S. 418. — ³⁾ A. R. Turgot, zitiert bei Jespersen, a. a. O. S. 418. — ⁴⁾ R. Eisler, *Wörterbuch der philos. Begriffe*. 4. Aufl. von K. Boretz. III. 1930. S. 141. — ⁵⁾ W. Wundt, a. a. O. I, 2. S. 92. — ⁶⁾ G. v. d. Gabelentz, a. a. O. S. 255 ff. — ⁷⁾ Als Beleg zwei oft zitierte Sätze aus W. H. J. Bleeks *Comparative Grammar of South African Languages*. 1862: *Umuntu wetu omuchle uyabonakala, simtanda* (ein schöner Mann kommt, wir lieben ihn) — *intombi yetu enchle iyabonakala, siyitanda* (ein schönes Mädchen kommt, wir lieben es). — ⁸⁾ K. Hefman, a. a. O. S. 135. — ⁹⁾ A. Trombetti, *Saggi*, aber auch *Elementi*. — ¹⁰⁾ C. Täuber, *Die Ursprache u. ihre Entwicklung*. *Globus* 97 (1910). S. 277 ff. — ¹¹⁾ L. Sütterlin, *Werden u. Wesen*. 18 f. — ¹²⁾ O. Walkhoff, *Der Unterkiefer der Anthropomorphen u. des Menschen*. 1902; *Ders., Die diluvialen menschlichen Kiefer Belgiens u. ihre pithekoïden Eigenschaften*. 1903. (Beides in dem Sammelwerk „Menschenaffen“). —

- ¹³) W. Schmidt, a. a. O. S. 13 f. Dazu Klaatsch, Archiv f. Anthropol. N. F. 8 (1909). S. 14. — ¹⁴) K. R. Lepsius, Über chinesische u. tibetische Lautverhältnisse usw. 1861. — ¹⁵) E. Kuhn, Über Herkunft u. Sprache der transgangetischen Völker. 1883. — ¹⁶) B. Karlgren, Sound and Symbol in Chinese. 1923; Ders., Le proto-chinois, langue flexionnelle. Journ. asiatique. 15 (1920). S. 205 ff. — ¹⁷) F. N. Finck, a. a. O. S. 15 ff.

G. Elementargedanken der Sprachentstehung

- ¹) H. Ammann, Vom Ursprung usw. S. 15. — ²) W. Oehl, Das Lallwort in der Sprachschöpfung. 1933. — ³) A. Trombetti, Elementi usw. S. 214. — ⁴) W. Wundt, a. a. O. I, 1. S. 346 ff. — ⁵) W. Oehl, Elementare Wortschöpfung: *papilio-fifaltra-farfalla*. Bibl. dell' Arch. Roman. 3 (1922). S. 75 ff. — ⁶) R. Brandstetter, Die Reduplikation in den indianischen, indonesischen u. indogerman. Sprachen. 1917. — ⁷) Dazu Cl. u. W. Stern, Die Kindersprache. 4. Auflage. 1928. S. 381 f. — ⁸) Belege dafür bei E. R. Hun, Singular Development of Language in a Child. The Monthly Journal of Psychological Medicine. 1886. Ferner O. Jespersen, Die Sprache. S. 165, sowie Cl. u. W. Stern, a. a. O. S. 377. — ⁹) W. Wundt, a. a. O. I, 1. S. 343 ff. — ¹⁰) B. Delbrück, Grundfragen der Sprachforschung. — ¹¹) L. Sütterlin, Das Wesen der sprachlichen Gebilde. 1902. — ¹²) In Betracht kommen die in den ital. Reiseaufzeichnungen enthaltenen Äußerungen „Moritz als Etymolog“. — ¹³) H. Werner, Grundfragen der Sprachphysiognomik. 1932. — ¹⁴) E. Fenz, a. a. O. bes. S. III f. — ¹⁵) K. Bühler, Sprachtheorie. S. 195 ff.

H. Überleitung zu vergleichend-sprachpsychologischen Untersuchungen

- ¹) A. Marty, a. a. O. S. 62, 134. — ²) W. Wundt, a. a. O. I, 1. S. 337. — ³) Dazu J. Volkelt, System der Ästhetik. I, 1905. S. 27. Hier finden sich grundsätzliche Erörterungen, die nicht nur den Ästhetiker, sondern auch den Psychologen angehen. — ⁴) M. Verworn, Zur Psychologie der primitiven Kunst. 1908; Ders., Die Anfänge der Kunst. 1909; Ders., Ideoplastische Kunst. 1914. — ⁵) K. Bühler, Die geistige Entwicklung des Kindes. 5. Aufl. 1929. S. 296 ff., 305 f. — ⁶) W. Hellpach, a. a. O. S. 52 ff. — ⁷) A. Höfler, a. a. O. S. 537 ff. — ⁸) Th. Eisenhaus, Lehrbuch der Psychologie. 3. Aufl. von Giese, Gruhle, Dorsch. 1939. S. 353 ff. — ⁹) H. Ebbinghaus, Abriß der Psychologie. 4. Aufl. 1912. S. 121 ff.; Ders., Psychologie. In dem Sammelwerk „Die Kultur der Gegenwart“, hg. v. Hinneberg. Bd. I/6. Systematische Philosophie. 1907. — ¹⁰) H. Ebbinghaus, Grundzüge der Psychologie. Fortgeführt von E. Dürr. 1.—3. Aufl. 1913. II. S. 709 ff. — ¹¹) A. Stöhr, Psychologie. S. 393 ff. — ¹²) W. Wundt, Grundriß der Psychologie. 15. Aufl. 1922. S. 362, 367 ff. — ¹³) F. Jodl, Lehrbuch der Psychologie. 4. Aufl. 1924. II. S. 238 ff. — ¹⁴) G. Dumas, Traité des Psychologie. II. 1924. S. 158 f. — ¹⁵) H. Schjelderup, Psychologie. Deutsche Übersetzung. 1928. S. 185. — ¹⁶) E. Dürr, a. a. O. S. 716.

I. Paläopsychologie der Sprachanfänge

- ¹) Stanley Hall, Adolescence. 1924. II. S. 61, 65. — ²) H. Weinert, Der geistige Aufstieg der Menschheit. 1940. — ³) M. Verworn, Die Entwicklung des menschlichen Geisteslebens. 4. Aufl. 1920. — ⁴) F. Graebner, Das Weltbild der Primitiven. 1924. — ⁵) O. Menghin, a. a. O. — ⁶) L. Levy-Brühl, Das Denken der Naturvölker. Deutsche Übers. 1921. Ders., Die Seele der Primitiven. Deutsche

Übers. 1930. — ⁷) K. Heřman, a. a. O. — ⁸) L. Klages, Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck. 5. Aufl. 1936. S. 260. — ⁹) A. Gehlen, a. a. O. S. 293. — ¹⁰) Hier sind vor allem die bereits zitierten ausgezeichneten Arbeiten von O. Abel und H. Weinert zu nennen, denen ich mich im folgenden mehrfach anschließe. — ¹¹) E. Stein, Über neuere Fragen der künstlichen Änderung erblicher Anlagen. Forschungen u. Fortschritte 12 (1936) S. 40 f. — ¹²) Ch. Bell, The Anatomy and Philosophy of Expression usw. 4. Aufl. 1847. — ¹³) J. Versluys, a. a. O. — ¹⁴) B. Naunyn, Zur Entstehung der Lautsprache beim Menschen. Deutsches Archiv f. klin. Medizin. 137 (1921) S. 1 ff. — ¹⁵) M. de Crinis, a. a. O. — ¹⁶) C. v. Economo, a. a. O. — ¹⁷) E. Dubois, a. a. O. — ¹⁸) L. Bolk, a. a. O. Die hiehergehörigen Schriften, ebenso die von Dubois und Versluys sind unter IV A 7 angeführt. — ¹⁹) L. Boutan, a. a. O. (IV A 20). — ²⁰) H. Weinert, Ursprung der Menschheit. S. 7, 97. — ²¹) O. Abel, a. a. O. S. 361 ff. — ²²) H. Weinert, Ursprung. S. 164 f. — ²³) H. Weinert, Ursprung. S. 194 f., 343 ff., bes. S. 346. Ferner Der geistige Aufstieg. S. 67 ff. — ²⁴) K. Groos, Zum Problem der Tiersprache. Zeitschr. f. Psychol. 134 (1935) S. 225 ff. — ²⁵) K. Voßler, Die Grenzen der Sprachsoziologie. S. 214 f. Dieses Beispiel ist als solches brauchbar, trotz der hier bekundeten Naivität in prähistorischen Dingen, die unbedenklich mit einem Anachronismus von vielen Jahrzehntausenden arbeitet. Die ersten Anfänge der Sprache sind weit älter als die Steinbearbeitung; sie fallen in die vorlithische Zivilisationsperiode der Holz- und Knochenwerkzeuge (Paläolithikum und Paläoosikum). — ²⁶) H. Weinert, Der geistige Aufstieg. S. 69. — ²⁷) H. Weinert, Der geistige Aufstieg. S. 4, 21. — ²⁸) Genaue Anführung der Wörterbücher der Affensprachen wird das Kapitel über die Tiersprache bringen; hier sei nur erwähnt, daß ein Vokabular des Kapuzineraffen von R. L. Garner geliefert wurde (Die Sprache der Affen. Deutsche Übers. von W. Marshall 1905), ein solches der Schimpansensprache von R. M. Yerkes und B. W. Learned (Chimpanzee Intelligence and its vocal Expressions, 1925), das der Gibbonsprache von L. Boutan (Le pseudo-langage. Actes de la Soc. Linn. à Bordeaux Tome XVII/1), das des Orang-Utan von G. Schwidetzky (Pongonisch, Urdinarisch, Indogermanisch 1936); von Schwidetzky stammen gleichfalls kurze „Wörter“listen der Lemuren (Makis) und des Siamangs (Lemurisch, gibbonisch, ureuropäisch 1935). — ²⁹) Ch. Darwin, Descent of Man. Ch. 11. — ³⁰) L. L. C. Faidherbe, Grammaire de la langue Poul. Rev. de Linguistique 1875. — ³¹) Die wichtigsten der hiehergehörigen Schriften sind unter IV A 19 angeführt. — ³²) G. Schwidetzky, Sprechen Sie Schimpansisch? S. 59 ff. — ³³) Ders., ebendort S. 49. — ³⁴) Ders., Einige Grundbegriffe naturwissenschaftlicher Sprachforschung. 1936. S. 4. — ³⁵) Ders., Sprechen Sie Schimpansisch? S. 65. — ³⁶) Ders., ebendort S. V. — ³⁷) Ders., Schimpansisch, Urmongolisch, Indogermanisch. S. 28. — ³⁸) Ders., ebendort S. 54 ff. — ³⁹) Ders., Lemurisch usw. S. 3. — ⁴⁰) K. Franke, Sprachentwicklung der Kinder und der Menschheit. W. Reins Enzyklop. Handb. d. Pädagogik. 2. Aufl. 8. Bd. 1908. S. 742 ff. — ⁴¹) G. Schwidetzky, Grundbegriffe S. 1, Sprechen Sie usw. S. 74. — ⁴²) Pillsbury-Meader, a. a. O. S. 6. — ⁴³) O. Walkhoff, zitiert unter IV F 12. — ⁴⁴) K. Franke, Die mutmaßliche Sprache des Eiszeitmenschen usw. — ⁴⁵) K. Heřman, a. a. O. S. 54 f. 112 f. — ⁴⁶) Näheres über die Genannten bei A. Wadler, a. a. O. — ⁴⁷) F. N. Finck, Die Haupttypen usw. S. 155. — ⁴⁸) G. v. d. Gabelentz, a. a. O. S. 142 f. 386. — ⁴⁹) F. Kainz, Der Ursprung der Sprache. S. 32. — ⁵⁰) W. Oehl, Fangen — Finger — Fünf. S. X. — ⁵¹) H. Hale, The Origin of Languages. American Assoc. for the Advancement of Science 35 (1886). Ders., The Development of Language. 1888. — ⁵²) R. Lindner, Vererbte Sprechbewegungen bei Taubgeborenen; o. J. (1935).

— ⁵³⁾ Ders., a. a. O. S. 5. — ⁵⁴⁾ G. Schwidetzky, Grundbegriffe. S. 2. —
⁵⁵⁾ K. Marbe, Die Gleichförmigkeit in der Welt. S. 23f. — ⁵⁶⁾ Dazu K. Meinhof, Die moderne Sprachforschung in Afrika. 1910. S. 51ff. — ⁵⁷⁾ F. Kainz, Wortgeschichte der deutschen Klassik und Romantik. Götze-Festschrift 1941. — ⁵⁸⁾ Für den epigenetischen und kreativen Charakter der Sprache hat Geltung, was Th. Ziehen, Zum Begriff der Geschichtsphilosophie, Kantstudien 28 (1923) S. 66ff., Grundsätzliches über das Wesen der epigenetischen Entwicklung sagt.

Sachverzeichnis

- Aberglaube 254, 257
ablenkendes Sprechen 213 f.
Ablenkung 197 f., 199
Abwandlungsfähigkeit 81, 84
Abreaktion s. Entladung
Abstraktion (leistung, -fähigkeit) 88,
179, 204, 207, 272, 308
abstraktive Relevanz 78 f., 206
Achtungsbezeugung 224 f.
affektiv, Affekt (laut u. ä.) 6, 32, 38, 53,
82, 96, 103, 113, 151, 181 f., 186, 189 ff.,
193 f., 196, 203 f., 206—212, 243, 271—
274, 281 ff., 285, 290, 293, 295, 301, 303,
325, 331, 339
Affektkonstanz 205, 294, 326
Affensprache 269, 325—329, 339
Agrammatismus 101, 120, 148
Ähnlichkeit (sassoziation, -beziehung,
-reproduktion, -zusammenhang) 73, 76,
86 ff., 90, 164, 247, 271, 273 f., 294, 296,
303, 306
akustisch 21, 25, 95, 124, 130, 138, 153,
189 f., 205, 209, 214 ff., 244, 273 279,
285 ff., 293, 295 f., 304, 308, 328, 332, 338
Akzentuierung 42, 84, 100, 180, 257
alethisch 258, 261, 266
Alexie 121
Amphibolie s. Mehrdeutigkeit
Analogie (bildung) 2, 9, 49 ff., 135, 223,
239, 262, 282, 337, 340
analytische Technik 105, 114, 120, 288
Anarthrie 148
Anordnung (swerte) 61, 80, 82 ff., 106 f.,
113, 116
anschaulich, Anschauung 3, 38 f., 47, 59,
109, 125—142, 156—159, 161 f., 164,
167, 198, 228, 282
Anschauungsbilder, innere 60, 125 f.,
140 ff.
Anthropomorphie 235, 241
Antiphrase 251, 253 ff.
Anzeichen 76 f.
aphatisch, Aphasie 7, 22, 24, 28, 52, 87,
101, 118 f., 147—151, 156, 217, 221, 250,
260, 294, 327
Appell (Auslösung) 53—58, 70—76, 80,
113, 115, 123, 173—183, 188 f., 192, 196,
205, 212, 214 f., 219, 241, 273, 276 ff.,
280 f., 290, 293 f., 318, 324, 333
apperzeptiv, Apperzeption 24, 62, 77,
94, 116, 132, 147, 171, 240, 276, 316 f.,
326
Apperzeption, fundamentale 166, 241
archaisch 249 f., 311, 331, 339
Armut der Sprache 234
Ars characteristica universalis 158, 262
Artikulation 32 f., 72, 79 f., 86 f., 93, 95,
114, 170, 172 f., 184, 207, 210, 259, 271,
274, 285 f., 289 ff., 294 ff., 297, 305, 315,
323 f., 329 f., 332—335, 339 f., 342
Artikulationsmimik, -reflex 153, 294, 296
Assimilation 2, 5, 32, 40, 42
assoziativ, Assoziation 5, 17, 24, 32, 39,
43 ff., 50 f., 62, 67, 77, 86, 89 f., 98 f.,
120, 125 ff., 133, 136 f., 139, 161, 170,
184, 217 f., 229, 247, 259, 262, 271, 276,
283 f., 301, 303 f., 306, 308, 315 ff., 326
Assoziationspsychologie 9, 37, 126 f., 306
ästhetisch 91, 96, 107, 127 f., 131, 133,
138, 173, 175, 194, 220, 221 ff., 229,
238, 240, 244 f., 248, 256 ff.
Atavismus 82, 190 f., 196, 223, 283, 339
Aufgliederung 160, 170
Aufmerksamkeit 42, 116, 170, 182 f., 192,
204 f., 212, 242
Ausdruck 6, 22, 53 f., 56, 58, 70, 100,
174 ff., 179 ff., 184, 186—197, 199 ff.,
203—212, 215 f., 241, 270, 273 ff., 278 f.,
281 ff., 286, 290, 292 ff., 296, 298, 303,
305, 307, 311, 318, 322 ff., 326, 331, 333,
335, 338 f.
Ausdrucksbedürfnis 64, 96, 189, 271, 276
Ausdrucksbewegung (-motorik) 5 f., 10,
55, 67, 175, 188 f., 203, 270, 273, 276 f.,
284, 296, 302 f., 306, 308
Ausdrucksgebärde 77, 85
Ausdrucksnot 87, 240
Ausfalls (-Abbauerscheinungen) 121, 300
Ausgangsregulativ 48 f., 166 f.
Ausgestaltungsleistungen 129, 136, 140,
142
Ausspracheerleichterung 51, 342
Ausspruch 20, 22, 35
Automatisierung 95, 204, 213, 296, 303
Bedeutung (bedeuten) 7, 25, 40, 43 ff.,
56, 71, 73 ff., 78 f., 83, 85—89, 93, 96,
98 ff., 104, 106 f., 113, 116, 129, 131,
134, 140, 147, 161, 166 ff., 173, 176, 183,
189 ff., 197 ff., 205—210, 214, 216 f.

- 219 f., 228, 258, 264, 266, 270, 274, 284, 292 f., 296 ff., 306, 330, 333
- Bedeutungsaufbau 87, 89
- Bedeutungsbewußtsein (-erlebnis) 47, 102, 146, 168, 201, 205, 207
- Bedeutungsentleerung 102 f., 134, 167, 197
- Bedeutungslehre (Semasiologie) 5, 24
- Bedeutungssetzung 71, 92 f., 201 f., 204
- Bedeutungs-(Begriffs-)träger 45, 47, 76, 88 ff., 132, 168, 201 ff., 219
- Bedeutungswandel 2, 6, 8 f., 9, 21, 59 f., 102, 134, 168, 196, 208, 307, 330, 337, 342 f.
- Befehlsformen 224 ff.
- Begleitlaute (-geräusche) 273, 278 ff., 285, 296, 331 ff.
- Begriff, (-bildung, -zeichen) 3, 28, 37, 44 f., 47, 58, 61, 73, 88, 109 f., 132, 134 f., 140, 143 f., 146 f., 150, 152 f., 155, 157, 159 ff., 162, 165 ff., 184, 203, 205 f., 208 f., 211, 215, 217 f., 240, 245, 258, 261, 272 f., 275, 282, 290, 292, 301 f., 306, 311, 320
- Begriffssymbolik 129
- Behaviorismus (Verhaltenspsychologie) 8, 11, 34 f., 53—59, 66, 101, 143, 273, 276, 278, 332
- Bekanntheitscharakter 43 f.
- Beliebigkeit des Zeichens 78, 90, 265 f.
- Benennen, sinnvolles 53 ff., 66, 284
- Bericht(en) 74, 115, 144, 155, 173, 176 ff., 181 ff., 192, 205, 215, 218 f., 242, 281, 294, 335.
- Berufen 246, 257
- Berührungsassoziation 78, 89, 271, 280, 306
- Beschwörung 248 f., 253
- Betonung 32, 113, 226, 237, 287
- Bewußtseinsstütze 212 f., 215
- Beziehung (-sbegriff, -bewußtsein usw.) 45, 48, 58, 117 f., 128, 137, 150, 152 f., 158 f., 168 f., 272, 304, 306, 308 f.
- Bienensprache 52
- Bild, dichterisches 38, 132 f., 223, 227, 229, 235, 239 ff., 243, 263, 266
- Bildwörter s. Lautmetaphern
- Biolinguistik 8, 276
- Buchstabenwörter 90
- Chorisches Sprechen 187, 321
- Code-Einrichtungen 28, 80 f., 84, 122
- Continua lautliche 282, 289
- Darstellung(sfunktion, -feld, -mittel) 45, 56, 58, 66, 68—75, 77, 81, 104, 153, 172—176, 178, 180, 182—185, 188, 192, 205, 210, 215, 217, 219 ff., 232 f., 238, 242, 261 ff., 272, 275, 281, 283, 290, 294 f., 298, 301, 311, 319, 321 f., 324 ff., 328, 334 f., 338
- Decknamen, -worte 238, 250—257
- Deixis am Phantasma 82
- Demenz (Geistesstörung) 28, 148 f., 150, 267, 327
- Denken 3, 8, 20, 27, 29, 44, 47, 52, 54, 61, 89, 137, 140, 142—164, 169, 175, 177, 179, 188, 204, 213, 215, 217 ff., 231, 235, 245, 258—261, 272, 278, 301 ff., 304, 306, 308, 325
- Denken, sprachunabhängiges 158, 162 ff., 169 f.
- Denkerleichterung, -hilfe, -mittel 155, 162, 170, 185, 187, 212 f., 215 f., 218, 259
- Denkfehler 218, 263
- Denkformen 164, 166, 233, 259, 263, 287
- Denkökonomie 56, 102, 136, 145, 151, 155 ff., 160, 167, 259
- Denkpsychologie 4, 43, 45, 65, 90, 125, 127 f., 137, 139, 146 f., 149, 161
- desintegriert 29, 194
- determinierende Tendenz 27, 88
- deuten, Deutung 3, 53, 206, 238, 309
- Deuteschrei 271, 275, 279, 282
- diachronisch 11, 341
- Diakritika, Diakrise 22, 25, 40, 79, 81, 84, 93 ff., 100, 191, 202, 208, 290
- Dialektik 164, 219, 262
- dialogisch 172, 174 f., 178 f., 184 ff., 189, 199, 212, 214, 216, 219, 281, 293
- dichterisch, Dichtung 47, 125 ff., 131 ff., 138 ff., 142, 173, 222, 229, 235, 237, 239 f., 243, 245, 260
- Dienstwert und Selbstwert der Sprache 220 ff.
- Dissimilation 41 f., 52, 342
- Doppel- und Hintersinn 235 f.
- Dynamik 133, 136 f., 137, 217, 233, 259
- Eidetisch 29, 129, 131, 137, 140 ff.
- Eigennamen 247 f., 343
- Eindruck 174, 182, 188 ff., 196, 217, 241, 273, 281, 292 f., 294, 296 f., 303 f., 306
- Einfühlung 77, 85, 172, 191 f., 206 f., 241, 270 f., 272, 282
- Einklassensystem 82 f., 101
- Einstellung 88, 168 f., 294 f.
- Einwortsatz 82, 111, 121, 123, 194, 201
- Ekstase 200, 202
- Elan, aktiver 133, 216, 218
- elektroakustische Sprachanalyse 25, 94
- Elementargedanke 292 ff., 298
- Elementarparallelismus 336
- emotionales Denken 163, 165
- emotionell s. Gefühl
- Empfindung, reproduzierte 125, 128, 137, 159 ff.
- emphatisch, Emphase 103, 237
- emphatische Sprachänderung 181 f.
- empraktische Verständnishilfe (Ergänzung) 80, 192, 272, 282
- Entladung (Abreaktion) 96, 153, 178 f., 181 f., 187, 189 ff., 193, 195 ff., 199 f., 206, 209 f., 217, 241, 273, 279
- Entlastung 45, 155, 272

- Entwicklungsgesetz 267, 340
 Entwicklungslehre (Evolutionismus) 5, 58, 300, 311, 320, 328
 Erbsprache 318 f., 339
 Erinnerungsbilder 125, 128, 164
 Erlebnispsychologie 25, 34 f., 53, 56, 62
 Ersparungswert 78, 104, 166
 ethisch, Ethik 98 f., 212, 220 f., 224 ff., 228, 231, 233, 248, 256, 258
 ethischer Dativ 226
 etymologisch, Etymologie 86, 90 ff., 102, 135 f., 157, 234, 239, 247, 264, 266, 290, 328, 330
 Euphemismus 226—230, 234 f., 243, 248, 251—254, 256 f., 343
 exeuphemistische Tendenz 91, 227, 242 f., 343
 exhyperbolische Tendenz 91, 242
 exmetaphorische Tendenz 91, 227, 239, 242 f.
 exonomatopoetische Tendenz 91 f.
 Experiment 35 f., 38 ff., 40, 44—52, 90, 137—141, 146, 169, 264, 297 f., 302
 Expressivsymbolik 293, 296

 Fachsprache (Terminologie) 166, 168, 215, 218, 223
 Feuererwerb 313, 321 ff.
 Figmente (Fiktion) 223, 229, 231, 237, 241, 245
 Figuren und Tropen 47, 103, 133, 136, 189, 219, 223, 241, 244
 Finalbestimmung 67, 69, 75
 Fluchen 191, 195 ff., 214, 254 f.
 Form symbolische 73, 159
 Formanten (Kerntöne) 40, 94
 Frauensprache 230, 343
 Fremdsprachen 39, 87, 95, 100, 118, 165, 260
 Fremdwörter 229, 256, 264 f.
 Funktionslust 132, 192, 215, 279
 Funktionswandel 191, 208

 Ganzerfassung 117, 164
 Ganzheit 115 f., 120 f., 170, 288, 326
 Gebärden(sprache) 6, 28, 78, 85, 154, 180, 184, 188, 267, 270, 272, 274, 279, 282 f., 285, 290, 296, 299, 303, 306, 316, 324, 334
 Gefühle 62, 131, 169, 172, 177, 179 ff., 184, 187, 189 ff., 193 f., 197, 200, 204 bis 211, 215 f., 222, 270, 272 f., 290, 293 f., 303 f., 306 f., 333, 339
 Gefühlston, -wert, -wirkung u. ä. 39, 73, 97 ff., 131 ff., 135, 140 ff., 173, 178, 228, 239, 241, 243, 257, 293 f., 297, 306 f.
 Gegensinn der Urworte 255
 Gegenstandsbewußtsein 62, 74, 76, 88, 92, 99, 108, 111, 145, 151, 155, 159, 161, 178, 205, 275, 290, 303, 325 f., 335
 Gegenstandswelt, Aufbau der, 261
 Geheimsprache (Wechselsprache) 246, 250

 Gehirnanatomie, -pathologie, -physiologie 27, 150 f., 211 f.
 Gehirnausbildung 312—321
 Gemeinschaft 54 f., 78, 185 f., 191 f., 209, 277, 280, 284 f., 306, 313, 321
 Gemeinschaftspsychologie 5, 27
 genetische Invarianten 274, 292 ff., 297, 341, 343
 Gespräch 185
 Gestaltgesetzlichkeit, -psychologie 41 f., 115—119, 121
 Gleichförmigkeitsercheinungen 51, 252, 336, 340 ff.
 Gleichgewichtsorgan 314 ff.
 Gliederung 48, 113 ff., 127, 212, 307
 globale Symbole, Signale 80, 82, 101, 123, 190, 282, 288, 301, 325
 Glossolie 198 ff., 202
 Glossemorphie 223, 259, 263
 Grammatik psychologische 5, 60, 62
 Grammatikalisierung 101, 194
 Grundfunktionen, seelische 62, 142, 172 ff.

 Handlung 18, 57, 66, 74, 155, 195, 202, 212, 217
 Häufungsfiguren 103
 Hemmungen, nervöse 213 f.
 Hemmung, Ranschburgsche 40, 42
 Heterogonie der Zwecke 233
 Höflichkeitssprache 231 f., 256 f., 258
 Höherbezeichnung 232
 Homonym 89, 99, 145, 168 f., 247, 265
 Hormon (innere Sekretion) 318 f.
 Hörstummheit 153 f.
 Huxleysches Gesetz 327
 Hyperbel 133, 241 ff.
 hyperhochdeutsche Korrekturen 97
 hypologisches und hyperlogisches Denken 163, 198

 ideomotorisch 195, 272
 idiomatisch 105
 Impressivsymbolik 294 f.
 Information 75 ff., 80, 176 ff., 182 f., 185, 192, 208, 215, 219, 261, 283, 335
 innere Sprache 22, 24, 151, 215
 Instinkt 57, 277 f., 281 f., 283, 292, 295 f., 303
 integriert 140, 194, 250
 Intelligenzstörung 147, 151
 intentional (Intention) 68, 71, 74, 92, 95, 106, 109, 112 f., 115, 146, 172, 187, 192 f., 198, 201 ff., 207, 217, 233, 272 f., 276 f., 280 f., 285, 311, 325, 335
 Intonation 32, 100, 109
 Introspektion (Selbstbeobachtung) 28, 35 ff., 39, 47 ff., 53 f., 57, 59 f., 101, 116, 125, 127, 137, 163, 165, 169, 302
 Intuition 36, 114, 145, 159, 163 f., 169, 206, 215
 Ironie 238
 Isomorphie 77, 190, 272

- Katachrese 59, 100, 134, 216, 223
 Kategorien, grammatische 45, 64, 241, 262
 kathartische Wirkung 180, 193, 199, 241
 Kausalverhältnis 180, 203 f., 207, 273, 276, 281, 283, 325
 Kephalisation 316 f.
 kinästhetische Vorgänge 27, 138, 140
 Kind 6, 95, 118, 122, 124, 142, 144, 152, 154 f., 158, 169, 181, 186, 189, 199, 212, 261, 267, 270 f., 273, 275 f., 284 f., 289, 296, 300 f., 304 f., 318, 338
 Kindersprache 7, 28, 86, 101, 121, 240, 289, 295, 308, 332
 Klangleib (Lautkörper) 25, 98 f., 329
 Kombination, Kombinierbarkeit u. ä. 80, 82, 87 f., 104 f., 115
 Kommunikativaspekt (-mittel u. ä.) 54, 58, 186, 216, 219, 272
 Konstanz 76 f., 191 f., 200, 202, 207, 212, 271 f., 274, 277, 282, 286, 325 f., 341, 343
 Konstellation 89, 169
 Kontamination 2, 32, 41, 49, 51 f., 224, 337
 Kontakt (sozialer, -situation, -wirkung) 6, 42, 54, 77, 172, 179 f., 183, 190, 192, 214 f., 270 f., 275, 277 f., 281, 284 f., 318
 konventionell, Konvention 46, 72, 76 ff., 80 f., 85 f., 91, 102, 125, 193, 199, 201 f., 206, 208 f., 212, 228, 235, 242, 261, 263, 266, 271 f., 294, 298, 303, 318
 Konvergenzerscheinungen 336 f.
 kortikale Kontrolle (Steuerung) 179, 204, 211 f.
 kortikale Person 211 f., 283
 Kryptomnesie 264
 Kundgabe 70, 72 ff., 77, 173—182, 184 f., 187—193, 196 f., 199 f., 200, 205 f., 210, 219, 230, 232 f., 241, 273, 278, 280 f., 283, 290, 296, 303, 309
 Kundnahme 180, 187, 193, 196, 199, 201, 210, 281
 Kunst 12, 26, 34, 119, 163, 175, 186
 Kurzformen 124, 225

 Lallen 38, 95, 192, 198, 203, 273, 284, 286, 290 f., 305, 338 f.
 Lallwort 269, 293, 334, 337.
 Laute 6, 15, 17, 39, 276 f., 285, 287, 294, 296 ff., 303, 340
 Lautabsicht 93, 96
 Lautänderung (expressive, kombinatorische) 42, 181
 Lautdeutungslehre 81, 87, 96
 Lautgebärden 8, 87, 190, 206, 272, 274, 279, 281 f., 285, 293, 295, 306 f., 324
 Lautgesetze 6, 15, 93
 Lautmal, s. Phonem
 Lautmetaphern (Bildwörter) 85, 91, 96, 152, 269, 293, 295, 336 f.
 lautmotorisch 194, 284 f.
 Lautphysiognomik 46, 96, 269, 297
 Lautphysiologie 26 f., 38, 207
 Lautreaktion 270, 274, 293 f.
 Lautreduktion 102 f.
 Lautsymbolik 46, 73, 96, 98, 132, 152, 181, 220, 266, 269, 271, 274, 290, 295 ff., 298
 Lautverschiebung 31, 42
 Lautvorstellung 93 ff., 100
 Lautwahrnehmung 8, 39
 Lautwandel 2, 8 f., 14 f., 24, 31, 51, 60, 90, 307, 329 f., 341 f.
 Leben des Lautes 284 f.
 Leistungen der Sprache, s. Sprachfunktionen
 Lernsprache 318 f.
 Lesen 43, 49, 121, 125, 136
 lexikalisch, Lexikon 27, 80 f., 87, 96, 100 f., 106, 110, 147, 173, 198 f., 202, 246, 279, 287 f., 327, 322 f., 335, 338
 linguistischer Pessimismus, s. Sprachskeptizismus
 Litotes 226, 228, 230, 252, 256
 Logistik 73, 159, 262
 Logopädie 28, 30, 33
 Logophobie 246, 249
 Logorrhöe 200
 Loquazität 315 f., 321
 Lüge 143, 223, 227, 232—237, 242, 245, 257

 magisch, Magethos 166, 196, 203, 245 f., 249 f., 255 f., 258, 308
 Männersprache 230
 Malerei, Malprinzip, Malfeld 125 f., 298
 Mehrdeutigkeit 107, 145, 234, 236
 Meinen 27, 75, 193, 197 f., 201, 203, 294
 Melodiewortkette 305
 Menschwerdung 310, 312 ff., 316, 318, 321, 334, 337
 Metanalyse 97, 120
 Metapher 4, 47, 88, 128, 134, 137, 166, 168, 232, 235, 238 ff., 246, 253, 263, 330, 343
 Metathese 341 f.
 Metonymie 168, 235, 256, 343
 mimisch, Mimik 77, 121, 124, 272, 274, 279, 282, 290, 306, 324
 Minderwertigkeitsgefühl 224
 Minimum-(Notbehelfssprachen) 28, 241, 267
 Mitbewegungen, reflektorische 271, 305
 Mitteilung 67 f., 74, 76, 175, 178, 186, 201, 203, 205, 216 f., 219, 223, 234 f., 245, 258, 278, 284, 290, 294, 303, 306, 321—325, 332, 335
 monologisch, Monolog 173, 175, 179, 185 bis 189, 191 ff., 195 ff., 199 ff., 202, 209, 212—215, 217, 219, 281, 283, 293
 monophyletisch, Monogenese 334, 340
 morphologisch, Morphem 74, 83, 90, 101, 104, 106, 113, 121, 173, 202, 246, 255, 288, 327
 motorische Prozesse 8, 27, 155, 189 f., 209, 216 f., 276, 278 f., 295 f., 304 f., 308

 Kainz, Psychologie der Sprache

- musikalisch 39, 96, 111, 124, 226, 270, 290, 295
 Mutation 313, 322
 Muttersprache 93, 95, 118 f., 166, 191, 193, 209
 Mythos 12, 245 ff., 263, 301
 Name 44—47, 88, 150, 157, 205, 215, 230, 245, 249, 263
 Namenbergglaube 246, 249
 Nationalstil (psychologie) 194, 196
 Naturgeräusche, -laute 6, 86 f., 96, 194, 206 f., 209, 211
 natürliche Zeichen 46, 76, 78, 85 f., 90, 203
 Nebenvorstellungen 42, 98, 131, 133, 223
 nennen, Nennzeichen 56, 59, 70 f., 79 f., 82, 98, 110 f., 175, 182 f., 185, 194, 205, 208, 215
 Neubildungen (Neologismen) 81, 92
 Notmetaphern 240 f., 263
Objektion, Objektivation 72, 75, 175, 215, 216
 objektiver Geist 16, 19, 26, 35, 66, 209, 233
 Onomatopöie (Lautnachahmung, Schallwort) 85 ff., 90 ff., 96, 98, 102, 205, 220, 266, 293, 295 ff., 303, 305, 336 f.
 ontogenetisch, Ontogenese 7, 55, 92, 101, 123 f., 135, 142, 144, 151 f., 158, 189, 194, 212, 261, 267, 285, 289, 301, 333, 338
 Organonmodell 21, 70, 72, 173 f., 281
Paläenzephal-neenzephal 283
 Paralogramismus (Fehlschluß) 235 f., 263
 Paraphantasie 129, 142
 Paraphrasie 150
 participation mystique 241, 249 f.
 pathognomisch 190, 192, 272 f.
 Pathopsychologie 27 f., 30
 periphere Sprachvorgänge 27, 322 f., 334, 339, 341
 Periphrase, s. Umschreibung
 Perseveration 42, 242
 Personifikation 133, 166, 223, 235, 241
 Perzeptionen, akustische usw. 7, 40, 42, 153, 273
 Phänomenologie 6, 69, 72, 74, 174, 184, 189
 Phantasie 99, 129 ff., 132, 134, 142, 173, 223
 Phantasievisualität, s. Anschauung
 Philologie 23, 60
 Phonem, Phonologie 4, 22, 25, 27, 40, 53, 78, 81, 86, 93 f., 97, 99 f., 100, 108, 173, 206, 208 f., 275, 287, 290, 298, 329 f.
 phonetisch, Phonetik (Lautlehre) 5, 15, 17, 24 f., 27, 38, 55, 78, 94, 96, 119 f., 170, 202, 207, 210, 247, 256, 286 f., 290, 329
 Phonometrie 25, 94
 Phrase 105, 135
 phylogenetisch 7, 92, 101, 123 f., 135, 142, 144, 151, 153, 158, 189, 194, 212, 261, 267, 276, 285, 301, 305, 315, 317, 331, 333, 339
 polyphyletisch (Polygenese) 274, 334 bis 340, 343
 pragmatistisch, Pragmatismus 54, 178, 185
 Prähistorie, linguistische 268, 289, 328
 Präsenzzeit, psychische 138
 Primaten (Herrentiere) 312 ff., 317 f., 320, 329, 334, 339
 primitive Geistigkeit 87 f., 190, 196, 209, 212, 230, 245 f., 249 f., 257 f., 267, 272, 283, 285, 287, 302, 310, 317, 332, 335, 340
 Primitivsprachen 28, 106, 120, 123 f., 152, 157, 288 f., 295, 327, 339
 Prinzipienwissenschaft 9, 16, 23, 25
 Privatsprache 154, 201 f.
 Pseudosprache 202, 269
 Psychekephalon 314, 316 f.
 psychomotorische Vorgänge 195, 272, 308
 Psychophonetik (Lautpsychologie) 94
Randerscheinungen des Sprachlichen 197—205
 Rassenpsychologie 242
 Rede 8, 21 f., 54, 63, 89, 92 f., 112, 129, 150, 206, 290, 331
 Reduplikation 41, 295
 Reflexaktion, psychische 204
 Reflex, bedingter 35, 154
 reflektorisch 77, 172, 189 ff., 203—207, 211, 270, 272—277, 281 ff., 290, 294, 296, 303, 305, 308, 325, 333
 Reizausleitung (reflektorische, motorische) 188, 191, 195, 205
 Reizermüdung 243
 Relationserfassung, -zusammenhang 47, 108, 128, 169
 Religion 220 f., 246 f., 256, 258
 Reproduktion 24, 27, 43, 52, 88 f., 126, 136, 138 f., 164, 169, 301, 308
 Retardation 318 f.
 rhetorisch 100, 136, 183, 229, 235, 241, 244
 Rückbildung 101, 292
 Ruf (Anruf, Zuruf) 172, 180, 182 f., 189, 192, 234 f., 288, 290, 306
Sachaufschlüsse 264 ff.
 Sachvorstellung (-verhalt) 48, 71, 125 f., 169
 Sakralsprache (Kultsprache) 246 ff., 255 f., 258
 Satz (-bau, -bewußtsein, -bildung, -dynamik usw.) 6, 8, 15, 23, 45, 48 f., 78, 82 f., 91, 112, 120, 226, 231
 Schallcharakter, (-masse usw.) 39, 58, 220, 329
 Schallwörter, s. Onomatopöie

- Schichten 121, 178, 193, 208, 281, 283, 296, 310, 331
 Schizophrenie 202
 Schlagwort 165, 167
 Schnalzlaut 279, 290, 328, 331 f., 309
 Schrei 192, 207, 210, 279, 290, 305, 309, 321, 331
 Schreib- und Sprechfehler 42
 Sekundärfunktionen 219—266
 Selektiv 88 f.
 Semanteme 74
 semantisch, Semantik 53 ff., 55, 57, 66, 73, 78, 91, 100, 188, 202, 267, 270, 280, 301, 311, 322, 327, 334 f., 339
 Semeologie, Sematologie 20, 54
 sensomotorisch 44, 195, 272, 308
 Sensualismus 37, 126 f., 137
 Setzung, s. Bedeutungssetzung
 Sigel, sprachlogische 102
 Signalwert (-charakter) 25, 53 f., 73, 76, 78, 80 f., 93 f., 96, 122, 176, 182 f., 185, 205, 275, 277, 281 f., 288, 293, 301, 305
 signifikativ 191, 270, 272
 Sinn (-gebilde, -gestalt, -einheit, -träger usw.) 17, 43, 45, 59, 68, 74, 84, 90, 98, 118 f., 129, 146, 154, 168, 198 f., 325
 Sippe 318 f., 321
 Situationseinbettung 66, 85, 88, 92, 113, 183, 190, 206, 272
 situationsentbundene Darstellung 80, 294
 Situationshilfe 80, 82, 101, 274, 325 f., 335
 Sophisma (Trugschluß) 233—236, 262
 Sozial (-aspekt, -geschehen) 54, 188, 248, 278
 Sphäre 98 f., 133, 217, 228
 Spirallauf der Sprachentwicklung 287 f., 291 f.
 Spontanbildungen 305
 Sprachästhetik 11, 47, 98, 133
 Sprach(-bewußtsein, -erlebnis usw.) 13, 25, 94, 139
 Sprachfunktion (Sinndimensionen der Sprache) 39, 45, 58, 62, 65, 67—75, 146, 172 ff., 176—179, 185, 202, 212, 215, 241, 261, 280 ff., 283 f., 325, 327 ff., 329, 331, 334 f.
 Sprachgebilde 2, 18, 21, 23 f., 60, 70, 92, 109, 112 f., 188, 202, 337, 340
 Sprachgemeinschaft 4, 60, 72, 93 ff., 95, 205, 262, 337
 Sprachkritik 65, 142, 145, 221, 234, 258, 261 ff.
 Sprachlogik 74, 79, 128, 142 f., 174, 227
 Sprachlokalisierung 35, 331
 sprachlose Geistigkeit 268, 289, 299 ff., 302 f., 310
 Sprachmagie 250 f.
 Sprachökonomie 101, 103, 105, 127
 Sprachorgane (-werkzeuge) 8, 55, 94, 276 f., 290, 296, 303, 306, 339 f.
 Sprachpathologie 7, 52, 87, 101, 120 f.
 Sprachphilosophie 2, 16 f., 23, 26
 Sprachregion 211, 315
 Sprachreife 275, 305
 sprachschaffendes Bewußtsein 299 f.
 Sprachskeptizismus 145, 234 f., 258, 262
 Sprachsoziologie 32, 195, 259
 Sprachspiel 198 f., 203, 223, 290 f., 341
 Sprachstörungen (-defekte) 8, 24, 28, 33, 52, 120, 147, 149 ff., 221, 267, 327
 Sprachursprung (-entstehung) 69, 76, 189, 267 ff., 274, 279 ff., 284, 286 f., 299 f., 302 f., 305—309, 322 ff., 328 ff., 341
 Sprachverführung 231, 234 f., 242, 245 f., 248, 262, 265
 Sprachvermögen (-fähigkeit) 10, 19, 21 ff., 275, 307, 332 ff., 336, 338
 Sprachwerk 21, 23, 35
 Sprachwurzeln 284 ff., 305
 Sprachzwang 231, 234
 Sprechakt (-vorgang) 10, 18, 20, 22 f., 27, 42, 44, 60, 72, 93, 105, 200, 209, 217, 296, 299
 Sprechbewegung (-dynamik, -geschwindigkeit) 42, 51, 109, 338 f., 341
 Sprechen 2, 4, 7 f., 19, 21, 24, 28, 35, 37, 61 f., 64 ff., 69, 74, 83, 87 ff., 94 f., 100, 112, 142, 145 f., 148, 150 f., 155, 161, 164, 166, 177, 195, 202 ff., 219, 241, 260, 272—276
 Sprechmelodie (-ton, -rhythmus) 3, 237, 246
 Sprechmotorik 135, 198, 214, 295
 Sprechmuskulatur 87, 298, 304
 Sprechverkehr 58, 100 f., 107, 174, 223
 Stauungen (Hemmungen) des Verstehens 43, 47, 91, 118 f.
 Steigerung 234, 241, 243
 Stellenwert 83, 107
 Stellungnahme 108, 110 ff., 120
 Stil(istik) 11, 15, 23, 86, 94 f., 104, 107, 134, 136, 164, 182, 229, 241
 Stimmung(swert) 131 f., 139, 179, 184, 205, 220, 223, 229, 290, 295, 298
 Stottern 30
 Streckformen 181
 Struktur 116 f., 163
 Strukturwandel 21, 82, 84
 Superstruktur 274 ff., 283, 332
 syllogistisches Begriffsrechnen 263
 Symbol, symbolisieren 22, 56, 59, 72 f., 75, 80, 82, 114, 125, 140, 144 f., 149, 155, 158, 164, 169, 172, 176, 179, 184 f., 191 f., 219 f., 224, 271 f., 274 f., 277, 279, 281 ff., 301, 303, 307, 311, 324, 334
 Symbolbewußtsein 153
 Symbolfeld 66, 73, 82, 107, 298
 Symbolgrenze 137, 265 f.
 symbolisches Denken 153, 278, 301, 308
 Symbolrelation 304, 308
 Symbolsprache, mathematisch-physikalische 159, 260
 Symptom 73, 77, 172, 176, 182, 184, 206, 210 f., 277, 281
 Synästhesien 4, 29, 140

- synchronische Sprachforschung 11
 Synekdoche 256, 343
 Synonym 51, 98, 106, 145, 168, 220, 230, 250, 292
 synsemantisch 192
 Syntax (Satzlehre) 8, 11, 24, 61 f., 82 f., 104, 106 ff., 116 f., 173, 182, 189, 202, 211, 230, 234, 236 f., 266, 288
 Synthese, synthetisch 118, 121, 288, 291
 synthetische Satzdefinition 114 f.
- Tabu 227, 230, 246, 248 f., 251, 253, 254 f., 257 f., 343
 Taubstumme 143, 154, 261, 275, 278, 294, 306, 331, 338 f.
 Temperament 3, 320 f.
 Test 3, 297
 Tiefenperson 211, 283
 Tiefenpsychologie 199, 238, 310
 Tier (-psychologie, -sprache) 28, 58, 267, 273, 282 ff., 300 f., 308 f., 311, 319, 322, 324 ff., 329 f., 332, 335, 339
 Tonakzent (-gebung, -höhe) 3, 96, 99 f., 113, 115, 270, 282, 290, 323
 Trieb (affekte) 179, 212, 282 f., 285, 292 f., 295 f., 306, 308, 326, 338
 Typus (Typologie) 36, 38, 44, 49, 115, 138 f., 146, 149, 159, 161, 163 f., 178, 194, 215
- Übermedialer (-instrumentaler) Charakter der Sprache 228, 233 f., 245, 258
 Übersetzen 44, 165, 210, 222
 Umfeld 82
 Umschreibung 223, 226 f., 228, 230 f., 246, 248, 250 f., 256
 Uneigentlichkeit 81, 223, 235, 239 f., 243, 255
 Urgüter 268, 300
 Urmensch (-hominide) 122, 190, 274, 280 f., 285, 289, 291, 297, 300, 303, 311, 317, 331, 334, 336
 Urschöpfung 9, 45, 76, 87, 209, 269, 271, 292, 307
 Ursprache 46, 102 f., 286 ff., 290, 292, 329, 333 ff., 336
 Ursprachmodell 122, 289, 332, 335
 Ursachbewußtsein 62, 92, 145, 177, 272, 275
 Ursprungshypothesen (-theorien) 273, 278 ff., 298 ff., 302, 309, 328
 Urteil 61, 109 f., 152, 161 f., 215, 233, 353
 Urverwandtschaft der Sprachen 336
 Urwort (-satz, -laut) 82, 96, 121 f., 193, 206, 271, 282 ff., 286, 288 f., 291, 293, 329, 332 f.
- Variationsbreite 29, 96
 vasomotorische Vorgänge 303
 Verbalamnesie 30, 120, 149, 221, 250
 verbal (imaginativ) 29, 129, 194
 verbale Reaktionen 55
 Verbalsubstitution 56
- Verbigeration 198 ff.
 Vereindeutigung 88, 105 ff.
 Vergleich 128, 133, 139, 238 f.
 Verneinung 242 f.
 Versöhnungsnamen 252, 254
 Versprachlichung 162, 209 f., 211
 Versprechen 8, 32, 52, 342
 Verstehen 2, 7, 16, 23, 27, 37, 39 f., 42 f., 47, 59 f., 65 f., 70 f., 88 f., 116, 118, 125, 128 ff., 132, 141 f., 161, 200, 215, 217, 281, 298
 Verwandtschaftsnamen 50, 251 f.
 Verzeichlichung, progressive 91, 102, 135, 211, 243, 266
 visuell 29, 130, 138, 140, 153
 vital-vegetativ 179, 211 f.
 Vokalharmonie 78
 Volk, Volksgemeinschaft, -seele 13 ff., 19, 21 f., 30, 35, 60, 166, 221
 Völkerpsychologie 5, 7, 12 ff., 27, 30, 152, 166, 223, 249, 255, 270, 309
 Volksetymologie 248, 254, 264 f.
 Vollsprache 100, 153, 170, 273, 275, 278, 281 ff., 301 f., 311, 317, 322, 328, 333, 337
 Vollzeichen 102, 104, 113
 vorsprachliche Zeichen (Seezeichen, heraldische Zeichen) 28, 80 f., 84
 Vorstellungstypik 44
 Vorstellungsverdrängung 238
- Wechselsprache 250
 Wehrmachtpsychologie 3
 Weltoffenheit 194
 Werkaspekt 34 f., 60
 Werkzeug 54, 68, 152, 169, 174, 210, 220 f., 233, 235, 245, 259, 268, 313
 Wille (Wollen) 62, 175, 177 ff., 182, 187, 194 f., 203, 212, 215 f., 242, 273, 277, 293, 296, 306, 308, 324 f.
 Wortbildung (-findung) 6, 9, 24, 87, 120, 149, 156, 225, 276
 Wortfetischismus 246
 Worthöhe (-ethos) 98 f.
 Wortmagie (-aberglaube, -zauber) 246, 248 ff.
 Wortphantom 129, 142
 Wortrealismus 234
 Wortspiel 235, 244, 259 f.
 Wortvorstellung 4, 8, 44, 51, 98, 100, 106, 125, 132, 139, 161 f., 215, 275
 Wortzusammensetzung 264 ff.
 Wundertheorie 299 f.
 Wurzelperiode 104
- Zaubersprüche 203
 Zeichen (-funktion, -gebung, -verkehr u. ä.) 7, 10, 16, 22, 25, 41, 53 f., 57 ff., 67 f., 71—95, 99 ff., 101 f., 104, 106 ff., 127 f., 153, 156 ff., 161 f., 168, 170, 172, 176, 191 f., 194 ff., 198—208, 211 f., 215, 218 ff., 227, 245, 250, 253 f., 261, 263, 265 f., 270, 273 f., 279 f., 282 f., 284 f.,

-
- 290 ff., 293 ff., 298, 301, 303 f., 306, 308,
316, 321, 324 f., 331 f., 334 f., 338 f.
Zeigen (Deixis) 38, 73, 80, 82, 127, 271,
274 f., 282 ff., 295
Zeigfeld 73, 82, 298
Zeigzeichen (-hilfe, -worte) 59, 78, 80,
114, 127, 262
Zensur 227, 257
Zentrale Sprachstörungen, s. Aphasie
Zentrale Vorgänge 27 f., 35, 147—151,
331, 334, 341
Zentralnervensystem 211 f.
Zerebration, progressive 211 f., 316
Zerordnung 76, 78, 84, 90, 183, 192, 202,
228, 239, 265 f., 277, 325
Zurechtdeutung 264 f.
Zusammenhandlung (Kooperation) 53 f.,
56, 58
Zusammenhang, sinngebender 89, 120,
168
Zustandsbewußtsein 62, 92, 145, 172,
275, 293, 295
Zweiklassensystem 80, 82 f.
Zweiphasenprozeß 188 f.
-